MARQUIS SAINT-GERMAIN DER WUNDERMANN

[illegible] in [illegible] von [illegible]
[illegible] von [illegible] in [illegible]
[illegible]

Kleine
Wiener Memoiren:

Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curiosa, Visionen und Notizen

zur

Geschichte und Characteristik Wien's und der Wiener,

in älterer und neuerer Zeit.

Von

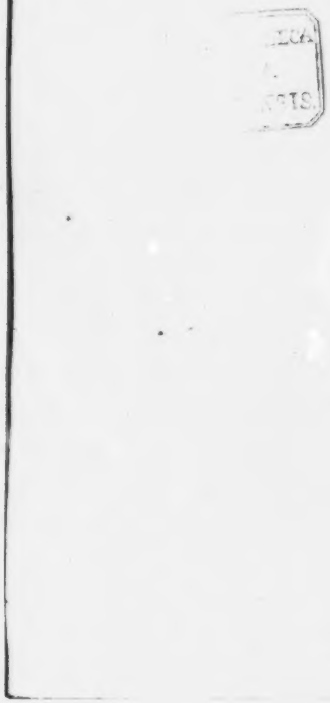
Franz Gräffer,

Inhaber der goldenen Schriftsteller-Medaillen des Kaisers von Österreich und des Königs der Franzosen.

Erster Theil.

(Mit dem Bildnisse des Wundermanns Marquis Saint-Germain.)

Wien.
Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung.
1845.



Vorwort.

Der Stand des Antiquar-Buchhandels wohl allüberall, und des gewissen Bücherschätzwesens gibt seit einigen Jahren unglaublich viel Anlaß zum Müssiggang, so, daß es um 4 Stunden zu viel ist, wenn man seine liebe Bude täglich nur 5 Stunden lang offen hält.

Unthätig zu seyn aber ist nicht meine Sache; und da es keine Cataloge und Quittungen mehr zu schreiben gibt, so griff ich nach Verlauf vieler Jahre wieder zur literarischen Feder, und schrieb für die Tageblätter.

Ich ging so weit, sie zu überfluthen; und das Publikum ging so weit, darüber nicht böse zu werden. Insonderheit aber beliebte man die kleinen Skizzen, Wien, wienerische Personagen und Zustände betreffend zu protegiren, vielleicht, weil die Auffassung, oder die Form, die Färbung oder der Umstand nicht gleichgültig ließ, daß viele dieser Stoffe aus dem Leben selbst oder noch ganz unbesprochen waren.

Man forderte mich auf, diese in so vielen Blättern zerstreuten Compositionen und Notizen zu sammeln, und als selbstständiges Buch heraus zu geben. Ich fand es recht behaglich, einer so schmeichelhaften Aufgabe, mir von Männern geworden, wie von Hammer, von Feuchtersleben, Endlicher, Seidl, Grün, Lenau ꝛc. ꝛc. zu entsprechen.

Man war so umsichtig und hold zu bemerken, daß

das Buch auch Diejenigen interessiren dürfe, welche die meisten oder wohl alle jene Blätter gelesen (Letzteres ist nicht wohl anzunehmen); und ich selbst erlaube mir, dieß nicht ungern zu glauben. Die Verschiedenartigkeit der Gestaltung und des Tones dieser der Individualität jener Blätter angepaßten Texte, meinte man ferner, könne dem Lesegenuß nur zu Statten kommen. Ich sträube mich nicht, auch hiermit einverstanden zu seyn.

Inzwischen ließ ich es nicht bey einer trocknen Sammlung bewenden. Auch fügte ich eine ziemliche Anzahl noch ungedruckter Aufsätze bey.

Eigens aber muß ich noch dieß anmerken: Ein großer Theil des Inhalts ist novellistisch. Der Kenner, ja selbst der nur obenhin gebildete Leser wird die Fiction vom Factum recht gut zu unterscheiden wissen. Jenem Leser, dem es nur um historische Unterhaltung zu thun ist, pflegt diese Sichtung gleichgültig zu seyn. Im Wesentlichen aber handelt es sich bey der Novelle um characteristische Treue, so, daß der Leser sich muß gestehn dürfen: All das hätte sich ereignet haben k ö n n e n.

Wohlan denn! Hier ist das Buch!

Mir hat es Beschäftigung, Unterhaltung, Zerstreuung gewährt. Möge es das auch dem Publicum!

Es lebe, dieses Publicum! Vornehmlich aber das W i e n e r, welches gar so wohlwollend, nachsichtig und liebenswürdig ist!

W i e n, im April 1844.

Der Verfasser.

Hermannsschlacht.

Was sind die Milanollo, was war Paganini, was waren und sind und werden seyn alle möglichen Virtuosen und Dilettanten, alle nur erdenklichen Scolaren und „Herrn Professoren“ des Geigenbogens gegen den nun lange dahin geschiedenen, lange vergessenen Violin-Künstler Bohdanowicz? Denn mit einem einzigen Bogen zu geigen: was ist das? Je weniger Geigenbogen (auf ein und demselben Instrument-Exemplar) desto weniger Töne: nichts natürlicher. Je mehr Fidelbogen applicirt, desto mehr Töne: wieder nichts natürlicher, und wieder nichts künstlicher, das heißt kunstvoller, wirkungreicher ꝛc. In den Saiten schlummert eine Welt von Tönen; Millionen Töne sind noch gar nicht entdeckt, noch gar nicht hervorgelockt; die Violine ist an Tönen unerschöpflich, daher ein ewig neues, nie untergehendes Instrument, das letzt übrig bleibende vielleicht auf Erden. Spielt man also statt mit einem einzigen Bogen mit zweyen, oder gar mit dreyen, oder gar mit vieren: welche Vervielfachung des Effects?

Und Bohdanowicz ist es mit den Seinigen, der mit allen Vieren zugleich gespielt, selbst die Weisheit der Chinesen beschämend, die in zwey Sekunden ihre Armee verdoppeln, indem jeder Soldat in jede Hand einen Säbel nimmt. In manchen Fällen begnügte sich unser Virtuose auch mit dem lediglichen Dupliren; er spielte Clavier

à huit mains. Wer an alle dem zweifeln sollte, könnte es täglich sehen, das heißt: Vor mir liegt eine in Kupfer gestochene Productions-Ankündigung dieses Heroen in Folio, wie er selbst, in welcher Ankündigung all das Gesagte abgebildet zu sehen: Die drey Bogen, die vier Bogen in curiöser Verschränkung, das achthändige Clavier. Unter den drey Bogen-Noten steht: Les premières du monde; unter den vier Bogen-Noten steht: Non plus ultra. Darüber 12 Finger; 16 Finger. Ober den Instrumenten schwebt der geniale Pole selbst (Bohdanowicz war ein polnischer Edelmann) mit seiner werthen Familie, silhouettirt: Mutter, Vater; gleich unter ihr, wie billig etwas kleiner (wenn auch schon total ausgewachsen) vier Töchter, Nahmens: Catharina, Theresia, Anna, Josepha; gleich unter ihm, wie billig etwas kleiner (wenn auch schon total ausgewachsen) vier Söhne, Nahmens: Basilius, Michael, Franz, Anton, alle zehn einander gegenüber. Zwischen Chef und Gattinn ist zu lesen: „Die musikalische Familie des Bohdanowicz in Wien.“ Hinter dem Zopf des Chefs ist zu lesen das Nähmliche auf Englisch: hinter dem Chignon der Gattinn ist zu lesen das Nähmliche auf Französisch. Man sieht: Alles ist polyglottisch. Der übrige Text aber ist bloß Französisch; aber das ist am meisten polyglottisch. Der Titel ist: Grande sonate et nommée souvenir du père et ses 8 enfans musicals (1810). Auf der andern Seite des Quer-Folio-Blatts ist oben in der Mitte ein großes Medaillon: das ausführliche Portrait des Chefs, Vanbykisch kokettirendes Dreyviertel-Profil; Brustſtück (Schade daß nicht auch die Gattinn se!) Adlernase, Adlerblick, feurig, vorstrebend weit aus den Horizont entlang, Alles durch-

dringend, verschlingend Alles; nur auf den Zielpunct los; das Gesicht hager, verfallen; aber Alles Geist und Mark, Feuer, Enthusiasmus, Thatkraft, Entschlossenheit: Der Kopf eines Genies. Ja, ein Cäsar-Kopf; aber der Kopf eines calecutischen Hahns für seine Auslacher. Darunter französisch ein Manifest seiner Tondichtung: „Die Hermannsschlacht.“

Und die Hermannsschlacht eigentlich ist Bohdanowicz; das ist die große Selbstaufgabe seines Genius (der nur ein einfacher Geiger im Leopoldstädter-Comödien-Orchester), die Sphäre, in der er gährt und flammt, und ringt und wirkt; das Thema, für das er alle Welt in Bewegung setzt, aufstachelt, spornt, belagert, bestürmt mit allen denkbaren Waffen bey Tag und Nacht; die Künstler und ihre Verbindungen, den Hof sogar; alle möglichen einzelnen Leute und Caffehschalen beim „Jüngling.“ Er sitzt im Caffehhaus, so ziemlich den ganzen lieben Tag, sinnend, brütend ewig, ewig Hermannsschlacht. Ruhig huckt er in einem dunklen Winkel, die Augen zu; man glaubt, er schnarche. Urplötzlich überkommt ihn der Geist des Arminius. Empor vom Sessel die große Tondichtung der Hunderte von Instrumenten zu dirigiren, dem Billardspieler den Queue zu entreißen; und es fliegen ringsum die Hüte von den Köpfen, von den Tischen die Caffehgeschirre, die Lampen vom Plafond; die Tabakspfeifen aus den Gesichtern ꝛc. Bald ist die Vision vorüber, der Paroxismus, und Hermann und die Thusnelda, und Wodan mit seinen Barden und Götzen, die ganze idealische Welt ist zerflossen, travestirt zur Wirklichkeit eines qualmigen Zimmers, wo man Melange trinkt, Tabak raucht, Billard und Tarock spielt.

Armer Dichter, die Schlacht ist verloren, und Du mit ihr, denn nimmer soll dein Werk, an dem deine Seele hängt, die Arbeit deines Lebens, der Preis deiner Kraft in's Daseyn treten; nimmer! Nichts erlebst Du als die ewige Sehnsucht, die Dich aufzehrt, glücklich schon schwillt sie nicht an zur fixen Idee, riesengroß, unbezähmbar. — Hieß es doch jetzt schon dort und da: Der Phantast, der Narr! Die Welt, die Leute, mein Gott, wer kann es ihnen wehren und verübeln? Mit welchem Rechte kann man fordern, daß Jeder zu unterscheiden, Jeder zu würdigen wisse die Heiligkeit der Begeisterung, die Heiligkeit des Talents? Besonders bei der himmlischen, unwiderstehlich ergreifenden Kunst der Töne, die eben aber durch verallgemeinenden Mißbrauch profanirt wird, dann belästigt, anwidert, wenn alle Familien musikalische Familien ꝛc. vollends bei enormen Ideen und Tendenzen wie die der Tondichtung unsres Mannes. Seine Hermannsschlacht, zu der ihn die eiskalte Klopstock'sche entzündet, die Instrumentenzahl nach Hunderten sollte (so projectirte er) in der freyen Natur aufgeführt werden, ein unermeßliches Theater seyn, zu ähnlichen Productionen, auch mit einem großen Tempel. Im Prater meinte er, oder, wie es hieß, auf der Schmelz. Es würden dann auch viele Ausländer nach Wien gezogen werden. Bohdanowicz entwickelte das Alles auf einer zwey Bogen langen Eingabe an den Ausschuß des Musik-Vereins, der das Actenstück, so ich eingesehen, noch aufbewahrt. Die Partitur würde einen Wagen füllen, der nicht gar klein seyn dürfte.

Bohdanowicz war jedenfalls ein höchst interessanter Mann, schon deßhalb, weil er ein Mann der Kraft war. Der Compositeur der Hermannsschlacht wurde ei-

nerseits bewundert, andrerseits ausgelacht. Beydes ganz in der Ordnung; die Cathegorien muß man trennen. Das ist die einzig wahre Gerechtigkeit; man muß eine talentvolle Schauspielerinn, wenn sie auf den Bretern ist, nicht auszischen, weil sie liederlich ist. Jeder Seite des Characters sein Recht, eine Beurtheilung, die freylich nur die Frucht höherer Bildung seyn kann. Wurde Bohdanowicz bewundert: ganz in der Ordnung; nur der that es nicht, der des Mannes Schwung nicht begriff. (L'enthousiasme est ridicule, pour qui ne l'éprouve pas sagt sehr fein die feine Staël). Ward er ob seines carikirten Wesens belacht: auch mit Grund; das ist wieder eine Sache für sich. Und Dank und Segen allen Denen, die Uns zu lachen geben; denn das Lachen allein ist der höchste und reinste aller Erdengenüsse. (Eine selbstständige Lachanstalt aber, von der ich schon so viel phantasirt, haben wir leider noch immer nicht.)

Saphir beym Conversationsblatt.

Eines Tages, im Juny 1820, sitze ich und redigire. Es kommen Briefe. Darunter einer aus Pesth, von unbekannter, und wahrlich nicht von schöner Hand. Er ist unterzeichnet: Leibizer. Ich kenne aber nur einen Oconomen dieses Nahmens, und der Brief ist gewiß von keinem Oconomen. Ich lese. Unwillkührlich rufe ich aus: Der Mensch hat Geist. (Der „Mensch.“ Nun allerdings rein menschlich, wiewohl ich schon ein wenig ahnte, daß er bald zum Halbgott avanciren werde.) Ich lese die Anlage, betitelt: „Der sans façon in Pesth.“ Charmanter Gedanke! Ich kann nicht aufhören zu lesen und dabey zu denken: Ja

der Mensch hat Humor (schon wieder „der Mensch“); brillante Gedanken; er ist ein Genie. (Ach, das macht den „Menschen“ wieder gut; wie nicht so im Leben.)

Augenblicklich in die Druckerey mit dem sans façon; augenblicklich dem Herrn Leibizer „dem Menschen“ geschrieben, ihm eine strahlende Laufbahn prophezeyt ꝛc. Der Sans façon erschien in Nr. 78 und 79 (4. July), unterzeichnet: „—izer.“ Er gefiel ungemein, machte Aufsehen. Mit Verlangen sah ich der Fortsetzung entgegen.

Aber wer ist dieser Leibizer in Pesth? Kein Mensch kennt ihn. „Ein ungarischer Jude,“ sagt der Eine; vielleicht ein „jüdischer Ungar“ sage ich. Gleichviel! Ja um so besser, denn in die Ungarn und in die Juden bin ich stets verliebt gewesen.

Erst nach ein paar Monaten kam wieder ein Leibizerscher Beytrag alsogleich abgedruckt in Nr. 107 (7. September); gleich darauf aber ein längerer Text, die Fortsetzung des Sans façon. Der köstliche Correspondenz-Artikel läuft durch 3 Nummern (108—110). Am Eingang desselben habe ich den Einfall, folgende Anmerkung beyzusetzen: „Die ersten Verlautbarungen dieses muntern und sinnreichen Kauzes haben wir in Nr. 78 und 79 geliefert. Die Redaction.“ „Kauz“ ich bitte dich tausend Mahl um Vergebung! Kauz und vorher gar: „Mensch“ welche Brutalität.

Der Artikel sprach noch mehr an; aus Ungarn frische Pränumeranten. Allerliebst!

Ich sandte meinem lieben Leibizer ein Frey-Exemplar. Bald wurde ich näher mit ihm bekannt; und so kam es dann endlich heraus, daß der Mensch und der Kauz niemand Anderer sey als M. G. Saphir. Mit diesem

Rahmen erschien der erste Aufsatz in Nr. 134 (9. November). Dann in 137 ein selbstständiger humoristischer in dem sogenannten Haupttext, voll Originalität und Genialität: „Betrachtungen über den vor mir liegenden unbeschriebenen Bogen Papier.“ Allgemeiner, glänzender Beyfall! Eben so in Nr. 140 (23. November) „Acte der Ehescheidung von meiner zukünftigen Frau.“ Beyde M. G. Saphir unterschrieben.

Dieß in Kürze die Nachweisung von des genialen Humoristen erstem Auftreten in Wiener-Journalen.

Noch einmahl, ja noch tausend Mahl herzlichsten Dank für Deine köstlichen Texte, die nicht wenig zur Aufnahme und dem schmeichelhaften Ruf des Conversationsblattes beygetragen.

Und nun frage ich; was haben wir Beyde davon seit diesem Viertel-Jahrhundert? Ich hatte ein Blatt und er gab mir Beyträge; jetzt hat er ein Blatt, und ich gebe ihm Beyträge. Er hat einen Titel, der ihm nichts einträgt; ich habe einen Titel, der mir nichts einträgt. Er hat ein paar Diplome; ich ein paar Medaillen. Immer plagen und placken wir uns Beyde mit Journalisterey!! Journalisterey: Tagwerkerey!

Undankbarstes aller Lose! Losestes aller Lose!

Wie oft habe ich ihm gesagt: Deutschland ist nicht der Boden für ein Blatt.

Und dann: hätten wir so viel Glück als wir Mangel an Lebensklugheit und so ordinärer Pfiffigkeit haben! Ja da wären wir steinreich.

Zur ältern Theatergeschichte Wiens.

Das Ding begann im 11. Jahrhundert mit den Possenreißern, Gauklern und Spielleuten, und wird wohl, wie zu hoffen steht, auch mit den Possenreißern, Gauklern und Spielleuten ein Ende nehmen.

Fortgefahren wurde von den Herren Mönchen, die, reinster Absicht voll, an Festtagen von ihren Schülern Comödie spielen ließen. Dann im 14. Jahrhundert führte man religiöse Schaustücke in den Kirchen und an sonstigen öffentlichen Orten auf. Diesen folgten die Fastnachtspiele, und im 16. Säculum deutsche Comödien, die bald in lateinische übergingen; von jungen Leuten aufgeführt, die von Herzen gern Comödie spielten.

In Österreich schrieb der herrliche Conrad Celtes (Celtis), bekanntlich gekrönter Poet, das erste regelmäßige Stück Ludus Dianae. Es wurde 1501 zu Linz, in Gegenwart Mar I. gegeben, der die 24 Comödianten, worunter viele distinguirte, zum Zeichen der Zufriedenheit großmüthig tractirte und beschenkte.

Von nun an gesellte sich die liebe Musik zu der lieben Comödie; man wurde schon luxuriös. 1515 gaben mehrere Cavaliere zu Ehren der Erzherzoginn Maria, Braut Ludwig II. von Ungarn ein musicalisches Schauspiel oder eigentlich Schau- und Hörspiel unter dem Titel: **Voluptatis cum virtute disceptatio: Carolo Burgundiae duce illustrissimo, Divique Caes. Maximiliani Nepote, litis diremptore aequissimo. Viennae Panoniae coram Maria Hungarorum Regina designata, Dominoque Matheo S. Angeli diac. Cardinali Reverendissimo recitata. A Benedicto Chelidonio Heroicis lusa versibus.**

20—30 Jahre später erschien Wolfgang Schmälzel, Schulmeister bey den Schotten, mit seinen Comödien. Alle Jahre wurde eine von seiner lieben Schuljugend aufgeführt. Unter Schmälzels Stücken sind: Acolast; Judith; die Aussendung der Zwölffpothen (Apostel); die Hochzeit von Cana und der blindgeborne Sohn; David; Samuel und Saul ꝛc. Mehrere sind gedruckt.

Im Rathhaussale in der Salvatorgasse, und im Zeughause auf dem Hofe wurden zahlreich besuchte Comödien gegeben, bis über die Hälfte dieses Jahrhunderts hinaus; 1568 ein Trauerspiel: »Von den sechs Kempffern.«

Die deutschen Comödien kamen nun ab, die lateinischen aber auf und zwar durch die Jesuiten. Diese sehr klugen Patres errichteten in jedem Collegium ein Theatrum, auf welchem am Schluße des Schuljahres von den Studenten theils geistliche, theils weltliche Stücke gegeben wurden. Es waren dabey Zwischenspiele angebracht, meistens Possen, um, bey seriösen Stücken, die in Thränen versetzten Zuschauer wieder zu erheitern. Diese Schaubühnen sahen ganz formell aus, waren geräumig und gut ausgestattet. Die bey den untern Jesuiten in Wien zeichneten sich durch Luxus in Costum, Decorationen, und durch Maschinerien, Flugwerke ꝛc. aus. Man machte auch Musik dabey, und war ganz guter Dinge. Die obern Jesuiten, im Hofraum ihres neuen Collegiums gaben 1554 ein Stück des Euripides, 1559 andere Comödien in Gegenwart von 3000 Zuschauern.

Des theatralischen Wesens nahm sich in der zweyten Hälfte des 17. Jahrhunderts Kaiser Leopold I. thätig und mit großem Geldaufwande an. Vorzüglich für den musikalischen Theil, für diesen entschied er sich ganz eigens,

da er selbst gern componirte. 1659 zur Faschingzeit kam ein Trupp Acteurs nach Wien, und erbaute auf dem Reitplatz auf der Stelle, wo jetzt die Hofbibliothek steht, ein mächtiges Comödienhaus, so groß, daß es 3 Gallerien hatte. Der Kaiser gab das Geld dazu her. Zur Verherrlichung seines Beylagers mit der spanischen Infantinn Margaretha Theresia wurde 1666 auch eine beyspiellos kostspielige, ungeheures Aufsehen machende, prachtvolle Oper auf dem Burgplatze gegeben, unter dem Titel: Pomo d'oro. Die durchlauchtigste Olorena oder wahrhaftige Staats- und Liebesgeschichte dieser Zeit, welche wegen sonderlicher Glücksfälle und des, wider die zwey mächtigsten Staaten von Europa bewährten Heldenmuths Carllerens merkwürdig ist; zu vergönnter Gemüths-Ergötzung in Druck befördert von Talander. Leipzig 1708.

Gewöhnliche Comödien wurden nur zur Faschingzeit aufgeführt; bey festlichen Veranlassungen aber italienische Opern. Manche derselben erschienen dann deutsch übersetzt im Druck, z. B. „Cidippe, gesungener vorgestellt an dem Geburtstag Ihrer Mayestät Frauen, Frauen Elenora verwittibten römischen Kayserinn, auf gnädigsten Befelch Ihrer Erzfürstlichen Durchlaucht Erzherzogin Maria Anna. Gedruckt zu Wien, in Österreich bey Math. Cosmerovio. 1671.“ Zur Geburtsfeyer einer Prinzessinn 1674 wurde eine italienische Oper gegeben, und deutsch gedruckt mit dem Titel: „Das westalische ewige Feuer, zur Geburtsfrohlockung deren römischen kaiserlichen Majestäten Leopolds und Claudia, durch Prinzessinn Anna Maria, auf der großen Schaubühne gesungener vorgestellt, aus dem Wälschen in das Teutsche übersetzt. Gedruckt zu Wien 1674.“ Bey Leopolds dritter Vermäh-

lung mit Eleonora Magdalena 1676 ward ein gar merkwürdiges Drama gegeben, wohl einzig in seiner Art, nähmlich ein chemisches. Es hat den Titel: „Conjugium Phoebi et Palladis, oder die durch Phoebi et Palladis Vermählung erfundene Fortpflanzung des Goldes, bey Leopolds I. Vermählung mit der Pfalzgräfinn Elenora Magdalena Theresia, zu Vermehrung des allgemeinen Frohlockens in ein chymisches Prachtspiel verfasset, von Ch. K. V. K. a. H. F. P. S. H. R.“

Eine „gesungene“ Vorstellung erschien 1678, betitelt: „Crösus.“ Gesungene Vorstellung. An dem Geburts-Tag Ihrer Majestät der regierenden römischen Kaiserin Elenora Magdalena Theresia, auf allergnädigsten Befelch Ihrer römischen kaiserlichen Mayestät Leopold des ersten. Der Verfasser nennt sich in der Zueignung an den Kaiser Nicola Minnato. Wien.“

1683, als die Türken von außen auf andere Manier spielten, nämlich mit Kanonen und Bomben, hielt man es für sehr vernünftig, das ganz aus Holz aufgeführte Comödien-Gebäude abzutragen, da es doch gar zu nahe bey der Burg. Aber kaum war der Feind fort, so war die Comödie wieder da.

Bey Hofe selbst gab man 1695 ein musicalisches Trauerspiel, gedruckt unter dem Titel: Antiochus der Große, an dem Geburtstage der römischen Kaiserin als ein Trauerspiel aufgeführt, von Donatus Cupeda, Wien den 9. des Brachmonats 1695.“

Gegen Ende des Jahrhunderts zu beschloß Leopold für die Hofbibliothek ein eigenes Gebäude aufführen zu lassen. Man trug das Comödienhaus ab, und schlug im Rücken der Burg ein anderes auf. Wie unvorsichtig!

Wenn Feuer auskömmt! Und siehe es kam Feuer aus. 1699 brannte das ganze Ding zusammen, ohne, zum Glück, die Burg zu beschädigen.

Joseph, der leider nur kurz gelebt, stellte ein förmliches und grosartiges Bühnenhaus her. Zwischen der Burg und der Bibliothek erbaute er zwey Localitäten; die kleinere zu italienischen Comödien, die größere zu Opern, italienischen Singspielen und Balleten. Hier herrschte Prachr; eine Oper von Franz Conti übertraf an Luxus der Ausstattung sogar den Pomo d'oro.

In der Hälfte des 17. Jahrhunderts retteten sich in ganz Deutschland Gesellschaften von Comödienspielern zusammen, truppweise, daher man eine solche Societät auch Trupp zu nennen pflegte, und noch vor Kurzem also nannte. Sie vagirten in den Ländern umher, wie die Zigeuner, trieben ihr herren- und obdachloses Gewerbe bald im Freyen, oder in Scheuern, bald in Häusern und hölzernen Buden, bald in der Stadt, bald in den Vorstädten oder auf Angern. Derley Truppe trieben sich auch in Wien herum. Sie schauspielten sogenannte Hof- und Staatsactionen und derley Seriosa, oder Possenreißereyen. Bey Letztern war ein Schalksnarr die Hauptperson, später der Harlekin. Die deutsche Schauspielerey blieb lange von der italienischen Oper und den wälschen Farcen tapfer niedergehalten.

Im alten Ballhause in der Himmelpfortgasse spielte man nicht mehr Ball, sondern Comödie. Der Reichshofraths-Kanzellist Hüttler wollte da eine stehende Bühne etabliren. 1685 kam ein Policinell-Gespiel hinein; 1692 deutsche und italienische Spielerey durcheinander. Der

groſse Eugen machte dem Spuk ein Ende und baute ſeinen Pallaſt hin.

Alle dieſe Spektakeleyen waren ſehr einträglich; daher wurde, als man das Zuchthaus in der Leopoldſtadt erbaute, unterm 14. July 1671 vorgeſchrieben, ſie zu bemeſſenen Abgaben an den Fond ſelbigen Zuchthauſes zu verhalten. Dieſes war auch bey den Kreuzertheatern der Fall. Und auf dieſe Art, nähmlich durch ſolche Beyſteuer zum Unterhalt des Zuchthauſes iſt es, daß das Bühnenweſen zur Verbeſſerung der Sitten beytrug.

Athanaſius Kircher in Wien.

Kaiſer Leopold I. war bekanntlich ein groſser Kenner und Freund der Muſik. Er componirte ſelbſt, machte auch groſsen Aufwand für tonkünſtleriſche Productionen, beſonders für Opern. Man darf aber nicht vergeſſen, welch ein außerordentlicher Meiſter ihm Unterricht ertheilt hatte. Es war dieß Niemand Geringerer als der weltberühmte Gelehrte Athanaſius Kircher, Jeſuit. Indeß kamen das Talent und der Eifer des Schülers, der Höhe des Meiſters allerdings gleich. Kirchers Wohnſitz war Rom. Leopold wendete ſich an den Papſt, der bereitwillig zugab, Kircher nach Wien ziehen zu laſſen für eine gewiſſe Zeit. Will man von Kirchers gelehrten Arbeiten reden, ſo darf man nicht hoffen, je begreifen zu können, wie er im Stande geweſen, deren ſo überaus zahlreiche hervorzubringen. Denn ſie gründen ſich durchaus auf mehr oder weniger höchſt zeitraubende mathematiſche, phyſicaliſche und mechaniſche Studien, Unterſuchungen, Beobachtungen, Experimente ꝛc. Sie ſtehen alſo im ſchneidendſten

Gegensatz zu Hervorbringungen der Einbildungskraft, bey denen es uns, wo Fond und Leichtigkeit der Feder obwalten, nicht wundern darf, von einem und demselben Autor ein halbes oder ein ganzes Hundert von Bänden erscheinen zu sehen. Es versteht sich, daß Kircher am kaiserlichen Hofe das hohe Ansehen genoß, dessen er so würdig war. Es versteht sich aber auch, daß es überall müssige und naseweise Leute gibt, die sich an solchen Celebritäten zu reiben pflegen. Solch ein Elender machte sich einst an Kircher und ging ihn an, eine Handschrift zu entziffern, die Niemand zu lesen vermöge. Kircher durchschaute sogleich den jämmerlichen Anschlag. Er hielt die Schrift gegen den Spiegel, wo sie dann deutlich zu lesen. Es war eine von der linken zur rechten Hand gehaltene Scriptur mit Lettern aus dem Mittelalter.

Dampfmaschine.

Schon in den 70er Jahren ging man in Wien damit um, Dampfschiffe zu bauen. Jos. Eman. Fischers v. Erlach sogenannte Feuermaschine sollte die bewegende Kraft seyn. Dieser große Architekt und Mechaniker hatte bereits ein halbes Jahrhundert zuvor im Schwarzenberg'schen Garten zu Wien zum Behuf des Wassergetriebes jene Feuermaschine construirt, worüber Nachrichten im „Merkwürdigen Wien“ 1727; in Küchelbackers Wien 1730 und 32; jüngst in der Wiener-Zeitung von dem gediegenen Rath Hohler. Hier möge nun noch stehen, was in der vor uns liegenden Wiener-Real-Zeitung 1777, 19. August, der verdiente Professor Gerlach anführt, in einem Aufsatz betitelt: „Von der größten Wir-

kung der Feuermaschine bey der Bewegung eines Schiffes.« Nachdem er über eine Schraubenformel gesprochen, sagt er: »Eine dergleichen Formel von der größten Wirkung der Feuermaschine bey der Bewegung eines Schiffes, auch gegen den Strom, kann vielleicht noch nützlichere Folgen haben. Dem sey nun wie ihm wolle: gewiß ist es, daß die bekannten Feuermaschinen, davon der Erfinder Herr Papin, gewesener Professor der Mathematik zu Marburg im Jahre 1680 war, und dergl. Leupold in seinem Maschinentheater, und Belidor in seiner Hydraulik, und Professor Poda unter seinen Bergwerksmaschinen beschreiben, ungemein große Wirkung thun. Leupold sagt, ihre Kraft gleichet der von hundert Pferden; und Belidor: der von zwey hundert. So kann man ja durch eine solche Maschine wohl leicht ein Schiff gegen einen Strom führen, als wozu nicht zwanzig gebraucht werden, läßt sich sicher schließen. Aber wie, und auf was für eine Art ist die Maschine anzuwenden, einzurichten und zu gebrauchen? Dazu wird gewiß Witz, Scharfsinn und Mechanik erfordert. — Jos. Eman. Fischer von Erlach war der Sohn Johann Bernhards Fischer von Erlach, zwey Nahmen berühmter Künstler, die oft mit einander verwechselt wurden. Es herrschte Verwirrung in der Zuschreibung ihrer Werke. In dem betreffenden Artikel der National-Encyklopädie endlich ist das Dunkel gelichtet.

Mäßigkeitanschläge.

Ich weiß nicht, was das ist, und wer der ist; aber es kann seyn, denk ich mir, wie man sich so Allerhand denkt, Wirres, Thörichtes, Voreiliges, Mißtrauisches.

Im abendlichen Dunkel auf dem Stephansplatze nächst der Capistrano-Kanzel zu gehen kommend, sehe ich da einen Mann, einen curiösen Mann, noch jung, aber strengen, starren Antlitzes, schöner sprechender Augen, in fremdländischer Tracht, besonders der Kopfbedeckung! ein Mäntelchen um. Er kam da bey der gewissen Todtenkammer hervor. Es schien mir, daß ich ihn schon in der illustrirten Zeitung abgebildet gesehen. Bey der Kanzel blieb er stehn, und betrachtete sie. Ein paar Mahl umschritt er sie, stets das Baret abnehmend, was mir gefiel und zu des Mannes Gunsten stimmte. Er ging durch das Posthaus. Ich hatte zu gehen in die Sperlgasse, dann auf den Mehlmarkt, hernach zum Kärnthnerthor. Wie ich komme zum Sperl, steht der Fremde gegenüber dem Hause, selbes aufmerksam beziehend. Wie ich komme auf den Mehlmarkt, steht der Fremde gegenüber der Mehlgrube, selbe genau fixirend. Wie ich komme zum Kärnthnerthore, steht der Fremde, die Leute und Carossen wie lauernd betrachtend. Aber jetzt, beym Schein der Laternen erkannte ich ihn: es war richtig der Doctor Mathew, der Mäßigkeits-Apostel. He, Doctor Mathew in Wien! Voller Bedächtigkeit des Capistrano Kanzel und das Terrain recognoscirend, inspicirend. Ey, ey! Will er etwa eine Dankrede halten den lieben Wienern, weil er wohl weiß, daß sie die Erfinder der Mäßigkeitvereine seyn, obwohl nur insgeheim! da sie wie bey so vielen andern Inventionen bescheiden, anspruchlos, sich gar nichts darauf zu Guten thuend. Oder will er capistranisiren? Schmeichelt er sich? Nun wir werden sehen, ob wir hören werden. Aber ein charmanter Mann, das muß ich sagen. In der Sperlgasse hatte ich gesehen, daß er ein Kipfel kaufte; auf dem Mehl-

markt, daß er mit hehler Hand aus dem Baſſin trank, bey der Drau-Figur. Wer würde ſein Dolmetſch ſeyn? Ich nicht, denn der Heilige dieſer Kirche ſelbſt würde ſchon geſteiniget. Leichtlich könnte ich auch lithographirt werden. Jedenfalls diätetiſcher Doctor, wartet noch 7 Jährchen, denn ſeit 1451 ſind es gerade 3 Jahrhunderte, daß Capiſtrano da gedonnert. Aber — vielleicht, während deß, gehen die Leute von ſelber in ſich.

Auf dem Balle.

Die Bälle im römiſchen Kaiſer, vor etwa einem Viertel-Jahrhundert, waren recht nett. Man war ganz ungenirt; man war wie zu Hauſe. Meiſt Mittelſtand, aber das und das, was man charmante Leute nennt. Einſt waren da: der launeſprudelnde Töpfer, den Wienern noch ſo ziemlich neu, mit ſeiner näſelnden gedämpft heiſern Stimme, aber voll Genialität wie immer; der angebliche Satyriker Friedrich, der ſogenannte ſatyriſche Feldzüge, dann Sardellen geſchrieben, Alles ohne ein Körnchen Salz, ein düſterer, einſylbiger Menſch, der bald darauf ſich ſo unſatyriſch aus der Welt ſchaffte; dann der Doctor Witte, Vater und Sohn, pädagogiſche Monſtra, deren Cardinalwitz darin beſtand, zu ſagen: Caffeh und Coffeh unterſcheiden ſich; der weiße Caffeh, der ſchwarze Coffeh (O Weh, weh; o Kopfweh!) Ferner war da, und als funkenſprühender Witzgenius wie immer und überall in ſeiner unverwüſtlichen Kräftigkeit der Redacteur der Theaterzeitung, die damahls erſt zwölf Jahre alt war, er, mit ſeiner Ehehälfte. Er war noch hager, und blühte, wie jetzt noch, voller Feuer; ſeine Gattinn, recht anmuthig und einfach.

Nun aber das Costum, das ist das Object dieser Zeilen. Er: die Haare fast ganz glatt weggeschnitten, wie geschoren; die Halsbinde weiß, die zwey Enden durch einen goldenen Ring gezogen, der vorn in der Mitte des Halstuchs fest saß, da die Enden des Tuchs rückwärts befestigt. Die weiße Weste, lang bis unter den Bauch, am Hals ganz zu. Das eng anliegende Beinkleid Tricot von lilafarbiger Seide; enge Stulpstiefel, jeder mit 3 lang hinabhängenden „Strupfen“ zwei an der Seite, eine rückwärts; die Stiefel von Hirschhaut, fest am Bein. Ein großes goldenes Carniel-Petschaft am Uhrband. Die Gattinn, ein weißes Musselinkleid, eng, knapp anliegend, ohne plastische Nachhilfe, ein schmales, hochrothes Seidenband um den Leib; kleine einfache Halskrause, das braune Haar völlig simpel coeffirt, ohne alle Zier als ein eben solch rothes Band. Diese liebenswürdige Frau war schlank und groß; die Tracht ließ ihr charmant. So tanzte sie mit ihrem Manne leicht und voll Temperament; sie tanzten allerliebst. Auch ich hatte die Ehre und das Vergnügen mit ihr zu tanzen. Die Zeit zwischen den Tänzen verging eben so im Fluge bey Tisch; nichts als Geplauder und Gelächter, bis auf den langweiligen Friedrich. Noch einen belebenden Gesellschafter muß ich nennen, den damenisch witzigen, scharfen, schwarzen Jeitteles, ein wahres Feuerwerk, der aber nicht tanzen wollte. Was ich hier schwätze, geht, wie gesagt, blos das Costum an. Wenn man sich den Herrn Redacteur so denkt in jener Tracht, und seine theure Hälfte! Gewiß bleibt: die wahre Caricatur ist heute die Mode von gestern, morgen die Mode von heut, übermorgen die Mode von morgen.

Tod des jungen Jörger.

Einer der auch um Wien höchst verdienten Männer war bekanntlich Joh. Quir. Graf Jörger. Durch ihn entstanden z. B. die Straßenbeleuchtung, die Polizeywache, die Marktordnung, die Löschanstalten ꝛc. Er ward Vließ-Ritter, starb als Staats- und Conferenzminister. Er schrieb unermeßlich wichtige Memoiren (Commentarii) ꝛc. 8 Bände, die obschon gedruckt, in Leopolds größerer Biographie, auch sonst in Georgis Bücherlexicon vorkommend, gleichwohl nirgend zu finden; erst neuerlich von Hammer-Purgstall, einem der Männer unseres Ruhmes und Stolzes, zum Behufe seiner Biographie Clesels vergebens aufgesucht. Sein ältester Sohn Johann Peter, würdig solchen Vaters, war im 22. Jahre schon Regierungsrath. Aber auf welch gräßliche Weise sollte dieser edle Sprößling an der Schwelle einer gewiß glänzenden Laufbahn enden? Ein gewisser Joh. Grueber, ein nichtswürdiger Verwalter, wurde vom alten Grafen des Dienstes entsetzt. Der Elende sinnt auf höllische Rache und führt sie aus. Eines Tages, den 16. Februar 1677 fährt der junge Graf aus dem Rathe kommend, auf dem Michaelsplatz. Der Mörder springt an den offenen Wagen, zieht ein Pistol unter dem Mantel hervor, schießt sein Opfer durch den Hals. Er flüchtet in die Michaelskirche, als in ein Asyl. Die Wache schafft ihn mit Gewalt heraus, auf das Amthaus. Die Geistlichkeit protestirt. Grueber wird wieder in das Kloster gebracht, doch alsbald dem weltlichen Arm ausgefolgt, und sofort den 8. März gerädert. Kurzer Proceß. Sein Opfer war ein paar Tage nach der Verwundung gestorben. Scheinheilige und Fanatiker aber

munkelten von einer gerechten Strafe des zürnenden Himmels, da besonders die frühern Jörger es mit dem Lutherthum gehalten.

Letzte Flucht.

Schlaftrunken nickend, bey einem herabgebrannten Talgdocht saß der alte Zimmerwärter des Gasthofes zum goldenen Ochsen in seinem Hinterstübchen, als die plumpe alte Schwarzwalderuhr dicht an seinem Lehnsessel rasselnd Drei Viertel auf Neun schlug, und der Schlummernde, den gewaltigen Schlüsselbund an der Hüfte, eben so rasselnd empor fuhr. Er rieb sich die Augen, taumelte in der kleinen, mit allerhand Passagiergütern überfüllten Stube einige Mahle auf und nieder; schnäuzte gähnend das Licht, und schob das verbleichte violettfarbige Sammtkäppchen zu rechte, das ihm Pirus sein wohlwollender Gebieter vorlängst zum Geschenk gemacht hatte.

Es war ein kalter Spätherbstabend, seit Mittags hatte es unablässig geregnet. Lorenz fröstelte; er rieb sich die Hände, und wollte, da bis zur Rückkunft der Passagiere aus der Comödie noch ein Stündchen Zeit war, eben nach Holz langen, sich ein wenig einzuheizen, als er durch sein vergittertes Fenster eine sonderbare Menschengestalt heran kommen sah. Es war ein riesenhafter Mann, in einen eng anliegenden Pelz, Pelesche genannt, gehüllt; der untere Theil des Gesichts war bis zur Nase mit einem rothen, wollenen Tuch umwickelt; den Kopf bedeckte eine Pudelmütze. An der Seite des Mannes stand, die lange, spitzige Schnauze an dessen Schenkel lehnend, ein ungeheurer Wolfshund, dessen ausgehungerte, dürre Gestalt mit ein-

gezogenem Schweif vor Frost und Näſſe zitterte. Sein Herr verſetzte ihm unwillig einen Schlag auf die Schnauze, daß er ſich winſelnd zurückzog. Hierauf lehnte der Mann ſeinen langen Czakan an die Wand, ſchlug den Pelz auseinander, nahm die Mütze ab, und ſchüttelte und ſtreifte das tief ſitzende Regenwaſſer ab, bei welcher Gelegenheit ſein ſchwarzer Frack, ſein kurzes, ſchwarzes Beinkleid und ſeine hohen Juchtenſtiefel ſichtbar wurden, von welch Letztern er jetzt Schmutz und Waſſer abſtampfte. Zuletzt zog er ein blau bedrucktes Linnentuch aus der Taſche, und wiſchte ſich das Geſicht und die Hände ab.

Bey dem, obſchon ſpärlichen Schein der Hauslampe, hatte Lorenz dennoch unterſchieden, daß das ganze Coſtüm des Fremden ein zuſammengerafftes, durchaus bereits ſehr abgebrauchtes ſey; und obwohl er ſchon länger als 30 Jahre Paſſagier-Aufwärter geweſen, war ihm, wie er ſich geſtehen mußte, eine ſolche Erſcheinung noch nicht vorgekommen. Aber eben ſein vielgeübter Blick ließ ihn, da der Mann nun eben auch ſeine Geſichtsverhüllung abgenommen, deutlich erkennen, daß der Fremde wohl ein vornehmer Herr, vielleicht ein engliſcher Sonderling ſeyn müſſe. Inzwiſchen verhielt ſich der vorſichtige Wärter ganz ruhig, zog ſich in den Hintergrund zurück, und legte die beyden an der Wand hängenden Piſtolen auf das Geſimſe des grünen Kachelofens.

In dieſem Augenblicke ſtand aber der Fremde auch ſchon dicht vor ihm. Er war raſch eingetreten, und hatte den mit eindringenden Hund bey dem Stachelhalsband gepackt, und hinausgeſchleudert. Lorenz war überraſcht, und wollte ſchon nach der Klingelſchnur langen; als er aber ſah, daß der Reiſende (denn ein ſolcher war der Mann

offenbar), den Pelz und die Mütze, so wie den Czakan wegwarf, und in augenscheinlicher sehr glaubwürdiger Ohnmacht auf den Lehnsessel hintaumelte, faßte er sich sogleich wieder, nahm schnell aus dem knarrenden Wandschränkchen eine Korbflasche mit Kirschwasser, und bestrich damit des Fremden Schläfe, Stirn und Lippen, so daß sich dieser rasch erhohlte und wie aus einem Traume erwachend, umher blickte. Lorenz goß hierauf ein Kelchgläschen voll des stärkenden Saftes, und reichte es mit einem Stücke Zwieback mit Artigkeit und Theilnahme seinem seltsamen Gast, der Beides mit Gier augenblicklich verschlang, tief aufseufzte, und sich rasch, mit vornehmen Anstand im Lehnsessel zurecht setzte, gleichsam als ärgere es ihn, die Gesetze der thierischen Natur, wenn auch nur einen Moment, durch die Macht des Geistes nicht beherrscht zu haben.

Wie fühlen Sie Sich, mein werther Herr? fragte Lorenz in verbeugender Stellung, im Tone des Mitgefühls.

Freund, Ihr seyd brav, entgegnete der Fremde mit rauher, näselnder Stimme, und in einem Accent, der Lorenz sogleich den gebornen Italiener erkennen ließ; aber wo ist mein Nero?

Bey diesem Nahmen heulte der Hund und scharrte wie verzweifelnd an der Thüre, so, daß Lorenz öffnete, das Thier einließ, und ihm ein Stück Brot hinwarf, das es aber nicht eher berührte, als bis sein Herr ihm das Zeichen der Erlaubniß gegeben, der sich nun mit ihm liebkosend beschäftigte.

Lorenz hatte bereits hinreichend Gelegenheit gehabt, die Physiognomie und das ganze Äußere des Reisenden aufzufassen. Derselbe hatte eine ungewöhnlich hohe Stirne und ziemlich viele dunkelbraune stark grau gemischte

Haare, die vorlängst noch friſirt worden ſeyn mochten; große, dunkle, ſprechende Augen, aus denen Geiſt, Feuer, Stolz, Kühnheit, Trotz und Liſt blitzten; dichte vorſpringende Brauen, eine mächtige, faſt zu ſtarke Adlernaſe; einen breiten fleiſchigen, aber etwas gemeinen faſt höhniſchen Mund voll großer aber brandiger Zähne; ein dickes, hohes, weit vorragendes Kinn; ſtarken Bart, der wohl mehre Tage nicht abgenommen worden, dichten Backenbart, ebenfalls in's Graue ſpielend; fleiſchige aber eingefallene Wangen; das ganze Antlitz oval, groß, ſtark und von imperiöſer Wirkung. Der ganze Körperbau erwies ſich gigantiſch, knochig, feſt, voll Ebenmaß, bis auf die allzu großen, ſtarken, langfingerigen Hände. Der Mann war über ſechs Schuh hoch, und mochte bereits in den Siebzigen ſeyn, dabey aber aufrecht, voll Rüſtigkeit, Energie, Gluth und Beweglichkeit.

Je mehr Lorenz ihn betrachtete, deſto mehr fühlte er ſich von Reſpect durchdrungen, ſchon deshalb, weil er keiner jener gemeinen, rohen, eigennützigen Hausbedienten war, die den Gaſt nur nach ſeiner Kleidung zu beurtheilen und zu behandeln pflegen. Außerdem ging es in ſeinem Gedächtniß auf, als habe er dieſen Mann einſt ſchon geſehen, und mit ihm Verkehr gehabt. Auch dem Fremden war die Perſon des Wärters erinnerlich; er fixirte ihn, aber nur flüchtig. Doch begegneten ſich in demſelben Moment ihre Blicke, ſo, daß Lorenz, wie im Gefühl einer beſtätigten Vermuthung unwillkührlich ausrief: Ich ſoll ſchon die Ehre gehabt haben, Eure Gnaden zu bedienen? Wenn auch vor vielen, vielen Jahren!

Mein Freund, entgegnete der Reiſende, in nachläſ-

sigem Tone, dem mag wohl also seyn. Ich war vor langer Zeit hier eingekehrt. Heißt er nicht Lorenz?

Dieser nickte mit einem tiefen Bückling.

Er ist ein braver Mann, fuhr der Fremde mit wohlwollendem Lächeln fort; er hat mir einst meine Cassette aus den Händen der Diebe gerettet.

Eure Gnaden haben mich aber auch fürstlich belohnt, sagte Lorenz mit dankender Kopfverneigung, und küßte dem Manne die Hand.

Nichts von alle dem jetzt, lieber Freund, sprach dieser, wie im Tone des Befehls. Heute von wichtigern Dingen. Bei diesen Worten erhob er sich vom Sessel, wie in neu erlangter Kraft und Tüchtigkeit. Er that, als wolle er nach seiner Taschenuhr langen, zog aber die Hand sogleich zurück und blickte nach der Wanduhr. Erst viertel auf zehn, murrte er. Lorenz geschwind ein warmes Zimmer, ein kleines, ein wohlfeiles, versteht er mich; die Zeit ist anders geworden, alt und schlecht wie wir Beyde. Eine Bowle, was doch? Ein Paar Gläser Glühwein; Fleischbrühe; das Zimmer gut geheizt. Einige Knochen für Nero! Hört er Freund! Jetzt schnell!

Lorenz schickte sich eiligst an, und bat unter Bücklingen den Gast, ihm zu folgen. Er schloß das einzige noch unbewohnte Zimmer auf, welches zufällig den Verhältnissen und dem ausdrücklichen Begehren des Passagiers entsprach; ordnete hastig alles Übrige zur Bedienung an, und empfahl sich unter ungeheuchelter Anerbietung seiner Dienste für alle möglichen Fälle. Als er schon die Thüre geöffnet hatte, sich zu entfernen, rief der Reisende ihn plötzlich an: Apropos Freund Lorenz, ist kein Brief aus Mödling an mich da?

Kein einziger Brief ist zur Bestellung in meinen Händen, antwortete Lorenz; es ist heute überhaupt keiner eingegangen. Ich bedaure.

Ärgerlich, mit einem derben italienischen Fluche riß sich der Fremde sofort die Kleider vom Leibe, und schlüpfte in das Bett. Bald ward die Brühe gebracht, der Wein, und ein Teller Knochenfleisch für Nero. Nachdem Alles schnell aufgezehrt war, warf sich der ermüdete Reisende völlig nieder, streckte und dehnte sich, und löschte das Licht aus. Der Hund aber legte sich fest an die Thürschwelle. Beyde entschliefen augenblicklich.

Des andern Morgens schon von 6 Uhr an hatte Lorenz mehrmahle nachgesehen, ob der Gast nicht schon wach sey, und sich unterdeß mit Nero durch ein erkleckliches Frühstück recht wohl befreundet. Es war schon halb Acht, als er wahrnahm, daß der Reisende erwacht sey. Sogleich kehrte er um, stand aber in wenigen Minuten mit einer Doppelportion Chocolade und geröstetem Milchbrod aufwartend an dessen Lager. Der Gast fand sich angenehm überrascht, lächelte, und sagte: Wie verfällt er gerade auf ein solches Frühstück? Eure Gnaden, entgegegnete Lorenz, ich erinnere mich recht gut an Dero Gewohnheit vor so vielen Jahren. Der Fremde klopfte ihn auf die Schulter, und sagte: Nun Lorenz ist das Wichtigste, daß er mir Schreibgeräthe bringt, und in einer Viertelstunde wieder kommt, einen Brief zu übernehmen, damit selber unverzüglich nach der Brühl bey Mödling bestellt werde.

Das Verlangte war alsogleich vorhanden. In zwey Minuten war der Gast angekleidet, setzte sich und schrieb in italienischer Sprache:

„Bist Du nicht mehr gewohnt, zu thun, was ich Dir

befohlen? Was ist das? Schon vor acht Tagen mußt Du mein Schreiben aus Dux erhalten haben. Der gestrige Tag ist vergangen. Kein Brief von Dir angelangt, also auch kein Geld! Fautre! Noch heute mußt Du mir 20 Dukaten schicken. Nur unter dieser Bedingung bin ich

Dein Bruder Johann Jakob."

Er legte das Blatt zusammen, siegelte es mit einer Oblate und schrieb eben die Adresse, als Lorenz eintrat. Die Adresse lautete französisch: „An Herrn Franz Casanova, berühmten Mahler, Mitglied verschiedener Akademien; derzeit in der Brühl nächst Mödling bey Wien in Österreich." Beygesetzt war: „Cito, citissime."

Nun Lorenz, sagte der Gast, geschwind auf die Post damit. Spätestens morgen wird Antwort kommen, beschwert mit 20 Ducaten, von denen er Freund jene 6 Stück zurück behalten kann, die er heute so gut seyn wird, mir zu geben.

Lorenz hatte unterdeß die Adresse gelesen, und als er den Namen Casanova erblickte, erröthete er vor Freude. Ach gnädiger Herr, rief er entzückt aus, und warf das Käppchen auf den Tisch; gnädiger Herr, welch ein glückliches Geschick! Jetzt weiß ich Alles, jetzt fällt mir Alles bey! Sie sind Herr von Casanova von Seingalt. Wie konnte mir dieser berühmte Nahme nicht gleich bey Ihrem ersten Anblick einfallen? Ich Thor! Ich gedächtnißlose Auster! Aber verzeihen Eure Gnaden! Ich beschwöre Sie!

Brief und Käppchen liegen lassend, sprang er davon, kam aber in der nächsten Minute wieder, legte 20 neue, funkelnde Ducaten auf den Tisch, nahm Brief und Käppchen und lief davon.

Braver Bursche das, murmelte Herr von Seingalt; redliche deutsche Seele. Damahls schenkte ich dir hundert; jetzt nehme ich von dir zwanzig geborgt. Aber was thut das? Allons! Weiter!

Casanova ergriff die Feder und schrieb französisch:

„An Herrn Buchhändler Degen hierselbst!

Mein Herr!

Es ist mir nöthig, die Ehre zu haben, Sie zu sprechen, und zwar dringend. Sie erinnern sich wohl noch an die, obschon wenigen vergnügten Stunden vor so vielen Jahren. Ich schätze Ihren Character, habe alles Zutrauen zu Ihnen, und sehne mich nach Ihrem Rathe in einer Sache, die nur Sie allein vermitteln können. Ich werde heute den ganzen Tag zu Hause seyn, denjenigen zu erwarten, als dessen bereitwilligsten Diener sich zeichnet

J. J. Casanova v. Seingalt,
Ritter mehrer Orden, Mitglied verschiedener
Akademien und gelehrter Gesellschaften.“

Für den Augenblick wohnhaft
im goldenen Ochsen Nr. 27.

Der Brief war überschrieben. Casanova klingelte. Ein Junge erschien. Den Augenblick diesen Brief zu Herrn Degen, in die Wohnung; die Handlung wird noch nicht geöffnet seyn. Der Junge lief mit dem Schreiben fort.

Etwa zwei Stunden waren verflossen, während welcher Zeit Casanova ein Memoire an den Abbé Sieyes in Paris geschrieben, als es an der Thüre pochte und der Buchhändler Degen eintrat.

Willkommen! willkommen! wertheſter Herr Degen, rief ihm Casanova entgegen, indem er ihm beyde Hände darreichte; Sie sind ein Mann von Welt, und ein Mann

der Freundschaft. Tausend Dank für Ihre Willfährigkeit! Setzen wir uns!

Womit kann ich Ihnen angenehm seyn, fragte Degen, noch ein schöner Mann in den besten Jahren, mit blühendem Gesichte, und der heitersten, freundlichsten Miene von der Welt, elegant gekleidet, indem er Casanova aus einer goldenen Dose Tabak anbot. Ich bitte, belieben Sie unverhohlen zu sprechen, Herr v. Seingalt.

In Kürze, verehrter Herr Degen, erwiederte Casanova, indem er sich sehr verbindlich geberdete, ist der Fall dieser: Ich habe die Absicht, eine Gesammtausgabe meiner Arbeiten zu veranstalten, aber nicht nur der bereits gedruckten, die ich umgearbeitet habe. Auf dieser Liste hier sehen Sie die Confutazione di Venezia; die Istoria della Polonia; meine italienische Übersetzung der Iliade; die Solution du probleme delinque und die Corollaire de l'Hexaëdre, denn Icosameron, eine lediglich Übersetzung nehme ich nicht auf. Nun aber haben Sie, wertheste Herr Degen, die Güte, Sich sagen zu lassen, daß ich während meines unseligen Aufenthaltes in Dux, ein wahres Exil, mein Leben, welches an Denkwürdigkeiten und pikanten Abenteuern so überreich ist, beschrieben habe, und zwar en detail wie die Histoire de ma fuite.

Es ist mir dieß bekannt, bemerkte Degen; es muß ein beyspielloß interessantes Werk seyn.

Nun, versetzte Casanova, sich den Bart streichelnd, ich kann mir wohl schmeicheln... Es ist aber kein Buch für Deutschland; und diese Memoiren sowohl, als meine frühern Schriften sollen als Oeuvres complètes in 18 bis 20 Bänden, natürlich nirgend anders als in Paris erscheinen. Sie begreifen, wertther Herr, daß ich dabey auf

ein artiges Honorar, dann auch auf eine Tantieme ausgehe; und so hoffe ich denn, in Paris selbst fortan in einer unabhängigen, würdigen Lage leben, und den Traum meiner bessern Jahre auf's Neue träumen zu können. Was sagen Sie zu diesem Plane mein Herr?

Degen antwortete: Da Sie mir, mein berühmter Herr von Seingalt, Ihr Vertrauen widmen, so halte ich es für Pflicht, aufrichtig zu seyn. Die Unternehmung an und für sich kann ich nicht anders als billigen.

Casanova unterbrach den Sprechenden mit den Worten: Das freut mich: aber nun zur Hauptsache. Ich bin gegenwärtig auf der Reise nach Paris. Allein, offen gesagt, es mangeln mir die Mittel, in dieser Jahreszeit und bey dem entsetzlichen barbarischen Klima Deutschlands, das noch weit mehr als das böhmische ein Bärenland heißen kann, auf eine behagliche Weise zu reisen. Ich wende mich deßhalb an Sie, mein werther Herr. Hier sehen Sie, habe ich so eben eine Anweisung pr. 3000 Livres ausgefertigt, lautend auf Treuttel in Paris, der meine Werke unfehlbar verlegen wird. Diesen kleinen Betrag nun werden Sie, mein großhändlerischer Freund, wohl die Gefälligkeit haben, mir zu antizipiren. Spätestens in drey Monathen ist die Sache ausgeglichen.

Degen, betrachtete den Wechsel, sagte aber kein Wort. Er präsentirte Casanova eine Prise, nahm deren selbst mehre, und fuhr fort zu schweigen.

Casanova erhob sich, und ging auf und ab, Degen fixirend. Endlich sagte er: Ich rechne völlig auf Sie, mein Herr; Sie erlauben, daß ich das thue.

Mit ihm einher wandelnd, versetzte Degen, den Wechsel auf den Tisch legend: Herr von Seingalt, ge-

ſtatten Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht Gelegenheit gehabt, mich bey meiner Antwort auf Ihre erſte Frage ausführlich zu erpliziren, nämlich in Betreff Ihrer jetzigen Reiſe nach Paris.

Ich höre, ſagte Caſanova übellaunig und etwas mit dem Fuße ſtampfend.

Degen fuhr fort: Da Sie nun meine unverhohlene Meinung verlangen, ſo frage ich meiner Seits: „Was wird Graf Waldſtein dazu ſagen?“

Bey dieſen Worten ſtand Caſanova ſtill. Sein Geſicht glühte zornig; er ſtemmte die Arme in die Seite, ſtampfte mit beyden Füßen, und geberdete ſich, wie Einer, der vor Galle keine Worte finden kann. Endlich rief er ſchreiend aus, ſo daß Nero zu bellen begann: Wie? Diable! Der Graf! Was da der Graf? Sollten auch Sie, mein Herr, ſo kurzſichtig ſeyn, ihn für meinen Wohlthäter zu halten? Mein Tyrann iſt er; mein Kerkermeiſter, wie alle ſeine Leute in Dux, die tagtäglich ihre Tortur mit mir treiben. Als mich der Graf in Paris kennen gelernt, mir ſein Haus anbot, mir den Titel eines Bibliothekars antrug, mochte er wohl allerdings freundſchaftliche Geſinnungen gehegt haben. Aber Sie glauben nicht, wie ſich dieſer Mann geändert hat! Kurz, ich ſage Ihnen, meine jetzige Reiſe iſt nichts anderes, als der zweyte Theil meiner Flucht aus den verdammten Bleykammern.

Hier hohlte der Mann Athem, und ſetzte ſich, indem er den noch immer knurrenden Hund ſtreichelte. Das hier, ſagte er, iſt mein einziger treuer Freund. Diable, der Graf! Ich bitte, ſchweigen wir von ihm. Nur das noch: Ich habe in Dux einen Brief an ihn zurückgelaſſen, der

Alles gehörig motivirt. Und außerdem ist der Graf jetzt auf Reisen.

Degen zwang sich, eine ruhige Miene anzunehmen, setzte sich ebenfalls und sagte in sichtbar erkünstelter Gelassenheit: Mein Herr von Seingalt, es kommt mir nicht zu, Sie zu erinnern, wie sehr Sie den würdigen, wohlwollenden Grafen, dessen Denkungsart und Charakter von der ganzen Welt geehrt wird, kompromittiren, und wie Sie selbst Sich ... Sich exponiren in Ihren alten Tagen. Ich merke nur an, daß der Graf nicht mehr auf Reisen, daß der Graf hier ist, hier in Wien.

Casanova sprang empor, und tobte, jedoch ohne zu reden. Als er etwas ruhiger geworden, sagte er: Nun was folgt daraus, mein Herr?

Daraus folgt Dieses, antwortete Degen ruhig und trocken: Der Graf kennt Ihre Absicht, und weiß, daß Sie hier sind, hier in diesem Zimmer Nr. 27.

Diable, schrie Casanova. Aber nur weiter!

Weiter also, sagte Degen: Der Castellan in Dux, von der Reiseroute des Grafen genau unterrichtet, die er aber Ihnen wohlweislich verschwiegen, hatte seinem Gebiether ihr zurückgelassenes Schreiben hierher überschickt. Nun müssen Sie wissen, daß der Herr Graf mein vieljähriger Kundmann ist, und diesen Morgen mir die Ehre seines Besuches in der Handlung erwies. Kaum habe ich ihm einige neue Werke zur Ansicht vorgelegt, so stürzt ein Laufbursche herein, sagt: „Von Herrn von Casanova aus Nr. 27 im goldenen Ochsen“ und behändigt mir Ihr Billet.

Casanova gohr vor Zorn, unterdrükte aber Alles und schwieg.

Degen, ohne darauf zu achten, erzählt fort: Nachdem ich es gelesen, nimmt der Herr Graf Ihren Durer Brief aus seinem Portefeuille, theilt mir den Inhalt mit und lacht. Hierauf sagt er: Aus Allem geht hervor, daß Casanova ein alter Narr ist. Das ist allerdings nur ein Spaß, denn er ist auf der andern Seite so geistreich und liebenswürdig, daß man sich das gefallen lassen kann. Allein meine Ehre gestattet nicht, zuzugeben, daß die Welt sage: Casanova ist dem Grafen Waldstein entsprungen, oder Graf Waldstein hat den alten Casanova davon gejagt, in dieser Jahreszeit. Ich weiß, er ist mir zu freundschaftlich zugethan; ich habe tausend Proben seiner Anerkennung des geringen Sorts, das ich ihm gemacht. Niemand ist Schuld an seiner Verzweiflung, als zwey bis drey Domestiken.

Casanova horchte hoch auf.

Das soll anders werden, fuhr der Herr Graf fort. Die beyden Bergel sind bereits entlassen; der Castellan ist dislozirt. Von heute an erhält Herr von Seingalt einen eigenen Bedienten, den er sich selbst wählen kann. Ferner erhöhe ich Herrn von Casanova's Honorar als Custos um dreyhundert Dukaten, bezahle die viertausend Thaler, welche er dem Buchhändler Walther in Dresden schuldig ist, und endlich nehme ich das Honorar seiner Oeuvres complètes auf mich, nachdem jedoch die Memoiren, welche in einem sehr mittelmäßigen Französisch geschrieben sind, gehörig redigirt werden. Dieß sind die Worte des Herrn Grafen, vor zwey Stunden zu mir gesprochen, schloß Degen seine Mittheilung, und nahm eine Prise.

Casanova, nachdem er eine Weile auf und abge-

schritten, an die Fensterscheiben getrommelt, den Nero gestreichelt, eine venetianische Arie gepfiffen, und sich wieder gesetzt hatte, sagte mit heiter gewordener Miene: Mein Herr Degen, man sollte glauben, das sey à la Waldstein. Wie kam der gute Graf eben dazu, einen, verzeihen Sie, einen Fremden in diese Ehrensache einzuweihen.

Sie müssen erlauben, Herr von Seingalt, erwiederte Degen: Erstens, daß ich das Glück habe, dem Herrn Grafen kein Fremder zu seyn; das können Sie, mein Herr, schon daraus schließen, daß mich der Herr Graf ausdrücklich gebeten, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, billig voraussetzend, daß Herr von Seingalt sein Anerbiethen, dessen Quelle die unvergänglichste Hochachtung und Freundschaft ist, würdigen werde.

Casanova rieb sich die Hände und umarmte Degen, welcher fortfuhr: Der Herr Graf setzte hinzu: Wie sehr freue ich mich auf den bevorstehenden Winter, die langen Abende in der genußreichen Gesellschaft meines alten Freundes Seingalt hinzubringen und so überhaupt den größten Theil meiner Zeit, doch nur, wie es Herrn von Casanova, dessen Alter ich schonen muß, gefällig seyn wird; denn meine Reisen stelle ich ein.

Casanova, nicht ungerührt von diesen eklatanten Beweisen der edelsten Zartheit, reichte dem wackern Vermittler die Rechte mit den Worten: Mein Herr, mein verehrter Herr, ich bitte um Ihre Hand, ich bitte um Ihre Freundschaft. Der Graf hat Recht: Casanova ist ein Narr, und kein lieber Narr. Lassen Sie Sich umarmen, mein theurer Herr!

Degen sagte: Also ist der Bund geschlossen?
Und für immer, setzte Casanova hinzu.

Nun brauche ich Ihnen, verehrter Herr von Seingalt, nur noch zu sagen, daß der Graf im goldenen Ochsen wohnt. Da unten sehen Sie seine Equipage. In einer halben Stunde dejeunirt er, in einer Stunde reist er nach Dur.

Mit Entschiedenheit sagte Casanova: Ich reise mit!

In diesem Augenblicke trat der Graf ein.

„Zum rothen Igel."

Was sehn Sie Sich um? Was suchen Sie?

„Den rothen Igel, Freund, wo wir zur Zeit der Continentalsperre zu frühstücken pflegten; während der „caffehlosen, der schrecklichen Zeit." Und es muß hier seyn, ich kenne den Punct! Was ist das für ein Gebäude?"

Eine Musik-Anstalt, Freund!

„Ach, doch noch zum Durchgehn wie damals?"

Ja, das können und wollen wir. Da gelangen wir direkt in die Hammer'schen Localitäten.

Gesagt, gethan. In demselben Zimmer, rückwärts gegen den Hof. Freylich es ist vergrößert, man hat eine Wand weggeschlagen. Aber die nähmliche Stelle der Hammer'schen Ilias! Freilich statt des genuinen Ofners jetzt curiöses Decoct, Bier genannt, und hier doch noch am Mindesten curiös; aber die classische Stelle, mit ihren Tausend Rückerinnerungen!

Hier bestand das Frühstück aus einem halben Seidel Ruster, echten Ruster. Das kostete 9 Kreuzer Bancozettel, also etwa 2 Kreuzer gut Geld; jetzt kostet der schlechteste mehr als 9 kr. Münze. Man schlürfte den köstlichen genuinen Trank aus Kelchgläsern, verweilte ein Stündchen, und

plauderte, und mit was für Leuten? Ha! „Schöne Zeit, wo bist Du? Kehre wieder!“ Ach Du kehrst nicht wieder, nie und nimmer: Alles ist demoralisirt, die Wirthe, wie die Gäste, wie alle Leute, wie selbst der Himmel. „Ist kein Dalberg da? Kein Hammer?“ Es gibt keinen rothen Hammer mehr (N. B. senior), weder beym rothen Wein beym rothen Igel, noch sonst auf Erden.

Der Freund war damit einverstanden. Wir gaben uns Mühe, das häßliche Gesöff zu verschlingen, denn bleiben wollten und mußten wir, da es uns Bedürfniß, in der Erinnerung zu schwelgen. Hier, sagte er, in der finstern Ecke pflegte jener bejahrte Arzt mit dem freundlichen anmuthigen Gesicht zu sitzen. Er war so kenntnißreich als wohlwollend und bescheiden. Es war, glaube ich, der Doctor Boër.

„Richtig, Boër, allerdings. Der größte Geburtshelfer, den es je gegeben. Er hatte aber Nachfolger, z. B. Lederer. Wissen Sie noch, wie damahls Hahnemanns Organon so eben herausgekommen, und wie Boër sich darüber geäußert?“

O ja. Er war ein persönlicher Widersacher Hahnemanns, aber ein Anhänger seines Systems, er vertheidigte die Homöopathie und prophezeyte ihr Eingang und Glorie. Sie war damahls sehr verpönt bey uns. Und das wurmte Boër. Er war ein Zögling des großen Joseph. Er hieß eigentlich Boogers. Der Kaiser erkannte ihn, ließ ihn reisen. In den Niederlanden, in Frankreich, in England, in Italien sammelte er viele Kenntnisse. Seine Schriften über einfache, naturgemäße Geburtshülfe sind classisch. Ein gewisser Doctor Reiz, der ihm gegenüber zu sitzen pflegte, balgte sich

wirklich mit ihm herum. Reiz hatte ganz bizarre Ansichten von der Physik.

„Ich erinnere mich. Dieser Mann war halb blind vor lauter Experimentiren an sich selbst. — Er war heftig, unterlag deshalb auch immer der ruhigen gründlichen Philosophie eines gewissen pensionirten Hofsecretärs, der ein gelehrter Mann war und das plumpste kupferigste Gesicht von der Welt hatte. Sein Nahme aber fällt mir nicht bey?

Cremes muß das gewesen seyn, niemand Anderer?

„Ja wohl Cremes. Er war ein streng mathematischer, scharf logischer Kopf, ein Combinations- und Cemptabilitätsgeist ohne Gleichen. Er arbeitete an einer finanziellen Schrift, ich glaube über die Bancozettel, deren Druck ihm dann die Censur versagte. Er war sanft und gut. Sein Schwiegersohn ist unlängst gestorben."

Der Virtuose Leidesdorf in Florenz, ja wohl der früher Kunsthändler in Wien, in der Kärnthnerstraße gewesen.

„Cremes hielt sich viel zu dem Buchhändler Beck, ein dicker aber ausgezeichnet schöner Mann. Der corpulente Beck ist es eigentlich, der dieß adäquateste Frühstück ausfindig gemacht, und uns Alle zu Proselyten."

Vergessen wir nicht einen der interessantesten, den Sensalen Sallaba.

„Ah Sallaba, köstlichster aller Gesellschafter! Jammerschade um Dich. Ich kann nicht ohne Begeisterung an Dich denken."

Niemand kann das, der ihn gekannt. Wohl wenige Menschen haben so viele Reisen, so viele Erfahrungen gemacht. Diese Menge von Kenntnissen, von Sprachen, diese Menschenkunde, und dabey diese unerschöpfliche Munterkeit, dieser delicióse Humor, dieser unversiegbarer Witz, alles

gewürzt mit Anekdoten und Citaten voll attischen Salzes. Was sind die Rabelais, die Lichtenberg dagegen? Der Liebling aller Männer, einst auch gewiß der Liebling aller Frauen.

„Warum nicht? Sein edles geistreiches, sprechendes Antlitz; ein Abdruck Friedrichs des Großen, sein savoir faire, sein Temperament. O wenn der Mann seine Memoiren niedergeschrieben hätte! So excentrisch und so weise zugleich. Gewiß bleibt: Sallaba ist nicht zu ersetzen."

Am wenigsten wohl von seinem Sohn. Sallaba's Bruder war ein sehr renommirter Arzt; sein Neffe, einer der geschicktesten Offiziere des Generalstabs, Oberster, avancirte unlängst zum General.

„Gratulire vom Herzen. Aber es gehn mir noch immer einige Notabilitäten dieses Morgenzirkels ab. Es schwebt mir so ein äußerst blasser, schmächtiger Mann vor, noch in guten Jahren, mit einer sehr feinen Stimme, der uns durch seine unglaubliche Bücherkenntniß in Erstaunen setzte."

Ah, Herr von K**r, allen Respect. Der Mann ist seitdem zu einer hohen Charge gestiegen, vielleicht der Einzige jenes Kränzchens, der noch am Leben. Solche Bibliographen gibt es allerdings wenige, besonders jetzt und bey uns, wo es bereits zum Ton gehört, sich mit Büchern gar nicht mehr abzugeben. Es fällt förmlich auf, wenn irgend über literarische Dinge gesprochen wird. Daran ist nichts Schuld, Freund, als der leidige Phäakismus. Nimmt es mit der Schlaraffery, mit all den zahllosen Gaukeleyen des Tages und der Nacht-Schwärmereyen wieder ab, so wird sich auch der Geschmack für Literatur und Wissenschaft wieder heben. Es ist ein wahrer Scandal mit all diesen Anschlagszetteln. Nichts als Comödie, Musik, Tanz, Reu-

nieus, Schmauserey, Seiltänzerey, Bier- und Weinsalons, Spektakeley.“

Lassen wir das und erfreuen wir uns lieber im Geiste noch der substanziösen Colloquien des Herrn v. K**r und seines Freundes, mit dem er sich einzufinden pflegte, dessen Name mir aber nicht beyfallen will. Ein schon sehr betagter Mann, klein, schwächlich, mit auffallend herausgetriebenen Augäpfeln.

Ha freylich, freylich der geistvolle, witzige, spitzige Appellationsrath Mandelli! Sie haben Recht. Der war ja eine der Perlen der Gesellschaft. Gelehrt, erstaunlich belesen, ein Anecdotenmann der eruditen Sorte.

„Eine lebendige Encyclopädiana. Überhaupt ein Ana-Mann, so eine Art Menage. Sie kennen ja die Menagiana? Voll Reminiscenzen und Applicationen aus alten und neuen Classikern, selbst aus Kirchenvätern. Alles schmunzelnd, cynisch, ironisch, sarcastisch, unvergleichlich. Ah Mandelli, wie herrlich spieltest Du.“

Er besaß auch ein enormes Gedächtniß, immer und ewig genährt, bereichert durch eine stattliche Bibliothek, in der sich sogar die Walton'sche Polyglottenbibel befand, die er von Binz um 500 Gulden gekauft. Schon ein Siebziger warf er sich noch auf das Arabische, auf die Bibel!

„Ein Siebziger, Septuaginta, gut.“

Er war eine redende Bibliothek, und hätte dabey auch gern mit allen redenden Brunnenschönen parlirt. Ha, welche niedliche kleine Abenteuer gab es da? Der rothe Hammer selbst, als Beobachter im eigenen Hause gab sie uns als Mysterien zum Besten. Lieber Himmel, wenn man so all diese merkwürdigen Menschen denkt, und erwägt, daß sie nun vergessen sind für immer und ewig: es ist doch eine

niederſchlagende Empfindung! Iſt nicht zuweilen, ſo zufällig von Einem oder dem Andern die Rede, ſo haben ſie eigentlich gar nie exiſtirt. Nichts iſt, wodurch ihr Andenken aufbewahrt würde!

Boër, nun der hat ſich ſein Monument geſetzt; nehmen wir: Mandelli, Sallaba, Cremes, K**r...; Lauter Gelehrte, würdig einen ſchönen ſchriftſtelleriſchen Rahmen zu hinterlaſſen.

In der That merkwürdig; faſt alle dieſe Männer. Es beweiſt aber nur auf's Neue, daß es in Öſterreich ſo viele Gelehrte gibt, die keine Schriftſteller ſind, als auswärts Schriftſteller, die keine Gelehrten. Muß man denn eben Autor ſeyn, um gelehrt zu heißen? Das wäre ſehr traurig. Wiſſen Sie was? Bearbeiten wir ein vaterländiſches Gelehrten-Lexicon von ſolchen Männer, die nichts geſchrieben haben.

„Ich bin dabey.“

Bey Alexander von Rußland.

Ich gehe in die Schauflergaſſe, und erblicke den Kaiſer von Rußland. Das iſt der Mann für dein Kleinod, denke ich; der iſt es.

Ich rede darüber mit dem Fürſten Wolkonski, der ſich für außerordentliche Dinge wohl intereſſirt. Der Fürſt erſtaunt über das außerordentliche Ding. Er ſagt: Morgen um 10 Uhr.

Im Vorzimmer finde ich einen Mann, den ich vom Sehen aus kenne. Groß, dick, faſt ungeſchlacht und ausdruckslos, faſt ohne Haar. Er geht auf und ab. Ich begrüße ihn. In der Hand hat er einen Degengriff, nur einen Griff,

ohne Klinge, ohne Scheide. Dieser ganze Griff, auch das Stichblatt voll Diamnten; der Knopf ein einziger. Der Mann war der Juwelier Reuling.

Er explizirt mir diese blitzenden Dinger, und sagt: Eine halbe Million. Ich zweifle keinen Augenblick; zweifelte aber noch weniger, daß mein eigenes Kleinod, obschon millionenmal seltener, leider nicht auch eine halbe Million werth sey.

Ich besaß nähmlich einen unbeschreiblichen Schatz. Ich will sagen: einen Schatz, den man wohl beschreiben kann, wie es erst neuerlich der meisterhafte Falkenstein (Geschichte der Buchdruckerkunst) gethan, aber nicht wieder erlangen, hat man ihn einmahl weggegeben. Weggeben, das sollte man nicht; aber, wenn man Handel treibt, so hat man die Schätze nur, um sie gehabt zu haben.

Dieser mein unbeschreiblicher Schatz war nichts Anderes, als die Sammlung der ursprünglichen Xilografien: **Biblia pauperum, Ars moriendi, Ars memorandi** u. s. w. 6 Opuscula. Der Kenner geräth in Verlegenheit vor Erstaunen, wenn er sie sieht, in der Beschaffenheit, wie die meinigen. Alle 6 waren sie in einem eisernen Einband mit eisernen Bukeln. Ich zeigte und explizirte diesen meinen Degengriff dem Juwelier Reuling. Er lächelte. Das freute mich, denn es bewies, daß er nicht heuchte. Wie das Lächeln zu deuten, wußte ich recht wohl.

Außer meinem Juwelier hatte ich den Schatz schon Diesem und Jenem vorgewiesen. Ich hatte ihn sogar 2 oder 3 Mahl in der Wiener-Zeitung angekündigt. Mehr kann man nicht thun, bevor man zugibt, daß Seltenheiten in's Ausland wandern.

Ein Thürhüther trat wieder heraus und Reuling trat

hinein. Nach einer kleinen halben Stunde kommt er zurück. Ich sah nicht, daß er Etwas in der Hand trage.

Der Thürhüther trat wieder heraus. In einer Minute stand ich vor dem Kaiser Alexander. Einfacher als er, gestern und heute, kann kein Mensch auf Erden gekleidet seyn. Gestern ein grauer Überrock, bis zur simpelsten schwarzen Halsbinde zugeknöpft, und runder Hut; heut dieselbe Binde, weiße Weste, Frak und Beinkleid schwarz, keine Spur von irgend einer Bijouterie.

Dieß ist der Wolkonskische Schatz? fragte er mild in schönem Deutsch.

Ich schlage das Buch auf, und lege es auf den grün behängten Tisch.

Er blätterte, und betrachtete aufmerksam, besonders die Apokalypse.

Ober dem Buch lag das Nenling'sche Million-Stück. Gute Nachbarschaft!

Ich glaube, sagte Alexander, immer stehend, und die Apokalypse wiederhehlt betrachtend, wir haben schon Etwas davon in Petersburg.

Höchst wahrscheinlich, Sire, bemerke ich; aber das Ganze!

Haben Sie eine schriftliche Notiz?

Ich legte sie vor.

Er durchlief sie, und durchschaute das Buch noch einmahl, obschon flüchtig. Nun betrachtete er genau den Einband.

Der Einband ist gleichzeitig, sagte er.

Ich machte eine Verbeugung.

Es ist mir, als komme mir das Buch nicht ganz unbekannt vor. Woher wohl haben Sie es bezogen?

Es war in Lemberg, antwortete ich. Der Mann, Nah-

mens Speiser, von dem ich es vor einigen Wochen gekauft, und der es von seinem Bruder hat, lebt hier.

Der Kaiser, wieder auf die Apokalypse kommend, blättert fort und sagt, nachdem er in die Notiz geblickt: Eine große Merkwürdigkeit, fürwahr, und in diesem vortrefflichen Zustand. Ich muß aber Jemanden zu Rathe ziehen; ich bin nicht Kenner des Werths. Übrigens aber, hätten oder wüßten Sie alte, sehr alte Slavica, geschichtliche oder poetische? Slavica überhaupt, Polonica, Bohemica, aber wie gesagt, sehr alte und seltene.

Wie geht es mit dem Handel? setzte er hinzu.

Eure Majestät, entgegnete ich, der Buchhandel muß wohl, schon seiner Natur nach, aufhören, blühend zu seyn. Momente dienen ihm zuweilen, wie der jetzige in Wien.*) Seine Basis aber ist ohne Halt, und ohne Zukunft. Ohne eine rationelle oberste zentrale Leitung ist er verloren. Er zerstört sich selbst durch seine Hyper-Productivität.

Sie haben Recht, fiel er ein. Ein Gewerbe hätte er nie seyn sollen.

Er schwieg.

Nur ein Zweig der Administration selbst, bemerkte ich fragend.

Er nickte.

Dann sprach er: Warum findet man denn in ganz Wien kein einziges russisches Buch?

Eure Majestät, erwiedere ich, das ließe sich wohl erklären.

Er lächelte.

Sie sind wohl, sagte er, so gut, Ihre Seltenheit hier

*) Congreß.

zu laſſen. Indeß danke ich Ihnen, fügte er ſehr ſanft und warm bey; leben Sie wohl.

Ich ging. Das Vorzimmer voll Leute, mit allerhand Dingen zum Antrag. Mich fror. Es war ein ſehr kalter Jänner-Tag. In des Kaiſers Zimmer war es mir nicht weniger kalt vorgekommen. Ich eilte nach Hauſe.

Es vergehen, wie man ſagt, 8 Tage, 14 Tage; es vergehen 3 Wochen: ich höre nichts von meinem Schatz. Endlich gehe ich zu Wolkonski. Ich treffe da ähnliche Leute in ſolcher Angelegenheit. Es iſt ſo, daß der liebenswürdige Fürſt ſich aufmacht, ſelbſt da nachzuſehen, wo die Sachen liegen.

Wir klettern ihm nach bis zu dem Dachboden des Amalienhofes; ein Bedienter mit. Da ſieht es aus, wie auf dem Eſtrich des Goldſchmied's der Scudery. Schneegewölk läßt kaum Etwas unterſcheiden. Hunderte von Paketen, von Schachteln, von Etuis, von Futteralen, von Kiſtchen und Käſtchen, und Portefeuilles, und Schatullen. Der Degengriff wohl ſchwerlich darunter. Meinen Schatz aber erſchaute ich gleich, weiß und roth emballirt; meine Livrée. Ich nehme meinen Schatz unter den Arm, bedanke mich, und eile nach Hauſe, denn es war wieder verflucht kalt.

Millionen Werthes war vielleicht da oben. Ich hatte keine Zeile.

Nach einiger Zeit ſchlug auch für meinen Schatz die Stunde des Scheidens. Die Trennung war ganz ſüß.

Der gelehrte geiſt- und kenntnißſprudelnde Carl Baron von Doblhof erzählt mir, ein Freund der Marcheſe Malaſpina aus Florenz ſey hier, nachdem er Deutſchland vergebens durchzogen, eine gewiſſe **Biblia pauperum** aufzufinden für ſein koſtbares Cabinett. Ich öffne eine Schub-

lade, zeige dem Baron das eiserne Kleinod. Er stutzt; er staunt; er bittet um Aufbewahrung. Ich gebe ihm den Schlüssel. In 10 Minuten ist er wieder da; mit dem Marchese. Noch 10 Minuten, und der Marchese ist Eigenthümer des Schatzes; der Florentiner ist glücklich.

Eine lebendige Geschichte der Holzschneide- und Kupferstichkunst hatte er gesammelt, sie dereinst seiner Vaterstadt zum Geschenk zu machen. Das geschah denn auch. Er ist todt. Florenz kann prunken mit den Malaspina'schen Kostbarkeiten, unter deren allervornehmsten Perlen mein Schatz. Lebe wohl, Du! Wir sind für einander verloren!!

Ur-Einwohner.

Es mag verlockend seyn, darauf zurück zu kommen, daß Juden die Ur-Einwohner Wiens gewesen. — Die vorherrschende Neigung dieser höchst merkwürdigen Nation (deren ganze Geschichte nur ein grosses Abenteuer) zum Handel; der geographische Punct Wien dieser „Kreuzweg der Völker;" die Urstätte Wiens, insbesondere der Kienmarkt, ringsum und fortspinnend am Ufer bis zum Passauerhof fort und fort bis heute von Juden angesiedelt; die „Judengasse," der Judentempel; der Lazhof stets eine Judenstadt im Kleinen: all dieß und manch Anderes spricht doch gewiß nicht gegen die Sache. Zu dem manch Anderem dieß oder jenes Monument, einst im Lazhof selbst aufgesucht, aufgefunden, überhaupt vorgefunden und aufbewahrt, effective, eine zeitlang, oder in der Literatur, wie in des Laz Schriften selbst, mag man deren Zuverläßigkeit in Zweifel ziehen, wie immer. Zu den lapidarischen Monumenten vor Allen die Grabsteine zu rechnen, dem wissen-

ſchaftlichen Geſchichtfreund gar wohl bekannt, wie, was von ihnen zu halten oder nicht: Z. B. jene, entdeckt da, wo jetzt Gumpendorf. Der Eine, zu deutſch alſo lautend: „Mordach aus dem Rieſengeſchlecht, ſtark und groß, im Jahre nach Erſchaffung der Welt 2560“ (geſtorben) alſo 1492 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Ein anderer neuerer Grabſtein, des Inhalts: „Salem, ein Sohn des Rabbi Baruch iſt begraben worden den 22. Tag des Dezembers im Jahre nach der Welterſchaffung 4016.“ Jedenfalls intereſſante caleidoscopiſche Augenweide; gar manch Echtes darunter; Diamanten und Glasſcherben durcheinander; und was der critiſche Hiſtoriker nicht brauchen kann oder mag, guter lieber Fund für die Novelle, die ſich mit ihren Geſtaltungen nicht ungern im Zwielicht ergeht.

Jonjou.

Ich weiß nicht, ob man ſich noch an die gewiſſen Jonjou erinnert, welche in den Neunziger-Jahren Mode geweſen? Ich zweifle. Sie wurden wohl eben ſo ſchnell vergeſſen, wie das Caleidoscop, deſſen plötzlicher Untergang wohl ſonderbar iſt, eben ſo, wie jener der Draiſinen, auf denen man ſich im Burg'ſchen Maſchinenhof ſo angenehm unterhielt. Ein Jonjou alſo, wie ich es meine, beſtand aus einer doſengroßen Doppelſcheibe; dazwiſchen ein Gründel (Achſe), an welchem eine 4 Fuß lange Seidenſchnur, mit einer Schlinge, die an den Mittelfinger zu legen. Die Schnur mehrere Mahle um den Gründel gewickelt; die Scheiben, während man die Schnur nach aufwärts bewegt, losgelaſſen, verurſacht eine vermehrte Retentien der Scheiben, ſo daß die abgewickelte Schnur als Nachwirkung der Schwungkraft

wieder entgegengesetzt aufgewickelt wird und bey progressiver Wiederhohlung dieses Prozesses die Scheiben bis an das obere Ende der Schnur zu laufen kommen. Ohne Zeichnung ist es schwer, das Ding klarer zu machen. Indeß, man kann es sich hinreichend vorstellen. Auch findet sich solch ein Jeujeu wohl noch bey irgend einem Drechsler. Die Doppelscheibe war entweder von Holz, oder von Bein, Elfenbein, auch von Perlmutter, je nachdem. Die Leute gingen nicht gern aus, ohne dieses Jeujeu; es gehörte zum Ton, es war Mode. Kinder und Alte, ordinäre und vornehme Leute beyderley Geschlechts, ernste Geschäfts- und Amtspersonen unterhielten sich, während des Gehens, oder eigens stehen bleibend mit diesem Dinge; Damen aus dem Wagenfenster heraus, ließen das Jeujeu sinken und steigen. Man nannte es auch: Patrietchen, »Patrietel« um die Theilnahme an der unglücklichen Königsfamilie Ludwig XVI. zu bezeichnen.

Niederleger

soll man nicht schreiben, sondern Niederläger, von Lagerhalten, eine Niederlage haben ꝛc. Von den Großhändlern unterschieden sie sich nur dadurch, daß sie kein Abfahrtgeld zu entrichten hatten. Der Fondausweis war wie bey Jenen 30000 fl. Sie schadeten dem Handel sehr. Meist waren sie aus Augsburg, Nürnberg oder der Schweiz. Sie bezahlten alle Waaren, größten Theils aus ihren Geburtsorten bezogen, bar; ihr Absatz war an die Detail-Händler. Sie wurden reich, wiewohl sie von Buchhalterey, Wechselwesen oder Geldcurs gar nichts verstanden; es war die einfache Weisheit des gesunden Kopfs, der von complicir-

ten Einrichtungen nichts wissen will. Binnen 70 Jahren gingen durch die Niederläger über 100 Millionen in's Ausland. Unter Maria Theresia erwarben sie sich merkantilische Kenntnisse, und gründeten Fabriken. Entstanden waren die Niederläger im 16. Jahrhundert. Die ersten Privilegien erhielten sie unter Marl. 1701 waren in Wien 48; 1787 noch 25. Fries, Fachini, Luz, Scheidlin, Puthon, Sellier, Paffy wirkten für die Beförderung des inländischen Handels.

Lannes.

Napoleons Roland, wie Gretzmiller ihn nannte, verschied den 31. May 1809, des Morgens um 5 Uhr in Simmering. Das Rührende des letzten Beysammenseyns der beyden Helden kann man sich denken, schildern aber läßt es sich nicht; alle Federn scheiterten. Plötzlich fällt Napoleon der große Frank ein. Augenblicklich sendet er seinen Adjutanten nach dem großen Frank. Du lieber Himmel! Was sollte der noch, und wäre er Chiron oder Hipocrates selbst gewesen. Die Wunde ja! Ihr Zustand war normal, allein das Fieber ließ sich nicht mehr bannen. Man weiß, daß Napoleon dem großen Johann Peter die allerglänzendsten Anträge machte, sich in Paris nieder zu lassen; auch daß diese abgelehnt wurden. Man weiß auch, daß Napoleon, mit einer Flechte behaftet, ihn zu Rathe zog, auf die Cur aber nicht einging, weil sie ihm zu lange gedauert. Einige, aber Wenige behaupten, der Steff habe sich auf den Magen geworfen; das sey der eigentliche Magenkrebs, ꝛc.

Eine Probe. (Vorschlag.)

Ich bin für einen Augenblick Der und Der.

Das Ding verstimmt mich. Ich will Etwas thun.

Ein Theil der Leute denke ich mir, ist krank. „Beilhieb gegen Hornstoß," empfiehlt Fouqué. Nichts da! Hippocrates ist besser mit seinem: Wirken die Arzneyen nicht, hilft das Eisen; hilft das Eisen nicht, heilft das Feuer!

Gut denke ich. Ich will diesen Leuten ein Recept schreiben.

Ich invitire neun gute Schriftsteller, rechtschaffene Männer die ich aber persönlich nicht kenne. Ich lade sie ein auf übermorgen um 10 Uhr.

Übermorgen um 10 Uhr ist da; die neun Autoren sind auch da.

Nun meine Herren, sage ich, jetzt brauchen wir noch einen artigen oder unartigen kleinen Jungen, oder so einen Waisenknaben, einen hechtgrauen.

Während ich das sage, lege ich Beckers Weltgeschichte auf den Tisch, und eine Stecknadel dazu.

Ah, sagt Einer der Herren, wenn es sich um das handelt, diese hechtgraue Kunst verstehn wir auch.

Der hatte gleich Alles durchschaut.

Der nimmt den nächst besten Band des Werks, sticht muthig mit der Nadel hinein, und schlägt das Buch auf. Die Nahmen: Rom belagert, der Bourbon, Cellini zeigen sich zuerst.

Sehr wohl.

Meine Herren, sage ich, ich danke Ihnen. Belieben Sie Sich auf kurze Zeit in dieß Zimmer zu begeben.

Ist servirt Mark Max bediene die Herren gut.

Und ich meine Herren, erlauben Sie, ich verweile indeß in jenem Cabinett.

Dieß sagend, verschwinde ich. Nichts bleibt in dem Gemach als Becker's Weltgeschicht und die Stecknadel.

Im Cabinett gehe ich zweymahl auf und ab. Dann setze ich mich, und schreibe.

Wie ich aufgehört habe, zu schreiben, sehe ich nach der Uhr.

Anderthalb Stunden hatte ich geschrieben. Es ist ein einactiges Drama in Jamben: Cellini und der Bourbon.

Ich überlese es flüchtig; corrigirt ist gar nichts.

Nun gehe ich in das Gesellschaftszimmer. Meine Herren frage ich, wie befinden Sie Sich?

Die Herren befanden sich sehr wohl, so wie die Herren Naturforscher.

Diese neun aber sollten Kunstforscher seyn.

Ich nehme Platz und sage, mein Manuscript präsentirend: Meine Herren, hier ist mein Recept. Nehmen Sie es mit Sich. Lesen Sie; urtheilen Sie, und dann, wenn ich bitten darf, erzählen Sie den Leuten den Zusammenhang! Man wird hernach begreifen können, daß ich auch der Verfasser der frühern Stücke sey.

Auf dem Graben, vor vierzig Jahren.

Eines Mittags stehen wir bey dem kleinen bespiegelten Buchladen des Herrn von Mösle. Wir sehen zwei Männer heraustreten, von dem kleinen, zierlichen, perrukirten, betroddelten Reichsritter bis vor die Thür begleitet, in tiefster Verbeugung, unterthänigsten Respectes voll; sein kostbarer Solitär, den ich ihm einst glücklich retten soll,

blitzt in der Sonne. Der eine der beyden Männer ist von fast auffallend kleiner Gestalt, mit einem Bäuchlein; das runde Gesicht voll und frisch, die Augen klar und frey, das lichte Haar frisirt; kurzer Zuschnitt sein feiner Anzug ein simpler brauner Überrock, weißes Halstuch wie Jedermann, schwarzseidene Strümpfe. Der Andere, von mehr hoher Statur; nahe den Dreyßigen, ein wenig mager, von blühendster frischester Gesichtsfarbe, dunklen, verhältnißmäßig kleinen, aber höchst sprechenden Augen, gebogener Nase, ein wenig vorspringendem Kinn, ist voll Leben, Feuer und Beweglichkeit. Er trägt einen blauen Frack mit blanken gelben Knöpfen, lichtes langes Beinkleid, und Halbstiefel. Der Ältere hängt sich an seinen Arm; eifrig conversirend schreiten sie fürbaß. Der kleine Reichsritter, gestreckten Halses sieht ihnen nach: „Heute ist mir eine große Ehre wiederfahren; große Ehre,“ sagte er zu meinem Begleiter; „große Ehre, Herr College.“ Aber, wir hielten nicht Stand.

„Wisse,“ sagte mein Oheim zu mir, „der ältere dieser Herren, ist niemand Geringerer als der berühmte Johannes von Müller, Deutschland's Thucydides; jetzt erster Custos unserer Hofbibliothek, an der Stelle des unvergeßlichen Denis. Der Freund an seiner Seite, ein feuriges Genie, schon jetzt großer Kenner fast aller Wissenschaftszweige, ist Herr von Hammer.“ Diese Worte hätten die beyden Männer fast hören können; im tiefen Gespräch waren sie stehen geblieben. Vorüberg ehend vernahmen wir, wie Müller zu seinem Freunde sagte: „Was wollen Sie geliebter Freund? Ihre Aufsätze im deutschen „Mercur“ sprechen zu laut für Sie. Ich sage Ihnen, Sie sind ein Proteus. Ich sage Ihnen, Sie werden

für die orientalische Geschichte das seyn, was für die schweizerische....“

Herr von Hammer bittet ihn, zu schweigen, als er eine Dame sich nähern sieht von anmuthigen seelenvollen Mienen; umwallt von einem einfachen schwarzseidenen Kleide; einen schmalen weißen Shawl um die Schultern. Die zwey Herren schreiten auf sie zu, und verbeugen sich. Frau von Pichler grüßt freundlich mit dem Fächer. Ihr Begleiter läßt sie mit Herrn von Hammer im Gespräch, und erzählt Müller, wie fleißig er heute schon gewesen. Dieser jedoch, sich rasch ab an Frau von Pichler wendend, fährt fort: „Vor allen Dingen, gnädige Frau, muß ich Ihnen gratuliren. Ihre Gleichnisse, ich kann nicht aufhören darin zu lesen, sind sinn- und geistreich. Entsprechen ihnen auch Ihre Idyllen, mit denen Sie beschäftigt sind, so ist mir bange um den Ruf meines Landsmanns Geßner. In der That, Sie debutiren als Meisterin.“ Johannes Müller war nicht der Mann der Schmeicheley. Die Dame empfand und würdigte den edlen Werth dieser Worte. Sie erröthete ein wenig und entgegnete in der heldesten weiblichen Verlegenheit: „Wie süß und erhebend aus dem Mund eines solchen Mannes! Ach, und wie getrübt zugleich; ich fürchte immer, wir verlieren Sie. Ich habe eine Ahnung, ich weiß nicht, man will meinen, Sie ziehen fort.“ Ihr Begleiter empfahl sich, und entfernte sich mit der bewegten Dame.

In der Mitte des Weges hören wir hinter uns noch eine fremdartige, und doch so bekannte Stimme: „Ich versichere „Ihnen,“ mein Prinz, man wird schon im nächsten Feldzug auf meine Grundsätze der höhern preußischen Tactik zurückkommen, wenn man auch so barbarisch seyn sollte, von meinem Werk über Winterpostirungen keine An-

wendung mehr zu machen. Eure Hoheit, ich verſichere....“ Bey dieſen Worten war der Sprechende uns ſchen vorgeſchritten; der General Lindenau, in voller Uniform, wie immer; mit der kurzen, überknappen Lederhoſe, wie immer; der gepuderten Zopffriſur, wie immer; den Degengriff hinten hinaus, wie immer; die Hände in den hohen Rocktaſchen, die Ellbogen im ſchärfſten Winkel ausgeſpreizt, wie immer; die aufrechtſteife echt ſoldatiſche Haltung, wie immer. Alles wie immer, von den Winterpoſtirungen 1789 an bis nach den Sommerpoſtirungen 1809. Der Herr, ihm zur Rechten, iſt der Feldmarſchall Herzog von Würtemberg: herkuliſch und ſchön gebaut, mit dem runden wohlwollendſten Geſicht von der Welt, in einfachem blauen Frack; Nanking-Beinkleid, Reitſtiefel.

An der Ecke der Dorotheergaſſe gewahren wir eine Gruppe. An einem Kaufladen, nachläſſig, lehnt ein Mann, umgeben von ſechs bis zehn aufmerkſamen Zuhörern. Herr von Kotzebue erzählt ihnen Etwas. Dem erſten Porträt in dem Doll'ſchen Nachdruck ſeines Theaters gleichend, iſt er in einem blauen Überreck gehüllt. Seine Miene iſt nicht heiter; und doch iſt er redſeliger als je. Zum öfteſten richtet er das Wort an den Advocaten Sonnleithner, der ſchon anfängt in Fülle überzugehen. Er ſagt: „Ihre Schrift lieber Doctor, über das Verhältniß des Elſaßes zum deutſchen Reich, verräth den guten Publiciſten. Machen Sie dem kleinen Mann den Proceß!“ Sonnleithner verbeugt ſich und erwiedert: „Ich glaube, der kleine Mann, iſt ein großer Mann; und hat uns Allen ſelbſt ſchon den Proceß gemacht. Es hat mir heute Nacht geträumt, er ſey ein Cenſor und habe beym Artikel „deutſches Reich“ ein Deleatur gemacht.“ Bey dieſen Worten fuhr Herr von Kotzebue auf, laut rufend: „Mit dem

Schwert, ja mit dem Schwert à la Brennus! Was sagen Sie Herr Lange, der Sie überall der Held sind?“ Lange, in seiner Wucht, will sich schon erheben, als die Versammelten wie auf ein Commando plötzlich auseinanderfahren. Ein Gelispel entsteht: Sonnenfels; der Hofrath Sonnenfels! Alles macht ehrerbiethig Platz und zieht den Hut. Sonnenfels erwiedert sehr höflich aber in voller ernster Amtsmiene die Begrüßung. Die schöne ausdrucksvolle, geistreiche Physiognomie des klein gebauten Mannes wendet sich kaum im Halbprofil zu den Grüßenden. Er ist schwarz, en robe, frisirt, er ist im Geschäftsschritt; einen Pack Acten unter dem Arm. Auf allen Gesichtern leuchtet der Ausdruck der höchsten Achtung; nur Herr von Kotzebue zieht, sonderbar lächelnd den Mund.

Man ist schon im Begriff, auseinander zu gehen, als ein Reiter daher sprengt. Er nimmt Herrn von Kotzebue wahr, springt ab, gibt das Pferd dem Reitknecht, und geht auf die Gruppe zu. Der große, magere, schöne Mann, im elegantesten Costum, nimmt schnell den gestülpten Hut von der gepuderten Frisur, Herrn von Kotzebue becomplimentirend, mit den Worten: „Ich hoffe vorher noch die Ehre zu haben, Sie in meinem Schönau zu bewirthen. Wir wollen noch einmahl die sinnreichen Inschriften lesen, die Sie die Güte gehabt, für den Tempel der Nacht zu verfassen; hernach, ich bitte....“ Herr von Kotzebue erwiedert einige verbindliche Worte, macht den Herren ein Gesammt-Compliment, und entschwindet um die Ecke, um alsbald um alle andern Ecken der Stadt und des Landes zu entschwinden.

Das Kramer'sche Caffehhaus.

Im Schlossergäßchen, vom Graben hinein, rechts, gleich anfangs der so und so vielte Laden, da ist eine Lederhandlung. Das Local ist düster; in dem schmalen Gäßchen von unmittelbarem Tageslicht kaum, von einer Sonne schon gar nicht die Rede. Der Laden ist klein: 10 bis 20 Personen mögen Platz haben.

Und das war ein Caffehhaus, ein berühmtes Caffehhaus, das literarische Caffehhaus des großmächtigen Wien.

Die Zeit ist in den 90er Jahren. Wir schlendern am Trattnerhof, den man von dem frühern Gebäude her noch lange den Freysingerhof nannte, vorbey. Eine große blanke Caffehkanne von Messing, gehalten von einem viel kleineren Mohren, der eben so glänzend, blinkt uns entgegen. Es ist etwa 3 Uhr; es ist schon Nachmittag. Wir gehen ein wenig hinein.

Die Höhle, von dem einzelnen Talglicht des Feuerburschen im Hintergrunde etwas erhellt, ist mit Eichenholz ausgetäfelt, mit dünnen Goldleistchen und etwas Rococo-Geschnörkel verziert. Die Wände wie der Plafond, matt erglänzend von der berührten Talgkerze und der Afterhelle des Tages.

Es sind 6 Tische, darunter 3 Solitärtischchen da, auch von Eichenholz, sehr abgebraucht, aber sehr hell gebohnt; einige mit Marmorplatten. Es sind 4 Bänke und 6 Sessel da, unter denen 4 Tabourets, sämmtlich dick gepolstert, sehr groß und massiv, mit derbem schwarzen Leder überzogen. Ein plumper Spiegel hängt da im Hintergrunde; es hängen da noch 4 Spiegelleuchterchen, jedes mit einer einsamen Unschlittkerze versehen. Auf den Tischen liegen die

Zeitungen, nähmlich: das „Wieneriſche Diarium," in klein Quart, weiß auf ſchwarz gedruckt (mit blaſſer Schwärze auf grauem Papier); die Augsburger Moll'ſche „ordinari" und der Neuwieder (aus dem Reiche der Todten). Das waren alle Zeitungen und Journale; es gab nicht viel mehr in dieſer glücklichen Zeit. Heraußen vor der Thür an jeder Seite ein großes hölzernes Sofa, grün angeſtrichen.

Alſo wie wir eintreten, kommt uns ein großer ſtarker Mann mit zornigen Geberden entgegen. Es klang, als ob er fluche. Ein Geſicht von wenig geiſtigem Ausdrucke, ſo wie die Geſichter der von der Picke auf Gedienten zu ſeyn pflegen. Er iſt in Officiersuniform, der Hut berdirt, der Degen in den Rockſchooß ſo geſteckt, daß der Griff hinten hinausragt; die hohen, ſteifen, ſpiegelhellen, großbeſpornten Reiterſtiefel ober der Wade rund ausgeſchnitten, vorn bis über die Knie reichend; die Friſur ſchwach gepudert, aber ſtark pomadirt; der Zopf nur bis zur Hälfte des Rückens. Dieſer martialiſche Mann, wie wir eingetreten, ſchwang ſo eben das dicke ſpaniſche Rohr, das ihm bis an die Bruſt reichen mußte, mit dem goldenen Knopf, und ſchwarz- und goldgewirktem dick bequaſteten langen Doppelband. Der Erzürnte kehrt wieder um, und ruft einem Manne, der bey einem Gläschen aequa d'oro ſitzt, wie zurechtweiſend zu: „Aber der Poſtzug, der Poſtzug! Ich berufe mich auf Friedrich den Großen. Die kleinen Schwachheiten der Virginia: pah, aber ihre vielen Schönheiten! O ihr Critikaſter." Der das ſo herausdonnert, iſt der General Ayrenhoff. Der Bekannte erhebt ſich wie begütigend mit murmelnder Stimme entgegnend: „Nur ruhig! Mein Nicolai ſchreibt mir dasſelbe. Wie ich mit meinem Werk über die Tabakpachtung, der neuen Auflage, fertig bin,

mache ich ein Gedicht auf Virginia für den Musenalmanach.“ Bey diesen Worten präsentirt er dem verletzten Poeten eine große Charnierdose von Pozellan mit Gold eingefaßt: „Eine Prise aus Berlin, ein Geschenk von Ramler.“ Dieser freygebige Mann ist eben so groß wie der General. Er hat aber ein schönes, edles Gesicht, sprechende Augen, hübsch gebogene Nase, einen küßlichen Mund, blühendes Incarnat. Die Haltung steif. Die Bewegungen, wie die Rede, bedächtig. Stark gepudertes Haar, dicken nicht gar langen Zopf, dreyeckigen Hut. Enge Halsbinde mit Schnalle, dichtes, gefaltetes, Tabakbestreutes Jabot. Himmelblau seidene Weste mit vergoldeten Knöpfen, mit Untertaschen bis zum Anfang der Schenkel. An dem ebenfalls himmelblau seidenen kurzen Beinkleid eine stählerne Uhrkette, die bis nahe an das Knie reicht. Der Rock eine Gattung Hofkleid, ohne Kragen, von silbergrauem sogenannten „Zeug“ (eine Art Nanking), die Knöpfe, so groß wie ein Guldenstück, sind Tableaux. Jeder stellt einen Vogel vor, von natürlichen Federn zusammengesetzt. Darüber ist ein Uhrglas; die Einfassung ist Metall. Manchetten, tintig, bedecken die halbe Hand. Roth und weißgestreifte Seidenstrümpfe; plumpe Schuhe mit großen geschliffenen Glassteinen besetzt. Da es ein Wochentag, so hat der Herr seinen Stahldegen an der Hüfte, im ewig herab gleitenden, ewig wieder hinauf zu schiebenden hosentragerlosen Beinkleid nicht eingehäckelt. Dieser Herr zieht an der langen Kette eine große kugelförmige Uhr aus der Tasche, macht sie von dem Chagringehäuse los, zieht sie von rückwärts auf und spaziert jetzt mit dem noch immer grollenden General gravitätisch hinaus; er ist der Herr von Retzer.

Drey Herren, die an einem der größern Tische sitzen, sehen den Abtretenden schmunzelnd nach. »Ja,« sagt der Eine, »mit seinem ewigen Postzug, er selbst ist sammt seiner Muse mit Extrapost schon der Vergessenheit zugeeilt.« Die beyden Andern lächeln ihn an, der selbst unaufhörlich lächelt, mit seinem länglichen gar nicht üblen Gesicht, schalkhaften kleinen dunklen Augen, mageren Zügen, satyrischem Mund, Prise auf Prise nehmend aus einer Frankfurtererdäpfeldose. »Postzug, Postzug,« hüstelt er heraus und steht auf, im engen Raume kopfschüttelnd, tanzend umhertrippelnd. Der lange dünne Zopf wird von der schüttelnden Bewegung des wenig behaarten, kaum frisirten Hauptes tüchtig herumgeschnellt. Die hagere große Figur knackt beynahe. Die schmale Halsbinde eng; der kragenlose Rock, die lange Weste, das kurze Beinkleid, Alles eng anliegend, von schwärzlichem Tuch. Der Tabak auf dem ungeheuern handbreiten Jabot wird mit einem ordinären blauen Schnupftuch unablässig weggestäubt. Strümpfe von schwarzer Wolle, Schuhschnallen von Stahl. So gesticulirt der Mann herum.

»A propos, lieber Leon,« ruft ihm einer der Herren am Tische zu, »sind Sie einverstanden? Ich will meinen Lucrez gar nicht drucken lassen; er gefällt mir nicht.« Bey diesen Worten steht der Mann auf und geht auf Leon zu. Es ist der einfache, anspruchlose, gesetzte Ratschky. Sein ganzes Äußere kündigt das an. Mittlerer Größe, ziemlich corpulent, ist er ein hübscher Mann von angenehmer, freundlicher Miene. Er trägt einen Frack von dunkelgrünem Halbtuch, an der Brust mit einem Drahthäftel zusammen gehalten; eine schwarzseidene Weste, schwarzes Halstuch, kleines Jabot, schwarzseidene Hosen mit Schlei-

fen befeſtigt, wie die Schuhe, weißzwirnene Strümpfe, keine Manchetten und keine Handſchuhe, wenig Friſur, kein Puder, kleiner Zopf. Seine Überſetzung des Lucrez gefällt ihm nicht, ſo ſehr der kundige, aufrichtige Leon dagegen ſtreitet; und ſein Lucrez wird in der That nicht gedruckt.

Während dieſes Geplauders ſitzt der Dritte ruhig am Tiſch und lieſt die Geſpräche der Todten. Es iſt ein Mann, mehr klein, von fahler Geſichtsfarbe, von bekümmerten Zügen, nachdenklich; das dunkle Auge von etwas Seele; wenig Haar. Der Anzug nachläſſig, von ſchwarzem ziemlich ordinären Halbtuch, weiße Strümpfe, zinnerne Schnallen. So ſitzt er da wie brütend. Plötzlich wirft er die kleine Zeitung weg und ruft wie mit Grabesſtimme leiſe und ſeufzend aus: „Auch der dahin! Himmel, der verdient eine Ode!“ Haſchka nimmt nun ein Buch aus der Taſche und beginnt auf den innern Deckel mit Bleyſtift zu ſchreiben.

In dieſem Augenblicke erſcheint an der Thüre eine impoſante Geſtalt. Leon und Ratſchky, ihr Platz zu machen, ſpringen bey Seite. Sie geben dem Eintretenden großen Raum, ziehen ſchnell und tief den Hut, und machen eine tiefe Reverenz. Haſchka ſchiebt Buch und Bleyſtift ſchnell wieder ein, ſpringt auf, und becomplimentirt den Angekommenen mit einer Miſchung von Submiſſion und Freundſchaft. Dieſer bewegt ſich mit einer gewiſſen vornehmen Leichtigkeit, doch artig, höflich und warm. Es iſt ein Mann im Sommer des Lebens, mittlerer Statur, edlen Angeſichtes, ſchönen Profils. Lichte Augen ohne ſonderliches Feuer, hübſche Naſe, hübſcher Mund, weißliche Haare, elegant friſirt mit ſogenannten Wuckeln. Der gallaartige Rock von weißer Seide, an allen Rändern farbige Stickerey von zarten Guirlanden; große Knöpfe von Perlmutter.

Die Halsbinde vom feinſten Battiſt, an beyden über das Jabot hängenden Enden mit Brüßlerſpitzen; das Jabot ſelbſt wie die langen Manchetten aus puren präcioſen Blonden. Die lange Weſte von ſtrohgelbem Atlas, mit zierlich geſtickten Blumen und Goldſtickerey überſäet; das Beinkleid von demſelben Stoff, an dem mit goldenen Schnallen befeſtigten Knieabſatz geſtickt; an jeder Seite eine lange maſſive goldene Uhrkette. Weißſeidene Strümpfe; an den fein lakirten Schuhen ſtarke Schnallen von purem Gold. An beyden Händen blitzende, koſtbare Solitäre. Dieſer Mann, von edler Haltung, und jenem Aplomb, welches das Selbſtbewußtſeyn der Bedeutſamkeit einflößt, tritt mit gemeſſenen Schritten ein, nimmt den Chapeau-bas vom nobelſten Caſtor, ſchleudert ihn auf den nächſten Seſſel, und ſagt mit einer gewiſſen Eilfertigkeit und gewinnendem Sprachorgan zu den Anweſenden: „Nun Freunde gute Nachrichten! Ein Brief von Wieland.“ Bey dieſen Worten langt er in die Rocktaſche, zieht ein ziemlich großes Portefeuille, wie es eigentlich nur Geſchäftsleute zu tragen pflegen, heraus, und aus dieſem einen Poſtbrief mit Couvert, langer Adreſſe und großem Petſchaft. Darauf den Brief an einer Ecke faſſend und in die Höhe haltend, wie im Triumph, fährt er fort: „Der große Wieland iſt mit meinem neuen „Deolin“ zufrieden! Was will man mehr! In dieſem Mercur wird Deutſchland es nächſtens gedruckt leſen.“ Haſchka macht ein Compliment; Ratſchky gibt Zeichen des Beyfalls; Leon nimmt den Brief an ſich, und lieſt. Man bemerkt eine Art Kopfſchütteln an ihm; einige Mahle ſtutzt er; endlich, da er ihn geleſen, gibt er ihn mit den Worten zurück: „Die Bemerkung hinſichtlich des „Amadis“ und Wieland's ſelbſt ſcheint wohl etwas zweydeutig; in-

deß ich gratulire.“ Hierauf macht er eine höfliche Verbeugung und geht. Alringer erwiedert kaum seinen Gruß, und übergibt das Schreiben Haschka.

Leon ist noch nicht zur Thür hinaus, als Rautenstrauch eintritt. Ein großer schlanker Mann, mit hübschem frischen Gesicht, hohen Toupé, Haarrollen, sehr langem Zopf, den großen Stülphut in der einen, ein langes spanisches Rohr in der andern Hand; dunkelblauer Frack mit krebsrothem Kragen und derley Ärmelaufschlägen; Weste und Beinkleid von strohgelbem Zeug; hirschlederne, der Gestalt des Beines sich eng anschmiegende, bis über das Knie reichende, rückwärts angeschnallte Stiefel, wie sie einige Zeit die Artilleristen und Ingenieurs trugen; langsamer Schritt. „Nun meine Herrn,“ ruft er ganz unbekümmert um alles Andere, „der Schalk wird gleich da seyn; nur eines der Stubenmädchen, wie ich sie geschildert, hält ihn noch auf. Ah hier ist er schon.“

Und richtig, der Schalk ist da; folgendermaßen sieht er aus: ziemlich groß und recht hager, Nacken und Kopf etwas vorgebogen, das Gesicht dürr, länglich, blaß, passable Nase, schelmischer Mund; kleine, wie blinzelnde, scharfe dunkle Augen; wenig Haar, gepudert, an den Schläfen aufgewickelt; kleiner Zopf. Enge, schmale weiße Halsbinde; großes aber ordinäres Jabot; der enge frackartige, vorn mit einem eisernen Häftelchen festgehaltene Rock von ziegelbraunem Zeug, so auch das kurze Beinkleid; die Weste von strohgelber Seide mit schwarzen Querstreifen; die seidenen Strümpfe ebenfalls der Quere nach braun und schwarz gestreift; an den abgetretenen bestaubten Schuhen kleine stählerne Schnallen; eine derley Uhrkette; in der einen Hand einen ziemlich hohen kegelförmigen schwarzen

Strohhut mit fünf dünnen Seidenbändchen verziert, herzförmig angeheftet, jedes mit einer kleinen Stahlschnalle; in der andern eine Lorgnette, die nicht oft von den Augen wegkommt. Der Gang zimperlich, wie auf den Zehen; die Haltung jungfräulich; die Miene lächelnd; die Stimme etwas heiser; die Rede lebhaft. Der ganze Anzug aber mehr oder weniger abgenützt, unsauber; All und Jedes cynisch. Das Gesicht insonderheit um zehn bis fünfzehn Jahre älter als das Porträt bey seinen Gedichten, welche Blumauer's Gedichte sind.

Blumauer grüßt flüchtig, eilt an ein Tischchen, zieht einen Speisezettel heraus, einen Bleystift, und schickt sich an, auf der Rückseite des Papierstreifens zu schreiben. Da tappt ein plumper Kerl herein. Ein Caffehhaus ist nicht der Ort, Gedichte niederzuschreiben. Der Kerl hat einen Pack noch nasser, großer Ankündigungszettel auf dem Arm. Er nimmt einen davon, schleudert ihn unbekümmert in die Luft. Das Placat fliegt; wie von einem Schleyer ist Blumauer's Büste, ist sein Bureau bedeckt. Mit dem Carmen ist es vorbey. Rautenstrauch springt hinzu, ergreift den Anschlagzettel, macht geschwind selbst eine Wand, hält ihn empor; er ist roth gedruckt; obenauf ein großer Bär, ein Hirsch, ein Stier, ein Leu; eine Menge attakirende Hunde. Es ist ein Hetzzettel: Hetz-Amphitheater. Rautenstrauch proclamirt: „Mein neuestes Opus.“ Die Hetzzettel sind von Rautenstrauch verfaßt. Man liest, man lacht, man klatscht, man geht. Alringer zuletzt; Arm in Arm mit Haschka.

Gehen auch wir. Die zwey Bänke vor dem kleinen Caffehhause sehen wir noch besetzt. Auf der einen ein großer dicker, dicker Mann, in einem weiten grünlichen abge-

schabten Überrock, den Bauch voll Tabak; Herr v. L***. Er raſtet, er verdaut. Er iſt der ſtärkſte, unerſättlichſte Eſſer und Verdauer in ganz Europa; er hat das Haus zum Küßdenpfennig und noch ein anderes glücklich verdaut. Wohl geſpeist zu haben! Auf der andern Bank Einer, der ein ganzes Reich zu verdauen, der Erkönig Stanislaus II., eben ſo dick und groß, mit einer mächtigen Perücke: in der Hand eine große Düte mit Bonbons, die er gutherzig einladend an die liebe Jugend vertheilt.

So verlaſſen wir denn das kleine Caffehhaus mit ſeinen großen Gäſten, und denken an Rautenſtrauch's neueſtes Product.

Vor dem Stubenthore.

Zur beliebten Reſtauration kann freylich das liebe Brot allein hinreichen, freylich ſind zum Gehen die Füße die Hauptſache; aber mit trocknem Brot, und mit den bloßen naſſen Füßen würde man nicht weit kommen. Ohne Suppe und Rindfleiſch alſo, und ohne Schuhe und Stiefel bliebe man ſitzen oder liegen. Wie ungerecht folglich, wie leichtſinnig, unſre Nothhelfer und Erretter, die bekannten Hörnerträger, die Vierfüßigen, zu verunglimpfen, zu pasquilliſiren, ſie, die für uns leben und ſterben; der Thierquälerey ſelbſt gar nicht zu erwähnen. Vielmehr, ſie ſollen leben, dieſe Weſen! Laſſen wir ſie leben, aber allerdings erſt, wenn wir ſie ſchon todt gemacht, eine Palingeneſie, die wieder allerhand Maßregeln und Functionen vorausſetzt. Unter Andern müſſen dieſe ſchätzbaren Individuen maſſen- oder corporationsweiſe gehörig beygetrieben, dann wieder ſtückweiſe in kleinere Anzahl abgetheilt, mit

dem Monogramm der einzelnen Käufer verſehen, oft mit Gewalt zu Paaren getrieben werden ꝛc., bevor ſie endlich in die Metzgerey kommen. Und nun frage ich als Leſer: wozu dieſer Bandwurm von einer Einleitung, wozu eine ſo geſchraubte Vorrede, ſolch' eine läppiſche Prüderie, um von dem Stand der Ochſen endlich auf den Ochſenſtand zu gelangen? Als ob man ſich deß ſchämen müßte? Wie geſpreitzt! Warum nicht gleich mit einem geſunden Hornſtoß ſagen: „Heute iſt Donnerstag; Schule iſt keine; geh'n wir ein wenig hinaus auf den Ochſenſtand.“ Nun alſo! Und nun weiter! Es iſt zwar ein ſchmähliches Wetter; aber vom Stubenthor aus haben wir keine fünf Minuten. —

Ja, ſchöne Zeit, wo biſt du? Ihr vierzig Jährchen, wo ſeyd ihr? Du lieber romantiſcher Ochſenſtand? wo biſt du? Ihr tapfern Hauptacteurs ſelbſt: wo ſeyd ihr? Und ihr muth- und wuthaufreizenden Picadore, Matadore ꝛc.: was iſt es mit euch ſelbſt? He? Aber man tröſtet ſich: „Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten,“ er ſey ein Ochs oder nicht. — Der erinnerungsvolle Ochſenſtand, zwiſchen der Wien und dem Invalidenpalais iſt im buchſtäblichen Sinne zu Waſſer geworden, denn niedliche und friedliche Marine wird da getrieben, und das Viereck des Canalhafens iſt jetzt das Quadrat jener pompöſen, rigeröſen, feſtländiſchen Affaire. Idylliſche Ruhe, nicht einmahl von dreymaſtériſchem Matroſengelärm unterbrochen, herrſcht jetzt auf dem gemüthlich ſanften, wogenloſen Waſſerſpiegelchen, auf demſelben Erdraum, wo vor Kurzem noch mörderiſches Gebrüll und Gebell erſcholl; Waſſer rieſelt, anſtatt Blut, jetzt hydrogen, ſonſt oxygen. Und weißt du noch ſeliger Ochſenſtand? Erinnerſt du dich noch an deine blutsverwandte und unmittel-

bare Nachbarinn: die Hetze? Und wie zwischen deinem und ihrem Hintritt nur ein paar Jährchen liegen? Wie ihr gewaltsam verschwinden mußtet; du untergraben von oben herab; sie die Muhme, verzehrt von unten hinauf, elementarisch Beyde: durch Wasser du, sie durch Feuer? „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.“ So verschwand der Ochsenstand, daß man blutig sich nicht hetze; so schon früher auch die Hetze. —

Sorglos, unangefochten, ungespießt wandelt man jetzt auch an Donnerstagen auf der Haupt-Chaussée der Vorstadt Landstraße; die Hausthore, die Kaufläden sind geöffnet, die Krambuden, die Straßenhütten, und die Obst- und derley Ständchen sind auf ihren Plätzen. War es aber einst daran, daß Károly'sche Herden zur Linie herein stürmen sollten, da ward es auf der Landstraße Tags vorher eingesagt, auf daß man die Thore und Thüren schließe, die ständische Obsterey, Lebkucherey ꝛc. einstelle, und überhaupt männiglich sich vorsehe, „widrigenfalls man die Folgen ꝛc.“ Zogen dann die feurigen Andalusier ein, so geschah dies nicht ohne solennes Geleite, nicht ohne Sicherheitswache. Die Guardia zu Roß, Dragoner mit blankem Säbel, eine Schar vorne; die Guardia auch an den Flanken, nicht minder als Arrieregarde. Und trotz dessen manches Malheur. Im Ganzen genommen kommt man glücklich auf dem besagten Executionsplatze an, und alsbald beginnen die bürgerlichen Operationen, doch nicht ohne militärische Obhut, denn die starken Dragoner umstehen in scharfer Wacht, und scharf überall hinlugend, das Spectakelquadrat, welches wieder in viele kleinere oder größere Vierecke zerfällt. Diese bestehen natürlich aus starken Balken und Bäumen, der Länge nach gitterartig befestigt, und

dicht beſäet von dem lieben ſchauluſtigen Publicum, ſo an dieſen Balken ſteht oder an ihnen hängt, oder ganz oben auf ihnen dragoneriſch reitet, oder ſeiltänzeriſch balancirt, häufig aber, wenn die Andaluſier in ihrer natürlichen oder geſteigerten Wildheit anprallen oder ſich bäumen, ſchon durch die Erſchütterung ſchockweiſe abgeſchüttelt werden, zuweilen ſogar in ein ebenfalls occupirtes Quadrat, auf einen Wald von Hörnern. Da ſieht man auch die liebe Jugend; da ſieht man auch allerhand vom ſchönen Geſchlecht mit und ohne Salopp; da ſieht man alte Herren, uralte ochſenſtändiſche Stammgäſte, die ſo zu ſagen ihre geſperrten Sitze oder Stände haben, ihr eigenes, perſonales, liebes Ochſenſtändchen. Fragt man in unſeren zimperlichen, verweichlichten, homöopathiſchen Tagen: Aber lieber Himmel, wie können dieſe Leute, unter denen ſo viele Honoratioren, Familienväter, Familienmütter, Familienkinder mit ihren Familienmöpschen, ſich ſolchen familiären Gefahren ausſetzen? Ey, würde es als Antwort heißen: »Was da! Wer wird ſo furchtſam ſeyn! Was kann Einem denn geſcheh'n? Man muß »halt« Courage haben und vorſichtig ſeyn. Ich gehe ſchon zwanzig Jahre lang auf den Ochſenſtand, und den laß ich mir nicht nehmen, und mein Peppi ſchon in's ſiebente Jahr; und das Spectakel laß ich mir nicht wehren, beſonders wenn die Käroler kommen. Das iſt halt ein Feſttag, und koſtet keinen Kreuzer.« Selbiges die Replik eines oder des andern Herrn Grammelſtätter, oder Wurſtelhauſer, oder Krapfelberger, oder Hachelputzer ꝛc. auf dem Balken. Sprichts, und liegt unten; liegt unten und ſitzt wieder oben. Man war damals noch ſo elaſtiſch! Ja der Monſieur Grammelſtätter, das war ein ganzer Mann

mit seinem Peppi, und die Zuschauer allesammt waren lauter Messieurs Grammelstätter und lauter Peppis. So viel ist gewiß, daß der prikelnde Reiz der, auch allerdings augenscheinlichen Gefahr diesen Grammelstätter'schen Liebhabern die Lust nur noch erhöhte, ähnlich der subtilen Tendenz jener Küchen-Juno, die ihrem Gebiether, einem „ledigen Witwer" entgegnete: „Und ich gehe „halt" doch zu der Henkung; ich will mich halt fürchten." (Sehr gut!) —

Sich vorzustellen, was bey einer solchen Ochsentheilung Alles geschah und noch geschieht, nicht geschah und noch nicht geschieht: dazu bedarf es keiner schwunghaft poetischen Einbildungskraft. Die Hauptactionen weiß man, Bey dem Abtheilen und Auswählen gibt es unausweichlich viele Confusionen, viel Geschrey, viel kannibalisches Dreinschlagen; viel Gehetze, viel Gebrüll, viel Schweiß und Blut, viele Beschädigungen; hie und da unter den Zweyfüßigen dieser oder jener leicht Verwundete, dieser oder jener schwer Blessirte, ein paar Todte und dergleichen Unannehmlichkeit. Ferner zur Übung der Sulteln, Blasseln ꝛc. geflissentliches scharfes Hetzen, als Bravoursache, als Gegenstand von Wetten u. s. w. Aber jetzt ist das Alles eitle Prosa gegen die damahlige furiöse Poesie, und die noch übrigen Grammelstätter müßten heut zu Tage einschlafen, und lieber auf dem Wasserglacis herumgähnen oder auf dem Schanzel. Damahls war das Ding energisch, imposant, drastisch, großartig, famös in seiner Weise so à l'Espagnole, rein à la Stiergefecht. Wohl 10—20 magyarische Feuerstiere waren im blutigen heißen Hetzkampf überwunden, zerschunden, gebunden, auf niedere Wagen davon gefahren, wie im Felde die Blessirten

aus dem Gefecht. Dort und da setzte solch ein Gehetzter, in Wuth und Verzweiflung obwohl plump, kurzfüßig und vielcentnerschwer, leicht wie das luftige Reh über das Geländer weg, mitten durch all die Grammelstätter und Grammelstätterinnen, und reißaus, gleichviel auch wohin und hinein in die Wien, die krystallne, in gewaltigem wuchtigen Sturz, das hoch auf über ihn die silberhellen, entsetzten Wellen brandend zerschellen; 10, 12 Bullenbeißer nach, 5, 6 Knechte, ein paar zu Pferde, Dragoner rasselnd nach und rasselnd vor, und einhauend auf den Flüchtling und ihn niederhauend, denn, wo nicht: er sprengt nach der Stadt. Wohl geschah es mehr als ein Mahl, daß solch ein Ausreißer wirklich durch das Stadtthor eindrang und in die Gassen, obschon die Thorwache beordert war, ihn mit dem Bajonett zu fällen; der Stier aber hatte deren zwey, und zwey Mahl zwey Füße, lauter Duplicate der Stier. Andere rissen wieder anders aus; chacun à son gout! Zum Beyspiel links hinüber, dem Canal zu, der eben im Bau war; und wieder zum Beyspiel der, ein mammuthisch colossaler, braun gefleckter, der wohl alle neulichen Madrider übertroffen, mit kurzen Hörnern und windschnellen Beinen, einem Büblein in hellrothem Zeugfracke nach. Und der Bull erreicht es schier. Das Büblein wirft allen Ballast weg: den Hut, aus der Tasche die fünf „Plutzer“-Birnen, die drey ehernen Kipfel, das Schnupftuch, auch den Comenius; es ist am Rande des Canals; der ist dort breit und auf dem Grunde kocht und siedet es in dampfenden Kalkpfannen; das hellrothe Bübelchen aber, aut aut! Flugs hinüber und der Braungefleckte nicht. Er scheut den Satz und ergibt sich. —

Beym Nachhausetransport der einzelnen Scharen

ſetzte es noch gar manche Abenteuer mehr oder weniger ſecundärer Gattung ab, denn nie fehlte es an einer andern Schaar von freywilligen und muthwilligen Begleitern. Dragoner ritten auch mit. — Nach und nach verlor ſich Alles vom Schauplatz, die Schauſpieler und die Zuſchauer. Vor letztern verweilte noch manche kleine Gruppe, das Vorgefallene recapitulirend, beſprechend, kritiſch erörternd, vergleichend, oft in Widerſpruch und Zank und ernſthaftem Streit; Andere in ähnlichen Geſprächen wandelten geſellig von dannen, zum „Kegel“ oder zur „Birn“ auf ein Glas Zwölfer. Zuerſt hatten ſich die Kaufherrn, die Herren Fleiſchhacker mit ihren Equipagen oder Reitpferden entfernt (zum Reiten ſind ſie jetzt ſchon zu bequem), die den Platz rings umſtanden hatten. Auf dem nun verödeten Schauplatze ſelber wohl noch manche Rudera, Fragmente von Kleidern, von Eßwaaren, von mancherley kleinen Utenſilien mitten unter Koth und Blut und Jauche, ſchnell und gewerbseifrig beſchritten von Jungen und Dirnen, Nachſchau haltend, ſcharf muſternd und nie ohne Ausbeute. —

Die zahlreichen Fenſter des Invalidenpalais vollgepfropft von gebergenen Zuſehern, waren eigentlich die Logenreihen. Unerſchrocken behauptete ſich, ſelbſt an mörderiſchen Károly'ſchen Tagen, rechts an der Ecke der Landſtraße, des erſten Hauſes, ein martialiſches Obſtweib mit ſeinem Waarenſtand. Dieſe Pomona war ſelbſt ein Prallſtein für die höchſte Gefahr, überall exponirt; aber die Huſarin hielt aus, ermuthigt und entſchädigt durch reichen Abſatz und gar oft, in ſehr bedenklichen Momenten, umſchaart und hereiſch beſchützt von einem Rudel Schulkameraden und derley Geſindelchen. Auch ſie vermuthlich

ruht ſchon ſanft. — Und auch der ganze dortige Ochſenſtand, der romantiſche und bachantiſche, ritterliche und zitterliche, graus- und kampferfüllte, ſtier- und hundzerbrüllte, gefahrverachtende, menſchen- und viehverſchmachtende, thaten- und unthatenvolle, rauferiſch, ſchinderiſchtolle, reizende und abſcheuliche, einladende und abſchreckende, verabſcheuungswürdige und delicöſe, ſcandalöſe und gloriöſe, ſekante und pikante, charmante und mechante dortige Ochſenſtand ruhet ſanft. Denn nur zuweilen, ſo lautet und lügt die Sage, wie die meiſten andern, plätſchern in dunkeln Nächten nach einem Donnerstage, einige elfenartige Schemen mit und ohne Gehörn auf den zarten, weichen, niedlichen Wogen des niedlichen Hafens, treiben ſich da beſcheidentlich ein wenig herum, wie eine ſehr zahme wilde Jagd, und huſchen und entſchlüpfen ſonder Spur in die Ritzen der aufgeſpeicherten Ziegel- und Holz- und ſonſtigen Haufen. Annalen übrigens dieſes Ochſenſtandes gibt es leider nicht, falls nicht etwa irgend einer der alten Grammelſtätter derley heimlich geſchrieben und neidiſch in ſeinem Rococopulte vergraben; etwa unter dem Titel: Memoiren und ochſenſtändige Briefe des verſtorbenen Grammelſtätter, „noch bey Lebzeiten“ zu Papier gebracht, da ein Verſtorbener nicht ſchreiben kann; und nicht von „weiland“ Grammelſtätter geſchrieben; gewidmet dem Monſieur Bohrer, halb ihm noch lebendig, halb ſeinen vielerley Manen.

Des großen Eugen Besuch der Hofbibliothek.

Der Präfect der Hofbibliothek, Rath Garelli, erster Leibarzt Carls VI., schritt mit dem Doctor Riccardi, welcher ihm mit gleichem Rang beygegeben war, in dem großen Sale der Hofbibliothek auf und nieder. Sie besprachen sich über den kürzlich vollendeten Bau, über die verschiedenen Räumlichkeiten, und deren bibliothecarische Verwendung, als ein Diener eintrat, ihnen zu melden, daß man die Equipage des Prinzen Eugen heran kommen sehe.

Die beyden Präfecten brachen ihr Gespräch alsogleich ab, und traten eiligst an ein Fenster, die Bestätigung der Ansage erblickend. Es war einer der großen, massiven, vierspännigen Wägen des Prinzen, mit zwey schweren, geschirrüberladenen Rappen bespannt. Der Wagen hielt. Zwey der vier Domestiken öffneten den Schlag. Der einzige Mann, welcher darin saß, stieg rasch heraus. Es war aber nicht der große Eugen, sondern der portugiesische Gesandte, Graf Tarouca, des Prinzen Freund. Der Graf ging hastig die stampfenden spanischen Rosse vorüber, um eine kleine Sänfte zu erreichen, die der Equipage voran gegangen und von den beyden Präfecten, die nur den imposanten Wagen im Auge gehabt, so gut als gar nicht bemerkt worden war. Aus dieser Sänfte stieg so eben die kleine sehr magere, ganz unansehnliche Gestalt des großen Mannes. Graf Tarouca, den winzigen gestülpten Federhut abgezogen, unterstützte ihn dabey, und so schritten sie, von einem Läufer des Prinzen gefolgt, langsam die schöne, helle

Treppe hinan, auf der ihnen die beyden Präfecten so eben entgegen gekommen waren.

Im Sale angelangt stellten sie dem Prinzen sogleich einen bequemen Stuhl zurechte, welchen dieser aber nicht annahm. Meine Herrn, sagte der Prinz, indem er seine schwarzen, durchdringenden Augen in dem majestätischen Sale umher schweifen ließ, mit den lebhaften Geberden seines feurigen Temperaments, und dennoch äußerst langsam und bedächtig: ich bin zwar ein alter Mann, aber zugleich ein alter Soldat; mein liebster Sitz ist sonst der Reitsattel im Felde. Garelli machte eine tiefe Verbeugung, und setzte schnell hinzu: Nicht minder wohl der Sessel im Rathe der Weisheit, wie auf dem Forum der Wissenschaften und Künste. Eugen erwiederte hierauf nichts, sondern fuhr fort, seine weit hervorstehende Nase mit spanischem Tabak voll zu stopfen, eine Gewohnheit, die Ursache war, daß er stets den Mund weit offen hielt.

Er ging gegen die Mitte des Sales zu; die beyden Präfecten ihm zur Seite; der Graf folgte, den Dienern bedeutend, daß sie zurück bleiben sollen. Im Centrum des Sales blieb Eugen stehen, und betrachtete mehre Minuten lang, ohne irgend Etwas zu sprechen, ringsum alle Dimensionen und Einzelnheiten des Gebäudes, besonders die Wände. Lange hielt er seine Blicke auf den Plafond geheftet, so daß sich seine Allongeperrücke verschob, und ein Theil seines rabenschwarzen Haupthaares sichtbar wurde. Er bath seine Begleiter, hier zu verweilen, und schritt nun gegen das Ende des Sales, dann an ein Fenster, wo er stehen blieb, und auf den Platz hinab sah. Es schien, als wolle er einige Augenblicke ganz ungestört seyn. Mit der bewegtesten Theilnahme, in der ehrfurchtvollsten

Stimmung betrachteten die beyden Präfecten den greisen Helden, den erhabenen Kenner und Beschützer der Wissenschaft und Kunst. Es hatte ihnen nicht entgehen können, daß sein Antlitz, in Magerkeit versunken, sich so sehr verlängert, daß ihm das Gehen, trotz seines spanischen Rohrs, schwer geworden; daß sein vieljähriger brauner Sammtrock, so wie die Weste und Beinkleider von schwärzem Sammt; desgleichen die schwarzseidenen Strümpfe, ihm vielleicht schon um ein Drittel zu weit geworden. Diese Wahrnehmung erfüllte sie mit Kummer, und sie warfen dem Grafen Tarouca besorgte Blicke zu. Der aber nickte ihnen, leicht seufzend, wie bestätigend zu, und sagte ganz leise: Bey unserer lieben Frau: Seine Durchlaucht sind nicht dahin zu bringen, Sich zu schonen, und Etwas für Ihre kostbare Gesundheit zu thun.

Als ob der in Rede stehende große Mann diese Worte vernommen hätte, was durchaus unmöglich gewesen, erhob sich der Prinz in demselben Augenblick von seiner Stelle, und schritt mit einer überraschenden Rüstigkeit, wie wenn er so eben neue Kräfte gesammelt hätte, auf seine Begleiter zu, die ihm nun sogleich entgegen gingen. Jedoch alsbald hierauf näherte er sich einem der großen Lederstühle an einem langen Aufschlagtische, setzte sich und ersuchte die Männer, dasselbe zu thun, was sie dann auch beobachteten.

Es kann seyn, meine Herren, sagte der Prinz, indem er durch eine ungewöhnlich starke Prise den kostbaren Spitzenbesatz seines lang herabhängenden Halstuchs und seiner Manschetten, so wie die Weste und das Beinkleid neuerdings mit gelbem Staube überschüttete, daß mich meine geringen architectonischen Kenntnisse täuschen. In-

zwiſchen muß ich ſagen, daß mich der Sohn jenes großen Fiſcher, der mein Palais in der Himmelpfortgaſſe gebaut, nicht ganz ſo ſehr befriedigt, wenn er auch ſonſt noch ſo große Verdienſte hat, und von Seiner Majeſtät eheſtens in den Freyherrnſtand erhoben werden ſoll. Er klebt allzuſehr an den Muſtern Bernini's.

Die drey Männer wurden ob dieſer Rede etwas verlegen. Eugen fuhr fort: Die Fenſter finde ich, ſind viel zu groß, viel zu breit; es ſind faſt gar keine Wände da für die Bücher. Ein Bücherſaal ſoll nur Wände haben und gar keine Fenſter.

Die Männer ſtutzten, verhielten ſich aber ganz ruhig. Falle Ihnen meine Herren das nicht auf, bemerkte der Prinz weiter, denn der Plafond muß nicht eine ſchöne Mahlerey, ſondern von Glas ſeyn: Die Bibliothek muß ihr Licht von Oben empfangen, dann ſind die Wände gerettet.

Wir können Eurer Durchlaucht nicht widerſprechen, verſetzte Garelli, ſo unbegreiflich es uns auch ſeyn muß, daß ein Mann von ſo vielſeitigen Kenntniſſen wie der Hofbaumeiſter Fiſcher von Erlach...

Ad vocem dieſer allerdings anerkennenswerthen Vielſeitigkeit, meine Herren, fiel der Prinz ein; gerade recht. Haben Sie nicht das Februarſtück des „Merkwürdigen Wien“ bey der Hand? Es iſt, antwortete Riccardi, mit den übrigen beym Buchbinder. Nun, ſagte Eugen, in dieſem Stücke iſt etwas wirklich ſehr Merkwürdiges abgebildet und beſchrieben, nähmlich die von Ihrem Fiſcher erfundene Feuermaſchine, die zum Getriebe der Waſſerkünſte im Schwarzenberg'ſchen Garten beſtimmt iſt. Die wirkende Kraft iſt Dampf, und ſie ſollte eigentlich Dampf-

maschine heißen. Ich ahne, daß Fischer sich durch diese Idee unsterblich machen werde, und befürchte nur, eine andere Nation möge sich selbe zuschreiben, nachdem sie sich derselben bemächtigt und sie gehörig veröffentlicht haben wird. Das Vorgefühl habe ich. Überhaupt, fuhr der Prinz fort, indem er aufstand, und ohne Stock einher zu wandeln begann, ist der heutige Tag für mich ein Tag der Ahnungen.

Möchten es nur lauter glückliche seyn, Eure Durchlaucht, sagte der Graf Tarouca, indem er sich verbeugte, gleich den beyden Bibliothecaren. Warum nicht? entgegnete der Prinz. Es geht mir, fuhr er fort, so im Geiste vor, daß dieser kostbaren kaiserlichen Büchersammlung durch einen einfachen Octavband über kurz oder lang, ein unschätzbares Kleinod zu Theil werden möge, dem ich selbst schon viele Jahre, aber fruchtlos nachgespürt habe. Sie erinnern Sich nähmlich, meine beyden Herrn Bibliographen, an das Werk des Sarvete: Christianismi restitutio?

Glücklicher De Cotte, entgegnete Garelli. Das zweyte Exemplar, und außer diesem kennt man keines, da alle andern mit dem unglücklichen Verfasser zugleich verbrannt wurden, soll noch irgend in Deutschland existiren. Man will sogar Cassel nennen.

Dort war ich selbst schon, es zu suchen, versetzte Eugen lebhaft. Es war fruher wirklich da, ist aber verschwunden. Ich habe durch meine bibliothecarischen Correspondenten Spuren, daß sich dieses Exemplar in England befinde. Gleichviel, wo es immer sey. Aber es ahnt mir, daß es dereinst noch nach Wien kommt, ohne aber daß ich es erlebe! Wie es sich aber mit dieser Ahnung verhält, kann ich mir selbst nicht erklären.

Riccardi sagte: Ein umfassender, alldurchdringender Geist, wie der des großen Eugen hat wohl auch außergewöhnliche Combinationen... Und in Folge derselben unwillkührlich und ungesucht, ganz absichtslos die Gabe der Divination. Wünschen wir unsrer Bibliothek Glück!

Das thue ich am Ersten, sprach der Prinz. Und Sie werden mir das, meine Herren um so eher glauben, wenn ich Ihnen sage, daß meine weitere Ahnung diese ist: Meine eigenen Bücher und Kunstsammlungen, ich kann wohl sagen, sie sind ein Schatz, werden in der Folge zur Vergrößerung dieser nähmlichen Kaiserbibliothek dienen, obschon ich, aus Verwandtschaftsrücksichten in meinem Testamente nicht darauf ausgehen kann.

Der Graf Tarouca, nach der Uhr sehend, bemerkte, daß es bald Zeit sey, die türkische Gesandtschaft zu empfangen, die dem Prinzen aufwarten wolle.

Eugen erhob sich, drückte Garelli die Hand zum Abschied, und sprach: Mein werther Herr Garelli: über mehreres Ähnliche sprechen wir bey besserer Muße und bequemer im nächsten Jahre. Die allerhöchste Kaiserfamilie hat die Absicht, eine Reise nach Triest zu unternehmen. Es soll da etwas für die Aufnahme des Hafens geschehen; ich beabsichtige einen großen Jahrmarkt vorzuschlagen. Ich werde so glücklich seyn, mich im allerhöchsten Gefolge zu befinden, und Sie, schätzbarer Herr, werden dabey seyn; Sie sind schon erwählt, ich weiß es.

Glückshafen.

Wie ironisch und doch sehr treffend zugleich: eine Hütte, nicht einmahl mit Stroh gedeckt; eine gewöhnliche hölzerne

Jahrmarktbude, wie sie noch auf dem Hofe, der Freyung ꝛc. Ein solcher Glückshafen, periodisch wiederkehrend, bestand noch in den 90er Jahren, auf dem Graben, zunächst dem Hause der Hirschapotheke, der Länge nach, in gleicher Linie mit dem Uhrmacherladen. Die üblichen Gewinnste waren Quincaillerie-Sachen, darunter werthvollere als Uhren, Service ꝛc. Eines Tages wurde aber sogar eine förmliche Equipage „Roß und Wagen“ gewonnen. Dieser Casus, als Köder, wurde gehörig ausposaunt oder vielmehr ausgetrommelt, und sonst publicirt. Roß und Wagen aber standen zur Anschau längere Zeit vor der Bude selbst. Ein Herr Hackel, der gewisse, war, wenn ich nicht irre, Unternehmer. Die Sache aber abzuschaffen, war sehr klug; die Sache ward abgeschafft. Die Sache aber in dem verhängnißvollen Jahre 1809 momentan wieder zu gestatten, war auch sehr klug, denn der Projectant hatte dem Fond der Wohlthätigkeitsanstalt schöne Nutznießung zugesagt. Der Glückstopf wurde also wieder aufgethan, den 13. April für die Dauer des Jubilatemarkts. Die Bewilligung wurde aber nicht erneuert. Dieser Glückshafen ist also verbaut und verschüttet; offen gelassen aber für ewige Zeiten derjenige, gar nie und nimmer an das zu denken, was man Glück zu nennen pflegt. Dann wird man mitten im Glückshafen drinnen seyn, ohne es zu wissen, wie die kleinen Kinder, die wir nicht aufhören zu beneiden. Wie aber, wenn da heran schleicht die ideologische Kritik, raunend: Kein Glück ohne Selbstbewußtseyn? Da haben wir es! Geschwind zwischen Beydes hinein u. s. w.

In der Josephstadt.

Julius Cäsar, Arm in Arm mit einer ärmelaufgestreckten böhmischen Köchinn, mit einem aufgespannten Parapluie; Hanns Dollinger in voller Rüstung in Gesellschaft der Cleopatra, gleichfalls mit offenem Regenschirm in der Kaiserstraße unter freiem Himmel: das konnte man sehen unter dem pauvren Theater-Principal Meyer in den 90er Jahren. Die Helden nähmlich zwischen den Acten schlüpften geschwind in die gerade gegenüber befindliche Bierkneipe auf eine halbe Mayländer oder Weißes (welches Weiße ganz schwarz war und schaumig 6 kr. die Maß). Dollinger, ohne Schirm, wäre auch verloren gewesen, da seine blinkende Rüstung von Pappe mit Silberpapier überklebt. Der bürgerliche Durst aber mußte schnell gelöscht werden, denn heute waren viele Zuschauer wohl 40—50, und Meyer frohlockend rieb sich die dirigirenden Hände. Gar oft aber, wenn es schon halb acht, oder dreyviertl auf acht war, und fast alle Bänke noch leer, trat er düster und doch freundlich hinaus auf die Straße, invitirend, gratis einzutreten, die nächst besten Vorübergehenden, häufig Mägde, wasserhohlende, abendlich feueranmachende, oder Lehrjungen, so Alle auf derley Gelegenheiten schon lauerten. Erst dann, wenn doch ein paar Dutzend Zuschauer vorhanden, konnte mit der Comödie begonnen werden. Bey kargem Personal fehlte es oft an einem kleinen Teufel. Geschwind wurden derley von der Straße herein gehohlt. Die Kleider, statt Seide oder Sammt häufig von Papier. Ich sah zwey Teufel in einem Surtout von schwarzem Glanzpapier. Es war Hunger bey

dem ganzen Treiben, trotz des Mangels an Mitteln, um die sich der wahre Humor nicht zu kümmern braucht. So der hoch aufgeschossene langfüßige Meyer mit seinem urewigen weißgrau melirten Frack, ein rechtes Pendant zu dem eben so pauvren Comödien-Chef Wilhelm in Baden, Beyde oft lebend von einem Seitel Bier und einem Stücklein Käse. Fürwahr, da ging es besser einem winzigen Schuljüngelchen, wenn es an gewissen Tagen sichere 10 kr. zu verzehren. Das Musenföhnlein ging auf das Schanzel (kleine Schanze) zu den pomologischen Schiffen. Es kaufte ein: Hundert Zwetschken um einen Kreuzer; zwanzig Pfirsiche um den andern Kreuzer; um den Dritten ein riesiges Kipfel. Alles vertheilt in den Taschen, in den leinwandgefütterten Hut. An der Stadtmauer des Schanzels lauft eine lange Bank. Da setzt sich der glückliche Gast hin, und fängt an zu consumiren. Bald ist er mit zwey Drittel fertig; den Rest verspart er sich in die Josephstädter-Comödie. Den Hanns Dollinger muß er sehen; der Eintritt beträgt einen Siebner. Director Meyer unter dem Hausthore lauernd auf Zuschauer zieht vor dem Wichtlein von ferne schon den dreyeckigen Hut ab, denn selbes war schon öfter da, hatte stets bar und ohne Abzug bezahlt. Man konnte nähmlich auch feilschen „handeln.“ Kunden erhielten Rabatt wie bey den Buchhändlern, die jetzt allesammt in ganz Europa fast lauter solche Meyer sind, was längst voraus zu sehen. Aber damahls war Alles wenigstens noch naiv und voller Lustigkeit. O unvergeßlicher Hanns Dollinger mit der feueranmachenden, ärmelaufgestreckten vlasischen böhmischen Köchinn! „O schöne Zeit der ersten Liebe“ im Comödien-Bierhaus! Jetzt soll das Josephstädter-Theater gar stattlich beschaf-

ſen ſeyn. Man muß wieder hinein gehen. So »alle halbe Jahrhundert« einmahl in die Comödie gehn, kann nicht ſchaden.

Ich »Zum goldenen ABC.«

Ich kleines unſcheinbares, verwittertes, morſches Gebäude, ich muß in meinen uralten Tagen noch die Feder ergreifen. Ich bin gezwungen dazu. Denn was man, beſonders ſeit einiger Zeit Alles über mich ſagt, und über mich nicht ſagt: Beydes veranlaßt mich, endlich ſelbſt zu reden. Ich bin es meiner Ehre wie meiner Unehre, nähmlich der Wahrheit ſchuldig. Gut denn, ich werde meine Denkwürdigkeiten ſchreiben, eintreten in die unabſehbare Reihe der Memoiriſten. Noch mehr: meine Geheimniſſe werde ich ſchreiben »die Geheimniſſe des goldenen A B C.« Ich kann verſichern, man wird erſtaunen. Zum erſten Mahle wird die Welt erfahren, daß die Myſterien eines hundertjährigen Branntweinſchankes, einem Zeitungs-Comptoir gegenüber, die Myſterien der ganzen Welt ſind. Alle Domeſtiken, noch bevor ſie die Zeitung abhohlen, kehren bey mir ein, um über ihre Herrſchaft zu ſchwatzen; nichts bleibt da verborgen, die feinſten Geheimniſſe ſind blank. Nach ein paar Minuten kommen dieſe ehrlichen Leute wieder, ſchnapſen noch ein Gläschen, ſetzen ihre Anecdoten, ihre Enthüllungen fort, vermiſcht mit allerley Gloſſen über die ſo eben übernommene neue Zeitung, nach den Principien ihrer Herrſchaft. Was meine Branntweinſtube da Alles erfahren, iſt nicht geeignet, geglaubt zu werden; aber ich bürge für die Echtheit. Meine günſtige örtliche Situation, die keine andere

Stadt der Welt mit mir gemein hat, muß allein schon das vollste Zutrauen einflößen. Wohlan denn, ich werde an's Werk schreiten. Zum ersten Mahle in meinem Leben werden sich meine goldenen Lettern in den Ocean der bleyernen stürzen; und ich habe nur zwey Schritte. Erschöpft man sich in unsern monumentwimmelnden Tagen, Steine reden zu machen, so will auch ich reden, aber Unbekanntes, Unerhörtes. Sey man noch so gespannt, erwarte man noch so Außerordentliches: ich werde Alles übertreffen. So z. B. werde ich nachweisen, daß die bekannte, scheinbar triviale, gewiß aber psychologisch höchst characteristische Sage von den drey Wünschen in meinem Schnapsstübchen ihren Ursprung hat. Ein treffenstrotzender Läufer stößt sein Vanglien-Gläschen mit dem polnischen eines versoffenen Lakeyen, meines besten Kunden, an. Drey Wünsche stellt er ihm frey, und der Lakey sagt: Erstens den ganzen Stadtgraben voll Branntwein und 2 Kirchen voll Tabak. Wie gesagt, das Ding ist abgedroschen, aber den historischen Boden wußte man noch nicht. Ein andermahl: Nun Camerad, was steht Neues in der Zeitung? Antwort: „Unter Uns: Wir haben Steyermark bekommen; das gehört jetzt Uns.“ Zwey Grundwächter unifomirt, wie französische Marschälle, und ein Theater-Feldwebel, costumirt wie ein General in Campagne-Reck nickten und schlürften Beyfall. Ich glaube, die Leser werden genug haben an diesen wenigen Exempeln. Sie werden meine Memoiren nicht erwarten können; so viel ist gewiß. Eugen Sue wird gestürzt seyn, und selbst sein siegreicher Nebenbuhler Francis Trolopp vor Verdruß zerplatzen. So auch Ainsworth und die drey Berliner und all die andern Geheimnißkrämer, denn mein Zweck geht eigentlich dahin, diese ganze My-

sterien-Literatur auszurotten, von der liebe, gute, ehrliche Journaliſten behaupten, daß ſie unſern ſchwachen Nerven und unſrer noch ſchwächern Moralität ſo gefährlich ſey.

Des Magikers früherer Beſuch.*)

Gaffende Leute ſtanden unter dem Thorwege des wilden Mannes in der Kärnthnerſtraße. Plötzlich ſahen ſie einander ſtutzig an. Sie hören ein noch nie vernommenes Geklapper und Geraſſel. Der ſeltſame Lärm war wie aus weiter Entfernung her. In demſelben Moment aber befand ſich der Gegenſtand desſelben ſchon vor ihren Augen, wie im Fluge des Pfeils.

Es war ein alter Reiſewagen. Seine kleinen Räder liefen in ihren eigenen Schienen oder Geleiſen, an jenen ſelbſt befeſtigt. Der Wagen hatte angehalten. Ein kleiner Mohr in armeniſcher Tracht ſprang ab. Er kümmerte ſich nicht um ſeinen Herrn. Er öffnete eine Klappe am Rücktheil der Caroſſe; er nahm eine Maſchine von ſonderbarem Bau heraus, beſtehend aus eiſernen Blaſebälgen, Gewinden und Federn. Dann ergriff er einen im Wagen ſtehenden kleinen ſtählernen Koffer; mit dieſen Sachen ſprang er die Treppe hinauf.

Der Paſſagier lehnte die Hülfe des Gaſtwärters ab. Er ſprang mit einem leichten Satz aus dem hohen Wagen, dem Diener folgend. Die glotzenden Zuſchauer wunderten ſich über die Rüſtigkeit des Mannes, der doch wohl ſchon

---

*) Marquis Saint-Germain. Gar manch Anderes über ihn im 2. Bande ꝛc.

ziemlich in den Jahren. Sein unbeschreiblich anmuthiges und zugleich höchst ernstes Antlitz erfüllte sie mit Ehrerbiethung. Sein Anzug bestand aus einem silbergrauen Talar von Seide, und einer Kappe desselben Stoffs.

Der Fremde nahm jenes Zimmer des ersten Stockwerkes (rechts, erster Eingang) in Besitz, welches er 150 Jahre später bewohnte, und das im 19. Jahrhundert, in den 30 Jahren bis 1842 der ruhmvolle Doctor Rossetti*) aus Triest inne gehabt, alljährlich bis gegen den Spätherbst.

Nach wenigen Minuten kam der Mohr in den Hof herunter. Er begegnete dem Aufwärter, der im Begriffe war, Licht zu bringen. Er sagte ihm, sein Herr bedürfe keiner Art von Dienstleistung; Speise, Trank, Schlaf seyen Dinge ihm ganz fremd. Die Leute welche den Wagen anstaunten, fragte er, binnen welcher Zeit sie von Gratz hierher gefahren. Sie redeten von Tagen. Lachend erklärte er, daß sie sich vor einer halben Stunde noch bey

*) Dominik Rossetti Edler von Scander, einer der allerbedeutsamsten Männer des Kaiserthums, geboren 1774, gestorben 1843. In Wien befand er sich officiös in Sachen der Redaction des Sercoder. Er war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller, verdient um Winckelmann's Andenken ꝛc. Er sammelte alle Editionen Petrarcas und des Äneas Sylvius. Liebenswürdiger als er waren Wenige. Vergebens sieht man sich in unseren deutschen Blättern nach einem Nekrolog um. Verfasser dieses wünscht sich Glück, von dem Unvergeßlichen selbst das Material zu seinem Lebensumriß für die National-Encyklopädie erhalten zu haben. Der Artikel steht im Supplement (6. Band).

dem Collegen des wilden Manns in Gratz befunden. An und in dieſem Wagen hätten ſie ihre eigene Eiſenbahn. Sein Herr ſage, man werde in ein paar Hundert Jahren etwas Ähnliches erfinden, aber viel umſtändlicher und koſtſpieliger. Hierauf, lachend, in die Hände klatſchend, entſchwand der Mohr.

Es war Abend und dunkelte bereits.

Der Fremde war ſchon mehrere Stunden in ſeiner Stube.

Auf ſeinem Tiſche befand ſich mannigfaches Geräthe: Fläſchchen und ein Microscop, eine Menge bleyerner Lettern, ſchwarze Druckfarbe, ein Tintenglas mit durchſichtiger leuchtender Flüſſigkeit; Schreib- und Zeichnungs-Requiſiten; eine Laterne von geſchliffenen Gläſern; zwey Menſchen-Statuetten von Glas, das Geäder zeigend, jede zur Hälfte mit einem blutrothen Fluidum angefüllt, daneben eine kleine Pumpe.

Der Fremde arbeitete.

Es ſchlug 9 Uhr.

Am Hausthore erſchien ein Mann zu Pferde mit einem Diener. Er war ſcharf geritten zum rothen Thurm herein. Sein Geſicht war verzerrt und ſcheu; ſeine Tracht phantaſtiſch, nach hiſpaniſchem Schnitt. Der Reitmantel dunkelroth, wie das geſchlitzte Wams; die Unterkleider wie der breitkrämpige hohe Spitzhut aſchgrau. Vom Roſſe ſpringend warf er Hut und Mantel dem Diener ins Geſicht, und ſtürmte die Treppe hinauf. Voraus der Mohr, der ſeiner ſchon geharrt.

Es war der engliſche Doctor Dee aus Prag, vom Hoflager Rudolph II.

In dem Augenblick des Eintretens prallte er über die

Schwelle wieder zurück. Das Zimmer war ohne Licht, und dennoch erleuchtet. Der Fremde schrieb; die Buchstaben aber, die Zeilen leuchteten zollhoch auf, wie brennender Spiritus. Sie gaben hinlänglich Licht, zum Geschäft des Schreibens zu sehen; die Tinte war flüssiges Feuer, das gleichwohl nicht verzehrte.

Ein neuer Spuk, rief der Doctor, der sich sogleich wieder gefaßt. Eine kluge Erfindung, Graf!

Mäßigt Euch, entgegnete dieser feyerlich, der Ihr am Alten klebt und rostet. Es ist gut daß die Sendschreiben sich nicht gekreuzt. Haffan Lichter!

Bey diesen Worten blies er das Geschriebene aus.

Doctor Dee verbeugte sich achtungsvoll.

In höflichem Tone sagte er: Ich beeilte mich punct 9 einzutreffen. Ihr wißt Graf, von London aus, daß ich stets mich Euch gefügt. Die Idee aber, Euch an den Hof Kaiser Rudolph's zu bringen, stammt von mir.

Der Graf maß den Redenden mit ernsten, stolzen Blicken. Meint ihr, sprach er mit Nachdruck, ich hätte Eurer dazu bedurft? Euer Herr kennt mich besser, als Ihr; und ich kenne ihn besser, als er sich selbst. Glaubt Ihr kleiner Doctor, ich hätte den guten Heinrich und den edlen Sully verlassen, jenen Hof, an den man mich anbethete, ohne außerordentliche Gründe.

Ich weiß, unterbrach der Doctor, Euer geliebtes Weib, Fatime starb in den Armen der schönen Gabriele d'Estrée.

Nicht das, wie gemein, rief entrüstet der Graf. Kennt auch Ihr nichts Höheres als das Weib? Wisset, die Liebe zum Wohl der Menschen, der Völker ruhend in der Hand der Fürsten! Wisset ferner, die natürliche Ehrer-

biethung und Liebe, die mich ketten an dieſes Herrſchergeſchlecht, deß faſt jeglicher Sproß ein vierter Heinrich. Wiſſet endlich, Doctor, daß der in den Wiſſenſchaften aufgehende Rudolph eine bedauernswerthe Beute Eurer Conſorten iſt.

Ja ich weiß jetzt genug, erwiederte Doctor Dee, Miene machend, aufzuſtehen.

Bleibt, bedeutete ihm der Graf mit Feſtigkeit.

Wohlan, ſo vernehmt, ſagte der Doctor. Erlaubt zu ſagen, daß Ihr nicht Alles wiſt. Eure kühnen Combinationen reißen Euch fort; verzeiht. Mein Gebiether weiß nichts von meinem Schritt. Insgeheim wirke ich für ihn; es würde ihn beſchämen, erniedrigen, wenn er es wüßte. Ihr ſollt, wie zufällig auftreten und aushelfen.

Ein guter Zug Doctor! Laßt Euch beloben. Ohne Ehrerbiethung keine echte Treue; die Geſalbten ſtehn im Athem Gottes. Redet weiter.

Es gebricht an Mitteln. Die Sache drängt; für eine Camee, die Apotheoſe des Auguſt, haben wir ſo eben 12000 Ducaten bezahlt; dem Fürſten Ligne ſind für ein kleines Paſſionsbuch 11000 angetragen; eine mathematiſche Uhr ſoll um 30,000 angekauft werden; ein Automat um dasſelbe, und, jetzt ſchaudert: die Türken nahen.

Endet, ſprach der Graf kalt. Sagt dem Haſſan, da drüben in dem Haſenhauſe ſoll er ſich die Schlüſſel geben laſſen. Schon vor geraumer Zeit habe ich ſämmtliche Keller und Magazine jenes Gebäudes gemiethet, in der Vorausſicht ſolcher Dinge.

Der Doctor blickte den Sprechenden neugierig an. Dann beauftragte er den Mohren.

Ihr wiſt, fuhr der Graf fort, daß ich es nicht liebe,

edle Metalle anzufertigen. Ich beschränke mich auf gewisse Edelsteine. Allein Gemünztes in der Erde Bauch, oder im Schlamm und Sand der Wasser spreche ich an. Doch auch das nur mit steter Rücksicht auf gesetzliche Eigner oder Erben. Vor Allem aber muß ein reiner Zweck obwalten. Der jetzige Augenblick läßt Alles vereinen. Es geschehe.

Der Mohr brachte die Schlüssel.

Hohle sagte der Graf, dem Herrn Doctor geschwind ein gutes Nachtmahl; und Ihr, sprach er zu diesem, verweilt bey mir; dort ist Euer Bett.

Während Doctor Dee seine Mahlzeit zu sich nahm, arbeitete der Graf.

Er nahm Lettern, die ganze Worte und Sätze bildeten, und reihete sie aneinander. In einem Augenblick war eine Columne voll; im andern auf Papier abgeklatscht. Der Graf las den Anfang des Druckstückes ab: An den siebenten Leibeserben des Herrn Didot! Unterstehend finden Sie die Idee, das Verfahren und die Probe einer beschleunigten typographischen Methode. Nennen Sie selbe Stereotypage. Diese Erfindung, so nahe liegend, gehöre Frankreich an. Die Deutschen sind zu langsam; sie erfinden nur für andere Nationen. Ihre Schläfrigkeit verdient einige Zurechtweisung. Alle Erfindungen Europas haben ihre Wurzeln im Boden der Deutschen; Baum und Frucht aber in der Fremde. Der Ausnahmen sind nicht viele. Die schönsten schlummern im Genie der Wiener, einer Race, die der Microcosmus der feinsten und edelsten Kräfte ist. Dort unter Anderm soll der Landkartendruck erfunden werden von einem Mann, der erst nach hundert Jahren ernten wird.

Staunend hatte der Doctor zugehört.

Ihr wißt wohl Graf, ſagte er, daß ich Euer Zutrauen verdiene, obwohl nur Euer Schüler.

Anderes, bemerkte der Graf, wollte ich auf meiner Hierherreiſe abſeits biegend der Widmanſtädt'ſchen Druckerey in Gratz offenbaren. Aber ich begnügte mich, ſie auf den Schatz der xylographiſchen Platten aufmerkſam zu machen, die irgendwo in dem alten Hauſe ſtecken mögen. Laßt es Euch munden irdiſche Creatur, ſetzte er hinzu. Solche Tafelkünſte ſind freylich ſelbſt keinem gekrönten Haupte geworden.

Er nahm die zwey gläſernen Menſchenfiguren, wumte an der rothen Flüſſigkeit, aus einer Geſtalt in die andere.

Hier, ſagte er, die Transfuſion des Blutes. Einem abgelebten Individuum friſches Geblüt eingegoſſen aus einem jungen geſunden, ſey es auch aus einem andern, als dem Säugethier, Menſch genannt.

Der Doctor, überraſcht, machte Einwendungen; er war großer Phyſiolog und Anatom. Der Graf beſtritt ſie. Ich ſtüze mich, ſagte er, auf Verſuche an lebendigen Thieren. Aber laſſen wir das, Jetzt zu unſrem Hauptgeſchäfte. Seyd ihr fertig mit der Ätzung

Doctor Dee verneigte ſich.

Ihr wißt ſprach der Graf, daß auf der Stätte des Haſenhauſes des großen Mathias Corvinus Burg war, in der er auch geſtorben. Die Wiener quälte er; er preßte ihnen Gold aus. Der größte Theil, auch viel ſeiner eigenen Schätze raſtet dort. Hier die Wünſchelruthe; hier für Euch die optiſche Laterne. Das iſt Eins. Früheres, der Kuenringe ungerechtes verſtecktes Eigen, koſtbar, iſt verſenkt auf dem Grunde der Donau, wenige Stunden von hier. Ihr Doctor ſeyd der geſchickteſte Taucher. Ferner und end-

lich, ſage ich Euch: In dem reichen Weinkeller des Fiſchhofs ruhen von der türkiſchen Belagerung her ärariſche Gelder; lauter Kräfte, mit Gerechtigkeit an uns zu nehmen zu beſagtem Zweck. Einen gewiſſen Theil jedoch zu widmen den geſetzlichen Privaten. Wir beyde, Ihr und ich füllen uns an, in beſeligender Freude mit dem Gelde des Bewußtſeyns.

Der Doctor verneigte ſich, ſchien aber etwas verſtimmt.

Ihr kennt, ſprach der Graf, Euren Eid! ich kenne den meinigen. Der höchſte Erdengenuß iſt die Erhabenheit des reinen Selbſtgefühls.

Und nun, ſetzte er hinzu, überlaßt Euch dem Schlummer. Morgen mit dem Früheſten treffe Eure Anſtalten. Sorget auch für Geſpann und für 2 Schiffe.

Des andern Tages ſchritten die Männer an's Werk.

Sie vollführten es.

Doctor Dee bewährte ſich in Muth, Kraft und Gewandtheit.

Das Kuenring'ſche Gut war in einer kleinen eiſernen Truhe mit 4 Schlöſſern. Das Gewicht ein halber Centner. Man ſchloß auf Geſchmeide. Man ließ die Truhe ungeöffnet.

Der Hausbeſitzer des Fiſchhofs verſtand ſich gern zu einer Nachforſchung. Es fand ſich eine Schachtel von Eiſenblech. Sie enthielt Geldurkunden auf Pergament. Man verſiegelte ſie.

In die Keller des Hafenhauſes ließ man einen Wagen voll Kiſten bringen, mit Sand gefüllt und mit Steinen, den Fund dann ohne Aufſehen an ſich zu nehmen. Vergraben war da nichts, aber vermauert in einer Sei-

tenwand. Drey Eisenkisten mit Schlössern, mehrere Centner schwer.

Seit jener Zeit sah man mehr Corvin'sche Ducaten als je. Sie sind noch jetzt nichts weniger als selten. Ihr Werth übersteigt nur unbedeutend den der neuern, des feinern Metalls wegen.

Der Magiker in neuerer Zeit.

Ein Unbekannter war nur auf kurze Zeit nach Wien gekommen.

Aber sein Aufenthalt verlängerte sich.

Seine Geschäfte bezogen sich auf eine ferne Zukunft, das ist, auf das zwanzigste Jahrhundert.

Er hatte Wien eigentlich nur einer einzigen Person wegen besucht.

Diese Person war Mesmer, noch ein sehr junger Mann.

Mesmer war bey dem Anblick des Gastes betroffen. Sie müssen der Mann seyn, sagte er, dessen anonymen Brief aus dem Haag ich gestern erhielt.

Ich bin es.

Sie wollen Sich heute um diese Stunde mit mir über meine Ideen des Magnetismus besprechen?

Ich will es.

Der Mann, welcher mich eben verlassen, ist derjenige, der mich väterlich auf diese Ideen geleitet. Es ist der berühmte Astronom Hell*).

*) Maximilian Hell (k. k. Hof-Astronom ꝛc.). Dieser hochverdiente Gelehrte ist es eigentlich, dem der Impuls,

Ich weiß es.

Meine Principien aber sind noch chaotisch. Wer kann mir Licht geben?

Ich kann es.

Sie würden mich, mein Herr, beglücken.

Ich muß es.

Der Fremde bedeutete Mesmer, die Thüre zu verriegeln.

Sie setzten sich.

Der Kern ihrer Unterredung betraf die Theorie aus der Anwendung des Magnetismus, in Folge der Wechselwirkung, Elemente des Lebens-Elixirs zu gewinnen; gleichsam zu pflücken, abzuschäumen, einzusammeln.

Die Verhandlung währte drey Stunden.

Die Kunst, Geister zu bannen, fand in diesen verschiedenartigen Folgerungen eine neue, festere Grundlage.

Die Männer verabredeten eine weitere Zusammenkunft in Paris. Alsdann trennten sie sich.

* * *

Der Unbekannte begab sich in sein Gasthaus zum „wilden Mann.“

Seiner harrte ein Reitknecht mit zwey Pferden.

Ein Billet enthielt eine Einladung nach Redaun.

Es war Nacht. Aber in dem Billet, am Schlusse, befand sich noch ein kleines Zeichen. Das bestimmte den Unbekannten. In Schuhen und Seidenkleidern warf er sich auf das eine Pferd.

---

den Magnetismus wissenschaftlich und practisch aufzufassen, verdankt werden muß. Man sehe unter and. Art. „Mesmer“ in der österr. National-Encyklopädie.

Der Reitknecht vermochte nicht, ihn einzuhohlen.

Im Sehfels'ſchen Gebäude war große Verſammlung.

Man war da vertheilt in mehrere Gemächer.

In dem einen arbeitete man an einem Fluidum.

Der Unbekannte berech es. Er warf es zu Boden und zertrat es.

Was wollen Sie mit dieſem Elixir? fragte er zornig. Dieſes Machwerk iſt nur geeignet, das Leben abzukürzen, ſtatt zu verlängern.

Es ſcheint, Ihr Herren, Ihr wiſt nicht, daß das Princip des Steins der Weiſen darin beſteht, aus jedem der drey Naturreiche, die feinſte Elementarkraft in ein und demſelben Producte zu vereinigen. Wo und wie dieſe zu finden, ſollt Ihr erfahren, aber nicht heute.

Die Anweſenden verblieben ſtarr und lautlos.

In einem andern Zimmer war man beſchäftigt, Gold zu erzeugen.

Der Fremde näherte ſich dem einen Kohlenbecken. Er riß dem Laboranten ein Stück echtes Gold aus dem Ärmel, das er in das Becken hatte practiciren wollen, um dann zu prahlen, er habe es gemacht.

Er näherte ſich dem andern Kohlenbecken, dämpfte die Gluth. Er nahm zwey der größten Kohlen heraus, zerſchlug ſie mit dem Schürhaken und echtes Gold fiel heraus. Der Laborant hatte es in die ausgehöhlten ſelbſt mitgebrachten Kohlen practicirt, um dann zu prahlen, er habe es gemacht.

Er näherte ſich einem dritten Kohlenbecken. Er nahm ein Pülverchen aus ſeinem Etui. Er ſtreute davon auf den Klumpen Bley in die Pfanne. In drey Minuten ſchleu-

derte er das Stück in einen Wasserkübel. Dann warf er es auf den Tisch, bestrich den Probierstein: es war gediegenes Gold. Er verlangt eine Wage; der Brocken Gold wiegt zwölf Pfunde.

Die Anwesenden verblieben starr und lautlos.

In einem dritten Zimmer ward conversirt.

Man tadelte die neue künstliche Wünschelruthe, man combinirte verschiedene Ortspuncte, wo Schätze schlafen sollten.

Der Unbekannte nahm ein Fläschchen aus seinem Etui.

Das, Ihr Herren, gießt in eine Haselruthe. Auf dem Hügel von Maria-Trost wird sie Euch die Stelle anzeigen, wo eine Million türkischer Goldmünzen vergraben liegt, wo 1683 des Großvezirs Zelt gestanden.

Die Anwesenden verblieben starr und lautlos.

In einem vierten Gemach war Alles voll Rauch. Es stank abscheulich.

Rauch und Gestank verschwanden als der Fremde eintrat; auf einen leichten Wink von ihm, und Wohlgerüche dufteten.

Was geschieht hier? fragte er.

Wir brauchen den Geist des Swedenborg, antwortete man zaghaft.

Wie lange arbeitet man daran?

Einen Monath.

Ihr sollt ihn haben.

Der Fremde ward unsichtbar.

Die Anwesenden verblieben starr und lautlos.

* * *

Bey dem jungen Grafen Mar Lamberg war Assemblée.

Ob er kommt? flüsterte Alles.

Und er saß mitten unter ihnen.

Man sprach von Spallanzani. Man bewunderte seine zoelogischen Experimente und Compositionen.

Der Unbekannte sagte: Das ist nichts! Spallanzani hat Talent, aber er ist noch zu jung. Kennen Sie Tavernier? Wissen Sie, was er bey den Indianern gesehen?

Ey, das Stück mit dem Feigenbaum, entgegnete der Graf.

Der Indianer nimmt eine Feige, macht einen Kreuzschnitt in seine Achselgrube, daß es blutet. Er reibt die Feige in die Achselgrube ein, steckt sie sechs Zoll tief in die Erde, in dasselbe Loch einen Span weiches Holz, und in drey Minuten wächst ein Feigenbäumchen heraus, Zoll für Zoll, daß man es ruckweise sieht.

Zwey Damen fallen in Ohnmacht. Die übrige Gesellschaft klatscht Beyfall.

Der Fremde lächelt. Das ist nichts, sagt er, ich bitte um einen Lakey.

Mein Freund, sagt der Unbekannte, reiche er mir von dem Abhub der Tafel etwas Salat, und ein Stück Rehfleisch.

Zu der Gesellschaft sagte er: Der Salon ist zu klein.

Man ging in den großen Ballsaal neben an.

Der Unbekannte streut aus seiner Westentasche etwas Erde auf die Tasse, zupft ein Stückchen von dem Blatte des Salats, und legt es darauf. In einem Augenblick entwickelt sich und schießt empor ein niedliches Buschwerk. Er schleudert die Tasse zu Boden; sie zerspringt in tausend Scherben. Ein Hauch: aus jeder Scherbe wachsen, schie-

ſien, ſpringen rauſchend hunderte, tauſende von Sträuchen, die ſich ſchnell zu Gebüſchen componiren, zu Lauben, zu Bäumen, zu Nadelholzgruppen; Düfte ſtrömen; Kühlung ſäuſelt. Er weht mit dem Schnupftuch: die Maſſen ordnen ſich; es geſtalten ſich Partien, Wege, Raſenplätze; ein köſtlicher Wald iſt fertig.

Hier haben Sie Ihren mähriſchen Park, ſagte er zum Grafen.

Man ächzt vor Erſtaunen; die Damen ſeufzen und ſtottern.

Der Unbekannte zupft einige Faſern Rehfleiſch ab, zerreibt einige Knöchelchen des Thieres, gibt das auf einen Teller, gießt aus einer Buchſe eine ſchlammige Brühe darauf, haucht und rührt um. Dann ſchleudert er den Teller fort.

Er haucht drey Worte und weht mit dem Schnupftuch. Sechs zarte junge Rehe hupfen aus dem Gebüſch, und legen ſich den Damen zu Füßen.

Die Geſellſchaft will auch dem Fremden zu Füßen fallen.

Sie eilt ihm nach in das dichteſte Gebüſch.

Er iſt fort.

Der Park dauert bis zum andern Morgen. Beym erſten Strahl der Sonne ſah ihn der Gärtner verſchwinden, allmählig ſich auflöſen in leichte ätheriſche Lüftchen, und in dünnen länglichen Geſtaltungen ſchemenartig, ſich verziehen, wie Rauch.

Nichts war mehr da, als die Bruchſtücke der Schale und des Tellers.

Der Graf Zinzendorf, umherirrend, faſt flüchtig war dabey. Das Schauſpiel verwirrte ihn völlig. Er glaubte

sich in seinem Garten zu Parchtholdsdorf, das er schon Herrenhut nannte. Er flog hin; den Unbekannten aufzusuchen. Wie eitel! Der Graf starb bald daselbst.

* * *

Die Zeit war da in Rodaun zu erscheinen.

Die Geisterbanner waren längst versammelt.

Der Unbekannte schwebte herein.

Seine Miene war unwillig.

Im Hintergrunde des Sales bemerkte er einen Menschen, der ihm mißfiel. Er sah durch die Kleider desselben einen illuminirten Kupferstich, das Porträt Swedenborgs. Das hatte der Mensch in seiner Brieftasche. Derselbe Mensch machte qualmigen Rauch, um sich den Blicken des Angekommenen zu entziehen.

Dieser Mensch war Cagliostro.

Hier wird gepfuscht, rief der Unbekannte mit schallender Stimme.

Er sah nach der Uhr.

Hier wird gepfuscht, wiederhohlte er donnernd. Ihr Herren, jener Mensch dort, bringt Euch Unheil. Baron Swieten, der Weise, ist thätig. Schon seyd Ihr, Pfuscher, umstellt, aufgehoben; Eure Werkstätten werden zerstört.

Man vernahm Soldaten-Commando.

Der Unbekannte verschwand.

Eine Sylvester-Nacht.

In dem Sehfels'schen Hause zu Rodaun war eine Rotte von Laboranten, Schatzgräbern, Geisterban-

nern, Charlatanen und Unmündigen aufgehoben werden, gerichtlich.

Ihre Werkstätten waren zerstört worden.

Ein Unbekannter, ein Magiker hatte dem Treiben jener Bande zwey Mahl beygewohnt; unabsichtlich mitgewirkt, sie zu entlarven.

Am Vorabende der letzten, der heutigen Nacht, hatte er im Salon des Grafen Lamberg einen natürlichen Wald erschaffen und mit lebendigem Wild bevölkert in einem Augenblick.

* * *

Ein edler, erleuchteter Geist, einer der höchsten Männer des Landes, hatte von diesen Vorgängen augenblicklich Meldung erhalten.

Es war gegen Mitternacht.

Er stieg in eine Sänfte. Zwey Fackelträger voran, zwey Hayducken als Gefolge.

Bey dem Gasthaus „Zum wilden Mann“ in der Kärnthnerstraße hielt man an.

„Wo ist das Zimmer des fremden Herrn, der morgen mit dem Frühesten abreiset?“

Gegenüber dem Hausthore, eine schmale schmutzige Holztreppe stieg der Cavalier hinan. An der Thüre des Unbekannten war mit Kreide geschrieben: „Eingetreten ohne zu pochen.“

Der Cavalier trat ein.

Das Zimmer war unerleuchtet. Gleichwohl unterschied sich in dessen Mitte auf einem Armsessel eine menschliche Gestalt in Silbergrau wie matt schimmernd, aufrecht sitzend.

Sie erhebt sich. Sie berührt einen kleinen Handleuchter, und das Zimmer steht in Flammen.

Der Cavalier fährt betroffen zusammen.

Der Magiker sagt: Keine Gefahr, mein Herr. Es ist brennbare Luft, Gas. Sie werden es im nächsten Jahrhundert haben; es wird gemein seyn. Sie sehen hier nur eine Anticipation.

Von Reisegeräth war nichts zu bemerken, ausser einem kleinen stählernen Koffer. Auf dem Tisch voll Schreibsachen befand sich eine Lage dünner viereckiger Silberplatten.

Der Cavalier bath um Entschuldigung ob der späten Nachtzeit.

Der Magiker erwiederte: Es ist bey mir niemahls Nacht. Ich pflege nicht zu schlafen, ein volles Drittel des Lebens zu vergeuden.

Der Cavalier wies auf die Gesetze der Natur.

Ein Stäubchen Urkraft schützt mich vor dieser Unterwerfung.

Ich bin, sagte der Besuchende, indem zwischen seinem Oberrock wie von selbst das in Brillanten gefaßte Bildniß der Monarchinn hervor blitzte, nicht hier zu forschen, wer Sie sind, mein verehrter Herr, obschon ich es könnte und vielleicht sollte. Der Mensch, als solcher, ist gleichgültig; nur sein geistiges oder moralisches Vermögen macht ihn merkwürdig und unterscheidbar.

Wir verstehen uns, mein Herr, entgegnete der Fremde; Sie wünschen etwas Auskunft über meine Kraft.

Ja, Ihre Kenntnisse, mein Herr, müssen außerordentlich seyn.

Nur deßhalb, weil sie rein einfach sind. —

Ich begreife.

Das freut mich. Ich werde offen gegen Sie seyn. Sie sind groß, moralisch groß. Ihr Staub wird neben dem der Könige ruhen.

Meine Absicht ist eine gemeinnützige; sie ist practisch. Unermeßlicher Werth ist vergraben, schlummert auf der Gewässer Grunde. Diese Schätze sind todt. Sie, mein Herr, besitzen die Kunst, sie zu beleben. Aber die Sehfeld'sche Haselruthe ist im Getümmel der Zerstörung zu Grunde gegangen.

In diesem Säculum hat man noch des Goldes genug. Im kommenden wird man es brauchen. Die Menschen dann, gedrängt, gährend von technischen Erfindungen, werden die Wünschelruthe kennen lernen, sobald die Idee des Magnetismus in ihrer höchsten Potenz ausgebildet seyn wird. Ein junger Mensch hier in Wien, Mesmer, ist der erste Novize.

Sie biegen aus, mein Herr. Ich trete zurück.

Sie sind zart, mein Herr. Ich ehre das. Aber Sie sollen mich nicht ungroßmüthig finden.

Bey diesen Worten öffnete der Unbekannte den Stahlkoffer. Er nahm eine Art Nadelbüchse und noch eine, dann eine kleine Dose von Platina heraus, legte Beyde auf den Tisch. Dann holte er noch zwey ganz kleine Fläschchen. In das eine ließ er aus der Büchse einige Tropfen zähe Flüssigkeit fallen, und reichte es dem Cavalier sprechend: Hier haben Sie das Vermögen, zwey Massen vergrabenes, edles Metall aufzufinden. Das Gold des Hügels zu „Maria-Trost," wo des Großveziers Zelt gestanden, ist aber nicht mehr da. — Lassen Sie Uns nun, wenn es gütig beliebt, von diesem Stoffe abkommen.

Das sey, sagte der Cavalier. Ich danke Ihnen nicht gemein. Es hänge von Ihnen ab, über mich zu gebiethen. Seyen wir der Menschheit, wo möglich, von Nutzen im Einklang mit der obersten Erdenmacht.

Sie verständigten sich.

Graf Lamberg mit seinen Damen, knüpfte der Cavalier wieder an, wird Sie, verehrter Herr, diesen Morgen noch besuchen. Vor Erstaunen ist noch Alles betäubt.

Der Magiker sprach: Ich sehe, mein Herr, Sie wünschen Blicke in die Sache. Diese Dose enthält Sie.

Er öffnete die Charnier-Tabatiere. Brauner Staub war darin, wie Schnupftabak.

Darauf deutend, sagte er: Es ist Ur-Erde.

Der Cavalier, wie von einem electrischen Schlag getroffen, fuhr zurück, zitterte, sein Gesicht war todtenblaß. Er faltete die Hände. Wie voll heiliger Scheu wagte er es nicht, sich wieder zu nähern.

Der Magiker sah ihn mit hohem Ernste an. Er sprach, er sprach mit Feyerlichkeit: Dieser Eindruck, Mensch, ist mir der Schlüssel zu Deiner schönen Seele. Sie ist echt in der Furcht und in der Liebe. Ein reiner Mensch.

Sogleich aber wechselte der Magiker den Ton. Ehrerbiethig fuhr er fort: Ich verehre Sie, mein Herr, ich darf Sie lieben und ich liebe Sie. Hier empfangen Sie, ich bitte, eine kleine Dosis dieses Staubes. Sie reicht hin, die Wüste Sahara binnen drey Minuten in ein blühendes Paradies zu verwandeln. Es ist die Ur-Erde.

Der Cavalier fand sich neuerdings auf das Heftigste ergriffen.

Und weiter redete der Unbekannte: Sie ist aus Indien. Ich selbst habe sie geholt vor langer Zeit. Es kann

dieß kein zweytes Mahl geschehen. Nun kennen Sie den Park des Grafen Lamberg. Hier aber sehen Sie die Rehe.

Aus dem zweyten Büchslein tröpfelte er in ein Fläschchen ein paar kleine Flocken feuchter grünlicher, matt glänzender Gallerte, sprechend: Es ist Ur-Schlamm.

Der Cavalier bebte von Neuem und ward feuerroth.

Nehmen Sie, mein Herr; bewahren Sie es, fuhr der Magiker fort. Ich ehre Sie, ich werde immer Sie lieben, denn Sie sind echt und fromm.

Sie sehen, setzte er hinzu, daß man, um Erscheinungen hervorzubringen, welche würdig sind, von denkenden Menschen bewundert zu werden, die Natur selbst studirt haben, den Geist der Dinge kennen muß, sonst ist es eitle Taschenspielerey, Sache der Schnelligkeit oder wirkender Maschinen.

Sie haben Recht, sagte der Cavalier, es ist nur eitle Spielerey, die kein feineres Interesse haben kann. Die gewöhnlichen Tafelkünstler verstehen nichts von den Naturwissenschaften; sie sind nur äußerliche Routiniers.

Einen dankerfüllten Blick auf das Geschenk werfend, setzte der Cavalier hinzu: Welch ein schlagender, demüthigender Beweis von der Vergänglichkeit des Irdischen! Wie kraftles unser heutiges Erdreich! Wie ohnmächtig unsere häutige Fäulniß, trotz ihrer wunderbaren Productivität.

Die Wesenheit der Materie, erwiederte der Magiker. Sie nützt sich ab; ihr Geist verfliegt; ihre Zeugungskraft nimmt ab und ab. Ich habe gestern, bevor ich nach Rodaun ritt, Ihre Schwefelquellen zu Baden besucht. Seit den 50 Jahren, als ich sie das letzte Mahl beobachtet, haben ihr Geist und Geruch bedeutend abgenommen. Das schöne

Baden hat keine vulkaniſche Eruption mehr zu befürchten. Sie ſehen, mein Herr, ich gehöre zu den Vulcaniſten; die Neptuniſten habe ich immer ausgelacht. Der Erdball wird ſterben an Erkältung.

Ganz gewiß, verſetzte der Cavalier. Das Feuer in ſeinem Innern erſtirbt; ſie zerbröckelt, fällt auseinander.

Er, der Magiker lächelte.

Um nicht von den Damen überraſcht zu werden, ſagte er, übermache ich Ihnen für dieſe nähmlichen Damen zum Andenken mein Porträt.

Bey dieſen Worten nahm er eine der dünnen Silberplatten, und ſchaute ſie, dicht an der Lichtflamme, an, wie man ſich in einen Spiegel ſchaut. Er hielt die Platte dem Cavalier hin; es war des Magikers treueſtes Porträt.

Welches Erſtaunen?!

Der Fremde aber ſagte: Auch dieſe Erfindung iſt nur anticipirt, wie die ganze Reihe meiner übrigen Künſte. Man frappirt nur durch das noch Unentdeckte, durch das noch Unerfundene.

Der Cavalier war ganz im Anſchauen des Bildniſſes verſunken.

Unerklärbar! unbegreiflich! rief er aus zu wiederhohlten Mahlen. Sie haben Recht: Alles iſt nur Anticipation, die Priorität entſcheidet; das „erſte Mahl;“ der Anfang. Die mythologiſchen Götter waren Menſchen, Jahrhunderte vor den andern erfahren in Dingen der Phyſik.

Ja, und den Dädalus werden Sie im nächſten Säculum noch beſſer haben. Donner und Blitz macht ſchon lange her jedes Kind. Dieſe Facſimile-Porträtkunſt wird ein Franzoſe erfinden. Die Wiener, überall voll Talent, werden ſie bis zur Farbigkeit treiben.

Es schien dem Cavalier, daß des Unbekannten Blicke auf dem Schreibgeräth ruhen.

Er verabschiedete sich.

Der Magiker sagte: Sie haben nun Etwas vom Vermögen gesehen und gehört. Wie lange, wie glücklich würden die Menschen leben, hätten sie dieses vor Augen. „Thierisch und geistig, des Lebens Höchstes ist allein die Kraft. Bilde sie aus und schone sie.“

Dies gesprochen, verbeugte er sich und schritt in den Alcoven.

Der Cavalier entfernte sich.

* * *

Des andern Tages erzählten die Hauswärter des Gasthofes:

Vergangene Nacht, mehrere Stunden sey bey dem wunderbaren Unbekannten ein Herr vom kaiserlichen Hofe gewesen.

* * *

Der große Swieten, dessen Asche ruht bey jener der Könige in der Capelle des heiligen Augustinus.

Volks-Plutarch.

Unwillkührlich und sehr gerne kommen wir auf die Idee eines Volks-Plutarch zurück, enthaltend Personagen der untern und der Mittel-Classe, scheinbar kleine Notabilitäten und derley characteristische Leute, die sonst total vergessen werden. Doch nicht lauter Ernst, bewahre! Wie die Wiener selbst sind, auch heiter und jovial; recht viel Pläsirliches; auch allerley Excentrisches; selbst sogenannte Jure, wie es nun die Individualitäten gestatten oder erheischen.

„Wiener-Volks-Plutarch!“ Das Erſte würde ſeyn ein Regiſter. Wie wäre es, wenn wir eines anfingen? Wie man angefangene Arbeiten für Damen hat im Trattnerhof (Angefangene Arbeiten für Damen: Saphir, geſchwind, das iſt ein Thema für Dich! Der Du auch hübſch decent biſt.) Alſo: angefangene Arbeiten für den Volks-Plutarchiſten. Nicht viel herum ſuchen, was uns gerade einfällt. „Der Wirſchmidt“ (oder wie er ſich geſchrieben), gewiß eine gute Figur. Mit ſeiner rauhen Stentor-Stimme wie er heiter und freundlich und höflich iſt: Ich habe die Ehre ꝛc. Und er hatte wirklich viele Ehre wie viele Gäſte. Seine coloſſale Figur; ſein ſtets lächelnder Mund; ſein netter Anzug; ſeine Paſſion als Jäger, vielleicht von ihm übergegangen auf die andern Caffehſieder. Wirſchmidt gut! — Der „Pflaſterer-Commandant“ mit dem Elephantenfuß. He? Kennt man ihn noch? Nicht? Nun der Plutarch wird es ſchon machen. — Der „Lorbermann“ der uralte, der krainerische. Nun? Vor 50 Jahren ſchon ſtieg er einher, ſchon ein ſtarker 60er oder 70er; in der Urzeit hoch gebaut, ſchon aber gekrümmt mit dem Höcker, wie der eines Auerſtiers, genau ſo, und anders nicht; mit dem ſtacheligen weißen Bart; kurz angebunden im Handel; rechtſchaffen. Seit mehreren Monathen vermiß ich ihn; vergebens ſchaut man auf dem Haidenſchuß in die Schlucht, ſo in den tiefen Graben; da pflegte der Methuſalem zu ſtehen. Lorbermann, 100jähriger, wach auf! — Der „alte Rath,“ das heißt: Der alte Franz Rath; der einen Fuß krumm und ſteif; mühſam hinkend mit der Krücke; ein emiritirter Schulmeiſter; armer Teufel. Blumauer verſchafft ihm ein Ständchen-Gratiale als Bücherträdler; als ſolcher treibt er ſein kleines tolerirtes Weſen im tiefen Graben. — Noch ein Elephan-

tenfuß, der „alte Joseph," Amtsdiener bey der Bücher-Revision, noch im Mauthgebäude. — Der Postwagen-Austräger," der Tyroler, die Geldsäcke, die großen groschengefüllten Ochsenblasen auf der Achsel tragend, schon ganz schief. Willkommener Mann, das. — Der alte „rothe Hammer" beym rothen Igel; N.B. der wahrhaft alte; so gut und brav als sein rother Wein. — Der „Martini" aus dem Ballhaus mit dem lichtgrauen Frack, der beste Billardspieler, so daß die à la guerre-Spieler bey Milano zitterten, wenn er sich näherte. Die „Madame Lechner" mit ihren vielerley Perioden und Threnßen; noch am Haarmarkt, eine Art Löschenkohl. — Die kleine bucklige Spitzenhändlerinn, so wohl ein Jahrhundertchen bey ihrem Truhen-Ständel im Paternestergäßel gehuckt; gutes Ding, sehr resignirt; huckt glaub' ich noch wo. — Dero Seitenstück, das Krapfenmädel beym Eckstein des Babitsch auf dem Kohlmarkt, mit der Laterne. „Meine gefüllten," ꝛc. — Der „Universität-Hausknecht" mit der erschrecklichen Halsgeschwulst, welche aufbewahrt annoch zu sehen. — Der „Blinde" mit dem alten schäbigen Hund, dem treuen ehrenwerthen Vieh, angeschirrt mit Riemen, den Alten nach sich ziehend; er mit etwas Schein noch tappend mit einem Stab; der Hund ein Bastard, dunkelgrau. Rührend, rührend genug! — Der „Türk auf der Landstraße," der ewige Turk, immer frisch gekleidet mit neuen gelben Panteffeln, kreuzweise auf der Caffehhausbank, meröser Kauz; raucht lang nicht mehr. — Die nette „Stockhändlerinn" dicht neben dem Stockeisen, in einem schmalen Laden. Vermuthlich eine Wittib; dreyßig und etliche Jahre alt, weißes Musselin-Kleid mit rosenfarbnen Tupfen, kleines niedliches Häub-

chen, strickte den ganzen Tag; verschwand, wie die Zuckerrohrstöcke aufkamen; nicht groß, nicht klein, blühendes rundes Gesichtel; rare Frau. — Der »Aßner« der fromme andächtige Kupferstecher in seinem Laden, Ecke des Salzgrieses von oben. Stach die „Mandelbogen," den Prater u. dgl., in Folio 1 kr.; ganzer Bogen 1 Sechsyfennig. War ein erschrecklicher Mann, verstümmelte die schönsten kostbarsten Kupferstiche, schnitt wo etwas Nacktes, so gewiß Mythologisches, ganze Stücke heraus. — Der „Naturdichter Schütz," ein Postbothe, Klepperpostmann. Führe diese irgend Jemand aus. Der Impuls ist gegeben. Und N.B. mit Illustrationen, gescheiter, dankbringender, unterhaltender, als idealische oder allegorische Sachen.

Volks-Plutarch, nicht zu verwechseln mit dem Wiener-Bürger-Plutarch, den ich vor einigen Jahren in der Zeitung projectirt. Dieser sollte die Individuen öffentlicher und Privat-Tugenden, an denen Wiens Geschichte von jeher so reich, auffassen, aufbewahren und hinstellen, wie ein Monument zur Anerkennung, Verherrlichung und Nacheiferung, als ein Spiegel, solcher Handlungen, die gar oft würdiger sind, als die gepriesenen Großthaten historischer Celebritäten. Der Gedanke des Vergessenwerdens, Vergessenseyns, ist eben so unerträglich, wie die Idee des Nichtseyns. Kaum erinnert man sich z. B. noch der Schlossermeisterinn Kähr, belohnt mit der goldenen Bürger-Medaille? Es ist doch traurig. Ein Bürger-Plutarch also von Zeit zu Zeit vermehrt. Den Volks-Plutarch aber anlangend, der es im Grunde nur mit originellen oder singulären Stadtfiguren der untern Classen zu thun, dessen Character eigentlich Possirlichkeit, so sind mir eben wieder einige solche Personnagen eingefallen. Als Andeutun-

gen, als Fortsetzung eines lediglichen Registers stelle ich sie her. Mit wem nun könnte ich, selbst eine Wiener-Frucht, besser und lieber beginnen, als mit der Schmaus-„Wawerl?“ Ja, die Schmaus-Wawerl beym „goldenen Schiff“ auf dem Platzel! Eldorado der Gourmands! Untergegangen längst bist du Goldschiff mit all deinen Leckerbissen, mit der feisten, lächelnden Patronin selbst, wie den meisten der Passagiere. Eine moderne unter den Tuchlauben ist nur ein Nachdruck. Schmaus-Wawerl aber, dem Nahme lebt — Dicht neben dieser modernen: erinnert man sich noch des kleinen italienischen Mandoletti-Ehepaars? Beyde frisch, beweglich, lustig, die süße Streubüchse immer in der Hand, wie der Zucker noch theuer, jetzt unsichtbar, wo er nichts kostet. — Der enragirte Riedl, treuer braver Mann, beym Schützen-Corps; treuestes Bild eines Franzosenfressers. — Der Sternwirth mit seinem non posso parlare. — Der kleine bucklige, verliebte Apotheker bey der Landskrone. — Die nachmahlige Herzlinn im Tabakgewölbe bey der Flucht in Egypten, auf dem Judenplatz, wo er sie kennen gelernt (Landskrone und Flucht: gewiß kein Centerfey da!). — Der Buchhändler-Commis Bleibtreun. Tertmacher der Harfenisten; Gelegenheits-Poet; wie Iffland hier, sein Carmen an ihn: „Priester in Thaliens-Tempel, nehmt euch an Iffland ein Exempel.“ — Der Baron Puh, der aber weder Baron war, noch Puh hieß, sondern Burghart; mit dreyeckigem Hut, langen Locken, großem Haarbeutel, Schleppfrack, stets in Schuhen; der letzte Zopfträger; noch gefräßiger als Vater, der ein paar Häuser verdaut. — Der Dr. Weissenböck, stets vor Hugelmann oder Jüngling, die Leute anwackend, sie überredend, daß sie krank, ordinirend: „Sie schau-

heute curiös aus; der Magen ist nicht in Ordnung, kenn's aus den Augen; kein G'spaß machen, haben halt ein Bisserl was mitgemacht." Mit 7 kr. auf Melange konnte man sich befreyen. — Der Narrendattel; der Hahnreiter; der Baron Stubitza; der Calvi; die letzten zwey im St. Germain skizzirt. — Alles überragender Heros aber, was Drastisch-Burleskes betrifft, der Begg; eine Welt von Genie und Originalität, Mikrokosmus von kühner Geistes-kraft, gepaart mit der completesten Unwissenheit; kecken Selbstgefühls; mitlachend, wenn man selbst vor Lachen zer-platzte, wohl wissend, das gelte nur dem barocken Ausdruck, nie dem Geist, den man ehrte und vries, Beydes mit hohem Recht. Dieser noch nie da gewesene, nimmer wiederkehrende Character würde entweiht, wurde nicht begriffen, blos als Medaillon: ein volles lebendiges Bild muß ihm werden. Material ist da; Saphir hat dessen, und ich. Ich unter Anderm besitze das Idioticon. Dieses Kraftgenie zu belachen und zu bewundern fanden Carl Maria Weber (der Tonheld), Saphir, Mailath, Castelli, Kachler, Emil Eyb, Kanne, Ig. Jeitteles, ꝛc. sich ein. Wer den Mann verstand, war glücklich, konnte schwelgen in einem Paradies von Geistesge-nuß. Saphir verstand ihn, ich verstand ihn; Saphir glüht und flammt noch jetzt für ihn, wie ich; mir ward die Ehre zu Theil (ja zur Ehre rechne ich es mir) ihn zu commenti-ren. — Kurz, die Ausführung dieser und ähnlicher Figu-ren ein andermahl und anderswo; und werden uns die Leute zu wenig, so nehmen wir Individuen aus dem Thier-reiche, deren es, auch local-geschichtliche mehrere gibt. Z. B. der colossale Gaul, das Wagroß; die privatisirenden Störche im Seitzerhof; der Auerstier der Hetze, so jetzt aus-

gestopft in Paris; »Einer Schweine-Mißgeburt« in Fuhrmanns »Alt und neu Wien,« daselbst abgebildet; die 2 pensionirten Schimmel in den Klepperställen (paßt seltsam gut zusammen); dann, ja vorzüglich der Adler in Schönbrunn, vielleicht vor 40 Jahren noch am Leben, den der große Eugen im Belvedere täglich selbst zu füttern pflegte. Der Adler des Adlers des Adlers! (O ein Adler gefangen: wehl das Entsetzlichste! Der König der Lüfte, kaum aufrecht stehen! Ach!) Lassen uns endlich die lieben Viehер im Stich, so nehmen wir Sachen: Häuser, Meubeln, Kleider, Waffen, Alles was uns vorkemmt, besenders aber jene schönen Sachen, die man Frauenzimmer nennt, und deren Sachen wieder wir selbst sind. So mischt sich denn Alles recht gut durcheinander in diesem Volks-Plutarch, und gibt selber ein recht jocoses Pot-Pourri. Einverstanden! Auf Rangen nicht zu vergessen! Deren gibt es viele geschichtlich interessante. Auch auf Zwerge. Es geht noch einer herum (ein 60 — 80jähriger Zwerg; verrunzelt, gebückt, ist etwas ganz Eigenthümliches; wie ein altes Kind, wenn man so sagen darf) der bey einem großen Herrn »Zwerg war!« Leib-Zwerg!! Nehmen wir hernach auch noch einige hübsche Bäume aus dem Prater, kann nicht schaden. Die Engländer haben ein prächtiges Porträtwerk ihrer schönsten Bäume. Den Adam der Akazie in Wien, noch prangend im Hofe des ehemahls Fries'schen Palais. Nehmen wir hernach noch solche Balcon-Trägerinnen wie daselbst (echte schöne Wienerinnen, wenn beliebt; so sahen alle andern noch vor 40 Jahren aus; spiegle man sich), und andere derlei Cariathiden, und Dieses und Jenes. Einverstanden. »Juriger« Wirrwarr!

Capistrano.

Den 6. Juny, 1451 ist es, daß der entflammte Gottesmann Capistrano nach Wien kam, nicht nur weiterhin gegen das Hussitenthum zu wirken, sondern auch zu einem türkischen Kreuzzug zu begeistern, und insbesondere seinen eigenen Kreuzzug fortzusetzen gegen Übertreibung in Spiel- und Welttand, gegen Flitterwesen, Schlaraffery, Sperlery (so damahls schon und noch) und dergleichen Leib, Geist und Glück zerstörende Firlefanzery und Schlämmerey, überhaupt aber gegen das ganze heillose Pfauenthum des Luxus. Capistrano donnerte, wie bekannt, im Freyen auf dem Stephans-Friedhofe, auf der äußern Kanzel, die 1738 erneuert und mit seinem Standbild geschmückt ward. Die Wirkung seiner Predigten auf die Wiener, war allerdings von Erfolg; sie eilten nach Hause, holten ihre Bretspiele, Karten, Würfel ꝛc. und opferten sie den Flammen. Es steht aber vielleicht dahin, ob dieß in solchem Umfang und Ernst der Fall war, wie bey den Nürnbergern, von denen eine alte Chronik Folgendes erzählt: „Und an Sant Lorenztag, da verprannt er auf dem Markt nach der predig, die lateinisch predig wäret pey drey stunden lxxvj (76) schliten vnd drey tausend vj (3006) und xi (11) spielpret, und war dann vil tausend würfel, und Karten spiel an Zahl. Vnd es ward ein großes Fever. Vnd hat ein grawsamen ploben rauch vnd gestallt vnd dar vor weiset er Sant Bernhardtin heiligtu Seyn weiß Tuch vnd sein paretel, vnd macht pey c (100) menschen gesunt an Lemung vnd an Gesicht u. s. w.“ — Capistrano predigte in lateinischer Sprache; jeder Satz wurde dem Zuhörer erst durch einen Dolmetsch deutsch vorgetragen, und den-

noch trotz dieſes ſchwächenden Umwegs, trotz dieſer Verduftung der Unmittelbarkeit, fand ſolch energiſche Wirkung Statt! Welche erſtaunliche eindringliche Kraft alſo auf der einen, welche Empfänglichkeit auf der andern Seite! Dieſer mächtige Held der Beredſamkeit war zudem nichts weniger als von impoſantem Äußern; im Gegentheil, er war klein, mager, völlig unſcheinbar. Alles that die Begeiſterung. Capiſtrano's Exterieur wird von einem Zeitgenoſſen alſo geſchildert: »Dieſen man haben wir zu Nürnberg geſehen, 65 jar alt, kleines, magers, dürrs außgeſchöpfts, allein von hawt, (nichts als Haut) geberre und Gepein zuſammengeſetztes leibs. Doch fröhlich vnd in Arbeit ſtark alle Tag on vnderlaß predigende, vnd hoch und tieffe materie fürrende.«

Franzöſiſches Spielhaus.

»Messieurs, faites votre jeu! Rien ne va plus!« Noch gellt dieſe Exclamation im franzöſiſchen Spielhauſe, Plankengaſſe, wo jetzt Leibenfroſt, erſter Stock. 3, 4 Salons-, Rouge et noir; Roulette und wie alle dieſe hölliſchen Erfindungen heißen. Es ging nobel her; es war Hazard comme il faut. Die Bankhalter, die Croupiers, die feinſten Cavaliers, funkelnd von koſtbaren Steinen. Manieren, nu verſteht ſich perfektement à la Parisienne. Elegante Livrée-Bediente trugen Erfriſchungen umher, auch Punſch, feinen Wein, Confituren, Alles gratis. Als öffentliches Spielunweſen: welch' eine Erſcheinung in Wien! — In den verhängnißvollen erſten Stock ging es her, wie bey allen ſolchen fluchbeladenen Gelegenheiten. Parterre aber, an der Stiege, unten, an dem Hausthore,

da stand man sich am besten. Diese Leute, Bettler genannt, konnten nur gewinnen. Gäste von oben, herabsteigend, die Taschen voll Gold, berauscht vom Glücke, eine Stimmung, in der Jedermann freygebig, warfen den armen Teufeln so einige Goldstücke hin. — Vorigen Jahres starben zwey Leute: Einer als Bettler, früher wohlhabend; der Andere wohlhabend, früher Bettler. Es waren zwey Gäste des Spielhauses von 1809. Der Erstere hatte den Kern seines Vermögens dort verspielt, und sank und sank. Der Andere hatte keinen Heller besessen; dort aber Thaler, Ducaten zugeworfen bekommen, gesammelt, gewirthschaftet, und stieg und stieg. — Nichts alltäglicher; es ist wahr. Aber diese zwey Gäste hatten sich persönlich näher kennen gelernt. Der Erbettler unterstützte den Erwohlhabenden, gab ihm redlich und mit Verzinsung die einzelnen Almosenstücke wieder; und daß sie endlich so dahin gingen, wo man nicht mehr spielt, zu gleicher Zeit, in ein und demselben Monath: das ist vielleicht nicht alltäglich. — Noch lebt ein Herr W**. Der wollte durchaus 10,000 Ducaten gewinnen. 9900 und so und so viele, aber die 10,000 nicht voll, hatte Fortuna ihm wirklich schon zugeworfen. Unmöglich! aufhören konnte er nicht. Ich saß dabey. Er verlor diese, und, o wie alltäglich! eben so viel ohne zuletzt mehr als ein paar Gulden zu besitzen. — An tragischen, entsetzlichen Scenen hatte es nicht gemangelt. Den Wienern aber zur Ehre: die waren mehr Zuschauer als Handelnde; meist Franzosen, darunter viele weibliche.

Burgthor und Basteyrunde vor 40 Jahren.

Wir stehen außerhalb des Burgthores rechts in dem weiten Halbkreis, vor dem Eintritt in die Alleen. Dieser Halbkreis ist mit Obstständen besetzt; die sogenannten Fratschlerinnen biethen rufend und schreyend ihre Waaren an: 60 Zwetschken um einen Kreuzer; 15 große Pfirsiche um 1 kr.; auch: »Lemoni grosi, Bamarandschen siasi;« auch „Haring frischi.“ Zwischen diese Höckerinnen eingetheilt, und schon im Eingang der Baumreihen selbst stehen Verkäufer und Händlerinnen, die auf einem Bret, quer über eine Butte gelegt, gesottenes kaltes Rindfleisch feil haben, auch große längliche Fladen, von ordinärem Mehl in Schweinschmalz gebacken, Füßsohlen genannt, das Stück zu 1½ kr.

Aber auch an geistiger Nahrung gebricht es hier nicht. Wir sehen 2 große Bücherstände, und Notabene lauter Trattner'schen Verlag, frisch blau broschirt, nur so leicht eingehängt, ganz neu, noch unaufgeschnitten; lauter defraudirtes Gut. Trattnern wußte wohl davon; natürlich fast unter seinen Augen; aber er ignorirte es großmüthig, dachte vielleicht: nun in Gottes-Nahmen lebt; ich lasse Euch absterben. Solch ein Bücherstand, ebenfalls durchaus Trattner'schen Verlags war auch Anfangs des Spittelbergs, an der Ecke der kaiserlichen Stallung; war auch auf dem Trödelmarkt nächstan; war auch bey der Lerchenfelderlinie. Wollte Herr von Trattnern seine ungeheure Buchdruckerey besuchen, der Reitercaserne gegenüber, in dem Gebäude welches jetzt das Transporthaus ist, so konnte, so mußte er

3 — 4 solcher schmuggleriſcher Filialen paſſiren. »Blumen auf den Weg geſtreut.«

Auf der Chauſſée vor dieſem Burgthore, zur Rechten, ſtationiren in fußhohem Staub oder Koth 15 — 20 Fiaker; ein äußerſt bequemer Punct für die Fahrluſtigen, ſo recht zwiſchen Stadt und Vorſtadt. Man ſollte glauben, auf dieſer Paſſage müßten durchaus ſolche Miethkutſchen ſtehn, denn wer wird und kann dann zurück auf den Michaelsplatz, oder hinauf auf die Laimgrube laufen, eine ſolche zu holen.

Der Staub iſt entſetzlich! Hinein zum Thor! hinauf auf die Baſtey!

Ja hinein zum Thor? Das ging nicht ſo ſchnell! Da hatte man gar allerhand Wege zu paſſiren.

Zuerſt eine etwa 6 Klafter lange Abtheilung des Geh- und Fahrwegs durch drey mit Quadern belegte niedere Mauern, welche gegen die Stadt zu höher auflaufen, weil das Terrain etwas abwärts geht. Auf dieſen ſchon ſehr verwitterten, ausgebröckelten Steinen huckt allerhand Volk zur Kurzweil oder nicht: loſe Straßenjungen, Fratſchlerinnen, Vogelhändler, Gypsfigurenhändler, Neugierige; allerhand Rangen; Hunde und Katzen. Dicht daran, links iſt ein kleines hölzernes Gebäude, eine Tabakbude, aber was für eine! Hier iſt der beſte, friſcheſte Tabak in ganz Wien. Hieher geht man von den entgegengeſetzteſten Theilen der Stadt, ſein Loth Schwarz oder Galizier zu hohlen. Stundenlang faſtet man, um dann beym Hinaus- oder Hineingehen dort ſeine köſtlichſte Priſe zu kaufen; und dann bleibt man noch ein Weilchen ſtehn, das Verſäumte nachzuholen: 3, 4 Priſen zu nehmen auf einmahl. Den ganzen Tag hindurch wird dieſe Bude wie geſtürmt. Der Traficant weiß die beſten Lieferungen zu beziehen; er hat unter ſeiner Boutike

einen trefflichen Keller. Mehrere Mahle des Tages muß er die ungeheuren Haufen Kupfergeld sortiren; er hat dazu einen eigenen Menschen; die schwarzäugige Tochter und noch ein Mädel helfen dem schon etwas steifen kleinen bruneten Traficanten die sich balgenden Kunden bedienen. Hier ist das stärkste Consumo: Die Trafik trägt mehr als 2 Generalspensionen.

Indeß kann der Mann bey seinem stürmischen Absatz vollkommen beruhigt seyn: fänden auch Excessen statt, unmittelbar neben ihm ist ein Wachposten von 6 — 8 Mann, und ein Schlagbaum.

Jetzt passiren wir eine ziemlich lange Brücke mit hölzernem Geländer; sie ist schon sehr consumirt; es muß im Schritt gefahren werden. Man kommt da nur langsam vorwärts, denn die Frequenz ist stark und es ist nur ein Fußweg.

Nun sind wir an dem eigentlichen Stadtthor, das schwarzgrau und grün verwittert, streng und ernsthaft ausschaut. Die mehrere Klafter lange Passage ist dunkel; über diesen Thorweg geht die Bastey. Wir treten endlich in's Freye, aber in der Stadt selbst sind wir noch immer nicht. Vor uns das mächtige Burggebäude; der offene Weg, ein paar hundert Schritte lang zieht sich rechts zu dem niedern dunkeln schmalen Thore durch die Burg selbst, wie es noch jetzt besteht.

Wie wir aber bey jenem alten eigentlichen Stadtthor herein geschritten, hatten wir links, der Länge nach an demselben noch einen größern Wachposten zu passiren gehabt. An diesem Posten vorüber die Stadtmauer entlang zieht sich ein offener Weg aufwärts nach der Bastey; ein anderer von dem Thor aus rechts. Den wandeln wir hinauf; er ist

mehrere 100 Schritte lang, links mit einem Geländer verſehen, ſchwarz und gelb angeſtrichen.

Nun ſind wir oben. Wenige Schritte, da iſt links, als Zugang über den Wall die kurze grüne Holzbrücke, von der ſchon ſo manches Geſchichtliche geſprochen worden. Sie führt gerade auf den großen runden Platz, dem Hauptverſammlungspunct der promenirenden Welt, wo Milano ſeine ſogenannte Limonade hält. Ringsum, im Graſe iſt auch der Tummelplatz der lieben Jugend, der Kinderwärterinnen mit ihren Rangen. Dieß Völkchen verſteigt ſich auf die Anhöhen, denn dieſe Baſteyparthie iſt eine Schanze, mit mehreren Erdaufwürfen von Kanonen, von denen aber keine mehr da.

Wir ziehen es aber heute vor, dieſen Militär- und Civil-Redouteplatz unbeſucht zu laſſen; wir gehen gerade aus, dem Palais des Herzogs Albert zu; links eine Geländerbarriere, unten der Burggraben.

Allerhand bekannte, viele unbekannte Leute begegnen uns. Nichts natürlicher!

Siehe da, dieſer ſo tiefſinnig ſcheinende, und doch ſo luſtig geſticulirende Mann. Er hat ein Manuſcriptheft in der Hand; er lieſt. Er ſchlägt es zu, und ſteckt es ein. Er memorirt ein wenig; er hat das Ding gefaßt, auswendig gelernt; er pfeift und ſchnalzt mit den Fingern. Er iſt nicht jung mehr, aber er thut, wie man thut, wenn man hüpft. Nun freylich, es iſt der heitere ewig jocöſe Pariner. Den hatten wir ja ſchon von Ferne an ſeiner langen ſchreyend himmelblauen Atlasweſte erkennen ſollen! Er ſieht aus wie friſirt, aber das Zopfband iſt los; gleich wird er es verlieren. Und wie der ſchäbige dreyeckige Hut zerknüllt iſt, und ſchmierig, wie von Bier, ſchmierig wie ſeine blauge-

ſtreiften Strümpfe. Laſſen wir das gut ſeyn; der Mann iſt luſtig und guter Dinge. Jetzt langt er in die tiefe Taſche ſeines Fracks, der bis unter die dürren Waden reicht; jetzt verbeißt er ſich in eine ungeheure Birne; jetzt liegt das Zopfband ſchen am Boden. Parinet, wo biſt Du!

Da iſt das ein anderer Mann, der in voller Gravität abgemeſſenen Schrittes einherwandelt, fein gekleidet, ein markirtes Geſicht, ernſt und edel, wie ein feſter Gelehrter. Gewiß componirt er ſo für ſich irgend einen lapidariſchen Text, oder ſucht ſeinen täglichen Ärger über ſeinen Schwager den Hofrath Sonnenfels zu verwinden; oder aber, er „calculirt,“ nordamerikaniſch, ob es denn möglich ſey, vom Grafen Ayala die Aldiniſche Sammlung käuflich zu erſchwingen: dieſe oder ähnliche „Oder“ finden Statt, denn es iſt der Hofrath Birkenſtock. Allen Reſpect!

Nicht allen Reſpect, gar keinen Reſpect aber Dir, der Du in Deiner ſteifen nichtsſagenden Hochaufgeſchoſſenheit, läppiſch ſchwingend das lange ſpaniſche Rohr da herum tippſt auf dem grünen Graſe; eine Priſe nimmſt aus der Porzellandoſe, keinen Menſchen anſchauſt, nicht einmahl den ſalutirenden Fähnrich wieder grüßeſt. Ey Du curiöſer, maliziöſer, malcontenter Patron! Aber das hätte Dir doch kein Menſch angeſehen, daß du anno 5 eines Morgens zum Burgther hinaus, in voller Uniform, der Reitknecht wie Du ſelbſt ohne Mantel dem Feind entgegen reiten werdeſt. Ja, ja der General Funk, der muß verrückt ſeyn.

Für den Augenblick aber, mein brusker Haudegen, ſey ſo gut dieſem Tragſeſſel auszuweichen, ſchon der Dame wegen, die darinnen ſitzt. So viel Anmuth wird Dir in Deinen verſchiedenen Feldzügen wohl ſchwerlich vorgekom-

men seyn. Siehe, sie neigt das graziöse Haupt heraus; ja sie ist es, die Gräfinn Zilinska; fort und fort blüht sie wie eine junge Rose. Höflich und freundlich mit dem, den Polinnen so eigenen unbeschreiblichen Reiz, Adel und Huld vereinend, grüßt sie, und wiederhohlt sich heraus neigend! Und wer ist denn der Glückliche?

Ach ja, das glaube ich, der berühmte Peter Frank. Wäre er nicht eben in Gesellschaft einer Dame; er würde eilen, fliegen zwischen die tragenden Rothröcke, die, keuchend ihrer Last erliegen, denn die Huldinn hat den Fehler schon allzu voluminös zu seyn.

Der würdige Repräsentant des Hippocrates also begnügt sich, den Gruß zu erwiedern. Wie der Mann rüstig und aufrecht einher schreitet! Welche Frische des Gesichtes noch; welch sorgfältiger, ja eleganter Anzug! Die Frisur freylich gepudert. Er zieht eine der zwey Uhren an der Goldkette heraus; er verdoppelt die Schritte; die schlanke, etwas magere Frau von Janisch kann ihm kaum folgen. Da entschwindet er hinunter in die Kärnthnerstraße.

Köstliches Wetter; wir verweilen auf dem luftigen Wall; wir machen die ganze Tour über die ganze Bastey. Aber nicht gar so langsam, wie die zwey kleinen Herren da vor uns. Wer sie seyn mögen? O das errathen Sie nicht mein Lieber, schwerlich. Erstens sagen Sie, es sind Brüder. Nun das ist fein beobachtet: die Gleichmäßigkeit des Baues, der Haltung, des Ganges, fast sogar der Tracht! Das ist Etwas. Nun Freund, ich muß Ihnen sagen: Sie haben Recht. Der mit dem wirklich auffallend kleinen dreyeckigen Hute, mit der fest geschnürten Halsbinde, dem langen steifen Zopfe, dem kurzen grauen Capot und den

ſtählernen Sporen iſt der jüngere glaub ich und heißt Wenzel; der andere heißt Joſeph. Kurz dieſe zwey kleinen Herren ſind zwey große Generale, Grafen Colloredo: Jeder hat ein Regiment. Joſeph ein ſtarker verdienter Artilleriſt, ſo à la Wenzel Liechtenſtein, verſteht ſich „Weyland;“ von Wenzel muß ich Ihnen noch ſagen, daß alle Offiziere ſeines Regiments (es hat dunkelgrüne Aufſchläge) eben ſo kleine Hüte tragen müſſen, und die ganze Mannſchaft ſo zuſammengepreßte Hälſe. Mehrere hat ſchon der Schlag getroffen.

Sehen Sie, wie devot der Graf Fuchs ſie grüßt; das iſt der Graf Fuchs, dieſer zartgebaute, bewegliche, geſprächige Mann. Wie er mit Ihnen plaudert. Nun, hätten Sie ein genealogiſches Anliegen, und wäre es die verwickelteſte ſtemmatographiſche Frage: Aus dem Stegreif würde er Sie belehren. Ja das iſt ein Mann; nach ſeinem ſchlichten, einfachen, naiven Äußern und Benehmen ſollte man das nicht glauben. Ich ſage Ihnen, er iſt auch ſehr liebenswürdig, ſehr cordiel; er iſt Bücherkenner, Bücherbeſitzer und Bücherſammler. Alle Zweige der Genealogie cultivirt er und deßhalb iſt es erklärbar, daß er die größte Collection von Partezetteln beſitzt. Und dann: welch ein hingebender Patriot. Graf Fuchs lebe!

Lange genug haben wir jetzt das Gewimmel auf der Schlagbrücke da unten betrachtet. Setzen wir unſern Weg fort.

Wem das kleine Haus hier gehört, möchten Sie wiſſen? Etwa deßhalb, weil die noch immer reizende Roſe, die Blume unſerer Actricen hinein ſchlupft? Ich kann Ihnen nur ſagen, wem es nicht gehört: mir. Es liegt wirk-

lich allerliebst. ~~Hier sollte ein~~ Caffehhaus seyn; und ich glaube, es speculirt schon Einer darauf.

Die Rose? Ja sie ist hübsch, recht sehr hübsch, eine charmante Blondine, aber, ich muß sagen, sie hat schon zu viel Embonpoint, noch mehr als ihr Mann.

Ich finde nicht, erlauben Sie. Die Frauen sind nicht leicht zu fleischig, finde ich mit Erlaubniß. Und die Männer nicht leicht zu mager.

Die Männer nicht leicht zu herculisch, sage ich Ihnen. Ich bin der Meinung, in ganz Wien gäbe es nicht noch zwey Männer so athletisch und doch so voll Proportion, wie der dort vorne mit dem Buch in der Hand.

Ja da haben Sie recht: das Modell eines Hercules. Und welche Waden! Hätte ich einen Balcon, zwey solche Figuren müßte ich haben. Was glauben Sie aber, wer dieser so nachlässig, so ärmlich gekleidete Mann ist? Der Sprachlehrer Voltiggi, schon dem Greisenalter nah. Er liest und hungert zugleich; er schreibt und hungert zugleich; er gibt Lectionen und hungert zugleich; er hungert und lacht zugleich. Glückliche Natur! In einem der niedlichen Häuser da mit dem gustiösen Vorgärtchen am Schotther, ist seine ärmliche Wohnung.

Ach das ist schön! Dennoch unterhält sich der Graf Ayala mit ihm, einer der schönsten Männer, Pius VI. sehr ähnlich. Der Graf schenkt ihm ein Buch, ein Werk von ihm selbst, gegen das Unwesen der französischen Revolution gerichtet: „Von der Freyheit und Gleichheit der Menschen und Bürger“ hier gedruckt, auch italienisch und französisch. Sieben Auflagen sind binnen wenig Monathen erschienen. Der Graf besitzt die größte Sammlung der Aldinen. Wohl wird Graf Appony sie acquiriren. Das ist

noch ein Cavalier, der auf eine Bibliothek hält. Kennen Sie den kleinen rothen durstigen Gruber, seinen Bibliothekar?

Allerdings, dort geht er ja.

Um Vergebung! Gruber ist viel kupfriger. Aber ein Landsmann von ihm wandelt da ganz pathetisch; der in rosenrother ungarischer Nationaltracht, blond, frisirt, mit langem Zopf, ein mehr kleiner Mann, den dreyeckigen Hut unter dem Arm, ist der berühmte Geschichtschreiber Engel. Bravo!

Er geht schnell durch dieß kleine Portal; dieses ungeschickte Quergebäude entzieht ihn unsern Blicken. Mag es ein Theil der Fortification seyn; aber da links in einer einzigen Stube, da wohnt Jemand, und rechts, da wird den ganzen Tag gekocht; ein ewiger Küchenrauch, und da durch diese schmale schmutzige Passage muß die ganze schöne Welt sich durchdrängen.

Geschwind zum Paradiesgärtchen. Nun wieder beym Burgthor. Eine volle Stunde. Unsere diätetische Tour ist zu Ende.

Ein Autograph.

In einer Laube saß ein anmuthiger schlanker Knabe, goldgelockt, mit einem dunkelgrünen Baret bedeckt. Sein Teint war blaß, aber die vollen Wangen blühten. Das Kinn war etwas vorspringend; die Gestalt der Nase noch unentschieden; der graziöse rosige Mund klein und schwellend; das blaue Auge sinnend und belebt, wie stets von Empfindungen und Vorstellungen bewegt. Seine Kleidung als Morgenanzug bestand aus einer Art Blouse von blaugestreif-

tem Piqué, weißen Pantalons und hohen Schuhen. Den Hemdkragen hielt ein leichtgeschlungenes schwarzseidenes Tuch zusammen. Der Knabe saß auf einem grünangestrichenen Gartensofa, an einem kleinen Tisch von Nußbaumholz, auf welchem Schreibgeräthe lag, und ein Buch in vier dicken Bänden.

Der liebliche Knabe war mit Schreiben beschäftigt, das ihm etwas schwer anzukommen schien. Von Zeit zu Zeit stützte er das Haupt auf die linke Hand, augenscheinlich, um nachzudenken; rasch jedoch erhob er es, und schrieb mit seiner feinen schlanken, malerisch edel geformten Hand schnell einige Worte nieder. Mehrere Mahle aber, wenn ihm das Betreffende nicht beyfallen wollte, langte er hastig nach einem der vier Bücher, schlug es auf, und blätterte und suchte mit Eilfertigkeit, wobey, durch die rasche Seitenbewegung des Kopfes das reich geringelte goldige Haar lustig umherschnellte. Das Mechanische des Schreibens selbst ging etwas langsam von Statten, wie bey allen Ungeübten, besonders wenn sie in einer fremden Sprache schreiben, die sie sich eben erst aneignen. Der junge Schreibende strich manche Wörter aus, andere an ihre Stelle setzend, nachdem er wiederhohlt in einem der Bände nachgeschlagen, oder für sich selbst nachgedacht hatte. Endlich schrieb er den Aufsatz in's Reine. Er verweilte unverwandt bey seiner Arbeit, in der abgeschlossensten Sammlung, ohne auf irgend Etwas der nicht ganz unbewegten Umgebung zu achten; wie ein Mann. Er war ungefähr 11 Jahre alt.

Ihm zur Linken, in einer Entfernung von etwa zwey Schritten, auf einem Gartenstuhle saß ein großer, stark aber ebenmäßig gebauter Mann, von blassem Gesicht, lichten Augen, etwas spärlichem blondem Haar und ernster,

feſter, aber heiterer und völlig ruhiger Miene. Er trug einen blauen Frack, weiße Weſte, Nankingbeinkleid, Halbſtiefel und einen runden Hut, den er auf die Bank des Knaben gelegt hatte. Der Mann war im Sommer des Lebens. Er ſaß in durchwegs ruhiger Haltung; wie denn auch ſein ganzes Weſen jene Art Geſetztheit anzukündigen ſchien, die bey ſo manchem Berufe Grundbedingung zu ſeyn pflegt. Er las in einem römiſchen Claſſiker. Nur einige Mahle, und das nur abſichtslos, glitt ſein Blick über das Buch hinweg auf ſeinen jungen Nachbar und deſſen, wiewohl geräuſchvolle Beſchäftigung. Es hätte ſcheinen müſſen, als wolle er dieſen auch nicht mit einem einzigen Blicke beobachten oder ſtören, oder ſonſt irgend einen Eindruck auf ihn hervorbringen.

Eine volle Viertelſtunde lang hatte der holdſelige Knabe gearbeitet. Er nahm jetzt das Quartblatt in die Hand, ſchob ſich auf dem Sofa zurück, um an die Lehne zu gelangen; ſetzte ſich ſo bequem zurecht, und durchlas das Geſchriebene, das drey Viertheile einer Seite ausfüllte. In ſeinem kindlichen noch unausgeprägten und doch ſchon männlich characteriſirten Antlitz hätte man einen Anflug von zweifelhafter Selbſtgefälligkeit wahrnehmen können. Nachdem er die Schrift noch einmahl durchgeſehen, ſchob er ſich wieder an den Tiſch vor, ergriff die Feder, und unterzeichnete ſie mit ſeinem Monogramme, einem faſt unlesbaren F., umringelt von einer Menge ſich durchkreuzender Kreiſe, die ſich wie ein kleines Büſchel Haare ausnahmen. Er beſtreute nun dieſen volltintigen Nahmenszug, und überreichte mit einer leichten Verneigung des Hauptes das Blatt dem Mann an ſeiner Seite. Er ſagte zu ihm mit heiterer, faſt lächelnder Miene in franzöſiſcher Sprache,

mit etwas schwächlicher Stimme: Sehen Sie hier mein kleines Machwerk! Seyen sie wie allezeit, ein milder Richter.

Der Mann hatte alsogleich bey der ersten Bewegung des Knaben, das Buch zusammen und in seinen Hut auf die Bank gelegt, sich, jedoch ohne aufzustehen, merkbar verbeugt, und das Blatt in derselben Haltung empfangen, ohne aber Etwas zu sprechen. Er durchlas es mit Aufmerksamkeit, zuerst für sich, dann laut, in unbeirrtem Ernst, wiewohl einige Mahle ein leichtes Lächeln sich aufzudringen schien. Der Knabe beobachtete dabey in ganz regungsloser Haltung die gespannteste Aufmerksamkeit.

Was der Mann las, war folgender kleiner Aufsatz, der mit dem noch vorhandenen Autograph *) Wort für Wort, Punct für Punct übereinstimmt:

„Wolf von Wunnenstein und Götz von Sartery.“ Ein Ritterroman. Im 12. Jahrhundert, als das Faustrecht in ganz Deutschland, insonderheit aber in Schwaben und Thüringen wüthete, lebte auf seiner Väter Stammburg am Neckar, der alte Ritter Wolf von Wunnenstein. Im Gau des Grafen Seyfried von Sundau lag dieses Adlernest, denn mit Recht konnte man es so nennen. Die ganze Gegend beherrschte und übersah Wolf von seiner Veste; der Neckarstrom schlängelte sich in annehmlichen Krümmungen um sie, und kein Kaufmann war vor der Habsucht der Knechte des Wunnensteiners sicher. In

*) Diese höchst interessante Reliquie befindet sich jetzt in dem reichen, kostbaren Autographe-Cabinet des Herrn Alfred Ritter v. Frank in Wien, der auch viele Tausch-Doubletten besitzt.

ſeiner Jugend ging Wolf wohl auch auf den Fang aus, itzt aber freute es ihn nimmer; und er brachte lieber die langen Winterabende, ſtatt in einem Walde oder in einem Schneegefilde, am warmen Ofen mit einigen alten Waffenbrüdern zechend zu. Wann es aber gegen einen Erbfeind oder in eine Privatfehde zu ziehen galt, da hielt er immer mit.“

Als der Leſende geendigt hatte, verbeugte er ſich leicht und ſprach: Es iſt dieß kein Gegenſtand meines Lehrfachs; ich hatte eine Übung aus dem zweyten Buche unſeres Eutropius gehofft. Und nun finde ich zu meiner Überraſchung noch, daß Eure Durchlaucht Sich in dieſer ſchwierigen deutſchen Sprache ſogar als Autor verſuchen.

Was meinen Abſprung von unſerem etwas treckenen Eutrop betrifft, entgegnete der Prinz, ſo bitte ich um Entſchuldigung. Es fällt mir viel leichter, ſelbſt zu entwerfen, als nach einem vorliegenden Penſum zu arbeiten. Ich fühle, daß ich mich durch eigene Compoſitionen der deutſchen Sprache ſchneller und ſicherer bemächtigen werde.

Das Verfahren ſagte der Mann mit Zufriedenheit, hat viel für ſich. Es zeugt von Selbſtthätigkeit des Geiſtes; indeß iſt die Mühe doppelt.

Der Knabe bemerkte hierauf ſchnell, indem er zugleich aufſtand: Die Mühe ſcheue ich nicht; nur raſch an's Ziel!

Der Lehrende erhob ſich jetzt ebenfalls, bedeckte ſich, und ſchritt an des Prinzen Seite den Laubgang entlang, die Schrift ſtets in der Hand. Er ſagte: Ich lobe Ihre Energie, Durchlaucht; indeß die Formen der Sprache, die Wortfügung; es iſt nöthig, ſich dem Genius jener Sprache

zu unterwerfen, die man lernt. Französisch denken und Deutsch schreiben gibt eine seltsame Verschmelzung.

Lassen Sie mich, erwiederte der Prinz, indem er stehen blieb, ich bitte, diesen selbst auferlegten Kampf noch eine Zeit lang fortsetzen; ich füge mich gern, verehrter Lehrer und Freund. Soll ich dann, muß ich dann einfach übersetzen, so erlauben Sie mir wohl, daß ich einen Text von Ihrer eigenen gediegenen Feder dazu nehme.

Ein Lächeln überflog des Mannes Mund. Er ging über des Prinzen Äußerung hinweg und sagte im Weiterschreiten, dem Schlosse zu: Es wird Ihnen gerne vergönnt seyn, noch Einiges aus Sich Selbst zu concipiren, doch wird es gut seyn, Sich abwechselnd einem kleinen fremden Pensum zu unterziehen, welches so eingerichtet werden soll, daß Eure Durchlaucht sogar das Lexicon des Heinsius dabey entbehren können.

Hohe Freude strahlte aus des Knaben neu belebten Augen; ach! aus diesen Augen, die Tags darauf von heißen, bitterlichen Thränen überströmen sollten.

Tags darauf, den 22. July 1821, brachte man dem Kinde die Nachricht vom Tode des Vaters.

In dem Lehrenden werden unsere Leser den unvergeßlichen M. v. Collin erkannt haben, der des Herzogs von Reichsstadt classische Studien zu leiten hatte.

Beggiana,

nicht W**iana, oder Bäckeriana; es genügt: Beggiana. Einige Züge nur jenes eigenthümlichen Kraftmannes, der auf seine »empfänglichen« Gesellschaf-

ter ſo erſtaunliche Wirkung hervorgebracht, begeiſternd noch in der Erinnerung, jetzt, nach einem Viertel-Jahrhundert! Einige Splitter alſo dieſes mächtigen Urwalds!— Jemand fragt: an was doch die Frau geſtorben ſeyn möge? Der Begg antwortet: Ich glaube, ſie war entweder bucklig oder wahnſinnig. — Auf die Neuigkeit, daß die Donau wieder ausgetreten, bemerkte er: Sie iſt zu nahe bey Wien; man muß ſie hinrichten (ihr eine andere Richtung geben). — Ja (erzählte er) anno 9, wie unſre Franzoſen wieder hier waren, da habe ich meine Abſätze (Handelsgeſchäfte) noch in dem ſogenannten Ungarn gehabt, mit dem todten Glaſerer, aber viel ausgeſtanden. Ein reitender Sachs auf einem abgeworfenen Pferd hat mich da mitten durchgeſtochen (zwiſchen Leib und Arm). Ein feiner Inſekt muß nicht nach Ungarn gehn, wo es lauter „Sperkienen“ gibt. — Es ward gefragt, was das für eine Fallthüre ſey. Des Begg Antwort: Es iſt der Untergang des Kellerls. — Ich ſitze im Gaſthaus; ſchaffe eine Halbe Bier an und trinke ein Seitel Wein; da kommt ein Vater herein mit ſeines Fraues; es war mein plötzlicher Freund. — Wenn er ſich verwickelte, half er ſich ſchnell heraus: Ich weiß es nicht, ich behaupte es nicht; ungeachtet deſſen, ſo ſo, das das das; ich bin ein ſimpelhafter Staatsmann. — Jemand erzählte, er habe geſtern in Schönbrunn geſpeiſet, worauf der Held: O ich habe auch ſchon in verſchiedenen auswärtigen Staaten geſpeiſet, unter Andern in Brünn. — Stadt und Staat waren ihm ſynonym: Der Staat wird jetzt gut gepflaſtert, beſonders was die Ufer betrifft (die Trotteirs). — Als Einer Prag über die Gebühr herausſtrich, verſetzte er: Was wollen Sie? Der Geymüller hat geſtern Prag

gekauft. — Jeder Fremdling ſeye verpflichtet ein Seidel Wein zu trinken; und man muß ihn nicht tödten. (Jeder Gaſt ſoll wenigſtens den Betrag eines Seidels verzehren; und gegen Unbekannte muß man nicht brutal ſeyn.) — Unſer Saffieh (Saphir) der alte junior (Darunter verſtand er jedoch eben den Ältern) ſeye ein Santaſt. — Wurde er warm, ſo ging Alles im Genitiv: Das Theater ſeye ein Standale der Nature des Steffes, des Gegenſtammes (Gegenſtands), des Glacies, des Graſes, des Mannes ihres Fraues ꝛc. — Da liegt ein tiefer Hund begrame. — Der Fide ſavant iſt mit dem N. N. zum Geymüller gefahren, iſt rechts geſeſſen; er iſt ſo geſcheidt wie die alten Römer. — Folgendes iſt rein unbegreiflich: Goethe, Jean Paul und Roſſini hielt er für alte Römer, ſo ſchon vor Jahrtauſenden gelebt. War die Rede von einem neuen Werk, ſo hieß es: Ja das iſt nur eine Nachſchwederung der alten Römer; ja, wie der Goethe und Jean Paul noch gelebt haben. Bey der Nachricht von Jean Pauls Tod ſtutzte er, firirte in Geſellſchaft, durchſchaute Alles!! — Überſetzen nannte er Überſchwedern; Schriftſteller: Weltſchreiber; Künſtler: Freylaufer. Die Freylaufer ſind vogelfrey (ſo frey wie der Vogel in der Luft). Freylaufer iſt nicht der Muſiker, nur der Compoſiteur; nicht der Acteur, nur der Literatoriſche (Dichter). — Wenn Einer Etwas abdruckt, waſe der Senſur iſt ausgeſtrichen, ſo verdient er auf den höchſten Galung (Galgen) im tiefſten Kerker plötzlich aufgehenkt werde (Strafverſchärfung). — Dieſes Puver (Pulver) habe ich von herein gebrachten böhmiſchen Landleuten gekauft ꝛc. — Auf dem hohen Markt habe ich heute zwey Wägen voll falſcher Eide geſehen. — Bey einer Beanſtändigung von Seite der Lan-

desregierung ſetzt er ſich und ſchreibt an den Magiſtrat (allen Ernſtes); Lieblicher Magiſtrat! Indeme als daß ich N. N. das und das erfahre, ſo bitte ich, daß der liebliche Magiſtrat die liebliche Regierung plötzlich und auf das Genaungeſte unterſuchen und abſtrafen laſſen. Ich N. N. — Zum Schluſſe ſetzen den lieblichen Leſern noch ein paar liebliche Artikel aus dem Idioticon (angelegt von Bar. Eyb) mitgetheilt: Adreſſirter Hund (dreſſirter); Aguaſite (gleichſam); Afterlitz (wo die Ruſten); Akkulität (Facultät); Alterthum (Lebensalter); Aſtronemithätigkeit; Beſchädigung (Entſchädigung); Coliſirt (Cultivirt); Critiſſant (Critiſch); Depeſchen (Petechien); Doalett (Duell); Ehegattung (Gattinn); Entſchädigung (Beſchädigung); Fäſeln (zum Beſten haben); Faſſion (Invaſion); ferirter Gehalt (ſirirter); Geſchlafe (Sclave); Hirnszühe, feine (viel Verſtand); Hebung (Anciferung); Juſt (Jus); Katzebub (der Sande des K.); Maericaniſch; Malak (Krank); Rappenvogel (Rabe); Sympathyiſch; Supernation (Subordination); Schachtſpiel; Seſuv (Veſuv); Subjekkinn (Frau); Wälzung (Verbringen im Discurs); Daherwälzung des Gegenſtamms. — Wie geſagt, wie die Staël geſagt: Die Begeiſterung erſcheint Denen lächerlich, die ſie nicht theilen.

Abendteuer 1809.

Landwehre.

Niemand wird den impoſanten Act der Landwehr-Fahnenweihe vergeſſen, auf dem Glacis zwiſchen dem Burg- und Schottenthore. Wie feyerlich, wie rührend, wie erhaben! Der Kaiſer, noch rüſtig, zu Pferde; die

Kaiserinn, blühend, Maria Ludovika, von einem der beyden Collin so feurig besungen, in offener Kalesche. Tausende von Zuschauern ringsum: Alles Begeisterung; Alles Flamme.

Von dieser glorriösen, ergreifenden Handlung schwärmten wir noch in unserm miserablen Standquartier zu Haußenthal, schwärmten wir in der ganzen Campagne überall.

Während des ganzen Hinausmarsches sangen wir Schiller's Räuberlied; es fiel gar nicht auf. Wehe aber, hätte es Einer gewagt, eine Pantalon zu tragen.

In Braunau stürmischer Jubel! Zehn Schritte noch, und der junge Wiener im Ausland! Und hernach: der Tabak; das Bier! So fort durch Landshut, und weiter.

Ich hatte eine Special-Karte von Bayern bey mir. Der Hauptmann Hufnagel, ein alter, redlicher Mann erschaut sie. Er ist erstaunt. Er will sie haben; er muß sie haben. Ich gebe sie aber nicht her. Er will mich dem Bataillons-Commandanten vorstellen, dem ehrenwerthen, tapfern, liebenswürdigen St. Quentin. Lieber Himmel, mit diesem Helden war ich schon viel früher besser bekannt in seinem Hause auf der Mariahilferstraße. Hufnagel wollte desperat werden, und ich ließ ihn desperat werden.

Friederich Schlegel, der hochgelehrte Friedr. Schlegel schlägt in Landshut österreichische Proclamationen an. Wie das? Man weiß, daß er, im Hauptquartier des Erzherzogs Carl, deren verfaßt, begeisterter, feuriger als sonst seine Schriften; voll Schwungs. In Landshut sollen sie affichirt werden. Es sind Leute genug da, diese Maueranschläge dort und da anzuheften. Aber Schlegel hingerissen von patriotischem Eifer, legt selbst Hand an. Er eilt, so schwerfällig er auch ist, herum; er

klebt ar. Aber er iſt kurzſichtig; trotz ſeiner Augengläſer pappt er manche umgekehrt an, ſo, daß man, ſie zu leſen, von den Fenſtern des erſten Stocks es hätte thun müſſen. Niemanden fiel es ein, zu lachen.

An ihm vorbeyſchießt ein wüthender Hund, auf einen Metzger zu, der vor ſeiner Boutique aushackt Das Thier beißt ihn in die linke Hand; mit dem eben gehobenen Beil in der rechten, hackt er ſich im Nu die linke ab, total, daß ſie auf dem Block liegt. Alles in einem und demſelben Augenblick. Der Arzt Maier hat Recht mit ſeiner neuen Theorie oder vielmehr Praxis, nicht lang kunſtgerecht ablöſen oder abſägen; was da viele Umſtände; was da unnöthige Schmerzen: ein herzhafter Hieb, Punctum.

Bey Thann, des Abends hinter einem Hügel, da galt es ernſthaft. St. Quentin, der hagere, martialiſche, trotz ſeiner Wunden lebenskräftige Mann, das Thereſienkreuz an der muthigen Bruſt, beſteigt ſeinen magern, alten Fuchs, zieht den Degen, ſprengt die Front entlang: Meine Erren! Jetzt zeig Sie, daß Sie abh Courage! Courage meine Erren!

Eben ſo rückwärts auf der Landshuter-Höhe. Die Chirurgen hinter der Fronte kramen ſchon ihre Etuis aus. Man war ſchon umklammert. Zurück! der würdige Feldkaplan Sommerau, jetzt verdienter Kirchenfürſt, kennt die Seitenwege, zeigt ſie uns. Wenige kommen um.

Unſer Einer verſprengt, bey Stadt Steyer gefangen; ſogleich ranzionirt, und wieder fort.

Verſprengt. In Stadt Steyer. Dort über dem Hausthore hängt ein großes rothes Buch! Geſchwind hinein. In zwey Minuten ſitzt der Flüchtling am Falztiſch, buchbindert fixfingrig zu. Ans Fenſter zu treten, wagt

man kaum. Zwey würtembergiſche Chaſſeurs, die Piſtolen geſpannt, ſprengen ventre à terre in die Stadt; in ein paar Minuten iſt Stadt Steyer franzöſiſch. Ein Tagsbefehl verkündet: Wer einen Landwehrmann beherbergt, wird fuſilirt. „Fort alſo, fort! Mein entſchloſſner Wirth jedoch, ein feſter Ehrenmann, Kaltenbeck des Nahmens, beſteht darauf, daß ich bleibe. Der Streit aber endet ſchnell, da 6 Mann Einquartirung auftreten. Es lief Alles gut ab; ich ward als Dollmetſch etwas nützlich; aber geheuer war es nicht. Der Wohlthäter darf nicht fuſilirt werden.

Verſprengt. In Linz. Geheuer war es nicht: fort! Der Flüchtling iſt in Civilkleidern. Beym Stift Florian ſauſt Bernadotte-Pontecorvo auf einer Tiger-Schabracke vorüber, begleitet von einer Schaar rother ſächſiſcher Dragoner. Weiter gegen Linz, iſt ein öſterreichiſches Infanterie-Lager, nähmlich ein ſächſiſches: nur in der Nähe unterſcheidbar. Wie leicht verwechſelt im Dampf des Gefechts, ſo auch geſchehen. In Linz! Wo iſt die Buchhandlung Eurich? „Dort.“ Unter dem Hausthore ein ſehr kleiner junger Mann, die Hände in der Taſchen, ein weiſſes Filzkäppchen auf. Ich frage nach dem Principal; der iſt in Wien. Den ſehr kleinen jungen Mann aber lerne ich kennen. Er iſt die Freundſchaft, die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Nicht gar lange dernach correſpondiren wir. Er kommt nach Wien; er bleibt in Wien; er macht meine Schweſter glücklich. Es war Tobias Haslinger. Ach, Geliebter, wie ſchwanden die Jahre, die 30?! Du ſtiegſt und ſtiegſt. In ſtiller freudiger Seele gönnte man Dirs, oder laut jubelnd. Einſicht und Schwung, Kraft und Fleiß, Muth und Beharrlichkeit, Edelſinn und Rechtlich-

keit, Tauſend Tugenden waren Dein eigen. So ſtiegſt Du, eines Tages aber, urplötzlich zu entſchwinden auf luftigen Höhen im Himmelsgewölke, o Geliebter, ewig, ewig Unvergeßlicher. Sie, die Haslinger hatte einen guten Einfall: Du haſt die Bekanntſchaft des Haslinger beim Militair gemacht.

Negoz.

Dem ſtockenden Berufsgeſchäft entrückt; der Feind im Lande: was ſoll man thun in Wien? Mit Karten negoziren, aber nur mit gewiſſen. Ich habe einen Vorrath der großen Schmidt'ſchen von Oberöſterreich. Nun, das Land ob der Enns, nur ein Durchhaus und ſchon paſſirt, da hat es keinen Skrupel. Der Stadt-Commandant Meriage im Fries'ſchen, Lefrère im Collaltio-ſchen, Beſſières im Eſterhazy'ſchen Palais, für ihre Sammlungen, zahlen ſie brillant. Bei Beſſières liegt ſie auf dem Billard. Der Marſchall mit dem gelbbrauen, kalten, ernſten, ſtarren Geſicht tritt ein; tritt hinzu, beſieht ſie flüchtig, tritt ab, ſagend, ohne nach dem Preis zu fragen: Il faut l'achéter! Mit dieſer Karte ging es; alle Kunſthandlungen verkauften ſie.

Aber mit Lipßky's Karte von Ungarn! Das etwas Anderes! Der Vicekönig von Italien ließ bekannt machen: er biete tauſend Gulden für ein Exemplar. Ich hatte eines. Ich verſteckte, vergrub es. Nicht ſicher genug: ich verbrannte es. Mehrere Kunſthändler hatten ſie wohl auch, gaben ſie aber nicht her.

Fuſilade.

Eines Tages geht ein Zug langſam zum Burgthor hinaus. Ein paar Dutzend Gensdarmen, aber ſonderbar,

zu Fuß, den Säbel gezogen; in der Mitte der arme Teufel Eschenbach, ein Sattler, so zwei Kanonen vergraben; in seinem Milizrock, lichtgrau mit rothen Aufschläger. Dann ein kleines Linien-Detachement; dann eine Schaar Wiener. Man knirscht; man verabredet sich; man sollte ihn befreyen. Der Unglückliche hat eine ruhige Miene. Man kommt beym Jesuitenhof an, neben der Getreidemarkt-Kaserne; an der äußern Mauer. Ein Dreyeck; einige Schüße. Die Grube war schon gegraben. Ach Gott!

Noch eine.

Palm wurde fusilirt. Eurich wurde nicht fusilirt; Kupffer wurde auch nicht fusilirt. Alle drey waren sie proscribirt, ob des Vertriebs der Piece: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," ein verfluchter Titel. Eurich der compacte, biederbe, ehrenfeste Eurich wurde nicht fusilirt, weil er Courage hatte. Kupffer der knackende, zimperliche, wirrwarre Kupffer ward nicht fusilirt, weil er keine Courage hatte. Eurich ging in Wien, mitten unter Tausenden von Franzosen herum, mirnichsdirnichts, in seinem sogenannten drapfarbenen Capot, bis zur schwarzen Halsbinde eingehüllt. Ich erschrack, wenn wir uns begegnten; er nicht. Wie Jammerschade wäre es gewesen, um diesen stoff- und wirkungsreichen, unendlich vielseitigen Mann, so voller Kenntniß und Tüchtigkeit, noch jetzund, hochjährig, rüstigen Geistes, energisch, schaffend, waltend, wie ein junger genialer Feldherr. Kupffer jedoch, bebend, zitternd, entfloh, dem nächsten Hort zu, nach Preßburg. Da klagte er dem bewegten Kaiser Franz sein Leid und erhielt für den Augenblick die nette Summe von 500 Gulden. Für

Kupffer würde es ein Glück gewesen seyn, ewig proscribirt zu bleiben. Und jetzt wurde man den Vogelfreyen nicht mehr finden. Alles ist fusilirt bis auf Eurich und Unsereinen. Man lebt; man lebe!

Nanzion.

Auf der Bastey, neben dem Dembsher'schen, auf der Stelle wo das kleine Liechtenstein'sche Gebäude, war ein einstöckiges längliches Haus; in selbem ein Traiteur, bey dem es recht lustig herging. Französische Harfnerinnen spielten und sangen; gegenüber das Paradies-Gärtchen, recht schmal, mit der Donner'schen Reiterstatue Franz I. Ich komme hin, sehe da einen Officier sitzen, den ich kennen soll. Aber was ist das? In seiner Gesellschaft meine Nichte? Ey! Wie? Was? Just, ich setze mich an ihren Tisch; thue nichts dergleichen. Der Officier zieht die Uhr. Himmel es ist meine Uhr, die Uhr, welche ich den zwey Grenadieren, so mich gefangen genommen, als Lösewerth überlassen. Richtig, es ist Einer jener Zwey; sehr schnell schon Officier. Gut. Aber Malchen, Malchen! Ich lasse das merken. Er erkennt auch mich. Ich sage: Jetzt sind Sie mein Gefangener; Ich bin dieses Mädchens Oheim, der Vormund. Sie werden Malchen nicht haben. Er sagt: Sie sind noch mein Gefangener; Sie kennen den Tagsbefehl; ein Landwehrmann; genug. Ich lache; er lacht auch, Malchen lacht ebenfalls. Sie explicirt die ganze Erscheinung. Der Officier, ein würdiger Mann; schon ihr Brautigam, sie heirathen sich alsbald. Wir gaben uns Beyde los. Er avancirt und bedeutend. Aber er bleibt in Rußland, und sie bleibt in Frankreich. Ob sie noch lebt?

Wiener-Zeitung.

Während der feindlichen Occupation ward die Wiener-Zeitung von französischer Seite aus redigirt, das ist in der Ordnung. Daß aber ein Oesterreicher, ein Wiener der Redacteur war; das ist häßlich und mehr als häßlich. Ein gewisser ***-war 1805 mit den Franzosen fortgezogen, 1809 mit ihnen wieder gekommen. Ein junger Mann von Talent: das ist Alles wahr. Man las es sogar gedruckt. Mehrere der Invasions-Proclamationen (Tagsbefehle) waren von seiner Feder. Die Wiener-Zeitung redigirte er in dem alten Eckhause der Rauhensteingasse, jetzt zur Elster. Der Mann that sehr verflucht Französisch; aber es zerschnitt Einem das Herz, einen Wiener in Wien selbst gegen die Wiener und Wien schreiben zu sehen. Das im Stande zu seyn, dazu gehört eine verfluchte Natur; und der Mann hatte sie doch nicht so ganz, denn er war um des Himmels Willen, ein Wiener. Das sagt genug für den, der es fassen kann. *** aber wollte auch Proselyten machen, eröffnete brillante Aussichten, wies auf sich selbst hin. Ich weiß keinen, keinen Wiener, der darauf horchte. Hatte man in literis mit dem Censur-Minister Bacher (Bureau in der Reichskanzley; sehr merkwürdig; im Gebäude der Kanzley des deutschen Reichs 1809, von dem die Franzosen, einmarschirend, so gütig waren auszurufen: ah cette ville est jolie) zu sprechen, der ein äußerst complaisanter Mann war, so bezog er sich auf die günstige Äußerung des ***. Es ging da mehreren Wienern so. Ah, was soll das? Allez vous en!

*** aber war Speculant, geldgierig; wohl auch geldbedürftig? Das kann nicht mildern. Er miethete in der

Dorotheergasse einen Laden, druckte Blumauers Schriften, 9 Theile bey Pichler, unternahm den Morgenbothen, eine Schrift in Heften und machte gute Geschäfte. Er zog wohl auch mit nach Rußland.

Der Stadt-Commandant.

Ähnliches wie bey Bacher und W*** lag auch in der Tendenz des Stadt-Commandanten Meriage, der im Fries'schen Palais residirte. Er lud, wenn er ihm gefiel, Diesen oder Jenen, mit dem er zu thun gehabt, ein auf eine Parthie Billard, sagte ihm viel Schönes und dergl. Seine Officiere verspielten geflissentlich, zahlten mit den in Masse vorgefundenen, noch unausgefertigten Bancozetteln und thaten dick. Meriage pflegte angekaufte Sachen mit Anweisungen auf den Magistrat zu bezahlen. Gehorsamer Diener. Man überließ ihm nichts mehr und spielte nicht mehr Billard dort. Ein paar junge Scribenten debauchirte er dennoch. Ihre Nahmen weiß ich nicht mehr, möchte sie auch nicht nennen. Nur auch mit hinein nach Rußland.

Parade.

In Schönbrunn war sehr oft Parade. Da konnte man Napoleon bequem sehen. An der grossen Treppe, über die er kam, harrten fast immer mehrere bessirte Militärs mit Suppliken. Wenn er die Truppen defiliren ließ, ging er erst einige Mahle auf und ab; dann stand er still. Die Hände bald auf dem Rücken, abwechselnd die rechte in der Weste ruhend, in der andern das Schnupftuch. Wirklich nahm es sich so aus, als wisse er nicht, was er mit den Händen anfangen solle. Er kommandirte zu kommandiren. Wie

Rapp den Stapfer festhielt, konnte man deutlich sehen, sah ich deutlich. In der schattigen Ecke des Schlosses nächst der Treppe stand der historische Schimmel Ali.

Audienz bey Napoleon

14 Tage nach des Helden Carl Siegesschlacht bey Aspern.

Motto: „Bey jeglicher Beurtheilung unterscheide man die Zeit und die Umstände.“ Denis.

Eines Tages sehe ich meinen uralten Oheim Rudolph bey mir, einst einer der allervornehmsten Soster Deutschlands, was man dort und da noch liest, noch weiß.

„Du hast jetzt Muße,“ sagte diese ehrwürdige Ruine. „Ich habe ein Geschäft für Dich. Hier die Urkunde meiner Geldforderung an die französische Regierung. Sie ist zwar aus alter Zeit, allein —“

„Nun,“ unterbrach ich ihn, „was kann ich?“

„Geh' zu Napoleon,“ versetzte er ruhig, „geh' an meiner Statt!“

„Geh' zu Napoleon!“ — Wie ein Blitz ergriff mich das.

Ich besah das Dokument! Fast so viele tausend Franken, als der Gläubiger Jahre. Das Dokument nahm sich sehr gut aus.

Zu Napoleon gehen, das konnte man so schlechtweg nicht. Ich ging vorerst, aber wirklich ganz schlechtweg zu Duroc. Duroc war die schönste Laune, die Liebenswürdigkeit selbst. Ich war feurig, wie der Teufel. Das gefiel ihm, und — ich ging zu Napoleon.

In Schönbrunn. Duroc führte mich ein.

Der Kaiser inmitten seiner Generale — die ganze Iliade tauchte flammend in mir auf. Bey seinem Anblicke wurzelte ich am Boden. — Ich fühlte, daß ich todtenblaß seyn müsse. — Dazu noch Dieses: es schien die erhabene Gruppe sey im Begriff, sich zur Parade zu begeben.

Allein Napoleon, mit einem Blick auf Duroc, winkt. Ich trete heran, zwar fest aber ich fühlte, daß ich feuerroth seyn müsse.

Ich überreiche das Memoire Napoleon's Händen, jenen wunderschönen Händen, die bekanntlich auch allen seinen Geschwistern eigen.

Der Kaiser durchlief das Papier eine Minute lang. Dann sah er mich kalt und fest an. Ich, schon voll Fassung, hielt diesen Blick ruhig und energisch aus.

„Sie sind?“

„Des Bittstellers Neffe, Sire!“

„Welchen Landes?“

„Majestät! Ein Pariser!“

Napoleon schwieg, betrachtete mich aber mit einer sonderbaren Schärfe.

Mit einer Verbeugung setzte ich hinzu: „Sire, alle Wiener sind zu Parisern geworden.“

Kaum waren mir diese Worte, nur einem leichtsinnigen jungen Menschen verzeihlich, entschlüpft, als ich die Plumpheit, die Lächerlichkeit, das Verwerfliche, die Abscheulichkeit dieser Schmeicheley tief, tief empfand.

Napoleon durchschaute sogleich das Alles. Er weidete sich, wie es schien, einen Augenblick an meinem Schamgefühl. Er lächelte mild. Dieses Lächeln! Ich begriff nun faktisch den unbeschreiblichen, allgepriesenen Zau-

der dieſes Mundes, auf dem, wenn er lächelte, die Grazien thronten, hinriſſen, feſſelten.

„Die Jugend,“ ſagte er ſanft, „iſt da, ſich zu übereilen. Aber die Wiener übereilen ſich ſonſt nicht. Ich kenne ſie gut. Es ſind brave Leute, recht ſehr liebenswürdig, beſonnen, verſtändig, folgſam, bieder als Landeskinder. Ich ehre die Wiener.“

Dieſes Wort aus dieſem Munde, an dieſer Stätte erhob, entzückte mich.

„Könnte ich jetzt der Repräſentant aller Wiener ſeyn,“ ſagte ich begeiſtert.

„Wer ſind Sie ſonſt?“ fragte Napoleon kalt.

„Buchhändler, Sire?“

„Und das in Deutſchland?“ verſetzte er, wie ironiſch.“ In dem phlegmatiſchen Deutſchland, wo man auf den Ruhm nichts hält, ſo gut als nichts. Dieſes ideologiſche Land hat viele große Schriftſteller, aber ſie dürfen oder wollen nichts für die Nachwelt hervorbringen. Man kennt ſie alſo nicht, folglich exiſtiren ſie nicht. Was ſoll es dann mit dem Buchhandel?“

„Sire,“ fiel ich ein; aber Napoleon ließ mich nicht zu Worte kommen, und fuhr, wie ſprudelnd fort:

„Dieſer Handel wird ſtets nur in Frankreich und England blühen. Allein er iſt ein lächerliches Gewerbe. Er nährt ſich nur von der Narrheit. Die Büchersammler ſind Tröpfe. Eine Maſſe von Dingen aufſammeln, aufſpeichern, von denen man kaum ein Tauſendſtel genießen, benützen kann. Es iſt Narrheit! Ja Gemählde, Münzen, Kupferſtiche! — Die Idee des Buchhandels iſt Unſinn. Er muß in ſeinem eigenen Fett erſticken, zerplatzen, da

er millionmal über den Bedarf erzeugt, und...“ hier brach der Kaiser plötzlich ab.

Ich benützte diesen Moment, um den Gegenstand meiner Audienz zu erörtern.

„Hoffen Sie nicht,“ bemerkte Napoleon, „die Sache scheint etwas verjährt, erloschen. Wie alt, sagen Sie, ist der Supplikant?“

„80! Sire!“

„Wohlan, er soll noch erleben!“

Bey diesen Worten schritt Napoleon vorwärts. Der Zug erhob sich in den großen Hof zur Revue.

Sie mit anzusehen, war mir nicht möglich. Ich war zu voll größerer Dinge. Ich versenkte mich in das dichteste Gebüsch des Gartens, und kam, ich weiß nicht wie und wann, wieder in die Stadt.

Seitdem ist mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen. — Die Scene, der Seele eingebrannt, lebt in mir, wie von heute. Aufgeschrieben hatte ich nichts. Hier geschieht dies zum Erstenmahle. Allein, das Unnennbare, der Geist der Erscheinung entbehrt der Möglichkeit des Wortes.

Einige Jahre darnach erzählte ich das Erlebniß dem Bruder Napoleon's, Ludwig, diesem edlen, anmuthigen Herzen, bey dem ich, leider nur kurz die Ehre hatte, in Diensten zu seyn. Der Graf St. Leu, etwas bitter schmunzelnd, entgegnete: „Ja, ja, dieser Jupiter, hätte er nur nicht so viel geblitzt!“

Die Bittschrift übrigens blieb ohne Ergebniß. Nichts von den Tausenden von Franken. Aber Tausende von Franks gibt es unendlich viele! Ich hatte Napoleon gesprochen!

Ein Diner.

Die Gäste: Brentano; M. v. Collin; F. v. Schlegel; Schneller; von Steigentesch; Werner. — Zwischen den Gängen der Schüsseln lesen sie sich Stücke ihrer neuesten Erzeugnisse vor. — Salon im Hotel zum römischen Kaiser in Wien.

Man wandelt im Saale umher. Steigentesch mit Collin; Schneller mit Brentano. Werner steht an einem Fenster; er liest mit Sammlung in einem kleinen Buche, dessen schwarzlederner Einband, dessen Goldschnitt bis zur Unscheinbarkeit abgegriffen.

Steigentesch sieht mermahls nach der Uhr. Zu Collin: Unsere Tischzeit ist da, und unser Schlegel ist noch nicht da. Seltsam!

Collin lächelnd: Es werden Verlegergeschäfte seyn. Sein neues Geschichtwerk...

In diesem Augenblick tritt der in Rede Stehende ein, vom ungewohnt schnellen Gehen etwas außer Athem, die Uhr in der Hand, auf die in Schweigsamkeit Stehenden zuschreitend. Werner schlägt das Buch zu, und schiebt es in die Brusttasche. Er zieht aus dem Ärmel eine ungeheure runde Dose, und präsentirt sie dem grüßenden Schlegel. Beyde schnupfen mehrere mächtige Prisen.

Schlegel zu den Andern, die sich versammelt: Herren und Freunde! Entschuldigung! Schaumburg ließ mich nicht. Ich mußte heute noch einig werden.

Steigentesch: Garçon, Garçon, aufgetragen!

Man sitzt.

Steigentesch: A l'italienne? Keine Spur de l'italienne in dieser Suppe.

Schlegel: Schlecht italienisch ist gut russisch. Garçon, den Caviar!

Steigentesch: Den Caviar, Garçon! die Sardellen!

Schneller: Die Entremets sind die Epigramme der Mahlzeit.

Werner, während des Schnupfens: Das ist stark factisch gesprochen. Ein Epigramm ist ein rein geistig Ding. Man sieht den Professor der Geschichte: wenn ich sagen darf, das materielle Weltkind.

Collin, Brentano, Steigentesch schmunzeln. Schlegel's Miene wird ernst. Schneller lächelt. Er entgegnet: Einem Dichter, wie Sie, Würdiger, unterwerf' ich mich willig. Ich erkenne, ich preise Werner als den größten Dichter unter den Predigern und als den größten Prediger unter den Dichtern.

Alles klatscht. Werner neigt sich; er deutet auf Steigentesch: Das ist nur auf unsern General da anwendbar: der Dichter-General, der General-Dichter.

Brentano: Würdiger, es ist der Verfasser der „Marie." Herr von Collin, haben Sie diese kleine Satansschule nicht recensirt?

Collin: Das wohl! Aber ich unterließ den Abdruck. Ich censire mich selbst.

Werner nickt lebhaften Beyfall, und präsentirt Collin eine Prise. Marqueur! Das Bier ist gut. Noch eine Flasche! — Er trinkt das fünfte Halbglas aus.

Brentano hebt das sechste Weinglas empor: „Marie."

Schneller sein erstes gewässertes, stößt an: Ich theile die Anständigkeit. Ich bin zwar Gatte; aber: „Marie." Sie lebe jedenfalls als Kunstwerk!

Schlegel: Kellner, noch ein Repphuhn, aber so gut als das erste. Zu Steigentesch: Was sagen Sie zu den Trüffeln? Der Gefragte, fortschmausend, anwortet nicht.

Collin: Wer nicht Nein sagt, sagt Ja. Ich finde man speiset zu langsam.

Steigentesch während des Kauens: Ich sage nein, ich sage, man speist ventre-à-terre.

Schneller: Im Wortsinn, noch nicht so ganz.

Steigentesch murmelnd: Das ist keine geborne Straßburgerinn. Professor, ist sie Ihre Landsmänninn? Nein sie verträgt keinen Leberreim, die...

Schneller mit Enthusiasmus erwiedert: Sie ist eine Originalausgabe. Ich bürge. Sie hat das rechte Format für sechs Gäste.

Werner: Sechs? (Schnupft schnell auf einander.) Es ist da ein altes Sprichwort von der ominösen Zahl 13 (Auf Schlegel blickend.) Einer von uns ist um die Hälfte mehr. Wir machen die Hälfte von 13 aus.

Steigentesch springt auf: Ich mit meinem Volumen; so laß ich's gelten; als Wisser jedoch ist unser Freund 13 Mahl 13 schwer. Garçon, noch zwey Bouteillen Bordeaux! Wie steht es mit dem Champagner?

Er geht ein wenig auf und ab, das Glas in der Hand und streichelt sich den Bauch. Ja ventre-à-terre. Man ist nahe daran in des edlen Stuttgarters Bauchstapfen zu treten. Diable. Sie kennen Talleyrands's Bonmot. Der Andere langsam watschelnd, und doch immer ventre-à-terre.

Es kommt Bordeaux. Brentano erhebt sich, gesellt sich zu Steigentesch. Die Gläser werden gefüllt. Beyde umkreisen langsam schreitend die Tafel. Schlegel folgt.

Brentano schwingt ihm zu Ehren, das Glas. Steigentesch sagt zu Schlegel: Vergessen wir nicht Freund, dieser kleine Salon ist auch der Schauplatz Ihres Ruhms. Ist es nicht auf diesem Puncte, daß Sie Ihre historischen Vorlesungen hielten? Warum kennte ich nicht Gast seyn? Wie mundeten sie den Wienern?

Die Wiener, meine guten lieben Wiener waren hungrig, sagte Schlegel. Und Ihre Mahlzeit war substantiös, bemerkte Brentano.

Die Gläser waren leer. Man nimmt wieder Platz. Die Fische winken. Der Champagner kommt. Schlegel bringt Schnellern ein Glas zu, mit dem dankbaren Ausruf: Meinem Sachwalter!

Werner mit dem ewigen Bierglase, nachdem er eine Prise genommen, fragt an: Was war das wohl für ein Prozeßchen?

Und Schneller nimmt das Wort: Der gedruckte Prospectus begann: Historische Vorlesungen über die Geschichte; von Friedr. Schlegel. Einige Mikrologen ketzerten darüber, witterten Pleonasmus. Nun, ich vertrat die Sache; ich analysirte und es hatte ein Ende. Überhaupt aber: Männer wie Schlegel und Eichhorn, mein Vorbild, haben wohl das Recht, zuweilen...

Außerordentlich zu seyn, rief, das Glas in der Hand, Brentano. Der Meinung bin ich nicht ganz, äußerte Collin, der während einiger Zeit einen Aufsatz von Steigentesch gelesen, und mit Bleystift Anmerkungen dazu gesetzt hatte. Dem großen Publikum soll man keine Blöße geben. Es urtheilt nur nach der Oberfläche. Ein Titel muß streng correct seyn. Was Eichhorn betrifft, so machte nicht er, sondern sein Verleger den Schnitzer. Collin

trinkt ſein Waſſerglas leer, und fährt fort: Auf irgend einem Bande ſeiner Geſchichte der Literatur ſteht: Dritte Hälfte.

Alles lacht.

Steigentesch ſagt: Die kleinen Forellen haben keine dritte Hälfte. Das iſt noch ein größerer Fehler. Wieder noch ein größerer: Eine Forelle ſoll kein Wallfiſch ſeyn. Garçon, Champagner. Wo bleibt das Gebäck! He, Garçon, Garçon!

Brentano bringt Schnellern das Glas: Ihre Weiblichkeit, der duftigſte Sonettenkranz, der je geflochten!

Schneller entgegnend: Victoria, Ihrer „Victoria mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte; ein klingendes Spiel“ Ihr die klingenden Gläſer!

Steigentesch: Victoria!

Werner, ſich nicht vom Bierglaſe trennend, eine Priſe nehmend: Die Victoria, ja. Aber die Weiblichkeit iſt etwas hart, ſo wie meine eigenen Verſe.

Alle erheben ſich und die Gläſer „Die Söhne des Thales!“ Brentano wiederhohlend: die Söhne des Thales! Er nähert ſich Werner, und umarmt ihn begeiſtert. Steigentesch verſucht dasſelbe.

Garçon, das Deſſert; die Liqueure!

Bey dieſem Ausruf Steigentesch's ſteht Werner auf. Ihr Herrn und Freunde, ich weiß zu ſtrafen. Übermäßiges Lob gebührt der ſchwachen Kraft des ſchwachen Sterblichen nimmer. Meine „Söhne,“ wenn ſie meinen Söhnen gefallen, ſo freut mich's. Aber keinen Lorbeer! Eher mögen die weltkinderſchen Ariſtarchen fortfahren mich zu ſchmähen, wie neuerlich.

Collin: Ich habe das Geſchwätz geleſen. Es iſt ein elendes Pasquill. Einen Werner ſicht das nicht an.

Die Heiligkeit des Talent's zu würdigen, ist die erste Pflicht des Recensenten. Der das nicht thut, ist kein Mann.

Werner: Selbst der gegründete Tadel ist mir gleichgültig. Ich werde stets schweigen. „Nur, wenn da irgend Einer sagt, Werner hat einen Löffel zu sich gesteckt: nur dann werde ich reden*)."

Alle: „Die Söhne des Thales!"

Brentano: „Das Kreuz an der Ostsee!"

Werner: „Ponce de Leon!" Und nun die Pönitenz! Sie recitiren uns noch die Erscheinung der „Libussa" aus Ihrer „Gründung Prags!"

Steigentesch: Garçon, den Caffeh!

Brentano recitirt aus dem Gedächtniß.

Wagen rasseln im Hofe. Ein Bedienter tritt ein. Man sieht nach der Uhr. Alles erhebt sich! Die Hüte, die Kleider! Man eilt, man fliegt, denn der 24. Februar wird gegeben.

Ein schwarzer Prinz.

Auf der Burgbastey wandelten zwey Männer, abseits vom Publicum. Beyde in reifen Jahren. Der eine, ein Weißer, war in tiefstes Schwarz gekleidet; der andere, ein Schwarzer, in blendendes Weiß; der Styl seiner ganzen Tracht türkisch.

Dieser letztere Mann war von fürstlicher Abkunft, als siebenjähriger Knabe von einem feindlichen Stamm geraubt, an Christen verkauft, nach Messina zu einer Dame gebracht worden, die ihn sorgfältig erziehen ließ. Nur schwer trat

*) Seine Worte.

ſie ihn dem öſterreichiſchen General Fürſten Lobkowitz ab. Der gewann ihn lieb, nahm ihn mit auf Reiſen, in Feldzüge. Nach des Gönners Tode kam er in das Haus des Fürſten Wenzel Liechtenſtein in Wien, folgte dieſem auf Reiſen, auch nach Frankfurt zu Joſephs Kaiſerkrönung, wo er im Spiel 20,000 fl. gewann. Er heirathete. Der Fürſt wurde ihm abhold. Der Erbe und Neffe aber, Fürſt Franz, ſeine Kenntniſſe, ſeine Tugenden ehrend, ſicherte ihm eine Penſion, und übertrug ihm die Aufſicht über die Erziehung ſeines Sohnes, des Fürſten Alois. Da wohnte er mit im Pallaſt, und genoß aller Ehren, alles Ruhms, alles Lohnes. Er war ſehr unterrichtet, gelehrt; redete und ſchrieb viele Sprachen, war Schriftſteller; reellen liebenswürdigen Characters, edel, tapfer im Feld. Dies war der Neger Angelo Soliman, Schwiegervater des nachmahligen Hofraths Baron Feuchtersleben, eines Mannes, der unter Andrem Freund des Mathematikers Vega, Mitbearbeiter ſeiner weltberühmten Logarithmen war.

Der andere der beyden Männer war der Abbate Caſti. Sein längliches knochiges Geſicht war voll ſcharfer Züge und Geiſt. Augen, Naſe und Mund ganz Voltairiſch. Fürſt Roſenberg hatte ihn in Florenz kennen gelernt. Von ſeiner Genialität bezaubert, ſuchte er ihn zu gewinnen, zog ihn nach Wien. Als Direktor der Hofſchauſpiele ernannte ihn der Fürſt zum kaiſerlichen Hofpoeten. Caſti war nicht dankbar. Er hatte allerhand Zänkereyen. Seine bekannten Poeſien machten, ihrer Tendenz wegen, daß viele ſeiner Freunde ſich von ihm zurückzogen. Auch der ſtreng ſittliche Angelo wich ihm aus. Allein auf Spaziergängen kann man das nicht immer. So wandelten ſie auf der Burgbaſtey.

Zu dieser führte eine kurze, massive, grün angestrichene Holzbrücke, über den schmalen Raum zwischen zwey Wällen. Unweit dieser Brücke, links, an einer schwarz und gelben Barriere hielten die Männer an. „Hier," sagte Casti, hier ist der Punct. Hier ist es, wo der Abbé Georgel den Vermummten sprach, mehre Nächte." Angelo entgegnete: „Wie konnte der Abbé Georgel, als Secretär eines Gesandten, wie der Prinz Rohan in Wien so unvorsichtig seyn?" „Was sagen Sie da: unvorsichtig," rief der Begleiter aus, „es war eitle Dienstpflicht; er wagte sein Leben für seine Stellung. Ich kenne die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange. Ich habe sie im Manuscript Georgel's gelesen, das seiner Zeit gedruckt werden wird. Also, Georgel erhielt die anonyme Einladung zu dem Rendezvous. Georgel kam; der Unbekannte, eine Maske vor dem Gesichte, war schon da, hier, auf dieser Stelle. In der zweyten Nacht erhielt er die bedungenen tausend Dukaten, und behändigte seinerseits das Versprochene." „O jetzt erinnere ich mich wohl," unterbrach Angelo. Der Elende erntete bald seine Früchte. Der wachsame, scharfsinnige österreichische Graf Mercy in Paris durchschaute schnell Alles. Mit Meisterschaft kehrte er das Nöthige vor, und die Maske erhielt ganz curiose Notizen. Endlich packte ihn auch die niemals schlummernde Nemesis. Sein Gewissen erwachte. Eines Tages fand man seine Leiche, von der Donau ausgeworfen. Wissen Sie das, mein Herr Abbé? Und nun leben Sie wohl und fahren Sie meinetwegen fort, Ihre Novelle galanti zu vermehren."

Der Abbé wurde brennend roth vor Zorn. „Ihnen zum Trotz, mein Herr afrikanischer König, eben nicht; sondern ich kontinuire meine Animali parlanti. Ihnen aber prophe-

zeye ich, daß man Ihre Haut so einst auf Holz aufziehen, und öffentlich ausstellen werde.“

Noch ehe er geendigt, hatte sich der wackere Angelo voll Unwillen schon entfernt.

Die Prophezeyung aber ging seltsam genug in Erfüllung. Ein anderer Abbé, der Direktor des Naturalienkabinets, Eberl, hatte sie verwirklicht. Doch nicht lange, so ließ ein richtigerer Sinn eine geeignete Veränderung eintreten.

Ein anderer, ein dritter Abbé würdigte den ausgezeichneten Angelo Soliman angemessener. Gregoire in seinem Werke: De la litérature des Négres, hat ihm ein schönes Denkmahl gesetzt.

Auch Frau von Pichler hat diesen verehrungswürdigen Zeitgenossen geschildert. Ich weiß aber nicht auswendig, in welchem Bande ihrer Schriften, und ob vor oder nach Gregoire.

Reunion auf dem Eise.

Wie es noch Sommer, folglich auch noch Winter gab, da gab es auch eine Reunion, gleichsam eine Redeute auf dem Eise, welches Eis der Spiegel des Canal-Hafens war. Eine Unzahl von Schlittschuhläufern, Jung und Alt, Gering und Vornehm, Halbnackt und Stutzerisch; Damen auf eigenen Schlitten, Alles bunt und quer durch einander, des Sonntags, gleich nach Tische. Ringsum, auf dem Eise selbst, an des Hafens Rändern, oben auf der Brücke: Alles voll Zuschauer, denn es war ein amusantes Schauspiel; man sah charmante Leute; es gab allerhand abenteuerliche Auftritte; es gab allerhand zu lachen. Die Handelnden, wie die Zuschauenden unterhielten sich, trotz der

oft grimmigſten Kälte ein paar Stunden excellent, und Alles gratis. Das Ding war aber eigentlich noch nicht das Rechte. Ein Speculant hatte den Einfall es zu organiſiren, eine förmliche Anſtalt zu gründen. In der Mitte des Hafens ein groſſes Zelt mit Reſtauration und Muſik, denn mit Reſtauration und Muſik muß Alles anfangen und aufhören; Muſik eigens für den Eislauf componirt, den langen Schönheitslinien angemeſſen, zu beſeelen des Stahles Schwung; Schlittſchuhe und Schlitten im Vorrath zum Ausleihen; Leute da zum Unterricht: Schlittſchuh-Profeſſoren; der ganze Raum mit Netzen umzogen, denn: Abonnement für einen Monath oder den ganzen Winter, oder auch einzelner Eintritt; beym Caſſier eine gedruckte Anleitung zur Kunſt Tialfs, ein förmlich Büchlein; und überhaupt, der Eislauf ſollte zu dem Rang einer ſchönen Kunſt erhoben werden, wie der Tanz. Alſo gut! Der Speculant läßt zuerſt die Anleitung drucken, dann ſchreibt er den Proſpectus, die Einladung für den hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum. Dieß war den 10. November 1810. Hierauf kommt der Speculant proviſorich mit der Canal-Direction überein, und gibt das Placat in die Wallishauſer'ſche Druckerey, oben auf ein groſſer ſchöner Holzſchnitt, eine Scene auf dem Hafen. Der Speculant hatte aber in ſeinem Aufſatz von der Chirurgie zuletzt geſprochen, ſtatt zuerſt. Er hatte erwähnt, es werden auch Chirurgen zugegen ſeyn, falls eines Falles, eines Malheurs; anſtatt daß er gleich Anfangs, als Motiv der Unternehmung geſagt hätte: Es ereignen ſich ſtets viel Unglücksfälle bey dem Eislauf; er wolle daher eine ordentliche Anſtalt u. ſ. w. Kurz, die Sache muſte unterbleiben. Und das war recht gut. Denn Erſtens, wie geſagt, die rechten Winter wur-

den immer matter und matter, blieben allmählich aus, und dann, das Publicum wurde von Jahr zu Jahr weichlicher, das Herren-Publicum schon gar. Dieses sitzt lieber in einem qualmigen Salon oder Bierhaus ganz ruhig, statt etwas Chirurgisches zu riskiren. Und so würde der Eisdichter Klopstock (in Antiquar-Beylagen meist mit pf, wie auf der Treppauer-Editionen, erstere Bände) vergebens ausrufen:

„O Jüngling der den Wassercothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt!
Laß der Stadt ihren Camin; komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne Dir winkt."

Auch Goethe (meist Göthe gedruckt, da er selbst ausdrücklich begehrt: Goethe) würde fruchtlos invitiren, „zum Schrittschuh." (Er verlangt und schreibt Schrittschuh, was doch wohl jeder andere Schuh.) Mit dem Schlittschuh laufen, also ist es bey uns nichts, obgleich alle Gymnastiker es empfehlen, obgleich der große Frank es besonders dem schönen Geschlecht recommandirt. Wer aber dennoch Lust hätte, den mache ich auf mein Büchlein aufmerksam. Das Schlittschuhfahren; eine practische Anleitung, ꝛc. Von F. E. Fargar. 12. Wien 1827, bey Haas." Die erste Kunst dieser Kunst aber ist die Kunst zu fallen. Wer nicht geschickt zu fallen weiß, der stehe ab.

Der Pufferl.

Hätten wir einen bürgerlichen, oder einen Volks-Plutarch: ich schlüge nach und fände Dich. Lesen würde ich: Pufferl, N. N. berühmter, berühmtester Friseur in Wien. Seine Glanzperiode waren die Neunziger-Jahre.

Es gehörte zum Ton, von Pufferl frisirt zu werden; und er hatte nur zwey Hände; aber tausend Füße hatte er. Er ließ sich gut zahlen und man zahlte ihn noch besser. Seinen Laden hatte er in der Spiegelgasse, so der Matschakerey vis-à-vis. Sein Kammstrich („Kampelstrich") war classisch. Eine Frau hatte Pufferl, häßlich, putzsüchtig, die mit Händen und Füßen Alles verschwendete, was er mit Händen und Füßen verdient hatte. „Endlich starb er." — Bey einer neuen Auflage selbigen Plutarchs müßte der Artikel verbessert und vermehrt werden, wenn nicht Berghoferisch, vermindert und eben dadurch verbessert. Da würde es unter Anderm lauten: Gibt es noch Seelen, die Monsieur Pufferl's gedenken? O ja, aber wenige. Diese wenigen jedoch mit Wärme, mit Zärtlichkeit. Man hatte Recht sich um Pufferl zu reißen; er war der Gott der Haar-Plastik. Man riß sich um ihn, wie jetzt um die Elsler (oder Elßler, wie sie zu schreiben seyn mag). Ungerecht genug. Sie verrückt die Köpfe mit den Füßen; er brachte sie zurecht mit den Händen. Sie trat und tritt Alles mit Füßen, weil man nicht anders treten kann als mit den Füßen; und er frisirte mit den Händen, weil ꝛc. Pufferl, wo ist der Pufferl, hieß es; wenn der Pufferl nicht kommt, müssen wir zu Hause bleiben. Welch ein Teupet! Wer ist der Autor desselben! Ah wer sonst als Pufferl. — Wie köstlich duftet diese Pomade! Ja sie ist von Pufferl. — Pufferl nichts als Pufferl. Und Pufferl war auch groß als Mensch. Präsentirte er eine Prise, so hieß es: eine frische von der schönen Hand, Sie wissen, im Michaelerhaus, „auf Cavalier-Parole." Ferner: Sah er in diesem oder jenem Hause ein französisches Buch, oder sprach man französisch, so ging er nicht gern hin;

er witterte Jacobinismus; er war zu redlicher Patriot. Er konnte nicht leiden, daß man die Köpfe abschlug, statt sie zu pufferln. Pufferl hatte auch Humor. Er lachte über die jüngst vergangene Zeit der Allonge-Perrücken, und über die künftige der Zopflosigkeit, die er schon ahnte; es war der Vorabend eines Zeitabschnitts, des Zopfabschnitts. Er prophezeyte die baldige Wiederkunft der Puderfrisuren. Und siehe, schon tauchen sie auf mit den Reifröcken, mit dem Rococo-Wesen. O Pufferl, Pufferl, hättest Du nur das noch erlebt! -- Pufferl wäre ein delicater Held für eine Local-Posse, für ein Ausstattungsstück. Eine ungeheure Puderwolke sinkt hernieder, langsam, langsam. Eine verklärte Gestalt, mit allen Attributen, mit der ganzen Heraldik der Friseurerey thront inmitten dieser Puderwolke; umflattert von einem weiten, faltenreichen Pudermantel. Pufferl ist es, Pufferl, begrüßend, betretend sein neuerstandenes Reich, und wiederum herrschend, ꝛc. O Pufferl von Pufferlsfeld.

Hannswurst in Wien.

„Ey, Ey!“

v. Goethe.

„Was? Vom Hannswurst?! In unsern Tagen noch: Warum nicht gar!! Ein curioser Spaß das!“

Mit Gunst! Auch vom Spaß zum Ernst ist nur ein Schritt. Der ausgelassenste Scherz consolidirt sich geschichtlich zum hehresten Ernst. Die Geschichte weiß nichts vom Spaß; sie versteht keinen.

Wir werden das, mit Permiß, gleich sehen, wenn wir den Hannswurst ein wenig chronologisch anschauen.

Zuerſt werden wir finden, daß er ſchon deshalb reſpectabel, weil er uralt. Die Comödie der Uralten hat ihn ſchon, hat ſchon den „Wurſt.“ Die, ſo wir Claſſiker nennen, haben dieſe luſtige Perſon von den Köchen, von Dero Wurſtgeruch, von Dero lächerlichen Poſſen, denen ſie ſich in Dero Laboratorien beſonders mit den animaliſchen Eßartikeln überließen. Später kam der liebe Hanns dazu.

Hanns Wurſt ward ſofort ein feſter Deutſcher, die älteſte comiſche Perſonage der deutſchen Bühne. Er gefiel ſich und gefiel ſeinen Leuten, und blieb bey Uns, und machte ſich ſeßhaft, bis es einem öſterreichiſchen Philoſophen, dem großen Sonnenfels unglücklicher Weiſe einfiel, ihn zu vertreiben. Aber Jahrhunderte zurück datirt ſich die erſte Erſcheinung des Hanswurſt. Luther kennt ihn und ſchreibt über ihn. In ſeiner Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel: „Wie der Hannswurſt“ (Wittenberg, 1541, Quart) ſagt er: „Du zorniges Geiſtlein (hier meint Luther den Gottſeibeiuns) weißeſt wohl; Dein beſeſſener Heinz auch ſammt euern Dichtern und Schreibern, daß dies Wort Hannswurſt nicht mein iſt, noch von mir erfunden, ſondern von andern Leuten, längſt gebraucht wider die Tölpel, die ſo klug ſeyn wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ich's auch oft gebraucht, ſonderlich und allerdings in der Predigt.“

Zwölf Jahre ſpäter ſchrieb Peter Probſt, ein nicht ganz unglücklicher Nachtreter des Hanns Sachs (ſchon wieder ein Hanns und ein luſtiger)! eine Comödie mit dem Titel: „Ein ſchön Buch an Faſtnachtſpielen und Meiſtergeſängen zu Nürnberg gedicht.“ In dieſer Comödie ſpielt Hannswurſt eine Rolle. Gottſched fand das

Manuſcript unter den übrigen der Bibliothek des großen Thomaſius.

In einer andern Comödie „Von Fall Adams,“ 1573 gedruckt, kommt der Hannswurſt als handelnde Perſon vor. Er hat da ziemlich viel zu thun; noch mehr aber in der Comödie vom verlornen Sohn, welche 1652 in Berlin aufgeführt wurde. Er war der Held des Stücks. Er balgte ſich mit verſchiedenen Teufeln herum. Im zweyten Act trieb er es aber ſo arg, daß der Hof aufſtand und davon ging.

Hannswurſt fuhr fort, hier und da ſeinen luſtigen Spuk zu treiben. Er kommt nach Wien und macht ſein Glück, wie alles Luſtige daſelbſt. Stranitzky iſt es, der den Reihen der Hannswürſte eröffnet; Prehauſer der ihn ſchließt, für immer. Soll man ſagen: für immer?

Anfangs des vorigen Jahrhunderts unterhielt die Wiener bloß das italieniſche Theater. Da kam Joſeph Euton Stranitzky in dieſe heitere Metropole, und gründete 1708 die deutſche Comödie. Freylich ein Wageſtück, denn wie ſollte er bey der Gunſt, welche die Italiener bey dem Publicum genoſſen, aufkommen? Indeß der gewandte Bühnenmeiſter wußte ſich zu helfen. Er carikirte den Harlekin als Hannswurſt in eigener Perſon, und ſtellte dadurch dieſe Figur als ſtehenden Character ſiegreich den Italienern entgegen. Er dichtete mehrere Stücke zu dieſem Plane. Ohne Zweifel iſt auch jenes von ihm, welches 1716 die berühmte Lady Montague in Wien geſehen, und dann Folgendes erzählt: „Es ſollte die Geſchichte des Amphitruo vorſtellen. Es fing damit an, daß der verliebte Jupiter aus einem Guckloche in den Wolken herabfiel, und endigte mit der Geburt des Hercules.

Das Allerluſtigſte war der Gebrauch, welchen Jupiter von ſeiner Verwandlung machte. Statt der Alkmene zuzueilen, ſchickte er nach ihrem Schneider, prellt ihn um ein beſetztes Kleid, ſo wie einen Wechsler um einen Beutel mit Geld, und einen Juden um einen Diamantring. Das Stück war nicht nur mit unanſtändigen Ausdrücken, ſondern auch mit ſolchen Grobheiten geſpickt, die der brittiſche Pöbel nicht einmahl einem Marktſchreyer verzeihen würde.“ — Dieſes Compliment, welches die Lady hier dem brittiſchen Pöbel macht, der doch wie alle Welt weiß, der Pöbel unter dem Pöbel iſt, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; und was die unanſtändigen Ausdrücke anlangt, ſo hätte die Dame wohl bedenken können, wo ſie ſie gehört hat?

Man würde ſehr Unrecht haben zu glauben, daß dieſer Stranitzky, weil er auf den Bretern ein Hannswurſt, ein gemeiner Gauch geweſen. Zu Schweidnitz geboren, hatte er auf dem Breslauer Gymnaſium ſtudirt, war ein Mann von feiner Sitte und ein äuſſerſt munterer Kopf, ſo daß die Jeſuiten ihn recht wohl leiden konnten, und ihm bey ihren Comödien freyen Eintritt anbothen. Dem Rector Kranz war dieſe Auszeichnung aber nicht genehm, und er ſchickte Stranitzky auf die Leipziger Univerſität. Hier ſchloß er ſich an die Veltheim'ſche Comödianten-Truppe an, und ging nachher mit einem ſchleſiſchen Grafen auf Reiſen. In Italien zogen ihn die luſtigen Theaterperſonen mächtig an. Als er, in ſehr mittelmäßigen Umſtänden nach Deutſchland zurückkam, begab er ſich wieder unter eine Hiſtrionen-Truppe, zog mit dieſer nach Salzburg, und gerieth ſo nach Wien. Zu ſeinem Hannswurſt-Coſtüme wählte er An-

fangs die Tracht eines Salzburgiſchen Bauers, und ſuchte ſo das bergamiſche Goſſo des Harlekin zu traveſtiren. Dieſe Idee war ſicherlich nicht unglücklich, weil der Character eines einfachen und poſſirlichen Bauers auch ein ungleich mannigfaltigeres und explicativeres Intereſſe einflößen muß, als der eines geckenhaften, barokken und verzerrten Narren. Wirklich fand Stranitzky mit ſeinen Stücken, zu denen er die Skizzen in Italien entworfen, noch mehr aber durch ſeine eigene Darſtellung des Hannswurſt rauſchenden Beyfall.

Mehrere Scenen gab Stranitzky im Drucke heraus, unter dem Titel: „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi, worin luſtige Geſpräche, angenehme Begebenheiten, artliche Ränke und Schwänke, kurzweilige Stichreden, politiſche Naſenſtüber, ſubtile Verirrungen, ſpindiſirte Fragen, ſpitzfindige Antworten, curioſe Gedanken und kurzweilige Hiſtorien, ſatyriſche Puff zur lächerlichen, doch honetten Zeitvertreib, ſich in der Menge befinden. An's Licht gegeben, von Schalk Terrä, als des obbeſagten älteſten hinterlaſſenen reſp. Stelbruders, Vetters Sohn. In dem Jahre, da Fuchsmundi feil war 1722.“ Dieſes curioſe und ſchon ſeltene Buch iſt in Octav, und hat der Erzähler dieß ſelbes um 36 fl. C. M. kaufen geſehen. Der famöſe Nicolai im vierten Band ſeiner Reiſebeſchreibungen (S. 566 f.) erwähnt auch dieſer Schrift, und kann, trotz der ihn, was Öſterreich und Wien betrifft, auszeichnenden Schmähſucht nicht umhin, ihr Spuren von echter vis comica einzuräumen. Von dieſer Olla potrida, welche zu ihrer Zeit reißenden Abſatz fand, exiſtirt noch eine zweyte Ausgabe vom Jahre 1728, gleichfalls in 8. und 524 Seiten ſtark. Sie führt den Titel: Der kurz-

weilige Satyricus, welcher die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art (!) durch allerhand lustige Gespräche und curiose Gedanken in eine angenehme Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi, zur vergnügten Gemüthsergötzlichkeit vor Augen gestellet. An das Licht gegeben von einem lebendigen Menschen. Cosmopoli auf Kosten der Societät. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war." In der Vorrede verspricht Stranitzky eine Fortsetzung, wenn das Buch Beyfall fände; es ist aber unsers Wissens keine erschienen. Sonst gab er, und zwar im Selbstverlage heraus: „Lustige Reyß-Beschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. Herausgegeben von Joseph Anton Stranitzky oder dem sogenannten Hannswurst." Diese Schrift ist in Quarto, ohne Jahrzahl und Druckort, mit 13 Bildern in geschabter Manier. Auf jedem Blatte erscheint Stranitzky als Hannswurst mit einem Bauer aus der Gegend, in welcher er sich so eben befindet. Die ganze Reise ist imaginär. Sie geht über Salzburg, Moskau, Grönland, Schweden, Steyermark, Schwaben, Holland, Tyrol, Italien, Böhmen, sogar in die Türkey. Nirgend findet der Reisende Behagen; er wählt endlich Wien zum bleibenden Aufenthaltsort. Die Manier unsers Lustigmachers zu zeigen, wollen wir den Lesern Einiges Preis geben. Aus Italien erzählt er: Da ich mich mittelst einer guten Wegzehrung meiner entwendeten Knakwürste und westphälischen Schinken in etwas verringert, erreichte ich allgemach das edle Welschland, und kam in weniger Zeit nach Napoli, dort hab ich die schöne Pferd betracht und davon in einer Stunde 3000 zu Wallachen gemacht (!) Mitten auf'n Fenster gingen allerhand schöne Gespenster,

ſtanden droben wie die Dokln in neu gewaſchenen Rokeln (dieſe Manier im Contert zu reimen, erinnert an die Gewohnheit des genialen Pater Abraham, der noch in unſern Tagen auf der Kanzel Nachahmung fand). Ich, mein Bauer und mein Eſel (erzählt Stranitzky weiter) führt einſt etliche Lagl Öhl über das Gebirg, da erhebte ſich ein kalter Wind, endlich mußt ich wieder die Githara hernehmen, und mit dem Bauern auf wälſch zu ſingen bequemen, durch die ganze Straßen folgender Maßen:

„Allegro Signor Tedesco!
Tempe fai assai fresco
Lasciemo far,
Andemo all' viaggio
Cantemo bel adagio
Presto a l'andar!"

Dies Wenige mag als Probe genug, ja vielleicht ſchon zu viel ſeyn, da man heut zu Tage an ſolchem Witz wohl keinen Geſchmack mehr finden kann. Seiner Zeit aber fand er Eingang und Beyfall, daher denn von dieſer Reiſebeſchreibung 1787 ſogar eine neue Auflage erſchien. Stranitzky ſtarb zu Wien 1735. Sein Nachfolger Prehauſer gab ſie heraus, ohne ſeines Autors dabey zu erwähnen. Das Buch hat 183 Seiten, iſt in 8. und führt den Titel: „Der Wieneriſche Hannswurſt oder luſtige Reiſebeſchreibung aus Salzburg in verſchiedene Länder. Herausgegeben von Prehauſer Pintzerthal." Dabey iſt ein ganz erbärmlicher Nachtrag, betitelt: „Anhang oder hannswurſtiſche Träume auf jeden Monat, eingetheilt von Johann Wurſtio, gedruckt mit Buchſtaben in der typographiſchen Buchdruckerey im Kalenderjahre; Ein tauſend ſieben hundert und ſo weiter."

Schon dieſer fade Titel mag auf die Jämmerlichkeit des Textes ſchließen laſſen. Der mag wohl allerdings von Prehauſer ſelbſt herrühren, welcher überhaupt, auch als Hannswurſt, was Originalität, Laune und Beweglichkeit betrifft, dem Stranitzky weit nachſtand.

Prehauſer war 1699 zu Wien geboren, der Sohn eines gräflichen Hausmeiſters. 1716 betrat er zum erſtenmahl die Bretter. Anfangs war er bey einer italieniſchen Truppe, dann bey einem Marionetten-Theater. Mit den Comödien-Unternehmern Marcus und Brunius durchzog er Mähren und Böhmen; darauf kam er nach Salzburg; wo er ſich zu einem echt und rechten Hannswurſt ausbildete, als welcher er 1720 ſich zuerſt zeigte. 70 Jahre alt ſtarb er zu Wien 1769. Mit ihm hatte das Hannswurſtweſen ſein Ende gefunden. Vom Hörenſagen erinnert man ſich noch zuweilen an die derben Poſſen dieſes Prehauſer, auch daß er für ſeine eben ſo frechen als plumpen Satyren nicht ſelten büßen mußte. Unter Anderen bey ſeiner famöſen Vergleichung der Witterung Wiens, wo er wieder auf einige Zeit der Sorge um ein Logis enthoben wurde.

„Hannswurſt“ iſt dahin, und andrerſeits können wir nicht mehr ſagen: heut geh'n wir zum „Caſperl!“ Auch Caſperl iſt dahin. Wir haben keine ſtabile luſtige Perſon mehr! O Jammer! Wir befinden uns ohne Perſon!! Und wir könnten ſie ſo gut brauchen; ſie geht Uns überall ab! Eine gewiſſe dunkle Leere; wir wiſſen nicht recht, was Uns fehlt: es iſt die luſtige Perſon der Comödie.

Bäuerle, Meisl, Gleich, leuchtendes unvergängliches Triumvirat. Ihr habt verſäumt, Uns einen neuen

ſtehenden Character zu gründen! Raimund nenne ich nicht mit ſeinen krankhaften, geſchraubten, metaphyſiſch allegoriſchen Nebeleien. Neſtroy den Löwen, nenne ich nicht mit ſeiner grotesken Überſchwänglichkeit. Aber Bäuerle nenne ich, mit ſeinem echten, originellen, unerſchöpflichen, geſunden Haushumor. Den nenne ich! Bäuerle, erhebe Dich noch einmahl in Deiner Kraft, der ungeſchwächten, und erſchaffe Uns das, was wir brauchen!

Übrigens: es iſt nicht gleichgültig, daß die luſtige Perſon auch bey andern Völkern Johann heißt: John Bull; Jean Potage. Die Deutſchen appliciren den Hanns am häufigſten: Hannsdampf; Hanns in allen Gaſſen; Hannsnarr. Und vollends bey Uns Selbſt! Das wahre luſtige Volks-Element der Wiener, mit ſeinen unzähligen Spielarten des Drolligen, Satyriſchen, Jovialen, Jocöſen, Hausbackenen, Mutterwitzigen, Cauſtiſchen, Derben, Groteſk-Comiſchen ꝛc., all dieſes vereinigt in — Hanns-Jörgel, in einem einzigen Mann. Dann noch im Leben ſelbſt: welche Welt von Nüancirungen von dieſem Hanns-Jörgel an, bis herunter zu dem ſehr kleinen Hanns-Hermann, der im Spaß das ernſthafteſte Wurzelgericht und den ernſthafteſten Punſch macht!?

Duell einer Dame.

Unter dem Hausthore des goldenen Bechers auf dem Stockimeiſenplatz ſtand eine kleine Creatur. Es war ein Menſch; ein Mohr, in einen tüchtigen Pelz gehüllt. Sie lauerte auf Befehl ihres Herrn.

Der Herr dieſes miſerablen aber ſchlauen Möhrchens war der Graf Bonneval, Liebling des großen Prinzen

Eugen. Der Graf war ein Etourdi, eine Art Roué sogar; täglich, stündlich beging er tolle, ja vielleicht selbst schlechte Streiche; sein Wesen war dabey so interessant, sein Erheiterungstalent so eigen, daß der Prinz ihm Alles verzieh.

Der Mohr sollte beobachten, ob eine Dame, die mit ihrem Schlitten da vorüber mußte, dem schwarzen Adler ihrem Hotel zu, von einem gewissen jungen Mann begleitet sey.

Die Dame war die berühmte Lady Montague, jene abenteuerliche Reisende, deren Berichte von ihrer eigenen blühenden Feder fast in alle Sprachen übersetzt sind. Seit dem Herbst 1716 war sie in Wien. Heute befand sie sich auf Besuch. Auch der portugiesische Graf Tarouca war da gegenwärtig, einer der liebenswürdigsten Männer. Er und die Lady fanden Geschmack an einander; die Sache schien ernsthaft zu werden.

Nicht so ernsthaft aber doch als die furiöse Leidenschaft des flatterhaften Grafen Bonneval. O wie ärgerte es ihn, nicht zugegen seyn zu können! Aber er hatte Dienst beym Prinzen, und der Prinz war unwohl.

Nicht lange hatte der kleine Spion gepaßt, als der Schlitten vorüber flog.

Der Graf Tarouca saß neben der Lady, sie in ihr Hotel begleitend. In 2 Minuten darauf wußte es Graf Bonneval in Eugens Palais in der Himmelpfortgasse. Er schäumte.

Am andern Morgen erzählte er Alles dem Prinzen. Der Prinz lachte ihn aus. Graf, Graf sagte er, mit dem Finger drohend, ich wittere exaltirte Dinge. Aber nehmen Sie Sich in Acht. Mit dieser Engländerinn ist es kein

Spaß; ſie iſt eine Amazone; und den Vermittler mache ich nicht mehr.

Des Grafen Gährung ſtieg. Er warf ſich in ſeine Generals-Uniform und begab ſich zu Pferde zur Lady.

Sie ſchrieb ſo eben an einem ihrer anmuthigen Briefe. Der Graf trotz ſeiner Heftigkeit, wollte ſich entfernen, aber ſie hieß ihn bleiben.

So nahe, ſo ungeſtört hatte er das reizende Weib noch nicht geſehen.

Der ruhige, fragende, prüfende Blick dieſer dunkeln, großen, großen ſchwimmenden Augen verwirrte ihn: ihr göttlicher Mund war ihm noch nie ſo zauberiſch erſchienen. Er warf ſich ihr zu Füßen.

Erheben Sie Sich Graf, ſagte ſie mit ſtolzer Miene und leſen Sie hier Ihr Schickſal. Es hat ſich ſeltſamer Weiſe ſo fügen müſſen, daß Sie eben eintreten, als ich dieſe Zeilen ſchrieb.

Sie hielt ihm das Blatt vor und deutete auf eine Stelle. Es war dieſe:

„Graf Tarouca allein iſt von dem allgemeinen Befehl ausgenommen, den ich dieſen Morgen gab, keine Geſellſchaft herein zu laſſen; — mich deucht, ich ſehe Sie lächeln; allein es iſt noch nicht ſo weit gekommen, daß ich einer Abſolution bedurfte; doch da das menſchliche Herz betrügeriſch, und der Graf ein ſehr angenehmer Mann iſt, könnten Sie doch wohl denken, wenn ich auch keiner Abſolution bedürfte, ich doch froh ſeyn würde, wenn Sie Nachſicht mit mir hätten. — Nichts dergleichen. — Ich bin eine Ketzerinn und Sie kein Beichtvater; ich will mich alſo über dieſes Capitel nicht erklären.“

Dem Grafen entfiel der Brief. Er beging die Roh-

heit, ihn auf dem Fußteppich liegen zu lassen. Fragend blickte ihn die Lady an. Verlorenheit, Grimm, Plumpheit, Impertinenz: er hob den Brief nicht auf.

Noch einen strafenden Blick warf ihm die Lady zu. Dann erhob sie sich von ihrem Armstuhle. In stolz-triumphirender Haltung zog sie einen Handschuh aus, und schleuderte ihn dem Grafen vor die Füße, dicht neben den Brief.

Der Graf war überrascht. Was bedeutet das? fragte er kalt.

Die Lady erwiederte: Graf Bonneval wird sich morgen um 10 Uhr auf dem Felde an dem Belvedere einfinden und seine besten Pistolen mitbringen.

Hierauf wies sie nach der Thür.

Der Graf, auf das Äußerste betroffen, war keines Wortes mächtig.

Er hob Brief und Handschuh auf, legte Beyde auf den Tisch und entfernte sich.

Abends trafen sich die Lady und Bonneval bey dem spanischen Grafen Puebla. Der Graf Tarouca verkehrte sehr innig mit der Lady. Vergebens suchte Bonneval sich ihr zu nähern, sie vermied ihn. In Niemandens Miene aber konnte Bonneval lesen, daß man von dem originellen Zweykampf auch nur eine Ahnung habe.

Er spielte. Er verlor gegen den Grafen Oropesa all sein Geld.

Der Großkanzler Graf Schlick trug ihm seine Börse an. Bonneval beging die Gemeinheit, sie anzunehmen, denn Schlick war der öffentliche Feind Eugens. Bonneval legte Bank auf. Der Graf Ta-

rouca trat hinzu und ſprengte ſie. Alles lachte; nur die Lady und Bonneval nicht.

Bonneval verſchwand. Den übrigen Theil der Nacht brachte er mit Champagner und Briefſchreiben zu. Er machte dem Prinzen, der ſich heute ſehr wohl befand, ſeine Aufwartung und ritt um halb 10 Uhr nach dem Belvedere, welches ſeiner Vollendung ſchon ziemlich nahe war.

Auf der Kärnthnerthor-Brücke anlangend gewahrte er vor ſich den geſchloſſenen Wagen der Lady. Im Galopp ſprengte er vorüber, ehrerbiethig grüßend. Zwey ihm unbekannte Männer waren zu Pferde ihre Begleiter. Der Dichter J. B. Rouſſeau, an Eugen's Hofe als Freund lebend, und der Wundarzt Maury waren ſeine eigenen Freunde.

Man war auf dem Kampfplatze angekommen.

Die Lady machte nicht viele Umſtände. Ans Werk rief ſie, mit einer Feſtigkeit und Beſtimmtheit, wie ein Mann.

Der Graf ſchoß ſein Piſtol aufrecht in die Luft.

Die Lady zielte kalt und ſcharf; ſie drückte ab, ohne zu treffen.

Der zweyte Schuß des Grafen war wie der erſte.

Da rief es aus dem Fond des Wagens der Lady mit Commando-Stimme: Halt!

Den Kämpfenden entfielen die Waffen. Es war der Prinz Eugen. Seine unanſehnliche Geſtalt ſtieg heraus. Alle Anweſenden waren ſtarr vor Überraſchung, nur die Lady nicht.

Sie machte Anſtalt zum zweyten Schuß.

Da trat der Prinz zu ihr und ſprach, den kleinen Treſſenhut ziehend: Lady Montague, Sie ſind eine

Brittinn. Schenken Sie ihm das Leben; ich bedarf deſſen eben jetzt gegen die Türken. Und auſſerdem (ſetzte er lächelnd hinzu) iſt Graf Bonneval ſchon verwundet genug für ſein Lebelang.

Lady Montague ſprach keine Sylbe. Sie feuerte ihre Piſtole in die Luft ab, legte ſie dem Prinzen zu Füßen und ſtieg in den Wagen.

Eugen folgte und man fuhr nach der Stadt zurück.

Nicht lange, ſo wendete ſich Eugen mit öffentlicher Entſchiedenheit von Bonneval ab. Leichtſinn, Spötterey, Einmengen in des großen Gönners Privatverhältniſſe hatten ihn unerträglich gemacht.

Dieſer Abenteurer ſtarb, wie man weiß, als Paſcha.

Tabakiſches.

„Wir Europäer geben jährlich ſo und ſo viele Tauſende aus, um uns die Naſe mit ſchwarzem Staub zu verſtopfen.“ Eine Exclamation Voltaires, die dann Baron Retzer, wohl der enragirteſte Anbether des Ferney-Götzen, in ſeiner Geſchichte der öſterreichiſchen Tabakpachtung des Breitern heraushebt, als wäre ſie ein geiſtreicher Einfall. Aber jene Tauſende ſind nichts. Vor 1670 war das Tabakweſen faſt von gar keinem Belang auch für die öſterreichiſche Kammer. Damahls aber faßte Graf Chriſtoph Khevenhiller, Oberſt-Landjägermeiſter, die Sache auf. Er verſchaffte ſich ein Einfuhr-Privilegium. Alsbald wurde das ganze Gefäll verpachtet. Eine förmliche Organiſation erhielt das Tabakweſen durch den portugieſiſchen Israeliten Diego d'Aquilar, den Carl VI. 1725 zu dieſem Behufe nach Wien berufen. 1765 waren Lö-

wel, Hönig, Baruch und Comp. die Pächter für Österreich, Böhmen, Mähren und Schlesien; und nach zehn Jahren für die sämmtlichen Erbländer. Nach ihnen Fries, Grosser, Puthon, Arnstein und einige Andere, an deren Spitze Hönig. Von 1784 an hat der Staat dieß Gefäll in eigener Regie. Die interessantesten Daten über Bau, Handel und Gefäll des Tabaks findet man in der österreichischen National-Encyclopädie, Artikel: Tabak. Die Ursache aber, aus welcher die Consumtion des Schnupftabaks etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, gar so ungemein sich gehoben, gehört nicht dahin. Sie ist auch mehr anecdotischer Natur, vielleicht ein lediglisches Gerücht, was weiß ich. Allein, die Idee ist so interessant, und rücksichtlich der raffinirten Industrie der Pächter dergestalt scharf characteristisch, daß sie der Erwähnung wohl werth seyn mag. Es wird nähmlich erzählt, diese Pächter hätten bekannt gemacht, daß Jedermann, der auch nur ein halbes Loth Tabak kaufe, dazu eine Dose, die wenigstens einen Groschen werth, umsonst erhalte. O wie fein! Leute also, die den Tabak sogar haßten, gingen in das Netz. Sie haben mit dem halben Loth, das vielleicht ein paar Heller gekostet, eine nette Dose; sie tippen ihn ihr heraus, pantomimisiren an der sauberen Nase herum; bald wird es Ernst, Gewohnheit, Unentbehrlichkeit; die Sclaverey ist fertig. Welch ein Wink für Redactionen anderer Blätter als der Tabakblätter? Kurz, wie gesagt: es ward erzählt. Wenn der Tabak gut war, so ist der starke Verbrauch um so erklärbarer. Andererseits ist dafür die wirkliche Güte des Rauchtabaks sehr gestiegen, und mit ihr auch das Rauchen selbst. In Gottes Nahmen Alles, nur keine überfeeischen

Cigarren, in unsrem Clima Nerven, Seelenkräfte, Geist abspannend, zerstörend; das allersicherste Mittel, zu machen, daß die Farbe der Gesichter mit der fahlen, pergamentgelben, aschgrauen Farbe der abscheulichen Paletots auf das Genaueste übereinstimme. Und leider: Probatum est.

Monsieur Bohrer.

Wie mancher große Mann fällt der Vergessenheit anheim bloß deßhalb, weil es noch immer keinen Privat-Plutarch gibt, keinen Plutarch für schöne und edle Handlungen unhistorischer Personen, solcher Leute nähmlich, die sich unöffentlich verdient machen im sogenannten gemeinen Leben, welches gar oft das allerungemeinste Leben ist. — Solch einen Notablen, weiß ich, und ich will ihn nennen. Aber was sage ich? Unöffentlich? Kann man denn publiker seyn, als wenn man, vom Paternostergäßel gegenüber, an dem rechten Eckhaus der Naglergasse eine schwarze Tafel angeheftet hat, auf der mit goldenen Lettern steht, daß man in dieser Gasse selbst, beym Lamm wohne? Ja nun aber existirt kein Paternostergäßel mehr; und das Eckhaus mit der Apotheke zum Engel, und das Lammhaus in der Gasse sind seitdem ganz andere Häuser. — Großer Mann, kein Mensch weiß mehr Etwas von Dir, und das nach einer so kurzen Zeit von etwa 40 Jahren. Höchstens erinnern sich Deiner so beyläufig ein paar bejahrte Leute, die damahls blutjunge Leute gewesen. — Aber tröste Dich, ehrwürdiger Schatten! Ich will das Andenken an Dich, Du großer Mann, ein wenig auffrischen. — Auf jener schwarzen Tafel stand mit goldenen Buchstaben Folgendes: „Monsieur Bohrer curirt Hunde und Pap-

perln, Faſanen und andere verſchiedene Thiere. Wohnt im Lamm im dritten Stock.“ — Und nun mein lieber Leſer was ſagſt Du dazu? Zarte Leſerinn, was meinſt Du? Ein Hunds-Doctor! Warum ſoll ein Hunds-Doctor nicht auch ein großer Mann, ein hiſtoriſcher Character ſeyn? Das wäre ſehr traurig. Denn der Hund iſt unſer Mitgeſchöpf ſo gut, als wir ſein Mitgeſchöpf ſind. Thatſächlich aber iſt, daß Jeder, der den Doctor Bohrer perſönlich gekannt, ihn für einen ſehr wichtigen, folglich für einen großen Mann gehalten. Was will man mehr? Wenn man wirklich mehr will, ſo kann ich noch Dieſes ſagen: Doctor Bohrer war auch körperlich ein großer Mann, wiewohl etwas zu dick, aber aufrecht und ſtattlich, mit einer rothen goldbordirten Weſte, zwey Uhrketten, und überhaupt in einem Coſtum aus der guten alten Zeit hr. In ſeines Werthes Bewußtſeyn ſchritt er, umgeben von einer Schaar vierfüßiger Patienten, täglich ein Stündchen auf der Baſtey in freyer Luft einher, die Taſchen wohl gefüllt, den Buſen wohl gefüllt, denn überall ſteckten kleine Hunde, die nicht gehen konnten. Monſieur Bohrer hatte keinen Nebenbuhler, denn Alles wendete ſich nur an den Doctor Bohrer. Damahls hatte Wien 300,000 Menſchen und 20,000 Hunde. Man kann alſo ſchließen, wie viel Doctor Bohrer zu thun gehabt, und wie viel er ſich verdient. Was endlich trugen ihm nicht auch die »Papperln, Faſanen und andern verſchiedenen« Thiere ein? — Kurz Monſieur Bohrer war ein verdienter, ein wohlhabender, ein gefeyerter Mann. Und dennoch: Dieſer Doctor Bohrer iſt ſo gut als vergeſſen! Kaum weiß man noch ſeinen Nahmen! — O wie niederſchlagend, und zugleich wie abſchreckend für das Streben

nach Größe selbst! — „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“ — Ihr zahllosen Schatten all derjenigen aber, die durch Bohrers Kunst gerettet worden: o umsäuselt sanft sein heldes Andenken! Und kein treuer Hund tripple beym „Lamm“ vorüber, ohne dankbar wedelnden Schweifs zwey bis drey Mahl feyerlich ein wenig zu heulen! Aber nicht zu [illegible]; das schickt sich nicht. Nur privatim! — Ruhe sanft, Asche des Monsieur Bohrer!

In vollem Ernste: Dieser Veterinär war ein anständiger, rechtschaffener, gesetzter, solider Mann; er war auch ein frommer und eben deßwegen auch ein andächtiger Mann. Er war dort und da „ordentlicher“ Verbether, bey Processionen, zuweilen auch bey der Mariazeller. Das Eigene hatte er dabey, daß es nicht bloß auf Verstorbene, sondern auch überhaupt auf die Lebenden antrug. Denn, sagte er in seiner Philosophie: es ist, damit diese Lebendigen auch wieder für Uns zum Himmel flehen. Recht gut das, recht gut, guter Bohrer! — Monsieur Bohrer war ein robuster, stattlicher Mann von mächtigen Waden, deren es damahls noch gab; er trug sich nach alter Weise, höchst modest, ja gravitätisch; das große Jabot, ein kleines Tabak-Avalto, oder vielmehr das kleine ein großes. Als Thierarzt lachte man ihn nicht aus, wie jetzt, wo man leichtsinnig über Alles lacht; er war sehr angesehen, verdiente und genoß das Zutrauen selbst der allervornehmsten Personen. Er hatte mehrere distinguirte Hündchen in der Cur, bey sich in seinem eigenen Hausspital. Diese Individuen aber distinguirte er. Thatsache ist und möge es noch so comisch herauskommen; es ist factisch und läßt sich bey solch einem Mann ganz füglich erklären, daß er zu diesen Patienten „mein Fräulein“ sagte und „junger Herr.“

Anderen Kranken von geringern Partheyen geſtattete er keine Art Gemeinſchaft mit jenen. Solche unbeſcheidene Aſpiranten wies er mit feſter Entſchiedenheit, mit rigoroſem Ernſte zurück, in die gehörigen Schranken Ihres Standes. Endlich (ſo lautet es in Dlabacz Künſtlerlexicon am Schluße jeder Biographie „endlich ſtarb er“) endlich ſegnete Monſieur Bohrer das Zeitliche und zugleich alle ſeine zeitlichen Kränklinge: aber noch immer exiſtirt kein volles plutarchiſches Bild ſeines Ich und ſeines Wirkens. Und nun noch Einmahl: Ruhet ſanft ihr großen ſtarken Gebeine des Monſieur Bohrer, ihr!

Metaſtaſio.

Man erinnert ſich an Caſti; man erinnert ſich an Metaſtaſio. Man weiß: Beyde waren Italiener; Beyde waren Abbé's, Beyde waren Dichter; Beyde waren kaiſerliche Hofpoeten in Wien. Nun endlich: Beyde wohnten im Michaelerhauſe. Welche Ausſaat alſo zu Verwechslungen! Und in der That! Ich weiß nicht, woher mir eine derley bekannt? Ein N. N. ſteigt da hinauf, fragt nach dem Herrn Abbate. „Hier, nur gerade hinein.“ Gut! Der N. N. findet am Schreibtiſche einen uralten Mann.“ Ich komme,“ ſagte er, „Ihnen zu danken für den köſtlichen Genuß. Ihre Novellen ſind göttlich.“ Der alte Mann, ſo ziemlich ein Achtziger, der erſchrickt, droht, ſpringt mühſam auf, und ruft huſtend: „Für wen halten Sie mich, was ſoll das?“ Der Beſuchende erſchrickt ebenfalls, ſo ſehr als nur immer möglich; es dämmert in ihm; ein quid pro quo. Er bittet tauſend Mahl um Verzeihung, und er iſt ſo liebenswürdig; ſein Bedauern ſo aufrichtig. Nun

freylich, die Novellen des Casti und der reine keusche Metastasio! Der Fremde erhält auf eigene Bitte auch ein Autograph von ihm. Metastasio, der eben an Laxenburg denkt, schreibt ihm auf:

Lassenburgo non è castello,
Lassenburgo non è città;
Mà è un luogho bello,
Che piace a Sua Maestà!

Blendung als Strafe.

Sue, dieser Kraft-Novellist, eben so fern von der Declamirsucht seiner landsmännischen Collegen, als von den Söhnen Albions, welche die Ducaten ihres Talents wie die gemünzten so breit schlagen, daß man einen Reiter sammt Roß einhüllen könnte; also Sue ist der Meinung man sollte statt der Todesstrafe die Blendung einführen. Die Blendung sey durchgreifend; jede Aussicht zur Flucht abgeschnitten; durch lebenslängliche Haft Zeit und Anlaß zu seelenheilender Reue ꝛc. Die Strafe des Augenausstechens nun (Blenden wäre milder, und thäte dieselben Dienste), kommt in früherer Zeit bekanntlich öfter vor. Auch in Österreich; auch in Wien. Einigen rebellischen Wiener-Bürgern ließ Friedrich der Schöne 1308 die Augen ausstechen. Dem Falschmünzer Jenko wurden zu Wien 1467 die Augen ausgebrochen; es hieß: „die Augen Auszeprechen.“ Als gesetzliche Strafe kommt es in Carl V. peinlicher Gerichtsordnung nicht mehr vor. Geblendet, zu ewiger Nacht, und nach dem projectirten Zellen-System auch zu ewiger Einsamkeit verdammt, zwanzig, dreyßig, vierzig Jahre, ja man kann hernach sagen,

Jahrhunderte: welch ein Zustund: Ja, à la Schulmeister, die Taschen voll Geld dazu, und einen Schurimann zum Gesellschafter, und in ewiger Freyheit!

Der Gast im Federlhofe.

Der Federlhof ist eines der ältesten Gebäude Wiens, wenn auch nicht der sehr benachbarten Urstadt angehörend, altergrau und altermorsch anzuschauen. In seinem ziemlich geräumigen Hofe, in welchen man auch von der Bäckerstraße, und zwar durch den Thorweg eines sechs Stockwerke hohen bewohnbaren Thurms gelangt, zeigen sich zwey freye, bis zum ersten Geschoß reichende Stiegen, deren steingehauenes Geländer früher unausgefüllt war. Über die erste dieser beyden Treppen, vom Haupteingange, der Bischofgasse, gelangte man im Jahre 1713 zu der auf unbestimmte Zeit gemietheten Wohnung eines der berühmtesten Gelehrten aller Zeiten und Völker, des großen Leibnitz.

Es war gegen 9 Uhr Morgenszeit. In dem ziemlich dunkeln Vorgemache trippelte der bejahrte in Grau gekleidete Leibdiener Hermann, den der Freyherr von Leibnitz aus Hannover mitgenommen, unruhig auf und ab. Doch hielt er sich stets in der Nähe der Hausthüre, die seit einer Stunde vielleicht schon zehnmahl geöffnet worden war von Bothen, welche Sendschreiben an seinen Herrn gebracht aus Paris, aus Rom, aus dem uralten Moskau und dem blutjungen Petersburg, selbst aus Mexiko und Peking. Hermann beguckte zu seinem Vergnügen die verschiedenartigen kunstvoll gefertigten Aufschriften und mitunter großen stattlichen Siegel dieser Briefe, von welchen mehre schwer und in Octavformat waren; und

kostete von Zeit zu Zeit zimperlich eine Prise Tabak, eine Gewohnheit, die er erst in Wien angenommen hatte.

Sein Herr hatte sich schon seit dem frühesten Morgen eingeschlossen, um ungestört zu arbeiten. Der Hausrath des geräumigen, hellen Zimmers war einfach, aber vornehm. Auf einem Ecktische lagen viele Bücher aller Formate; ein offener Hängeschrank war voll Kleider; auf einem Gueridon hing eine Stutz- und eine Allongeperrücke. Leibnitz saß am Schreibtische. Der schön gestaltete, ziemlich robuste, obschon bejahrte Mann hätte selbst in seinem unscheinbaren, häuslichen Anzuge imponiren müssen, so sehr wirkten seine großen ausdrucksvollen Augen, seine edel gebildete lange Nase, sein anmuthiger, schwellender, wiewohl etwas breiter Mund, und das ganze herrliche, ovale Antlitz überhaupt. Er hatte eine sehr weite, grünseidne Schlafmütze auf; trug eine braune, mit Pelzwerk gefütterte Schaube, ein langes, wollenes Beinkleid und kurze Filzstiefel; um den Hals ein dickes gestreiftes Linnentuch. Auf dem nicht großen Schreibtische lagen mehrere Päcke Papiere, Schriften in verschiedenen Sprachen; viele geöffnete Briefe; zwey Exemplare des Essai de Theodicée, 1710 gedruckt zu Amsterdam, 2 Bände; davon eines in gelbem Sammt mit Goldverzierung, das andere in Pergament; gerade vor dem Schreibenden eine dicke, unförmliche, silberne Taschenuhr, noch immer Nürnberger Ei genannt, und ein französisches Reisehandbuch; neben der Schreibmappe ein unvollendeter Brief von ihm selbst und ein aufgeschlagenes Titulaturbuch. Eine kleine silberne Glocke stand zur Seite. Er hatte ein Memoire in Folio geschrieben, das er so eben mit der sechsten Seite schloß. Nachdem er die ganze Arbeit, jedoch nur ziemlich flüchtig überlesen, warf er einen Blick

auf die Uhr, dann auf das Fenster, wie wenn er nach dem Wetter sehen wollte; ergriff das Glöckchen, klingelte, und stand von dem hohen massiven Lehnsessel auf.

In diesem Augenblicke schlug die rauchgebräunte Stutzuhr im Vorzimmer die neunte Stunde; und schnell war Hermann, der auf das Zeichen des Herrn schon lange sehnsüchtig geharrt, eingetreten. Er übergab die Briefe. Leibnitz besah die Adressen und legte sie sämmtlich ungeöffnet auf den Tisch. Geschwind, Hermann, sagte er mit seiner sonoren Stimme, bestelle er einen Tragsessel auf Punct halb 10 Uhr; dann ziehe er seine Livorey an und halte sich fertig.

Der Diener sputete sich, den Befehl zu vollziehen. Leibnitz begann, sich anzukleiden, was mit einer gewissen Eilfertigkeit geschah. Kaum aber war er zur Hälfte fertig, als Hermann schon zurückkehrte. Gnädiger Herr, sagt er, die Sänfte ist bestellt und wird gleich hier seyn. Seine Livorey bestand aus einem schwefelgelben Rocke mit carmoisinrothen, weiß verzierten Gallonen, schwarzer Weste und Hose von Tuch, schwarzzwirnenen Strümpfen, sehr hohen Schuhen, einem Haarbeutel, und großem dreyeckigen, mit einer gelbwollenen Tresse eingefaßten Hute. Er half nun seinem Herrn, den Anzug vollenden, was bald geschehen, obschon es Galla-Costüme war. Der weite Rock mit Aufschlägen, die bis an die Ellbogen reichten, die Weste bis an die Kniee gehend, und das kurze, enge Beinkleid waren von feinstem, schwarzen Vigognetuch; die schwarzen Strümpfe von Seide, die Schuhe mit großen Schnallen, welche, wie die des Beinkleides und die großen Knöpfe von angelaufenem Stahl; die langen Manschetten, das Jabot und die Enden der lang herabhängenden weißen Halsbinde waren von den feinsten Brüsselerspitzen. Die Uhr steckte

Leibnitz in die Westentasche. Hermann henkelte ihm den Degen mit dem Stahlgriffe ein, und wollte eben die Stutzperrücke ergreifen, als Leibnitz winkte, ihm nicht diese, sondern die Allongeperrücke aufzusetzen. Der Baron steckte nun das Memoire in die Rocktasche, in die andere ein feines Schnupftuch, zog die weiß seidenen Handschuhe an und ergriff den kleinen gestülpten Castor. Hermann legte die letzte Hand an den Anzug, glättete, zupfte und zog zurecht, bürstete und ordnete noch manche Kleinigkeit, und als er damit fertig, stand er still, des Herrn Befehls gewärtig. Der Baron, ohne sich um einen Spiegel zu bekümmern, war bereit zum Aufbruch, nachdem er dem Diener noch geheißen, das in Sammt gebundene Exemplar der Theodicée in einen weißen Papierbogen einzuschlagen, unter den Arm zu nehmen und dem Tragsessel zu folgen. Leibnitz schritt nun über die Stiege. Wohin befehlen Eure gestrenge Gnaden? fragte der eine Träger. Leibnitz antwortete: Nach Hofe!

Bey der Ankunft in der Burg war der Schweizerhof voll von Menschen, die den ungeheuren kaiserlichen Wagen mit sechs colossalen Schimmeln bespannt betrachteten, in der Hoffnung, bald den Kaiser einsteigen und wegfahren zu sehen. Als Leibnitz erschien, machte Alles ehrerbiethig ihm Platz; die Leute hielten ihn für den hannoveranischen Gesandten. Er stieg die Haupttreppe hinan, Hermann mit dem Buche ihm folgend. Sie kamen in das Vorgemach des Audienzsaales. Hier waren sechs Schweizergarden mit Piken aufgestellt. Ein Thürhüter und ein Leiblakey, schwarz gekleidet, mit Perrüken und Degen, saßen an einem Tische, und waren eben in Begriff, ein Damenbret zu verbergen. Zwey Bediente, eben so gekleidet, standen an der Sal-

thüre, die Blicke auf dieselbe gerichtet, als erwarteten sie, daß sie sich jeden Augenblick öffnen könne. Wie Baron Leibnitz eintrat, ging ihm der Leiblakey entgegen, machte eine tiefe Verbeugung und fragte nach seinem Begehr. Leibnitz nannte seinen Nahmen und Titel und bemerkte, daß er eigens in Wien sey, um das Glück zu haben, Seine kaiserliche Majestät zu sprechen. Das wird jetzt wohl nicht angehen, entgegnete der Lakay; denn Seine Majestät geruhen jetzt in die Favorita zu fahren. Der Baron versetzte: Ich glaube, Seiner kaiserlichen Majestät schon angekündigt zu seyn, gerade für diese Stunde, um 10 Uhr. Als der Thürhüter dies vernahm, ging er rasch in den Saal, kam alsbald zurück, machte dem Baron ein außerordentlich devotes Compliment, und sagte: Eure freyherrliche Gnaden mögen unaufgehalten eintreten; Seine Majestät geruhen, Dieselben zu empfangen. Den zwey harrenden Bedienten bedeutete er: Seine Majestät geruhen erst um 11 Uhr zu fahren.

Leibnitz nahm nun seinem Hermann das Buch ab, und trat in den Audienzsaal.

Kaum war er in der Mitte desselben angelangt, wo er stehen blieb, als die Flügelthüren sich aufthaten, und der Kaiser aus seinen Gemächern kommend, herein trat. Carl VI. war in seiner schwarzen spanischen Tracht, wie man ihn abgebildet sieht; in der linken Hand, die er auf den Degengriff stützte, hielt er den aufgeschlagenen, breitkrämpigen Hut mit weißen Federn. Sein schon von Natur aus ernstes und feyerliches Antlitz war nicht heiter; Wolken lagerten auf der Stirne. Als Leibnitz näher trat, seine tiefe Verbeugung zu machen, ging ihm der Monarch noch drey Schritte entgegen und sprach mit langsamen Worten: Wir heißen Ihn willkommen, Freyherr von Leibnitz; möge

Er es würdigen: Er kommt nicht unerwartet. Trage Er Uns das Nöthige und Geeignete vor; Wir sind bereit Ihn in Gnaden anzuhören.

Leibnitz erneuerte seine Verbeugung, und indem er die Theodicée enthüllte und dem Monarchen den Titel aufschlug, sagte er, wie im Verlaufe der ganzen Unterredung in einem gewissen feyerlichen Tone: Eure geheiligte Majestät, großmächtigster Souverain: Möchte allerhöchstdero unterthänigsten Knechte und feurigsten Bewunderer die Gnade gewährt seyn, dieses schwache Erzeugniß gottesfürchtiger Gesinnungen und ehrlicher Studien Allerhöchstderselben zu Füßen legen zu dürfen.

Der Kaiser trat an einen Tisch, auf welchem Schreibgeräthe stand, legte den Hut auf denselben und übernahm das Buch. Er besah den Titel, und sprach, indem er sich setzte: Siehe da, die Theodicée. Aber lieber Leibnitz, wie kann Er denn glauben, das wir Uns dieses wichtige Werk nicht schon längst haben kommen lassen? Wir verwiesen es unserem Hofbibliothekar Gentilotti, daß er es Uns nicht bey Zeiten übermittelt hat, da er doch wußte, daß Wir den Verfasser protegiren. Wir müssen gestehen, daß Wir mit dieser Arbeit gar wohl zufrieden seyen; sie enthält Unsere eigenen Grundsätze, Wir nehmen Antheil, und zollen Ihm, lieber Baron, Beyfall, daß er darin den Scepticker Bayle so gut bekämpft.

Der Kaiser blätterte in dem Buche und fuhr fort: Glaube Er ja nicht, daß es Uns entgangen, wie consequent Er die Philosophie als mathematische Wissenschaft und auf in der Seele gegründete Wahrheiten behandelt. Wir loben das an Ihm und werden fortfahren, Ihm Unsern Schutz

zu gewähren. Bey dieſen Worten legte er das Buch auf den Tiſch.

Leibnitz ſprach: Eurer kaiſerlichen Majeſtät Gelehrſamkeit zolle ich in tiefſter Unterthänigkeit meine ehrfurchtsvollſte Bewunderung; und was Allerhöchſtdero huldreichſten Schutz betrifft, deſſen ich mich erfreuen darf, ſo wünſche ich mir Glück, dafür perſönlich meinen allergehorſamſten und tiefgerührteſten Dank abſtatten zu können.

Carl verſetzte: Als Wir Ihn in den Freyherrenſtand erhoben, und zum Reichshofrath ernannten, geſchah dies ohne Zuthun Anderer. Wir kennen gar wohl ſeine weltberühmten Verdienſte, und ahmten nur Unſrem Vetter Liebden, dem Czar Peter nach, der Ihn zum geheimen Juſtizrathe ernannt und Ihm 1000 Rubel ausgeworfen. Aber! Wie ſteht es mit Seinem Gehalte als Reichshofrath? Er iſt Ihm doch ſchon liquidirt? Iſt dem alſo? Rede Er!

Eure kaiſerliche Majeſtät, erwiederte Leibnitz, flöſſen mir durch dieſe Allerhöchſte Frage den Muth ein, in aller Unterthänigkeit anzumerken, daß er mir noch nicht ausbezahlt worden.

Iſt ſchon an Uns ergangen, fiel der Kaiſer ein; muß jetzt bereits geordnet ſeyn. Er muß den Leuten das nachſehen; der Fehler ſteckt in Frankfurt, wo Wir ihn ernannt hatten.

Eure Majeſtät geruhen in Gnaden zu entſchuldigen, bemerkte Leibnitz; ich betrachte das eigentlich als eine Nebenſache, da ſie lediglich meine geringe Perſon angeht, von der nur im Vorbeigehen die Rede ſeyn kann. Die Hauptangelegenheit aber iſt dieſe.

Bey dieſen Worten zog Leibnitz die Denkſchrift aus der Taſche, entfaltete ſie und überreichte ſie dem Kaiſer.

Die Statuten der projektirten Academie der Wissenschaften, sagte Carl, indem er die Schrift durchlief; eine schöne Arbeit. Aber mein werther Hofrath: zu welch unheilvoller Zeit! Ach Gott!!

Carl seufzte. Leibnitz war in Verlegenheit. Er sagte kein Wort. Der Kaiser stand auf und ging mit langsamen Schritten, wie nachsinnend, auf und nieder. Er trat in eine Fensternische und winkte Leibnitz, sich ihm zu nähern. Er ging ihm dabey selbst einen Schritt entgegen und sprach nur mit halblauter Stimme, indem er ihn leicht am Arme faßte: Freyherr von Leibnitz! Ihr seyd ein Mann und werdet zu schweigen wissen.

Der Kaiser hielt ein. Leibnitz war in hohem Grade gespannt. Er deutete auf die Brust und verneigte sich. Der Kaiser sprach: Zwey wahrhaft schreckenvolle Dinge; eine höchst unheilvolle Zeit. Vernehme Er denn: Erstens die Türken sind im Anzuge mit einer Macht von 200,000 Mann; in Eile müssen wir Peterwardein befestigen; Eugen ist, wenn auch insgeheim, in voller Thätigkeit.

Ich erstaune über Eurer Majestät allerhöchstes Vertrauen, entfuhr Leibnitz. Er verdient es, Baron Leibnitz, sprach Carl. Der zweyte Fall ist aber noch viel niederschlagender. Wisse Er denn: die Pest!

Leibnitz erschrack und fuhr zurück.

Ja die Pestilenz, wiederhohlte der Kaiser mit einem tiefen Seufzer. Sie kam vor paar Monaten aus der Türkey nach Ungarn, und ist jetzt schon in Wien, durch eine arme Weibsperson eingeschleppt!

Leibnitz entsetzte sich. Und Eure geheiligte Majestät, rief er aus, verweilen noch in dem angesteckten Wien?

Ich verweile, erwiederte Carl, und will bis auf das

Äußerste aushalten. Nun aber Leibnitz, urtheilte Er selbst, ob es jetzt an der Zeit sey? Wie alt ist Er, Leibnitz?

67 Jahre Eure Majestät!

Schon 67? sagte der Kaiser. Dem Verfasser der Theodicée möge ein Säculum beschieden seyn. Für jetzt aber, genade Ihm der Himmel. Wir hoffen Ihn noch zu sehen. Wir versichern Ihn Unserer kaiserlichen Huld.. Lebe Er wohl!

Blumauer auf dem Sterbebette.

Blumauer erkrankte 1798. Anfangs März stand es schon sehr schlecht um ihn. Den 15. März ging mein Oheim zu ihm, und nahm mich mit. Er wollte von seinem vieljährigen Freunde Abschied nehmen; dann hatte er, in Folge eines Vertrages, Anspruch auf dessen ungedruckten kleinen vermischten Schriften. Diese wollte er sich ausfolgen lassen. — Blumauer wohnte in der Kärnthnerstraße, im „eisernen Mann," im zweyten Stocke, bey Madame Hackl, später Inhaberin des Badhauses zur „scharfen Ecke," Schwiegermutter des jetzt pensionirten k. k. Hofschauspielers Heurteur. Eine Magd geleitete uns in die Krankenstube; ein schmales, lichtgrün ausgemahltes Zimmer. Blumauer lag im Hintergrunde an der Seitenwand rechts, das Gesicht trotz seiner ruinirten Augen gegen das Fenster gekehrt; das Haupt etwas aufrecht; beyde dürre Arme straff der Länge nach parallel ausgestreckt auf eine einfache Decke. Das jämmerlich abgemagerte, bebartete Antlitz war kaum mehr zu unterscheiden; der Blick schon wie todesmatt. Als mein Oheim an das Bette trat, wollte der Kranke die linke Hand zum Gruß erheben, mußte sie

aber sogleich wieder sinken lassen. — Ich weiß, sagte er mit heiserer feiner, nur lispelnder Stimme, gedehnt und in abgebrochenen Worten, weßhalb Sie kommen. Sie zu sehen, liebster Freund, entgegnete mein Oheim gerührt und zärtlich. Dank, Dank, stammelte der Patient. Auch der Manuscripte wegen. Ja, ja Sie sind noch nicht ganz geordnet. Morgen früh; morgen. Mein Onkel sagte, er sey eigentlich gekommen, selbst zu sehen, wie es mit der Hoffnung stehe. Der Kranke seufzte leise, versuchte mit dem Haupt ein verneinendes Zeichen zu geben. Endlich lächelte er, und lallte: Hoffnung?..... O lassen Sie mich.... Ich fühle mich.... Es kamen Leute. Mein Oheim war zu sehr erschüttert. Wir entfernten uns. Geh Du morgen hin, sagte er zu mir. Du wirst ein Packet Papiere erhalten. Als ich Tags darauf eintrat, lag Blumauer wie schlafend da; er war schon todt. Eine Frau händigte mir ein hohes Quart-Packet ein. Es war versiegelt und überschrieben: Für Herrn Rudolph Gräffer. Diese Überschrift war aber nicht von Blumauers Hand. Das Packet bestand nicht aus den betreffenden Manuscripten; von diesen war kein einziges Stück dabey; sondern es waren zwanzig und etliche zusammengenähte Fascikel, jeder betitelt: »Adversarien aus meiner Lectüre; nach alphabetischer Ordnung.« Es waren Auszüge, fast alle von Blumauer's eigener Hand, meist halbbrüchig geschrieben, Extracte aus Büchern und Journalen der 70er Jahre. Ein Dichter, ein Lebemann, ein Libertin und seitenlange wörtliche Auszüge; wie auffallend! Aber man muß wissen, daß Blumauer auch Fleiß und Gründlichkeit besaß, wovon seine bibliographischen Arbeiten Zeugniß geben. Mein Oheim schickte das Packet zurück und ließ sich das rechte erbitten.

Das erfolgte aber nicht. Der Himmel weiß, wo es hin gerathen. Jene Adversaria aber kamen im vorigen Jahre in meinen Besitz und ich überließ sie einem Liebhaber.

Hirschgeweihe auf dem St. Stephansthurme.

Man habe die Güte, sich auf jedem der acht Spitzen des Stephansthurmes ein Hirschgeweih zu denken. Welch ein widriger, grotesker Anblick! Welch ein läppisches Geländer? Welch ein alberner Korb! Welch eine bizarre wahrhaft windige Krone? Was für ein absurder Sechzehn-Ender das!? Und dergleichen. Und doch! hat man denn je beobachtet oder gehört, daß ein Hirsch vom Blitz wäre getroffen worden? Aber unserem geliebten, wahrhaft hochgeehrten Stephansthurm ist das schon mehrmahls passirt; erst neulich, anno 1449, wo es so unmäßig einschlug, daß er ganz und gar ausbrannte. Nun also! Gut also! Geschwind Hirschgeweihe hinauf, so viele verwundbare Spitzen, so viele unverwundbare Geweihe. Argumentirt, gesagt, gethan. Wenn man zweifelt, so habe man eine andere Güte, und lese nachstehende Urkunde vom 2. October 1551: „Bürgermeisters und Raths Befehl an Hrn. Christoph Enzianer, des innern Raths und Ober Stadt Kamerer. Dem Herrn Obersten Jägermeister der N. Österr. Landen Hrn. Erasmen von Liechtenstein zu Karnaydt zu Dreyling guten Most in drein Vaslein im Nahmen gemeiner Stadt zu verehren. Nachdem dieser 8 Hirschen Gestiemk gutwillig dargegeben, welche auf dem St. Stephansthurm oben auf die 8 Schäft oder Eck aufgemacht werden, die für Einschlahung des wilden Feuers und Donners dienstlich seyn

ſollen.“ — Hier haben wir alſo den thatſächlichen Beleg. Der Glaube an ſolche Schutzkraft mochte ziemlich allgemein geweſen ſeyn. Auf gar manche Häuſer und Thürme Wiens ſetzte man Hirſchgeweihe, wie denn z. B. auf dem Thurme rechts im Rücken der alten Burg, deren vier angebracht waren. Man behalf ſich ſo gut, als man konnte, bis endlich der große Franklin das Rechte fand (Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis). Hier noch eine Bemerkung. Man hat getadelt, daß in Schiller's „Wallenſtein“ ſchon die Rede vom Blitzableiter ſey. Muß denn gerade der Franklin'ſche gemeint ſeyn?

Höchſte Gefahr.

Es wird noch Leute geben, welche die Echtheit des Folgenden beſtätigen könnten. Etwas Entſetzliches, man kann ſagen Beyſpielloſes, war auf dem Puncte ſich zu ereignen, das ganze Land in tiefſte Betrübniß zu ſtürzen. 1797 am Rande des Burgthor-Glacis war der Stadtgraben mit Palliſaden beſetzt. Man ging dahin, Alles zu beſehen; mit einem betagten Manne, auch ich. Dicht an uns vorbei ſchreitet ein Mann mit einer Dame. Er in einem weiten grauen Überrock, mit rundem Hut, mäßig langem Zopf; ſie in einem weiten violettfarbenen ſeidenen Kleid; mit vielen Beſatzen, ein großes ſchwarzes Spitzentuch um; auf dem Haupt einen großen verhüllenden Capuchon. Die Dame wandelt ſcharf an der Kante des Erdreichs. Dieſes, gelockert, weicht; die Dame ſchwankt, beginnt zu ſtürzen; ein Augenblick, und ihre ganze Geſtalt fällt, in voller Wucht auf die ſpitzigen Palliſaden. Mein Geſellſchafter iſt dicht an ihr; ihm allein war es möglich, den Sturz aufzuhalten.

Mit Kraft erfaßt er die Dame, bringt sie wieder auf festen Boden. Aber wer schildert sein Erstaunen, sein Entzücken: es ist — die Kaiserinn; ihr Begleiter der Kaiser. Wer der glückliche Retter war, weiß ich recht gut; und wie gesagt: es wird noch Leute geben, ꝛc. Dieser glückliche Retter sprach nie davon; Niemand wußte von ihm; kaum daß die That, rasch wie der Augenblick, bemerkt worden. Er begnügte sich mit dem süßen, erhebenden Bewußtseyn.

Ob er es war?

Zu bedauern ist, daß es keine Chroniken der alten Wohngebäude gibt, das heißt, keine Aufschreibungen über die verschiedenen Personen und Partheyen, die im Verlaufe von oft mehreren Jahrhunderten in solchen Häusern gewohnt hatten. — Wie reich wären wir nicht an den manigfaltigsten Denkwürdigkeiten von Personen und Sachen und Begebnissen! Besonders gewisse Häuser: der Küßdenpfennig, der Laz-, der Gaminger-, der Seitenstätter-, der Paffauerhof u. dgl. — Nehmen wir nur den Federlhof, von dem wir durch Tradition und sonst Einiges wissen, wenn auch nicht so ganz verläßlich, wie es denn ohne urkundliche Anhaltspuncte nicht wohl anders seyn kann. — Von diesem uralten Hause, jetzt im Begriff abgebrochen zu werden, (Hat man ein gutes Conterfey besorgt?) haben wir schon erzählt, daß der große Leibnitz da gewohnt (Factisch, wie ein eigenhändiger Brief darthut, mit dem Datum: „Federlehof"), dann später der berühmte Historiker Robertson. Auch haben wir irgendwo erwähnt des Professors Monsperger, der im letzten Geschoß des sechs Stock hohen Thurmes eine Kammer inne gehabt, in welche er

ſich in Gewitternächten begeben, um da ſeltſamliche Zwieſprach zu halten mit Donner und Blitz. — Nun fällt uns aber noch etwas bey, daß wir über einen myſteriöſen Bewohner eben jenes Thurmes irgendwo gehört oder geleſen, und über einen räthſelhaften Beſuch, der ihm von einer weltgeſchichtlichen Perſon in dunkler Abendzeit ganz insgeheim geworden. Und verhält es ſich damit, wenn uns das Gedächtniß nicht trügt, folgendermaßen: Um das Jahr 1538 befand ſich der Wundermann Paracelſus in Wien. Er hatte ſeinen Famulus bey ſich, einen gewiſſen Oporin, einen noch ſehr jungen Menſchen, den er in Baſel, dem Aufenthalt ſo vieler Oporine, kennen gelernt, und aufgenommen hatte, ohne Zweifel ein Verwandter des anſehnlichen Buchdruckers Oporinus. Im Küſtendepennig aber, wo Paracelſus übernachtet, erkrankte der Famulus, dergeſtalt, daß ſein Meiſter ihn in Wien zurücklaſſen mußte, für ſelben allerdings ſo gut ſorgend als möglich. Inſonderheit nahmen ſich die menſchenfreundlichen Serviten, Freunde des Paracelſus, ſeiner an. — Oporin genas, zog es aber vor, in Wien zu bleiben, und brachte ſich, im Beſitz von mancherley arzneylichen und phyſicaliſchen Kenntniſſen recht gut fort. Er wohnte bald dort, bald da; eine Zeit lang in dem geräumigen Hauſe ſeines Beſchützers, des berühmten Doctors Laz, zuletzt aber im Federlhof, in den zwey letzten Stockwerken des Thurmes. Im fünften war ſeine Wohnſtube, im ſechsten ſein Laboratorium. — An einem Herbſtabende des Jahres 1633, um 7 Uhr, da Oporin über ſeinen mathematiſchen und aſtrologiſchen Formeln brütete, eben als er das Ave-Maria-Geläute der St. Stephanskirche vernahm, klopfte es an der Thüre, und zwar gar ungeſtüm. Der uralte Mann ſtand auf, und öffnete. Es

trat ein Mann ein, in einen Reitermantel gehüllt. Diesen und den hohen zugespitzten grauen Filzhut warf er sogleich unbekümmert auf den Estrich, und setzte sich auf die Bank, auf welcher Oporin gesessen, und auf der er jetzt ebenfalls wieder Platz nahm. — Das Gesicht des Fremden war das eines Mannes im vorgeschrittenen Alter, und zwar eines Kriegsmannes, was auch der Anzug erkennen ließ. Aus seiner nichts weniger als schönen oder auch nur regelmäßigen Miene sprachen Selbstgefühl, Spannung und Mißmuth; das Haar war röthlich. — Er schob sich ganz dicht an die Gestalt des Greises, und sprach so leise als möglich. Ich reite weit her, um Dich, Du mehr als Hundertjährriger, zu befragen. Ich habe in meinem Hause von Dir gehört. Deinen Brief an einen gewissen Sterndeuter in Pilsen kenne ich. Du wirst durch Deine Kunst meine Zweifel lösen. — Über zwey Stunden dauerte die Unterredung. Mittlerweile war der Diener des Fremden in der goldenen Ente eingelagert mit den drey Rossen, denn es war noch ein dritter Mann mit angekommen. Dieser Diener, des österreichischen Traubensaftes ungewohnt, schwätzte in der Wirthsstube allerhand närrisches Zeug, meist über seinen Herrn selbst. Er spöttelte über ihn, daß er in so jämmerlichem Aufzuge die Reise gemacht, da er doch sonst nur in Begleitung von 200 Wagen, vieler vornehmer Herren, Damen und Pagen zu reisen pflege. Die Zuhörer schrieben diese scheinbare Aufschneiderey auf Rechnung des Weins. — Gegen 10 Uhr kehrte der Fremde in sein Einlager zurück, und nahm mit seinem Begleiter auf ihrer gemeinsamen Stube eine reichliche Mahlzeit zu sich. — Des andern Morgens, noch vor 5 Uhr, zogen die drey Reisenden wieder von dannen, zur Taborlinie hinaus. — Einer

der Gäste, der den Fremden und seinem Begleiter gestern bey der Rückkehr in die Ente bemerkt hatte, wollte eine Stunde vorher gesehen haben, wie Beyde in das gräflich Harrach'sche Palais auf der Freyung eingetreten. — Sollte es der Friedländer gewesen seyn, und der Rittmeister Riemann? (Nicht Neumann schrieb er sich. Autographe bezeugen es.) Wenige Monathe also vor Beyder Ermordung? Weder unmöglich wäre es, noch thatsächlich nachzuweisen?

Für Leidtragende.

Von eigenen Gasthäusern für Leidtragende, unmittelbar an den Kirchhöfen zu errichten, war die Rede. Hier der Entwurf zu solch einer menschenfreundlichen Restauration:

Auch das Äußere des Gebäudes ist schwarz getüncht, ganz schwarz („schwarz geweißt," sagt irgend Einer). Zu guter Unterscheidung die Hausnummer lichtschwarz; der Weinzeiger lichtschwarz; die Aufschrift des Schildes lichtschwarz.

Die Wandmahlerey der Stuben schwarz: hochschwarz auf tiefschwarz, wie man hat Grau in Grau, hier Schwarz in Schwarz.

Die Meubeln schwarz gebeizt. Die Uhr eine Schwarzwalder-Uhr, eine schwarze. Die Fenster aus dem Glas, dem schwarzen, wie man es bey Sonnenfinsternissen hat, den schwarzen. Die Draperie, die Tischwäsche nicht anders als schwarz. Die Kupferstiche an den Wänden von schwarzer Kunst.

Die Speisen Schwarzwild, Schwarzwurst, schwar-

zer Fiſch, aus der Schwarza, verſteht ſich; die Saucen ſchwarz, wie alle Pflanzenſachen; das Salz ſchwarz, das Weißbrod Schwarzbrod; Meſſer, Gabel, Löffel ſchwarz angelaufen. Der ſchwarze italieniſche Wein, das ſchwarze Weißbier aus den Schwarzenbergiſchen Brauhäuſern in ſchwarzen Flaſchen und ſchwarzen Gläſern.

Die Kerzen ſchwarz, die Lichtflamme ſchwarz.

Zum Zechmachen ſchwarze Kreide, die ſo ſchreibt, daß die ſchwarzen Gäſte ſchwarz werden möchten.

Das Tanz- und Spielzimmer ſchwarzes Tanz- und Spielzimmer. Das heißt: Das ſonſt Weiße der Karten und Würfel ſchwarz; das Billardtuch, wie ſchon der ſchwarze kleine geile Mondcorreſpondent Lichtenberg (ſo benahmſet von Knigge-Kotzebue; man weiß ſchon in welchem ſchwarzen Pasquill, wodurch er ſein moraliſch Andenken auf ewig geſchwärzt) anbringt.

Das ſchwarze Requiem aus des ſel. Lanner's Walzern, cypreſſiſch überſetzt von Bendl.

Zur Aufwartung drey Mohren; die drey Mohren junge ſchöne Mohren. Und drey Mohrinnen, die drey Mohrinnen junge ſchöne Mohrinnen.

So wendet die löbliche Induſtrie Alles an, mit Zartheit diejenigen ſchwarzen Leidtragenden zu erquicken, welchen das Schickſal anſehnlicher Erbſchaften bevorſteht.

Wiens Hanns Sachs.

Der Mann war glücklich, ja überglücklich; verwirrt, völlig verwirrt vor Entzücken. Er ſprang empor, warf das Muſikpult zu Boden, und die Hausmütze in die Luft. Er ſchritt an das Scheibenfenſter, und lugte nach dem Wet-

ter. Noch einmahl durchlas er das Schreiben und küßte es. Dann öffnete er die Truhe und kleidete sich an.

Alles saß ihm gut; er war ein schöner Mann, groß und robust; ein klares, freyes, blauäugiges, etwas stumpfnasiges, deutsches Gesicht; volles blondes Haar. In drey Minuten war er fertig. Alles schwarz, Halstuch, Wamms, kurzes Beinkleid, Mäntelchen, Barett; die schneeweiße, große Halskrause aber fein. Nun gürtete er den Degen um, zog die Lederhandschuhe an, und verrichtete ein kurzes Gebethlein vor dem Cruzifix, so auf seinem mit Büchern bedeckten Arbeitstische stand. Und nun schritt er aus dem Schottenkloster hinaus in strahlender Heiterkeit, von süßem Selbstgefühl durchschauert.

Es war dieser glückliche Mann niemand Anderer als der Schotten-Schulmeister Wolfgang Schmälzel, der berühmte Poet und Spruchmeister, der schon manche Comödia gedichtet, und mit seiner Schuljugend aufgeführt. Es war der Wienerische Hanns Sachs. Er hatte auch ein großes Carmen unter der Feder, von dessen Inhalt man noch nichts Rechtes wußte. Seine neueste Comödia aber war diese: „Comödia des verlornen Sohns," so noch in selbigem Jahr gedruckt wurde mit dem Beysatz: „Wie sie zu Wien in Oistereich vor Röm. K. Maj. gehalten worden durch Wolfgangum Schmälzel."

Meister Schmälzel hatte vor einer Stunde von seinem gnädigen Gönner, dem berühmten Doctor Laz, Leibarzt und Liebling des Kaisers, die schriftliche Kunde erhalten, daß es ihm gestattet sey, den verlornen Sohn vor dem allerhöchsten Hofe aufzuführen. Das eben ist es, was den Mann also beseligte.

Er hatte sich aufgemacht, seinem Gönner, der ihm

jene Erlaubniß ausgewirkt, den zerknirſchteſten Dank abzuſtatten, und, wo möglich, in einem geſchwind improviſirten Reimſprüchlein. Auf ſelbiges ſinnend, blieb er etwa hundert Schritte vor dem Schottenkloſter mitten auf dem Steinfeld ſtehen, in dichteriſchen, ſüßen Wehen, und nicht achtend der Leute, ſo ihn reſpectvoll begrüßten und betrachteten.

Er war jetzt mit der Compoſition des Sprüchleins zu Ende. Wie er aber nun links gegen den Lazhof zu einbiegen wollte, vernahm er zur Rechten von der Hochſtraße her Pferdegetrappel, und ſiehe, es waren Herren vom kaiſerlichen Hofe, ſämmtlich zu Roß, einer der Vorderſten aber der Doctor Laz ſelber.

Meiſter Schmälzel ſuchte nun ſeinen Freund, den Landes-Ingenieur Hirsvogel auf, von dem wir noch den Plan des damahligen Wien beſitzen. Er wollte ihm ſein Glück verkünden bey einem Becher Wein im goldenen „Lampel“ in der Naglergaſſe. Aber der Freund war zu der gewohnten Stunde nicht da. Schmälzel erquickte ſich mit einem Scheppen Grinzinger, legte ſeine zwey Pfennige hin, und eilte zurück in ſeine Stube.

Nachdem er ſchnell ſich umgekleidet, ſtieß er in ſein ſilbernes Pfeifchen, worauf ſogleich ſein Famulus erſchien. Er beredete mit ihm alles Nöthige, das Schullocale in Stand zu ſetzen, und die aus der Schuljugend ausgewählten und ſchon eingelernten Individuen zur Probirung des Stückes herbey zu beſcheiden, damit es Tags darauf um die vierte Stunde nach Tiſch in voller ſicherer Ordnung und ohne Fehl vor Sr. Majeſtät aufgeführt werden könne.

Wir enthalten uns die feyerliche Spannung zu ſchil-

dern, in welcher sich der Schulmeister bis zu der grosen Stunde jener erstaunlichen Auszeichnung befand; eben so wenig vermögen wir die freudenvolle Angst und angstvolle Freude der jungen Comödianten zu beschreiben. Denn es war dieser Fall in der That ein historisches Ereigniß, das die Theilnahme von ganz Wien in Anspruch nahm.

Wir lassen es Tags darauf 4 Uhr seyn, und sehen sogleich die kaiserliche Familie, welche sich in Tragsesseln eingefunden, an der Spitze der Doctor Laz, auf ihren hohen Lehnstühlen in der Schulstube des Schauspiels gewärtig; Ferdinand I., seine erlauchte Gemahlinn Anna, mehrere Prinzen und Prinzessinen, auch Max, der Thronfolger, der schon träumte von seinen bevorstehenden, weiten Reisen. Doctor Laz machte die Honores.

Von einer Courtine, von eigentlichen Decorationen war keine Rede; spanische Wände thaten das Ihrige.

Was die Personchen betrift, von denen „der verlorne Sohn“ aufgeführt wurde, so will die Geschichte nicht viel von ihnen aufbewahrt haben. Ihre „Herren Eltern,“ wie man in den Zeitungen zu lesen pflegt, waren etwa Egydius Mauracher und Eva Mauracher, geborne Mutterselig; der verlorne Sohn: Kaspar Zacherl; wir geben ihm auch eine allerliebste Schwester: Kunigundel. Hernach die andern Schwestern, unter die der Held in seiner Verlorenheit gerieth, lassen wir etwa Wanderkälsch oder Plarament und Magdalena Wampingerin seyn, lauter ehrsame Bürgerskinder von Pfeilschiftern, Klempnern, Fleischselchern, Durrkräutlern, Schwertfegern ꝛc. Die echten falschen Spieler, Zecher und Schmauser, wie auch überhaupt kunstreichen, guten

Lumpen und Taugenichtse, waren in scheuer, modester Einfalt nicht aus der Bürgerclasse, sondern aus dem ordinärsten Troß erkoren worden. Das Costüm, versteht sich, war nicht altbiblisch, sondern neuwienerisch.

Das Stück ging recht gut; und es wurde viel geweint, besonders als der verlorne Sohn zum gewonnenen Sohn ward. Es wurde aber auch recht viel gelacht, unter anderm über einen colossalen Witz, nähmlich bey der Scene, wo der verlorne und schon Alles verloren habende Herr Sohn sich entschließen muß, seine Mahlzeit mit aus dem Kleyentrog zu halten. Ein Schwein selbst mit agiren zu lassen, wäre eine wahre Schweinerey gewesen; man hätte auch allerhand riskirt, ein Extemporiren ꝛc. Man nahm also ein schlesisches Jüngelchen aus der bekannten Familie der „Schweinichen," und bezeichnete es als den Tischgenossen des Verlornen. Der Acteur war aber nicht maskirt, und machte seine Sache recht gut auf allen Vieren.

Die Zuschauer, die Spielenden, der Impresar — Alles war zufrieden, und der Dichter war es doppelt. Was kann man mehr verlangen?

Ja, der Dichter war doppelt glücklich, denn Doktor Laz klopfte ihn, wie zum Ritter schlagend, auf die Achsel, also sprechend: „Nun lieber Schulmeister, Ihr seyd ein ganzer Mann, schon jetztund ein poeta laurentus. Ich wünsche Euch Glück."

Worauf Ferdinandus: „„Auch ist es Uns lieb, daß wir wieder einmahl Gelegenheit haben, Eure gottseligen und rechtgläubigen Gesinnungen zu beloben. Ihr verstehet Uns ja wohl. Die Zeit ist arg.""

Meister Schmälzel merkte den Stich recht gut. Meister Schmälzel war einiger Maßen ketzerisch an-

rüchig. Mehrere ſeiner Neider wollten ihn verſteckten Lutherthums zeihen, und das war kein Spaß. Überhaupt war der Mann beengt. Die Zeit- und Ortsverhältniſſe und ſeine Stellung als Schulmeiſter geſtatteten ſeinem Talent und Wiſſen nicht, ſich zu entfalten und zu veröffentlichen. Mehr als einmahl war er in Gefahr; und ohne ſeinen Beſchirmer Laz wäre es ihm vielleicht übel ergangen.

Im mannhaften, reinen Selbſtbewußtſeyn antwortete er ſeinem Monarchen: „Eure Majeſtät werden mich ſtets lauter befinden, wenn ich Allerhöchſtdieſelben auch nicht ſo lauter geſchildert werde, wie ich wirklich bin. Denn ich kenne kein höheres Glück, als ein rein Gewiſſen für dort oben, und für dießſeits meines huldreichen Landesherrn Gnade, ſo wie dieſem holden Öſterreich anzugehören, nahmentlich aber dem unvergleichlichen Wien, als feuriger und treuer Patriot.“

Ferdinand winkte mit der Hand zum Zeichen der Zufriedenheit und des Vertrauens.

Laz aber ſagte: „Wenn Eure Majeſtät geruhen, ſo wird dieſer Schulmeiſter Schmälzel, der wirklich ſtets als anhängliches Landeskind erfunden worden, Einiges aus ſeinem Lobſpruch der Stadt Wien vortragen.“

„Wir ſind es zufrieden,“ ſprach Kaiſer Ferdinandus in Heiterkeit. „Laſſet Uns den Eingang hören.“

Schmälzel erröthete vor Luſt, ſchickte den Famulus um das Manuſcript, und entfernte die, von den Prinzen und Prinzeſſinen mit goldenen Pfennigen beſchenkten kleinen Comödianten, auch den luſtigen kleinen Schweinichen mit dem Tröglein.

Der Poet las nun Folgendes ab:

„Man spricht: wiß kume nit vor jarn,
Ein jung gsel sol sich vil erfarn,
Nit alzeit hinter dem offen sitzn,
Negel abschneiden, höltzlein schnitzn,
Grillen stechen, fleugen schlaben,
Er wirt sunst jedermann verschmahen,
So er nichts ghört, nichts gesehen,
Was des orts oder dort ist gscheben;
Ein solcher gwißlich wais nit wol,
Wie man ein frembden halten sol;
Viel wenizer gmein nutz er khan
Durch sein erfahrung richten an. ꝛc. ꝛc.

Wir wollen die Leser mit dem ganzen Gedicht, das mit einer Lobpreisung Maximilians und Österreichs schließt, verschonen; aber nach dem damahligen Zeitgeschmack war es etwas ganz Absonderliches; man fand die Verse allerliebst, ja hochdichterisch, verblümt, erhaben und des Parnasses würdig.

Unter nachmahligen Beyfallsbezeigungen erhoben und entfernten sich die Herrschaften. Schmälzel aber streckte sich hin, auszuraſten von den Mühen des Tages, zu schwelgen im Glanz des neu errungenen Vertrauens, des hohen beneidenswerthen Glückes und Ruhmes.

Tags darauf beschied ihn Doctor Laz zu sich, und überreichte ihm vom Kaiserhofe aus ein Geschenk von zwanzig Goldgülden.

Es war aber dies nicht das erstemahl, daß Glieder des Hofes sich in die Schottenschule verfügt, den dortigen Comödien beyzuwohnen. Im Jahre 1515 war dieß der Fall mit der Erzherzoginn Maria, der Braut König Ludwigs von Ungarn. Es wurde ein von dem Schottenabte Chelidonius verfaßtes Stück aufgeführt, be-

titelt: „Voluptatis cum virtute disceptatio.“ Und wurde dieses Stück auch gedruckt bey Joh. Singriner in Wien. Es hat 6 Quartblätter mit drey Singchören und zwey Holzschnitten.

Nennen wir noch einige von Schmälzels gedruckten Stücken:

„Aussendung der Zwelffpoeten (zwölf Bothen, oder zwölf Aposteln) und des Reichen jünglings von wegen des gesetz, sambt dem jüngsten gericht, auß Mattheo und andere schrifften auf das kürzigist gezogen, für das Schulstürmen gehalten zu Wien, durch Wolfgangum Schmälzel den 12. Tag July im 1542.“

„Comödia der Hochzeit Cana Galilee, dem Ehstandt von Gott geordnet zu Ehren allen, gottfürchtigen, Christlichen Eheleuten, Gesellen, und Junkfrawen, die sich in die heyligen kommschaft geben wöllen, zu trost und underricht, allen bösen, unzüchtigen, halsstarrigen weibern zur besserung gehalten zu Wien in Österreich durch Wolfgangum Schmälzel von Kemnat Schulmeister zum Schotten daselbst. In dem 1543.“

„Eine schöne, kurze und Christliche Comödj von dem plint gebornen Sonn. Joann. 9. allen christen nutzlich zu lesen. Durch Wolfgangum Schmälzel 1543.“

Schmälzel's Lobspruch auf Wien hat die Aufschrift:

„Ein Lobspruch der hochlöblichen, weitberühmten Stadt Wien in Österreich, welche wider den Tyrannen und Erbfeind Christi, nicht die wenigste, sondern die höchste Hauptbefestigung der Christenheit ist. Sr. röm. kaiserl. Majestät ꝛc. unsern allergnädigsten Herrn zu Ehren beschrieben durch Wolfgangum Schmälzel, Schulmeister zum Schotten und Bürger daselbst im Jahre 1548.“

Wie der Schulmeiſter Schmäzel anſonſt beſchaffen.

Darüber haben wir unſere eigenen Gedanken, nähmlich dieſe:

Die Wohnung des Magiſters Schmälzel befand ſich im Schottenkloſter ſelbſt. Da hatte er eine Stube und eine Kammer inne.

Die ziemlich geräumige Stube war nicht ganz hell, denn die zwey Fenſter aus kleinen runden, bleygefaßten Scheiben waren kaum zwey Schuh hoch. Das Geräthe beſtand aus einer ſehr großen, plumpen Bettſtelle, aus einem Tiſch und zwey Bänken, einem Lederſeſſel, einer Truhe, einem Schragen und einem Muſikpulte, Alles von weichem Holze und unangeſtrichen. Auf dem Tiſche mit ſeinen Büchern und Schriften ſtand ein Cruzifix, und eine kleine, längliche, eiſerne Lampe. An der Wand ober dem Bette hing ein Öhlgemählde, die heilige Dreyfaltigkeit vorſtellend; dicht am Thürpfoſten ein irdenes Weihbrunnkeſſelchen, und darüber eine kleine Handzeichnung unter Glas und Rahmen, deren Gegenſtand Heinrich Jaſomirgott war, nähmlich die Scene, wie er fliehend aus der verlornen Mährer-Schlacht, mit einer morſchen Brücke zuſammenſtürzt und da ſein koſtbares Leben einbüßt. An der Wand neben dem Arbeitstiſche hingegen zwey Bakel, auch Ferl oder Batzenferl genannt, dann ein Borſtwiſch. Die kurzen Vorhänge der Fenſter und die Überdecke des Bettes waren von dunkelgrüner Leinwand. Auf dem Geſimſe des großen, grünen Kachelofens ſtanden einige Töpfchen. Die weiß getünchten Wände waren rußig, da der Ofen rauchte. Der Fußboden beſtand aus Ziegeln, der

Länge nach aufrecht geſtellt. Unter dem Tiſche und am Bette war eine Binſenmatte aufgebreitet. Nicht zu vergeſſen, daß von Innen auf dem oberſten Falz der Thüre, mit Kreide gezeichnet, ein großes C. M. B. angebracht war. Eine Uhr hatte er weder, noch brauchte er eine. In der fenſterloſen Kammer befand ſich nur eitles Gerümpel. Es war aber dieſe Kammer zugleich der Karzer, oder der Kotter, „das Köderl“ für ſtraffällige Schüler.

Meiſter Schmälzel pflegte um 5 Uhr aufzuſtehen, Sommer oder Winter. Nachdem er ſein Morgengebeth verrichtet, nahm er ſein Frühſtück zu ſich. Es beſtand aus Milch oder Obſt, im Winter aus einer ſchwachen Bierſuppe und einem kleinen ſchwarzen Wecken. Dann ging er an die Arbeit, zuerſt an ſeine Lehrſachen, hernach an muſicaliſche Compoſitionen, an die Poeterey zuletzt. Dieſe Geſchäftigkeit währte bis zur Schulſtunde, wo ſein Famulus Conrad ihn abhohlte.

Das Mittagsmahl nahm er um 11 Uhr ein, und zwar auf ſeiner Stube. Es beſtand aus Suppe, Gemüſe, einem kleinen Stücke Rindfleiſch, ſchwarzem Hausbrod und einem Schoppen Kloſterwein, den er mit Waſſer vermiſchte. An Donnerstagen gab es, wie an Sonn- und Feſttagen, ein Stück Braten, Wildpret oder Gebackenes. Vor und nach dem Eſſen bethete er mit dem Famulus, der ihn bediente. Das heilige Kreuz, mit dem Beyde ſich bezeichneten, war das lateiniſche.

Um 12 Uhr machte er dem Herrn Abte Gnaden, dem Herrn Prior und andern geiſtlichen Herrn des Kloſters ſeine Aufwartung, und erkundigte ſich nach ihren Befehlen und Wünſchen.

Dann machte er Ausgänge im Auftrage ſeiner Obern

oder des Schulweſens, oder in eigenen Angelegenheiten. Gewöhnlich war er längſtens um 2 Uhr wieder zu Hauſe und an ſeinem Arbeitstiſch bis zur Stunde des Schulunterrichtes.

Um 5 Uhr nahm er einen kleinen Imbiß zu ſich, ein Stück Brod, getunkt in einen Becher ungewäſſerten Weins, entweder zu Hauſe oder beym »Lampel« in der Naglergaſſe, wo er ſeinen guten Freund, den Stadt-Ingenieur Hirsvogel, zu treffen pflegte. Der war gar hoch geehrt und beliebt bey Jedermänniglich. Er hatte viel zu thun mit Ausbeſſerungen der Stadt, beſonders der Feſtungswerke, die bey der türkiſchen Belagerung 1529 ſo ſehr gelitten hatten. Ganz neue hatte er vorgeſchlagen, die zur Ausführung kamen. Mit dieſem würdigen Mann verplauderte Schmälzel gar manches Stündlein, ein paar Schoppen Gumpoldskirchner dabey leerend. Der klöſterliche Hauswein wollte ihm ohnedieß nicht recht munden.

Häufig zog es ihn auch in die Trinkſtube beym ſteinernen Kleeblatt unter den Lauben, nicht weil es da von allerley auch zugereiſetem Volk und luſtigen Geſellen ſehr belebt war, denn derley liebte er nicht; ſondern einer eigenen Urſache halber. Und war dieſe Urſach des Wirthes Wallakratſch eheleibliche Tochter, Jungfer Thecla, auch ſo blauäugig, blond, hochgeſchoſſen, voll und züchtig, wie der Meiſter Schmälzel ſelber.

Oft ſpazierte er abſichtslos in der Stadt herum, beſuchend Dieſen und Jenen. So den berühmten Doctor Lazius, ſeinen freundſchaftlichen Gönner, der große Stücke auf ihn hielt und ihn ermunterte, in ſeinen dichteriſchen Arbeiten, zu denen er ſo viel Talent beſaß, rüſtig fortzufahren, ihn auch des Öftern und Erdringlichſten erinnerte, ſich von dem Umgang mit den vielen Luthera-

nern fern zu halten, ob deſſen er ohnedieß ſchon ſtark anrüchig ſey. Laz erzählte ihm eines Tages, daß er dem Nibelungenlied auf der Spur ſey, was denn die Neugier des Wieneriſchen Hanns Sachs gar hoch ſpannte.

Zuweilen ſprach er bey dem Buchhändler Spannring im Baſiliskenhaus in der Schönlaterngaſſe ein, zu ſehen, was es an neuen Reimwerken gäbe. Ach, Boner's Edelſtein hätte er ſich ſo gern gekauft, aber der Preis eines Goldguldens war ihm zu hoch. Der Herr Abt kein großer Freund der Wiſſenſchaften, inſonderheit der Poeterey, wollte ihm nicht aushelfen; und ſich Laz oder Hirsvogel, oder wohl gar dem Wallakratſch anzuvertrauen: deß ſchämte er ſich jungfräulich.

Häufig wandelte er außerhalb der Stadtmauer einher, theils Reimlein ausfindig zu machen für ſein großes Carmen: Lob und Preis der Stadt Wien, und ſelbige auf das Pergament ſeiner großen Schulmeiſter-Schreibtafel zu notiren; theils aber ſich an dem Anblick der herrlichen Weingärten zu laben, welche ſchon hart vor der Stadt begannen, denn er liebte gar ſehr einen hellen Becher, und gedachte in lebenskräftiger Phantaſie des unter den Leuten heimlich umlaufenden neuen Sprüchleins Doctoris Lutheri: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebelang.“

So wurde es denn 7 Uhr, die Stunde des Abendbrodes, aus nichts als einer Suppe beſtehend, zuweilen aus einem Stück Käſe und einer Pfennigſemmel, welche ſehr anſehnlich war. Mit dem Famulus, Nahmens Rzrzrzſch, der ein geborner Czaslauer, wurde dann geplaudert über allerley Dinge der Schule, des Kloſters, der Stadtneuigkeiten, der Erde überhaupt und des Himmels, von Engeln

und bösen Geistern, von den frisch attrapirten Hexen, von deren, und anderer Maleficanten Hinrichtung auf der Gänsweide mittelst Räderung, oder Scheiterhaufen, oder Schwertesschärfe. Viel und tief ward da erwogen im Betreff der Gespenster, so gar zu häufig spukten; und so kann man leicht denken, daß es bald halb 10 Uhr wurde, die Zeit des Schlafengehens, wornach denn das Tagewerk mit einem gemeinschaftlichen Gebethe beschlossen ward.

Meister Schmälzel war allgemein geachtet und geliebt; von seinen Zöglingen aber wurde er fast angebethet, denn er war gerecht im Belohnen wie im Strafen. Brave Schüler beschenkte er mit Heiligenbildchen auf Papier, schwarz oder illuminirt, je nachdem; mit gefärbten Hühnerfedern, auch mit gedruckten geistlichen Liedern; den Schülerinnen aber räumte er keinen Vorzug ein, selbst wenn sie Thecla hießen, ja selbst nicht der leiblichen jüngern Schwester seiner eigenen Thecla, der Kunigunde Wallakratsch, so ein gar artig schwärzliches Ding voller Schalkhaftigkeit und Kurzweil war.

An Sonntagen, nach der Christenlehre, nahm er einige der fleißigsten und sittsamsten Zöglinge mit spazieren. Da kaufte er ihnen etwas Obst oder einige Bretzel, oder tractirte sie wohl gar mit einem Schluck Meth im Schankhause beym süßen Löchel, dessen Gasthälter ein leiblicher Bruder des Wirthes beym steinernen Kleeblatt war. Jungfer Thecla kam auch manchmahl dahin, aber in Geschäften, denn in den Tagen der Firmung und anderer heiliger Feste, z. B. der Kirchweih, wo beym süßen Löchel ein großes Lebkuchen-Zelt aufgeschlagen ward und es im Keller selbst sehr viel zu thun gab, pflegte sie zu kommen und dem Personale des Ohms, so Wittiber, auszuhelfen.

Wie sie dabey so rührig, geschickt, umsichtig und freundlich, auch klug und sittig mit jedermänniglich hantirte, waltete, schaffte — selbiges anzuschauen, gereichte dem Meister Schmälzel zu unbeschreiblicher Herzenslust. Er verfertigte auch gerne die Verslein auf die großen Herzen, wie auf die kleinen Päckchen dieser Waare, und half oft mit, auf der blechernen Schaufel jene kleinen Quadrate abzuzählen, die man „Schiffel“ nennt.

Es geschah auch nicht selten, daß er mit verdienten Schülern weitere Ausflüge machte, und da war es ihm am liebsten nach Hernals. Dort hatte er viele Bekannte; dorthin ging er oft ganz allein, und besuchte, aber nur, nachdem er sich vorerst scharf umgesehen, ob ihn nicht Jemand bemerke, den Herrn von Jörger, denn dieser war ein starker Lutheraner. Als er einst, im abendlichen Dunkel den Doctor Laz im traulichen Closet des Herrn von Jörger, die lutherische Bibel in Folio mit den vielen Holzschnitten, die schöne Hanns Lufft'sche Auflage auf dem Tisch antraf, wie sie eben über den Text der Evangelien disputirten: nun, da gab es eine curiose Scene. Aber zuletzt verständigte man sich.

Die Strafen bestanden aus Batzenferlstreichen, Knieen, aus Hunger und Kotterl; die Mägdlein erhielten die Ruthe. Von den Schülern des Magister Schmälzel haben wir in der kleinen Schilderung: „Wien's Hanns Sachs,“ schon Einige genannt. Vielleicht fallen uns aber noch andere ein; sehen wir zu! Denken wir ein wenig nach! wie könnten deren noch benahmset gewesen seyn? Zuerst, wie billig einige Mägdlein: sagen wir, als: die Lamperpertschinn (wollte vom Adel seyn: „von“ Pamperletsch; in Gottes Nahmen!) war ein gar stolz Stückchen, und

naſchte gern; die Knödelberger, ein gut hectiſches Dirnelein, ſehr fromm; die Raunzerinn, eines Geiſtbrenners Range, war auch oft benebelt, ſonſt fleißig und keck, aber ein tugendlich Gemüthlein; die Gſchwufingerinn, hausbackig, hatte einen Stelzfuß, roch abſcheulich aus dem Maul, war klug und brav; die Gwandelhuberinn, nett und zierlich, eine Blondine und doch voll Feuer, bekam, wie es irgendwo heißt, ſchon in der erſten Claſſe immer die dritte; dann die Pfitſcherpfeilinn aus der Bognerſtraße, war ein ſpitzig und ritzig, witzig und hitzig Ding, naſeweis, zänkiſch, eine kleine Schnipferinn voll Schliche, war oft im Kotterl; hernach die Haderſchnipflerinn, brunett, großaugig, vollhaarig mit einem Schnurbärtel, etwas hinckend vom chirurgiſchen Ferſenbrand, voller Talent, aber gerieben, ſchlau, verſchmitzt und arbeitſcheu, genäſchig, verſchwenderiſch, halb und halb verfehmt; die Wallakratſchinn, die Gundel, die kennen wir ſchon. Nu, was die Jüngelchen betrifft, ſo fallen uns ein: Der Plaramenter, ein abſcheulicher rothhaariger Range, mit drey Augen, was ſich verflucht ausnahm; er bekam immer Eminenz; der Hahnjagler, eine kleine Blutwurſt immer nagend und freſſend, aber ein guter Lerner; der Buglade, ſchlanker Junge, ſchon 21 Jahre alt und nichtsnutzig, zerriſſen im Geſicht und am Leibe; der Wallakratſchinn Vetter: Wenzel Kralawatſch, der braoſte aller Schüler, auf den Magiſter Schmälzel, wie auf alle Böhmen und Mährer, am meiſten hielt, ſagend: »das ſeynt die beſteſten Köpf, das.« Nehmen wir noch, dann wird es genug ſeyn, den Mauſchelhofer, der war ein gewäſſert Jüdlein.

So ungefähr verhielt es ſich mit des Schulmeiſters

Schmäzel, quartierlichen, hantir- und reputirlichen Sachen.

Augarten-Vision.

O Augarten! O Prater!

O Prater, Du Erstgeborner: wo sind Deine schönen Tage: »Les jours de fêtes:« sont-ils passés? Wenn der Ostermontag nicht mehrere Wochen nach dem Pfingstmontag verschoben, der 1. Mai nicht auf den 1. August verlegt wird: kannst Du Dein sinkendes Daseyn noch fristen? Denn siehe, o Prater: schon beginnt das liebe Wildpret seine ursprünglichen Rechte geltend zu machen. Schon zählst Du mehr Hirsche als Leute! Ein Blick hinüber auf Deinen unmittelbaren Nachbar, auf Deinen neun Jahre jüngern Bruder den Augarten, muß Dich mit niederschlagenden Ahnungen erfüllen. Laß Dich bemitleiden.

O Augarten: wo ist Dein Glanz? Athmest Du denn noch? O kaum, o Augarten: wo ist Deine strahlende Glorie, wo sind die Triumphe, wo ist der leuchtende Ruhm, der Dich erfüllte, als jener große Mann noch war, der Dich in's Leben gerufen, und Leben und Pracht in Dich selber mit schöpferischem Hauch! O Augarten, dahin sind Deine goldenen Tage; verlassen bist Du und einsam; eine gefallene Größe. Dein Viereck mit seinen kleinen Quadraten gleicht einem Schachbrett ohne Figuren. Nichts bist Du mehr, als eine große Trauerweide; ein noch größerer Schatten ohne lebendiges Licht. O Augarten: laß dich beweinen?

Sonst, damahls: welche Welt von Herrlichkeiten! Den ganzen Tag über hattest Du Besuch; des Morgens,

des Abends viele Hunderte von Gästen. War ein Sonntag, ein Feyertag: da dehnten ſich Deine Räume: die Blüthe der ſchönen, der eleganten, der vornehmen Welt ergoß ſich, ſtrömend, fluthend nirgend hin als in Dein paradieſiſches Viereck. Tauſende, viele Tauſende ſeidener Damenſchleppen rauſchten mit Deinen ſchattenden Zweigen um die Wette; es war die blendendſte Redoute von der Welt. Aber erſt im Beginn des Frühlings und an der Neige des Herbſtes nun, war es da möglich, durch das Menſchengedränge zu gelangen, ohne zerriſſene Kleider, ohne verwüſtete Friſur! Nein, es war nicht möglich. Jedenfalls mußte man einen Fächer, einen Galanterie-Degen oder einen Chapeaubas einbüßen. Die beſuchteſte Faſching-Dinstag-Redoute, wo man erſtaunlich viel „Vergnügen ausſteht,“ iſt nichts dagegen. Auch jene Unzahl wahrer oder eingebildeter Patienten, die ihr Mineralwaſſer nur im Augarten trinken konnten, wo iſt ſie? Und dann, wo iſt, o Augarten, jenes Heer flötender Nachtigallen, die der zartfühlende „Schätzer“ dieſer Wandelnden fort und fort ankaufen und da ausfliegen ließ?! Alles iſt nun dahin, dahin!

Aber noch ein Mahl will ich in Dir wallen, Du Aufenthalt ſo vieler Anmuth, Schönheit, Pracht und Luſt! Das Wetter iſt ſo entzückend; das Gedränge der Beſucher noch erträglich. Von der Schwelle der Saalthüre überſchau' ich mit Behagen dieſe Flora der ſchönen Welt. Ich trete ein, gleichzeitig mit mir ein Mann, den ich kennen ſoll! Richtig, es iſt Brambilla, der Leibarzt des Kaiſers. Warum aber iſt er ſo in Haſt? Er ſcheint in Angſt! er eilt rechts dem kleinen Wohnhauſe des Kaiſers zu. Ich bebe!

Nein, nein, dort wandelt der angebethete Joſeph rüſtig und heiter einher. Eine Roſe aus ſeinem Gärtchen

in der Hand, spricht er seiner Weise nach laut und hastig. Aber wie sein blühender Teint schon in arges Rothbraun sich verändert! Und die leidige Perücke: wie entstellend für das edle Haupt! Der braune Frack, der gestülpte Hut voll Staub; das schwarze Halstuch, die strohgelbe Weste in Unordnung; die bespornten Stiefel schmutzig? Gewiß kommt er so eben von der Reiherbeitze?

Aber gleichgiltig kann es nicht seyn. Brambilla redet, ehe das kaiserliche Wort es ihm geheißen. „Euer Majestät," sagt der Leibarzt, ich eile herüber von der Josephs-Akademie. Ich höre, ein Unfall; der Rappe ist zu feurig; Euer Majestät sind doch nicht beschädigt?"

„Es ist nichts, mein Lieber," sagte der Kaiser mit seiner hellen, durchdringenden Stimme. „Der Fürst Kaunitz, dieser berühmteste Reiter auf Erden, machte seine Künste, und mein Rappe ward eifersüchtig. Eine halbe Secunde lag er mit mir im Staube. Kein Wort mehr davon; ich bitte. Doch, reden wir nicht so laut; Kaunitz schreibt da drinnen. Was haben Sie da für eine Schrift?"

„Es ist der Katalog der Barth'schen Präparaten-Sammlung," antwortete Brambilla.

„Gut," sagte der Kaiser, „sie ist gekauft. Die 2000 Ducaten beheben Sie noch heute. Die Sammlung mache ich der medicinischen Facultät zum Geschenke."

Indem trat der Fürst Kaunitz aus dem kleinen Hause, ein Schreiben in der Hand. Er übergab es dem Monarchen. Brambilla entfernte sich, und ging in den kleinen Blumengarten. Nachdem der Kaiser das Schreiben durchgelesen, gab er es dem Fürsten zurück, und sprach: „Ich bin nur neugierig, was dieser Rohan noch

Alles anſtellen wird. Dieſe Geſchichte erinnert mich an ſeine Etourderie bey ſeinem Einzuge in Wien, wo er auf dem Graben ſilberne Hufbeſchläge verlieren ließ. Die Sache kann ernſthaft werden; ich bedaure meine gute Schweſter. Wenn man ſie nur nicht wieder verkennt."

Der Fürſt enthielt ſich jeder Entgegnung. Er beſchränkte ſich mit ſeinen ernſten, geiſtüberſtrömenden, klaren Augen wie fragend in die lebenflammenden ſeines erlauchten Gönnerfreundes zu blicken. Schnell aber abgehend, langte er aus der Bruſttaſche ſeines violettfarbenen Sammtrockes einen verſiegelten Brief. Ihn dem Kaiſer überreichend, ſagte er: „Dies vom großen Johannes Müller an den großen Joſeph."

Der Kaiſer war freudig überraſcht. Er las das Schreiben und küßte die kleinen Buchſtaben und engen Zeilen. „Wie er es mir," bemerkte er lächelnd, „noch immer nicht verzeihen kann, daß ich damahls den Mann von Ferney nicht beſucht! Nun, nun, es hatte ſeine abſonderlichen Gründe. Aber ſagen Sie mir, lieber Kaunitz, iſt das nicht unſer alter Türkenheld, der da heran kommt?"

Und in der That, er war es. Als er bemerkte, daß der Kaiſer ihn wahrnehme, zog er den dreyeckigen Hut, ſo ſchnell, daß eine Wolke von Puder aufflog; und ſeine mächtigen, vorſpringenden Augenbrauen bedeckte. „Willkommen, Held Loudon," begrüßte ihn der Monarch. So geſchwind ſchon von Hadersdorf hier? Können Sie denn meine Einladung ſchon erhalten haben?"

„Eurer Majeſtät Ordre, und mein erbeuteter Araber können fliegen. Ich bin zu Allerhöchſtem Befehl."

„Sie ſollen," ſagte der Kaiſer, deren noch mehrere erbeuten, mein lieber Feldmarſchall. Wiſſen Sie, um was

es gilt? Held Loudon muß noch einmahl gegen den Halbmond, und wenn auch sein Freund Gellert dagegen protestirt! Mein voller Ernst.“

„Dann auch der meinige,“ entgegnete Loudon sich verbeugend. Euere Majestät: ich bin gerüstet.“

„Das Weitere bey Tisch,“ setzte der Kaiser hinzu. „Für jetzt, meine Herren, sehen Sie, Brambilla gibt schon tausend bittende Zeichen, will ich ein wenig rasten.“

Der Kaiser entfernte sich in das kleine Haus; Brambilla folgte ihm.

Kaunitz und Loudon begaben sich in das Gärtchen, über den ausbrechenden Türkenkrieg verhandelnd.

Ein Tag in Baden; vor 40 Jahren.

Ein Tag: also 4 — 5 Stunden. Vor 40 Jahren hatte in Baden der Tag nicht mehr als 4 — 5 Stunden, wie er jetzt 14 — 15 Stunden hat. Die Zeit hat kein Gesetz mehr.

Die gewöhnliche Fahrgelegenheit war in der Kärnthnerstraße beym Greif, nachmahls zum Erzherzog Carl genannt, wie noch jetzt, und wie es bleiben sollte, immer und ewig zum Erzherzog Carl, wie das welthistorische Charakterbild des erhabenen Originals selbst immer und ewig. Schon einen Tag, 2 Tage vor der Abfahrt mußte man sich eines Platzes versichern. Man erlegte 12 alte, abgegriffene Silbergroschen. Also: übermorgen um 7 Uhr? „Puncto 7.“ Gut! Man ist schon um drey viertel da. Um halb acht, nach und nach sind auch die übrigen Passagiere da, ist sogar der Wagen selbst schon da, und was für ein Wagen: damals für vier Personen, jetzt für zwölf, ein

kleines Haus auf großen Rädern. Rings um den Wagen, unter dem Thorwege Kisten, Colli, 6 — 10 Koffer und Haubenschachteln, Hausrath aller Art, ein Clavier; und endlich sind auch diese blinden Passagiere aufgepackt, in Ketten gelegt; man kann den Leuten im ersten Stock in die Zimmer schauen. Noch zwey Koffer auf das Dach; noch zwey Koffer zwischen die Füße des Kutschers. Es schlägt 8. Pünktlich um 8 Uhr beginnt die Fahrt; und da es im Schritt geht, kann man mit Zuversicht annehmen, daß sie noch denselben Tag beendigt seyn werde. Immer im Schritt bis auf den Wienerberg; es geht ja immer sanft bergauf. Um 10 Uhr in Neudorf; da ist Station, den classischen Bratwürsten zu Ehren ein bescheidenes Ständchen. Pünctlich schlägt es 1 Uhr, wie man bey dem massiven mitteralterlichen Stadtthore (o wo bist Du, liebes malerisches Thor!) einfährt. Länger hält man es nicht aus; man entspringt dem Frachtwagen. Kutscher, Trinkgeld da! Ein Poltrakenstück, oder sechs Pfennige.

Noch einen verschlingenden Blick auf das pittoreske Stadtthor! Vor der Kirche ein kleines Haus: Chirurgus Stuhlhofer. Rechts einbiegend, der Kirche gegenüber sehn wir ein neues, großes, noch nicht fertiges Gebäude: die Redoute. Etwas rechts hinauf ein Kirchhof, der eben umgegraben wird, Wohnstätten für Lebendige zu tragen. Wir steigen in dem Redoutebau herum; da ist das nette Theater. Auf einer Bank an der Pforte sitzt ein alter Mann und trinkt schluckweise an einem Seitel Bier; der kleine dicke Schluker heißt Wilhelm, heißt der Eigenthümer des Redoute-Gebäudes. Er sitzt da ohne Hut, hat eine uralte Perrücke auf, trägt einen uralten, grauen Überrock, ist rothwangig, wohlgenährt; sieht aber sehr melancholisch aus.

Das Seitelglas steht einsam neben ihm auf der Bank; Spuren von Brod und Käse darneben. Vielleicht des Mannes Mittagsmahl?

Sehen wir, was heute gespielt wird! Da ist der Pflock mit der Comödientafel. Der Zettel ist ein Kleinquartblatt, aber auf Schreibpapier. Welcher Luxus! Nicht doch, welche Ökonomie: er ist geschrieben. Man gibt Schillers Räuber (abgekürzt); vorher „die Cavallerie zu Fuß.“ Da kommt der Theatermahler Wild heran gerannt; Wild die große, knochige, hagere Don-Quixote-Figur mit dem aschgrauen, verrauchten, farbenschmierigen, langen Gesicht, den ganzen Tag die Pfeife im Mund; mit der zerrissenen, besudelten, grauen Jacke, den löcherigen Stiefeln; wenn nicht athemlos herum laufend, wenn nicht klekfend: auf dem Billard liegend, Melange stark weiß schlürfend. Das Costüm der Räuber war aus den ersten Neunzigerjahren. Carl Moor, von dem schwarzbärtigen heiser bellenden Schuster gegeben, trug einen dunkelblauen, engen Schleppfrak, dessen Aufschläge und Kragen krebsroth (wie man die Franzosen abzumahlen pflegte) eine lange schwefelgelbe Weste, kurze knappe, schwefelgelbe Hosen, eng anliegende, hirschlederne Stiefel bis über die Kniee, ziemlich langen Zopf, gepudertes Haar. Sein Herr Bruder rosenroth seidenes Staatskleid, Haarbeutel; einen gewaltigen ausgestopften Buckel. Amalie mit einer Bouffante. Die Herrn Unterräuber, costümirt wie ordinäre Tagwerker, hatten auch derley Frau Unterräuberinnen bey sich. Zu lachen hätte Niemanden einfallen können; Alles war gerührt; es wurde ansehnlicher geweint, als jetzt; aber auch ärger gelacht als jetzt bey der Cavallerie zu Fuß, die so sehr gefiel, daß sie jede Woche gegeben werden mußte. Fenzl, im Besitz ei-

ner unermeßlichen Schaar von Kindern, war Arrangeur; Wilhelms Neffe, ein sehr hübscher junger Mensch, war Tänzer. Waffen, Costümstücke, allerley Geräthe wurden von den Einwohnern oder Gästen ausgeborgt. Ach, Du liebe, unvergeßliche Cavallerie zu Fuß; warum manövrirst Du nicht mehr! — Baron Zinnegg (Zinneck?) als er das Theater übernahm, machte dann trotz seiner Krüken die rechten kunstentsprechenden Schritte: er pocornyirte schon.

Wir bedauerten, an der Räuberey nicht Theil nehmen zu können, und setzten unsern Weg in der Wienergasse fort. Siehe da: eine Buchhandlung in Baden, zum ersten Mahle! Auf dem Gassenladen des alten Bogneri'schen Hauses eine Tafel: Geistingers Buchhandlung. Da Sonntag, war sie geschlossen; Niemand vom Personal zu sehen. Wir gucken durch den Thorweg in den Hof hinaus; rückwärts, hier in der Stadt, noch ein Weingarten beym Hause, wie es ein Paar hundert Jahre früher noch in Wien selbst. Jetzt Alles vermauert; wie die Weingärten nächst Wien, um die der ganze Norden uns beneidet, beginnen, rererdäpfelt zu werden.

Wir sahen nach der Uhr. Höchste Zeit war es in den Park. Der Park? Wo ist denn der Park? Wir waren schon im Park. „Sie sind ja schon da" belehrt man uns. Ja so! Nun sahen wir den Park vor lauter Bäumen; Badner Park, und Schönbrunner-Garten: charmant. Der Park strotzte von Leuten. Eine sogenannte Harmonie von 6—8 Blase-Instrumenten ließ sich hören. Viele Hunderte von schwitzenden, bestaubten Wienern waren so eben angelangt, jetzt aber in voller Parade. Man war beym Hirsch oder sonst wo abgestiegen, sich zu säubern, sich parkmäßig zu adjustiren. Wir drängen uns herum, die Leute grüßen sich; die Wiener sich freund-

lich zunickend, zulächelnd, wie erfreut, sich nach so langer Zeit hier wieder zu sehen, in Baden, im Park, wie nach Jahren irgendwo zufällig in Amerika. Und dann erst Tags darauf, auf dem Stephansplatz und dort und da: „Sie, Sie, gestern habe ich Sie in Baden, im Park gesehen!“ Es war Mode, sich Sonntags im Badner-Park zu sehen, und es sich Tags darauf in Wien als eine Neuigkeit zu erzählen. Man hätte die schönsten Bekanntschaften machen können; man hatte die Laune, sie zu machen; man machte sie; man hatte gar keine Unbekannten; es gab gar keine derley. So naiv war Alles.

Nun sind wir im Kiosk! Athmen wir; nehmen wir eine Prise. Gratuliren wir uns! Das Gedränge wird immer ärger; man geht nicht mehr; man wird getragen, wie in der Chaussée D'Antin. Wer aber mag der seyn, der da getragen wird in dieser ungeheuren Portechaise? Der Tragsessel hält gerade an dem vordern Eingang unsers Tempels; einen gigantesken sehr bejahrten Mann hebt man heraus, und pflanzt ihn auf einen bereit stehenden Stuhl. Es ist der hochbetagte Baron Gontard, Compagnon des Grafen Fries; er hat hier seinen festen Platz; staubgrau sein Antlitz, sein Haar, seine Kleider; er athmet noch. Damen, blühend, junonisch, wogend an seiner Seite. Fort, fort, o Freund, das Bild tödtet!

Man trägt uns aufwärts zum Tempel des Äskulap. Das ist der Erasmus mit seinem Gedärm, sagt eine dicke Bierwirthin zur Mamsell Tochter; der Tempel ist nicht schlecht. Schau schau! — Man trägt uns umher; vor lauter Leuten sehen wir keine Leute. Nur ausgezeichnete, hervorragende Gestalten unterscheidet man. Den Feldmarschall Würtemberg, den Athlethen, strotzend von Kraft und

Feuer. Mit welchem Muth er vor ein paar Jahren in's Wiener-Aufgeboth, dann an seine Spitze trat. Wäre es nur zum Ernst gekommen; er ist ein Seitenstück zum Löwen Moritz Liechtenstein dort.

Man hört nicht auf, uns zu tragen. Wir kämpfen uns durch: Luft, Luft: Wir klettern die Lang'sche Anlage hinan. Sitzplätze hier, Luft, Licht, Aussicht! Erholen wir uns!

Das Publicum beginnt, sich zu verlieren. Tischzeit ist. Brechen wir auf! Den Park durchschreitend begegnen wir einem lieben Freund: der schließt sich uns an; willkommen. Ihr wollt essen, aber wo? Im Hirsch, im Löwen, bey der englischen Köchin, im Schwan, im Adler; nirgend, nirgend mehr ein Platz, zumahl für drey. Aber bey meinem guten Humpel da draußen! Gut!

Auf dem Wege machte uns der Freund auf zwey Männer aufmerksam. Der eine von gedrungenem Körperbau, mehr groß, stark, fast aussehend, wie aus Eisen gegossen oder gehämmert, gewiß voll herculischer Muskeln und Sehnen; ein braunes bronzenes Gesicht, blatternarbig, auf Stöcken mühsam gestützt, schwer aber doch kräftig einherschreitend, war der Baron Plächl, der Tapfersten Einer, Theresien-Ritter, auch Inhaber der goldnen Kriegs-Ehren Medaille (wie nicht gar lange darauf, Erdmann, Moritz Liechtensteins Adjutant). Ich zog den Hut. Er lebe! Und dem Himmel sey Dank, er lebt noch, obschon damahls gewiß schon ein starker Dreyßiger. Noch schreitet der eiserne Mann rüstig und wacker einher auf Wiens Promenaden, wie vor 40 Jahren in Baden. Der Andere klein, blühend beweglich, in jungen Jahren, mit einem gekürzten Fuß, der abgeschnittene Hutdeckel an Drähten hinauf gerückt, daß die

Luft durchſtreiche: der ruſſiſche General Brown. Es iſt etwas Seltenes, daß er zu Fuß. Seine Pferde, ſeine Equipagen von höchſter Eleganz, von äußerſter Koſtbarkeit. Schon um 5 Uhr des Morgens fuhr er aus, ſtets durch die Wiener Gaſſe hinaus. Er wohnte auf dem Platz, im Eckhauſe der Waſſer-Gaſſe. Sein Weinlager war präziös. Vom Geiſtinger'ſchen Geſchäftsführer läßt er ſich auf die Bouteillen caligraphiſche Etiketten ſchreiben. Der bringt ſie; der Graf zieht aus einem Pack neuer Bancozettel einen Griff auf's Ungefähr heraus; das iſt das Honorar. Allen Reſpect.

Bey Humpel mußten wir im ſchmalen Hofraume ſitzen; aber Alles war gut. Schon 3 Uhr; beynahe höre ich ſchon einſpannen. Punct 6 Uhr beginnt die Rückfahrt. Wir erhoben uns. Am Hausthore begrüßte uns der nachmahlige Bürgermeiſter Mayer; der nebenan ſein Haus, einen ungariſchen Weinſchank hat. Ein freundlicher hübſcher Mann, der etwas Literatur trieb, mehre Jahre ſpäter zwey Bändchen recht gute geſchichtliche Miscellen über Baden heraus gab. 1809 beſtand er Lebensgefahr. Ein beſſerer Öſterreicher als ſein Ungar im Keller, hatte er allerhand Austrinen verſteckt, oder Sonſtiges gethan oder unterlaſſen, ſo beym Feind verpönt. Der Herr Bürgermeiſter ſollte füſilirt werden. Es wird ſchon angeſchlagen, gezielt. Aber plötzlich redet der Exponirte noch einmahl zu Gunſten ſeiner Unſchuld und zwar auf Franzöſiſch. Die Franzoſen ſind überraſcht; der Commandirende geht in ſich; der Bürgermeiſter wird pardonnirt. Dies erzählte er mir ſelbſt. „Ja, ich ſprach damahls noch franzöſiſch: das rettete mir das Leben!“ Warum denn nicht? War doch 1805 bey der ganzen Bürgermeiſterey und Magiſtratur in Wien

außer dem würdigen Rath Pöltinger vielleicht kein Zweyter oder kein Dritter, was weiß ich, der damahls schon französisch gesprochen. Aber freylich: das Mayerische »damahls noch!«

Der achtenswerthe Mann ging mit uns bis zum alten Rathhaus auf dem Platz. Er rief einen jungen Beamten, Ornauer, Glasersohn, etwas blind: er solle uns eine Fremdenliste geben. Die war in Speisezettel-Format und wie der Theaterzettel, geschrieben. Diese Listen wurden wöchentlich, auf Abonnement ausgegeben; monathlich einen Gulden. Derselbe Ornauer schrieb sie.

Wir waren an einem Eckhause vorbey gegangen, in dessen beyden Thorwinkeln zwey dicke große Männer saßen und Tabak rauchten. Das waren die alten Leibdiener eines recht alten Grafen Sternberg, der seit vielen, vielen Jahren Baden besuchte. Sein Wagen war einer, wie man deren jetzt nicht mehr sieht. Es war ein Solitärwagen, ein Bastard, der Kasten so schmal, daß nur eine einzige Person darin sitzen konnte, aber bequem, wenn man will, wie ein Schlafsessel. So eben ging der Doctor Schenk von dem alten Patienten heraus. Doctor Schenk war ein großer, stark gebauter, schöner Mann, mit etwas stark rothem Gesichte, frisirt, gepudert, mit bescheidenem Zopf; den Hut pflegte er in der Hand zu tragen. Weste, kurzes Beinkleid, Strümpfe von Seide; zwey Uhren mit langer Goldkette; Schuhschnallen bald von Silber, bald von Gold; goldene Tabatiere mit Edelsteinen besetzt, deren er, Dosen und Steine, in seiner Melkerhofwohnung ein ganzes Sortiment als Präsente besaß; an den Fingern, an der Brust blitzende Solitäre. Er war der eigentliche Badearzt, und verdiente, aber mit Recht, ungeheuer.

Heute trug er einen gelblichen Frak; jeden Tag der ganzen Woche einen andern von anderer Farbe, darunter auch roth. Doctor Schenk war unermüdlich, schon um 5 Uhr auf den Beinen; freundschaftlich; nicht eigennützig; affabel, belesen, heiter, interessant, Alles was die Ärzte seyn sollen und so selten sind. Sein Schwiegervater war der Syndicus Grundgeyer, ein großer, hagerer Mann, Hausbesitzer von Blumenstock, Vater von noch zwey Töchtern, ledig auch so schlank. Vom Lande war noch ein Arzt nach Baden gekommen, Doctor Tetzer, etwas Rival des Doctor Schenk. Anfangs machte er ein wenig Epoche; nach einigen Jahren nahm er ein tragisches Selbstende. Den merkwürdigen Chirurgen Roller, werden wir besuchen, sobald wir Caffeh getrunken haben.

Nun also: wo trinken wir Caffeh? Vielleicht da drüben im Casino, wo so eben der alte Fürst Batthyany mit seinem Sohn Billard spielt? Der höfliche Inhaber Otto winkt uns Bekannte wohl freundlich einladend hinüber; aber nichts da; hinaus in das neue Caffehhaus, zu Scheiner! Wohlan! Wir gehen bey seinem Schwiegervater vorüber, dem Glasermeister Ornauer, der zugleich die Post hat; ein rechtes Vorbild eines ehrsamen Stadtbürgers; gutbeleibt; seine kleine, dünne Frau Liebste steht unter der Thüre und schilt ein wenig. Und nun rasch zum Frauenthore hinaus in's Freye.

Gleich links ein ganz neues Haus »zur Landschaft.« Caroline Pichler wohnte die letzten Sommer darin. Der Buchhändler Binz hat es sich gebaut, oder seiner Tochter, der Frau des geschickten dortigen Chirurgen Schratt, dessen Sohn, Binzen's würdiger Enkel, ein guter Bücherkenner und starker Bücherbesitzer. Da sehn

wir schon, jenseits des Flüßchens, en face das ganz neu aufgeführte Caffehhaus des mächtig dicken, schwammigen, pausbackigen, schreyerischen, reichen Scheiner. Der Punct ist sehr klug gewählt. Alles strömte zu Scheiner, mußte zu Scheiner strömen; es war durchaus unausweichlich, wie bey Daum auf dem Milanoschen Kohlmarktpuncte. Miethwagen stellten sich gleich auf, die Leute dort- und dahin zu fahren; die aber blieben in dem neuen charmanten Caffehhause sitzen, und spielten Preferance den ganzen lieben Nachmittag, ganz à la Geflügelhändler Nitschner der Grau in Grau gekleidet, von Seide Alles, was von Seide möglich, mit vorspringendem Kinn und weißem Zopfe, den Ton angab. Nun, bey Scheiner, da gefällt es uns, trotz des Schwefelgeruches der gegenüber ausquellenden dampfenden Bäder. Die Lage ist übersichtlich, heiter; die Localität, die Einrichtung allerliebst; der Caffeh um 6 Kreuzer recht gut; die neue zarte Frau Scheiner mit ihren blanken Zähnen recht höflich, also viel höflicher als der Gespons. Alles recht schön; aber in Baden zählt der Tag nur 4 — 5 Stunden; schon höre ich anspannen. Lassen wir erst den carriereſausenden Reiter vorbey; dann weiter. Das ist der General Lindenau; zum Erstenmahle sehen wir ihn in Civilkleidern und zu Pferde, und in Carriere! Seltsam nimmt sich der runde Hut, der violetfarbne, langschößige, offene Frak aus; der pauvre angezogene Reitknecht auf dem ebenfalls vermagerten Rosse kann dem, noch eine kleine Elle langen, stattlichen, wagrecht fliegenden Zopf seines Herrn kaum folgen.

Wohin fliegt denn die Generalität? Gewiß nach Helena? Keineswegs! Schon steigt sie ab; sie geht in den Sauerhof auf Besuch. O Du altes Sauerhofgebäude: wie

geschichtlich nahmst Du Dich aus! Ein altes Herrenhaus, wie Scott sie schildert; eine Gattung Burg, massiv, grau und verwittert. Oder gleichst Du nicht vielmehr einem mittelalterlichen, befestigten Räuberwirthshause? Nun so geschah Dir recht, daß kein Stein auf dem andern geblieben. Indeß sehen wir noch zu guter Letzt Deinen alten, überhöflichen Pächter, den ehrlichen Christ, früher Jude, die schadhaften Beine schwer einherschleppend. Er begrüßt alle Welt; er ist die Lustigkeit selbst. Sein Pachtzins in vielen allerbesten Jahren war eine Bagatelle; der Mann ist reich geworden, was ihm Jedermann gönnte.

Jetzt schnell hinüber zu Rollet; vielleicht ist er zu Hause. Wir fragen die nächstbesten Leute, die da über den Steg herankommen. Wie? Richtig: der stämmig, vollwadige Spreitzer mit seiner stämmigen, hochbusigen Frau, das substanciöseste, kräftigste, blühendste Paar auf Erden, die Caffehwirthsleute von Guttenbrunn. Sie kommen heran, die Gebeugten, des siegenden Rivalen strozendes Glück von ferne zu schauen; sich alsbald klug zurück zu ziehen in die geringere, doch unbedrohliche Existenz einer Obsthütte auf dem Bauernmarkte. Also Rollet ist nicht zu Hause; der ist weit über Berg zu Dutzenden von Patienten. Der kleine, freundliche Mann, beweglich, theilnehmend, herzlich, curirt schon halb bloß durch seinen Anblick. Uneigennützig, und doch täglich zunehmend an Wohlstand, wandert er eilfertigen Fußes weit und breit einher, zu den allerärmsten Leuten, Hülfe spendend, Arzneyen, Rath, Alles umsonst mit Segen und Gottlohn; er ist der Harrach von Baden. In spatern Jahren, nun, wenn der eigene Fuß schwächer, die Zeit kostbarer wird, die Visiten entlegener: da hilft ein kleines, weißes Rößlein aus. Ach gu-

ter, würdiger, ehrenwerther Rollet, für heute müssen wir auf Dich verzichten! Weder Dich selbst können wir begrüßen, noch Deine schönen Sammlungen von Naturalien, Münzen, Büchern, noch Deines berühmten Freundes Gall kostbare Spenden an Schädeln und Autographen! Aber wir sind selbst Schuld: Männer wie Rollet muß man bey Nacht überfallen, um sie zu treffen; um Mitternacht muß man die Invasion machen; da findet man sie noch wach und frisch bey der gelehrten Lampe.

Also leb wohl indeß mit all Deinen Schätzen und Anlagen zu neuen Schätzen. Leb auch wohl, ungesehen, Du idyllisches Helenenthal, dessen Schlüssel, originell genug, ein Redoutengebäude, und, eben so originell, ein Redoutengebäude dicht an einem Friedhofe, noch dichter als jenes in der Stadt. Lebt wohl! Ihr müßt ja wohl leben, denn es schlägt halb sechs; der Tag in Baden ist so gut als aus. Es ist blendend heller Tag; und es ist schon stockfinster.

Nur noch einen kleinen Umweg, den Kupferschmiedgarten zu sehen, ob seiner nimmermüden Wasserkünste. Allerliebst: diese Strahlen, diese Kreuzfeuer, diese Staubregen, die Verir-Manoeuvres. Horch! »Schwer und dumpfig hallt Geläute.« Es ist drey viertel; es ist Mitternacht.

Auf dem Hauptplatze sehen wir die ganze bewaffnete Macht der Stadt Baden aufgestellt. Diese ganze bewaffnete Macht ist ein einziger Mann, aber ein ganzer Mann: »der Soldat ganz allein:« der alte Christian; der Stadt-Sergeant. Er ist die ganze Besatzung. Diese Besatzung trägt den groben abgegriffenen, dreyeckigen Hut der Länge nach (salutirt wird nicht militärisch; der Hut muß herunter; täglich 3 — 400 mahl), ihr Beinkleid ist hechtgrau, die Jacke auch, roth ausgeschlagen; die Garni-

son hat einen Säbel an einem schwarzen Bandelier; die Garnison hat ein spanisches Rohr. So steht die Mannschaft mitten auf dem Platze aufmarschirt; grüßt und plaudert und lacht; sie raucht dampfend Tabak aus einem uralten Ulmerkopfe. Dies die friedlichen und feyerlichen Operationen der bewaffneten Macht. Nein, nicht alle! Ein Kreis von Leuten bildet sich um diese kleine Armee; sie ist ganz eingeschlossen; sie muß sich ergeben. Sie erzählt auch vom Ergeben. Die Macht Christian erzählt den Leuten von zwey andern Mächten: vom siebenjährigen Krieg; diese Macht hat ihn selbst ganz mitgemacht; sie war bey Prag; bey Collin, bey Leuthen, bey Hochkirchen ꝛc., und ist überall blessirt worden, nur nicht an der Zunge. Da kommt Jemand; der Pfefferkrämer von da drüben. Augenblicklich hört der siebenjährige Krieg auf; die Garnison mit der Linken die Pfeife aus dem Munde, mit der Rechten den Hut vom Kopfe; den Bückling tief; des Zopfes ehrwürdige Länge schnellend hoch empor. Und wieder hallt es schwer und dumpfig, wie heute alle Luft vom bemoosten Kirchthurme herunter und hinauf, und ringsum, bis zum Reisewagen beym Hirsch. Der siebenjährige Krieg ist aus: die Geisterstunde ist da. Leb wohl alter Christian; da auf das Wohl Theresien's und Daun's und Christian's.

Lebt wohl auch Ihr vielen Andern Alle, die Ihr nicht mehr wohl leben könnt. Und Ihr wenigen Andern, die Ihr noch wohl lebt: ach vermuthlich blutwenige mehr sonst, als Plächl und Otto: lebt auch wohl!

Timlich.

Ein gewiſſer Timlich, emeritirter Fechtmeiſter, längſt todt, focht auch literariſch und calcographiſch curios herum. In einem Kämmerlein auf der Fiſcherſtiege producirte er allerhand: eine Anleitung zur Fechtkunſt; einiges Poetiſche, einen Roland; dann ſtach er in Kupfer dies und jenes, Vignetten abſcheuliche zum Militär-Almanach; dann ſtach er ſeine eigenen Hunde, da er Nimrod. 1809 aber focht ihn eine abſonderliche Speculation an, eine Courage eigener Art. Kaum war jene, den unſterblichen Helden Carl und die vaterländiſchen Waffen ewig verherrlichende Aſpern-Schlacht geſchlagen, ſo trat Timlich auf mit dem geſtochenen Plan derſelben. Der Plan war faſt ganz falſch, nur ſo aus dem Stegreif der Länge nach auf einem halben Bogen. Und nun, was thut Timlich? Er nimmt ein paar hundert Abdrücke, legt ſie auf den Arm, wie die Zettelträger, und geht aus. Er geht über den Salzgries. Die Leute ſchauen: ſie fragen. „Die Schlacht von Eßling“ ſagt er, die Schlacht von Eßling, ganz neu; koſtet einen Gulden! In zehn Minuten hat er fünfzig verkauft. Er geht weiter über den Fiſchmarkt, verkauft wieder fünfzig oder mehr oder weniger. Er geht weiter zum rothen Thurm hinaus; er verkauft wieder fünfzig oder weniger oder mehr. Er geht über die Schlagbrücke, nimmt Platz auf einer grünen Bank bey Hugelmann, heraußen; legt ſeine Waare auf den Schooß, verkauft wieder fünfzig oder mehr oder weniger. Plötzlich ſteht er auf, und läuft ſo ſchnell es ſeine coloſſale plumpe Figur geſtattet, zum Kupferdrucker, wieder eine Parthie abzuhohlen, zu ſchnellem Verkauf fünfhundert

oder weniger oder mehr. Athemlos ſitzt er wieder bey Hugelmann, und ſo geht es fort. Ich will nur ſagen: Alles das mitten unter den geſchlageuen Franzoſen, die gerade die Käufer der meiſten Exemplare waren. Und nicht ein Haar wurde dem Manne gekrümmt! Timlich's Freunde und Bekannte, deren er viele, da er ein rechtſchaffener Mann, fürchteten für ihn; aber er lachte, dampfte fort aus ſeiner Rieſenpfeife und warf einen Blick auf ſeinen alten Hühnerhund. Auf dem Plane ſtand nicht Aſpern, ſondern Eßling, wie die Franzoſen die Schlacht nannten. Er ward auch bey Geiſtinger auf dem Kohlmarkt verkauft. — Hierher noch ein ſchöner Zug der Wiener, aber auch der Franzoſen. Nach dieſer Weltſchlacht fand ſich die Hauptſtadt Öſterreichs von Bleſſirten angefüllt. Die Wiener, als wären das ihre eigenen Landsleute, ſehend nur den unglücklichen Menſchen und Bruder, gaben tauſend und aber tauſend Beweiſe ihres echt ſamaritaniſchen Characters, in dem ſie, wie bekannt und geprieſen unter allen Völkern des Erdbodens die Erſten: reine Engel in Menſchengeſtalt. Das der Zug der Wiener. Nun der Zug der Franzoſen. Den 8. Juny fand man an den Straßenecken folgende Verlautbarungen in franzöſiſcher Sprache angeheftet: „Gott möge Euch ſegnen, Ihr edlen Wiener, die Ihr die Thränen der verwundeten Feinde trocknet, die Ihr die Franzoſen wie Eure eigenen Mitbürger pflegt. Napoleon dem Großen wird es zur Kenntniß kommen, und der Lohn wird Euer würdig ſeyn.“ — Wen das nicht rührt, der hat kein Herz.

Kupferne Krapfen,

pflegen nicht mehr vorzukommen. Sonst, da sie noch im Umlauf, nähmlich die Sechspfennigstücke oder „Polturacken“ (Halbgroschen), gefiel man sich, selbe genau und forschend zu beschauen, am Rande, ob sie nicht die Güte haben wollten, sich öffnen zu lassen, wie eine runde Dose. Man drehte wohl auch, und drehte; und siehe: zuweilen gelang es. Die Schraube ohne Ende hatte einen guten Anfang; Ruck auf Ruck, und gar bald auch ein gutes Ende. Sofort in dieser kupfernen Ungestalt lag ein Ducaten, oder ein Doppelducaten, oder wohl gar ein Souverain'or. Charmant! Es fügte sich wohl auch, daß die Höhlung leer, oder der Inhalt auch nur eine geringe Kupfermünze, ein Junges des Polturacken. Auch recht brauchbar. Pfennige und Heller trug Jedermann bey sich; sie hatten noch gute Geltung; Unentbehrlichkeit bey einer Zeche oder sonst bey kleinen Zahlungen; gewissenhaft gab der Kellaer, der Bäcker, der Trafikant, die „Öbstlerinn“ diese kleine Münze heraus; Alles „bey Heller und Pfennig.“ Das leere Sechspfennigstück behielt deßhalb doch seinen Werth; ja der stieg noch, denn man hatte ein doppeltes Kunstproduct. Und jetzt findet man derley Stücke nur noch etwa in Sammlungen von Curiositäten. Im Schönfeld'schen Museum sah ich noch dergleichen. Wer aber dieses Krapfenfüllen eigentlich erfunden: darüber geben die Numismatiker keine Auskunft. Ein Anhaltspunct jedoch ist da. Ich habe mir nähmlich erzählen lassen, die Idee rühre von der großen Maria Theresia, der Prägerinn selbst her; und der Beweggrund sey eine feine zarte Discretion gewesen. Als Almosen nämlich, gespendet diesem oder jenem

Pauvre honteux. An All und Jeden der Tausende solcher Leute konnte, wollte sie doch nicht mehr geben, als etwa ein paar Ducaten; also, wenigstens als Andenken ein halb Dutzend solcher Kupfermünzen; doch immer das Porträt der angebetheten Monarchinn. Die Betheiligten mochten das Geheimniß wohl recht gut kennen; und das Sauvez les apparances war beobachtet. Auch Kreuzer gaben eine solche Hülle ab; für das Format der einfachen Ducaten ganz geeignet. Es ist nicht alles nicht Gold, was nicht glänzt.

Das Mozart-Haus ꝛc.

Über des göttlichen Mozart Sterbehaus und Begräbnißplatz war man noch vor Tagen nicht einig. Letzterer sollte noch immer der Friedhof von Maßleinsdorf; ersteres wie man erst kürzlich gelesen, das ABC-Haus in der Rauhensteingasse seyn, welch kleinem Gebäude man seit einiger Zeit überhaupt einen historischen Nahmen aufprägen zu wollen scheint. Ich kam darüber mit Herrn Aloiß Fuchs, k. k. Hofcapellsänger, zu sprechen, einem Manne, der in musicalischen Angelegenheiten ausgebreitete Kenntnisse und Verbindungen hat und unter Anderem ein verehrter Freund des unvergeßlichen Abbé Stadler war. Herr Fuchs überraschte mich mit der Versicherung, daß er im Stande sey, authentische Auskunft zu ertheilen, die er aus der einzig wahren Quelle, nähmlich des löbl. Kirchenmeisteramts bey St. Stephan, geschöpft. Herr Fuchs führte noch manches Thatsächliche an von höchstem Interesse. Ich bath ihn um geneigte Mittheilung und Einwilligung, diese Details zu veröffentlichen. Mit der, diesem würdigen Manne eigenen diensteifrigen Bereitwil-

ligkeit entsprach er meiner innigen Bitte; und so mögen denn unverzüglich jene überaus merkwürdigen Belege und anderweitigen Daten folgen.

Zuerst der Auszug des Sterbe-Protocolls. „Den 6. December 1791. Der Titl. Herr Wolfgang Amadeus Mozart, k. k. Capellmeister und Kammer-Compositeur, in der Rauhensteingasse im kleinen Kaiserhaus Nr. 970, am hitzigen Friesselfieber beschaut, alt 36 Jahr. Im Freyhof A. St. Marx III. Classe in der Pfarre bey St. Stephan bezahlt 8 fl. 56 kr. Wagen 3 fl.“ —

Ferner: Im Wiener-Diarium vom Jahre 1791 in Nr. 99, Seite 3162 kommt Mozart unter den Verstorbenen vor, wie folgt: „Den 5. December in der Stadt: Herr W. Amad. Mozart, k. k. Capellmeister und Kammer-Compositeur, alt 36 Jahre, in der Rauhensteingasse Nr. 970.“ — Das damahlige kleine Kaiserhaus Nr. 970 hat jetzt die Nummer 934; es bildet eine ziemlich vorspringende Ecke, zwey Häuser neben dem goldenen ABC, welches Nr. 936 hat. Hier wohnte und starb der große Tondichter (der Shakespeare der Tonkunst; wie dieser der Mozart der Dichter?) im ersten Stockwerke. Das ziemlich geräumige Zimmer ist sehr dunkel, es hat zwey Fenster in einen engen Hof. Seine Arbeitsstube befand sich um die Ecke gegen die Straße zu.

Mozarts Arzt war zuletzt Dr. Closset; beygezogen wurde Dr. von Sallaba, Primar-Arzt des allgemeinen Krankenhauses, Bruder des im vorigen Jahre verstorbenen k. k. Wechsel- und Börse-Sensalen Wenzel Johann Edler von Sallaba, einer der geistreichsten liebenswürdigsten Männer. Mozart verschied in der Nacht auf den 5. Süßmayer war bey seinem Erlöschen

zugegen. Alsbald fand sich Graf Deym (unter dem Nahmen Müller, Eigenthümer des Kunst-Cabinets beym rothen Thurm), ein, und nahm einen Gypsdruck von dem Antlitz des großen Todten. Gottfried Freyherr von Swieten (vielverdienter Sohn des großen Gerhard Freyherrn von Swieten), wie dieser Präses des Studien- und Censurwesens, Präfect der Hofbibliothek ꝛc. erschien ebenfalls sogleich in dem Hause der Trauer; mit Rath und That. Schikaneder war trostlos. Auf der Bahre liegend, war Mozart mit einem schwarzgeducheten Todten-Bruderschafts-Gewand angethan.

Seine Todeskrankheit währte fünfzehn Tage. Er war schon leidend, als er von Prag, von der Krönung zurückkehrte. Die ihm im Herbst 1791 verliehene Dom-Capellmeisters-Stelle bey St. Stephan, die ihn in eine geborgene Lage versetzt hätte, konnte er nicht antreten.

Herrn Fuchs gebührt der innigste verpflichtetste Dank. Es ist dies derselbe Mann, dessen Cabinet musicalischer Autographe nicht nur bekannt, sondern berühmt ist, als die bedeutendste Sammlung dieser Art unter allen existirenden. Sie ist das Ergebniß einer mehr als zwanzigjährigen Thätigkeit und Aufopferung, enthält ungefähr 900 der berühmtesten Componisten, Noten und Text, oft größere vollständige Werke (die Italiener allein 180) ꝛc. Ein Näheres in einem eigenen Artikel (Fuchs Alois ꝛc.) in der „National-Encyclopädie.“ Angemerkt sey hier nur noch, daß der Besitzer ununterbrochen fortfährt, zu sammeln, und sein Cabinet zu vervollständigen.

Übrigens: das „Mozart-Haus“; so sollte es für ewige Zeiten heißen.

Mozart's Grab.

Während man Weber's Gebeine aus England herüberhohlt, und ein Todtentanz ſich veranſtaltet, Lanner'n einen Grabſtein zu bringen, muß die Rede ſeyn von den Reliquien Mozarts, Mozarts!... Seltſame Fügung das, fürwahr; grell genug!... Wo aber, auf dem St. Marxer-Friedhof, ruhen dieſe über allen Ausdruck koſtbare Reſte? Wohl kennt man ungefähr die Stelle, wo die Hülle des göttlichen Mozart eingeſenkt worden (ein ſelbſtſtändiges Grab ward ihm nicht, da Todtenwalzer wie Sonnenfinſterniß-walzer noch nicht erfunden); aber ſeitdem iſt mehr als ein halbes Jahrhundert verfloſſen. Dahin iſt die Hoffnung, die unſchätzbaren Reliquien ſelbſt nur zu unterſcheiden, wenn ſie auch wirklich vorhanden. Nichts bleibt übrig, als der jammervolle erbärmliche Troſt, daß man ſchon vor 35 Jahren, nähmlich 1808 jegliche Ausſicht aufgegeben. Leſe man zur Güte Dieſes: „W. Amad. Mozarts ſterbliche Hülle, wurde auf dem Gottesacker vor der St. Marxer-Linie begraben; aber die Stelle iſt leider! nicht mehr anzugeben. Seine Witwe verfiel unmittelbar nach ſeinem Tode ſelbſt in eine gefährliche Krankheit. Baron Swieten beſorgte die Beſtattung Mozarts, und da er dabey nur die gröſte möglichſte Erſparniß für die hinterlaſſenen Familien-Glieder berückſichtigte, ſo wurde der Sarg in ein gemeinſchaftliches Grab eingeſenkt, und ſelbſt der kleine Aufwand eines Steins, den die Witwe zur Bezeichnung der Stelle ſo gerne geſetzt hätte, mußte vermieden werden. Mozart ſtarb am 5. December 1791, und die Leichname wurden damahls nach der Angabe des Todtengräbers in

der dritten und vierten Reihe vom Kreuze an gerechnet, (?) welches auf dem St. Marxer Kirchhofe steht, begraben. Der Fleck — auf welchem Mozart's Körper verwesen ist, kann jetzt (1808) nach 17 Jahren, nicht mehr bestimmt werden, weil die Gräber periodisch umgegraben werden. Um das Jahr 1816 werden die obigen Gräberreihen wieder bearbeitet, und vielleicht gelingt es alsdann einem glücklichen Späher, noch den Schädel zu entdecken, in dem sich einst eine der herrlichsten Erscheinungen des Geisterreichs offenbarte.“ — Diese bittere Notiz kommt in den „vaterländischen Blättern“ vor, 1808, Nr. 31, wahrscheinlich von der Feder des würdigen Stadler, der um Mozart's Andenken so verdient ist. Die Daten stimmen mit denen des Herrn Fuchs überein, in dessen Veröffentlichungen über diesen Gegenstand, in der musicalischen, der Theater- und der Wiener-Zeitung 1841, ohne daß ihm jene Notiz bekannt gewesen. — Neulich erhielt ich folgende Zeilen von ehrenwerther Hand: „Ihr Mozart's-Aufsatz veranlaßt mich, Ihnen bekannt zu machen, daß der Todtengräber in St. Marx genau die Stelle weiß, wo Mozart begraben wurde, und wo viele Jahre eine alte Musikus-Witwe jährlich bethete. Er hat es, da so viel darüber geschrieben wurde, bekannt gemacht, doch ist noch Niemand zu ihm gekommen, was ihn sehr böse macht.“ — Zum Schluß zwey Einfälle: 1. Ein eigenes Beinhaus mit der Aufschrift: „Gebeine seit einem halben Jahrhundert, darunter die Reliquien Mozart's.“ 2. Shakespeare-Museum; Napoleon-Museum; Mozart-Museum!!

Das neue Lerchenfeld

war von jeher der privilegirte Schauplatz origineller Improvisationen, humoristischer Auftritte, romantischer Scenen ꝛc. Das Neulerchenfeld ist eine eigenthümliche Welt von Leuten, Dingen und Vorfällen. Unbegreiflich, daß sich noch kein Hogarth gefunden, sie zu schildern, kein Nestroy, sie, wie sie ist, ohne viel comödisches Arrangement auf die Breter zu bringen. 1809 ereignete sich ein tragikomischer Casus. der wohl vergebens seines Gleichen sucht. Als, nach dem Ausdruck eines gewissen genialen Bäckers (der, längst † auch noch eines Zeichners gewärtig) »unsere Franzosen wieder hier waren«, führten sie sich beym Einmarsch in das neue Lerchenfeld gar ungebührlich auf. Unsere Franzosen plünderten und massacrirten; der Blamer-Wirth unten Andern, blessirt, starb daran. Ein Apotheker-Commis, bereits ausgeplündert, aus Furcht für sein Leben, flüchtete, aber wohin? Unter die Todten selbst, da wird man doch am sichersten seyn? Er eilt auf den Friedhof; da ist eine frische Grube, indeß mit Bretern bedeckt. Willkommene Entdeckung! Geschwind da hinein. Der Pharmaceut legt sich da zurechte, und befindet sich sehr wohl. Allein nicht gar lange bleibt er ungestört. Ein Ächzen vernimmt er, ein Stöhnen, dicht neben sich. Ein netter Schreck, ein billiges Entsetzen, ein angemessenes Grauen, eine bescheidene Verzweiflung bemächtigen sich seiner; aber auch unbewußt, eine erstaunliche Courage erfüllt sein receptisches Herz, so daß er, vor lauter Furcht ein lauter Held laut ausruft: »Wer da?« Und siehe, und höre: aus einer hart daran befindlichen Grube, antwortete es weinerlich und kläglich: »Ich bin es, der Richter von

Hernals.“ Der Pharmaceut gab ſich auch zu erkennen, und ſomit war Alles gut. Sie brachten die Nacht ruhig zu. Der gute Morgen kam von ſelbſt. Sie wünſchten einander wohl zu ſpeiſen, und trennten ſich, kamen Beyde glücklich davon während der ganzen Invaſion. Das hier Erzählte iſt Thatſache.

Schmuggel-Hiſtörchen

aus früherer Zeit; deren zwey. 1. Das Mahagony-Holz unterlag und unterliegt der Verzollung; eine Kiſte, als ſolche, nicht, ſie ſey aus was immer für einer Holzgattung. Das Hiſtörchen wäre alſo eigentlich ſchon zu Ende; alles Übrige ein hors d'oeuvre, nähmlich: Ein Speculant gibt ſeinem Correſpondenten den Auftrag, ſo und ſo viele dicke, ſtarke Kiſten von Mahagony-Holz machen zu laſſen, und dieſe oder jene Waaren in ſelbe zu verpacken. Die Ladung kommt auf dem Zollamte an; Alles wird gehörig verzollt; die ſchmierigen, abſcheulichen, vielleicht uralten Kiſten kümmern keinen Menſchen. 2. Ein anderer Speculant ſchmuggelt Pariſer-Handſchuhe ein. Mit der erſten Kiſte gelingt es. Die zweyte, einige Zeit darnach, wird aufgefangen. Sie kommt mit andern Waaren zu zollämtlicher Verſteigerung. Die Waare wird ziemlich hoch getrieben, denn ſie iſt ſehr fein. Schon ſoll ſie einem Licitanten zugeſchlagen werden, als Jemand bittet, inne zu halten. Dieſer Jemand hat bey näherer Betrachtung der Waare entdeckt, daß alle dieſe Handſchuhe nur für die linke Hand paſſen. Sonderbarer Caſus! Die Kiſte wird ganz ausgepackt; richtig, es ſind durchaus linke Handſchuhe. Das ändert freylich die Sache; es gibt ſehr wenig

Leute, die zwey linke Hände haben, oder nur auf der linken Hand einen Schuh tragen wollen. Man ruft die Waare neuerdings aus, und ſie wird um einen Spottpreis erſtanden. Wer aber iſt der Entdecker? Wer iſt der Käufer? Niemand Anderer, als der gewiſſe Speculant. Zu Hauſe hat er die Kiſte mit den Handſchuhen für die rechte Hand. Er ſelbſt hat ſeinem Pariſer Freund dieſe Art der Verpackung aufgetragen.

Laz beym Herrn.

Der Mann trat ein.

Bey ſeinem Anblick, ſchon von ferne, ſtob die Menge auseinander. Wie auf ein gebietheriſch Zeichen gab Alles, in haſtiger Bewegung ihm Raum. Gering und Vornehm verbeugte ſich ehrerbiethig. Die Schaar müßiger Zierlinge und Schranzen, den Blick kaum erhebend, entwich an die Wände des Saales. Die Hatſchiere zogen die Wehr an, wie vor einem Feldoberſten.

Dieſer Eindruck der lediglichen Erſcheinung des Mannes war nicht die Wirkung angeborner oder erworbener äußerlicher Größe und Macht, ſondern einer höhern, geiſtigen Natur und Herrſchaft, einer reineren Würdigkeit, dem Überirdiſchen verwandt.

Alſo ſchritt Doctor Lazius durch die weitgeöffnete Gaſſe dieſer verſchiedenartigen Menſchen, die unterwürfige Begrüßung mild und warm in ungeheuchelter Höflichkeit erwiedernd.

Laz war ein außerordentlicher Mann in Kraft und Stoff, in Herz und Geiſt, in Seele und Character; ein Phänomen, wie ſie im Strome der Zeiten nur äußerſt

ſelten auftauchen. Faſt mit allen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt war er innig befreundet. Auf ſeinen Reiſen, ſelbſt als Arzt im Getümmel des Krieges, wie in der friedlichen Heimath ſammelte er Schätze an Kenntniſſen, an Denkmälern des Geiſtes, an Monumenten des Alterthums und der Kunſt. Sein Haus, der Lazenhof ſchwoll an zu einem koſtbaren Muſeum*). Zahlreiche gelehrte Werke entfloſſen ſeiner nie ruhenden Feder; er war der erſte Geſchichtſchreiber ſeiner Vaterſtadt Wien, für deren Wohlfahrt und Ruhm er unabläßig ſtrebte und wirkte. Biederkeit, Treue, Uneigennützigkeit, Wohlwollen und Liebenswürdigkeit; alle Tugenden des Menſchen und Bürgers zierten den ſeltenen Mann. Der Kaiſer ehrte ihn hoch vor Tauſenden, erkor ihn zum Leibarzt, zum innigen Freund. Drey Lerchen, einen Theil des öſterreichiſchen Herzſchildes gab er ihm in's Wappen. An Wien's Hochſchule lehrte Laz die freyen Künſte und die Heilkunde. So reich an wahren Verdienſten, wie er, zählen die Länder der Welt nur Wenige; dennoch aber iſt ſo viel gewiß, daß Öſterreich und Wien, wenn ihn auch ein ſchönes Denkmahl in der Peterskirche ehrt, nimmer im Stande ſeyn werden, die Bedeutung und Höhe dieſes Mannes genugſam zu preiſen.

Unangemeldet trat der Mann in das Cloſet des Monarchen.

Das war den 1. Juny 1551.

Willkommen mein lieber werther Lazius, rief ihm

*) Echt vandaliſch wurden die meiſten jener unſchätzbaren lapidariſchen Reliquien bey der ſpätern Umgeſtaltung des Lazenhofes als rohes Baumaterial verwendet.

Ferdinand rüſtig entgegen. Ihr kommt heute wohl etwas ſpäter als ſonſt. Unſer Leibesbefinden iſt das beſte; darunter verſtehe ich mein eigenes; für das Eurige aber, geliebter Freund, möchte mir ſchier bangen. Ihr ſehet wieder ſehr angegriffen aus. Ihr arbeitet zu viel; Ihr ſchont Euch nicht.

Wie könnte, wie dürfte ich das im Dienſte eines huldverſchwenderiſchen Gebiethers, der mich Freund nennt, erwiederte Laz. Außerdem meine Privatarbeiten; die reißen mich hin.

Dieſe unabläſſigen Studien, das viele Sitzen und Nachtarbeiten, ſagte Ferdinand, ſchaden Euch ſichtbar; Ihr altert vor der Zeit.

Lazius konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken. In der That ſiechte er dahin. Gicht und Steinſchmerzen folterten ihn. Sein edles gebräuntes Antlitz fuhr fort zu verfallen; der Feuerblick des großen dunkeln Auges zu ermatten. Seine zierliche Geſtalt begann ſich zu krümmen, und doch war er noch im allerbeſten Mannesalter; er zählte erſt 37 Jahre.

Er legte das Barret ab, und übergab dem Kaiſer ein ganz neu gebundenes Buch in klein Folio mit den Worten: Möge Sich mein gnädigſter Gebiether dieſe neueſte Frucht meines Fleißes huldvoll gefallen laſſen.

Es waren die Commentarii reipublicae romanae.

Ferdinand nickte dankend, und las den Titel. Baſel gedruckt bey Oporin? fragte er. Erſtens Baſel! fuhr er fort. Warum laßt Ihr Gelehrten Eure Arbeiten ſo auswärts drucken? Sind denn unſere Druckereyen gar ſo ſchlecht?

Lazius antwortete: Nicht anders. Unsere Setzer und Correctoren haben nichts gelernt; es sind unwissende nasse Brüder, die ihre geistige Kenntniß aus einem ganz andern Alphabet schöpfen, nähmlich aus dem Branntweinschank zum goldenen ABC. Eurer Majestät Urgroßvater that einen Fehlgriff, diese Leute dem Adel gleichzustellen, und ihnen ein Wapen zu geben.

Ihr vergesset Lieber, bemerkte Ferdinand, daß die ersten Drucker auch wirklich mehr oder weniger Gelehrte waren. Man muß trachten, daß unsere eigenen Typographen denen des Auslandes nicht mehr so schmählich nachstehen. Sorget dafür, ich bitte Euch. Dann zweytens: Oporinus? Der Nahme ist mir recht bekannt. Ich erinnere mich; ich glaube, es lebt hier in Wien ein Mensch dieses Nahmens.

Ganz recht Eure Majestät, erläuterte Lazius. Er wohnte in dem sechs Stock hohen Thurm neben dem Lugek. Es ist der Famulus eines Tausendkünstlers und famösen Wunderthäters des Theophrastus Paracelsus, der vor etwa zwölf Jahren hier war. Er besuchte mich und bat, mich bey dem Kaiser für ihn zu verwenden.

Ich weiß es, sagte Ferdinand. Ich wies ihm 100 Goldgulden an, daß er seine Werke drucken lassen könne. Die Sache ging durch den Prior der Servitn. Das Geld kam aber zu spät. Paracelsus war schon todt. Seine Nebenbuhler haben ihn umgebracht.

Lazius erwiederte: Er starb vor 10 Jahren in Salzburg. Sein Famulus und Geheimschreiber, jener Oporin war in Wien zurückgeblieben, und practicirt auf eigene Faust, Alchymie, Medicinpfuscherey und Sterndeuterey. Ich weiß wohl, daß man meinen gnädigsten

Gebiether mit den eigenmächtigen thörichten Weiſſagungen dieſes Menſchen behelligt hat, welchen zur Folge Kaiſer Ferdinand I. gerade ein Jahr vor ſeinem geringen Diener Lazius das Zeitliche ſegnen werde.*)

Über das und derley ſind wir hinaus, verſetzte Ferdinand lächelnd, wiewohl ſo Manches gar überraſchend zutrifft. Zum Beyſpiel ſoll derſelbe Paracelſus prophezeyet haben, daß wir im Jahre ſeines Todes wieder die Peſt in Wien haben würden. Es war, als wolle er auf Wien einen Fluch wälzen. Er war ſehr unzufrieden mit ſeinem Aufenthalte in Wien.**) Aber mein lieber Doctor laſſen wir das! Sagt an, was bringt Ihr? Sagt!

Mit zwey recht curiöſen Neuigkeiten antwortete Laz, kann ich heute aufwarten. Die Eine wird Eurer Majeſtät wohl ſchon berichtet worden ſeyn. Sie betrifft die Jeſuiten.

Die Jeſuiten? fragte der Kaiſer geſpannt.

Lazius fuhr fort: Lange genug haben dieſe ehrwürdigen Väter auf ſich warten laſſen. Geſtern den 31. May kamen ſie hier an; alle Dreyzehn zugleich, und im völli-

*) Ferdinand ſtarb 1564; Laz 1565, in demſelben Monath, im July; den 25. und 29.

**) In einem Briefe des Paracelſus, den ich neulich auffand, kommt folgende Stelle vor, ſeine Widerſacher betreffend: „Sie haben aber befunden, Beſſer ſey ſo ich zu S. Steffen bin, ſie ſeyen auff dem hohen Markt, gang ich an den Lügeck, daß ſie gehn S. Laurentzen gehen, welcher gegenwertigkeit von ihnen nicht zugelaſſen, ſondern erfrewen ſich mich zu verletzen, ſo ich vierzig meil von ihnen bin: Haben alſo dermaßen ein Knopff gemacht, daß ich an tag zu kommen mit meinen Werken, nicht befinden hab mögen.“

gen Wohlseyn. Sie sind einstweilen in dem Dominicanerkloster untergebracht.

Gut, gut, sagte der Kaiser. Die Patres mögen vorläufig daselbst verweilen, und in diesem Kloster, so wie in Privathäusern der Jugend Unterricht im Latein und in den Wissenschaften geben, bis ihnen ein angemessener selbstständiger Aufenthalt ausgemittelt seyn wird. Ich gedenke, ihnen das Carmeliterkloster auf dem Hofe einzuräumen. Es leben nur noch zwey Patres da; und Ihr selbst wisset wie oft dem heiligen Vater eigens geschrieben worden, Uns deren zu schicken. Ich verspreche mir von der Einführung der Jesuiten viel Gutes. Die Zahl 13 ist freylich sehr gering.

O, entgegnete Lazius, es sind aber tüchtige Gottesmänner, und sie selbst werden es wohl auf sich nehmen, ihre Anzahl zu vergrößern. Auch ich, als meines gnädigen Herrn Rath darf wohl sagen, daß es Noth thut, das Unterrichtswesen und die Sittlichkeit zu verbessern. Was die Letztere betrifft, so wagt es vielleicht kein anderer Mensch als ich, den schmachvollen Zustand derselben mit Wahrhaftigkeit zu schildern. Die Stadt ist wie Sodom und Gomorrha; nichts als Völlerey, Liederlichkeit, Irreligiösität; nichts als Fraß, Suff, Buhlschaft, Musiciren, Tanz und Spiel, Nachtschwärmen, Ausgelassenheit aller Art, comödische Possenreißerey und Gaukelwesen. Ich versichere, es ist nicht viel besser, als gerade vor hundert Jahren, wo der unvergeßliche Äneas Silvius Piccolomini, Minister und Freund des Urgroßvaters Eurer Majestät, als Augenzeuge ein so abschreckendes als thatsächliches Gemählde davon entworfen hat.

Das kenne ich recht gut, sagte Ferdinand. Es ist

in den Briefen des großen Mannes.*) Aber das Bild wäre wohl gar zu grell.

Mit nichten, verſetzte Lazius in augenſcheinlich aufgeregter Stimmung. Alles rennt nur thieriſchen Genüſſen nach. Von geiſtigen, der Menſchenwürde angemeſſenen Dingen, von Studien, von den Wiſſenſchaften und der Literatur will kein Menſch etwas wiſſen, wie es mir erſt heute unſer Buchhändler Svanring geklagt hat. Der Verfall der Moralität iſt unbeſchreiblich; und wenn ich daran denke, daß Ludwig XI. ſeine Lutetia-Pariſorum mit einer Befeſtigung auch nach Innen hat umgeben wollen, um die zügelloſen Bewohner zu züchtigen, ſo möchte ich ſchier wünſchen, die neuen Baſtionen, an denen unſer geſchickter Stadt-Ingenier Hirsvogel baut, möchten eben ſo conſtruirt werden.

Ferdinand ſagte: Ich kenne den Urſprung Eures edeln Eifers; Ihr geht aber vielleicht zu weit. Setzen wir uns.

Nachdem dies geſchehen, fuhr er fort: Wie dem auch ſey, es muß auf Erziehung, auf das Schulweſen eingewirkt, und vor Allen und Jedem muß die wahre Religioſität

*) Hier nur eine Stelle daraus: „Die Studenten ſelbſt ſind der Luſt, dem Weine und dem Fraß ergeben. Wenige werden gelehrt, weil ſie unter keiner Zucht leben: ſie laufen bey Tag und Nacht herum, und necken die Bürger auf mancherley Art. Die Freyheit der Weibsperſonen endlich verdirbt ihr Gemüth ganz und gar. Das gemeine Volk iſt der Völlerey ergeben, und was der zerlumpte und liederliche Pöbel die Woche hindurch durch Arbeit gewonnen hat, das verzehrt er ganz am Feyertage."

wieder hergestellt werden. Man muß auch trachten, die Reibungen zwischen den Religionspartheyen zu vermeiden. Mit dem Lutherthume ist es schon zu weit gediehen, ich weiß, daß fast die Hälfte der Wiener aus Lutheranern besteht. Ich will aber keine Extreme, keine Kämpfe, wo sie sich vermeiden lassen; keine Erbitterung, keine fanatischen Scandale, wie jenes mit dem Bäckerjungen Hayn*). Es ist noch Alles Crisis; die Sache gährt noch. Eine gewisse Duldung soll aber obwalten.

Wie dann mit dem gelben Lappen der Juden, den mein gnädiger Gebiether vorgeschrieben? wagte Lazius anzumerken. Aber Ferdinand war zu hochsinnig, es zu rügen; er sah nur auf den Beweggrund.

Wir wollen Uns, sagte er, ehestens mit den ehrwürdigen Vätern förmlich und gründlich berathen, und dann gemeinsam rüstig und thatkräftig ans Werk gehn. Für jetzt sey dieser Gegenstand erledigt. Berichtet mir nun, mein Lieber, worin Eure zweyte Neuigkeit besteht. Ich ahne, daß die Wünschelruthe, welche Lazius heißt, wieder eine Entdeckung gemacht habe. Ich sehe es Euch an.

Lazius erröthete voll freudigen Triumphes. Nicht

*) Auf dem Graben; mit einer Monstranz. Auf jener Stelle ward eine Säule erbaut. Laz verfaßte auf den Vorgang folgende Verse:

Sunt quibus in mundo fecerunt turpia nomen,
Utque Noro quondam, noctivagaeque Deae
Succendit templum qui: sic puto forsitan ille
Impius orbe cupit nomen habere suum,
Sacrilegis CHRISTI manibus qui publice Sacrum
Corporis hac raptum contemeravit humo.

anders ist es, sprach er mit erhobener Stimme, fast feyerlich. Ein Kleinod vom höchsten Rang habe ich ausfindig gemacht. Als Aufseher der Bücherey meines huldvollen Herrn darf ich nicht ermüden, sie zu bereichern und zu vervollständigen auf jegliche Art, insonderheit aber, deren Inhalt selbst in allen Einzelnheiten zu erforschen. Dem Liede der Niebelungen bin ich schon lange auf der Spur; statt dessen aber glückte es mir ein anderes Juwel ausfindig zu machen. Und ist dieses nichts Geringeres als Ottokar's von Horneck Reimchronik.

Ferdinand war auf das Angenehmste überrascht. Dies ungeheure Werk jenes Dienstmannen Otto's von Liechtenstein, des steyrischen Landeshauptmannes? fragte er.

Desselben antwortete Lazius, jenes verkannten Liechtenstein, der den Armen und den Reichen lieb war. Diese für Österreich so unbeschreiblich wichtige Chronik behandelt den Zeitraum von Manfred's Tod bis zu Kaiser Heinrich VII., also die Geschichte des erhabenen Rudolph von Habsburg, Ottokar's des großen Böhmen, des wackern Adolphs von Nassau und des unseligen Albrecht I. Das Werk hat nicht weniger als 83,000 Verse.*) Der Tag dieses Fundes ist einer der glücklichsten meines Lebens.

---

*) Laz hatte wohl vor, die Horneck'sche Chronik zu ediren, kam aber nicht dazu. Das Geschäft mochte ihm auch zu mechanisch seyn. Erst zwey Jahrhunderte darnach fand sie an dem tüchtigen Hieronimus Pez einen Herausgeber. Auch dies Buch, wie seine Scriptores rerum austriacarum (zu denen es bekanntlich den dritten Band bildet), und

Ferdinand weidete sich theilnehmend an der begeisterten Wallung des edeln Entdeckers. Er drückte und schüttelte ihm die Hand, und sprach mit Wärme: Ich glaube, daß es eine geheime Anziehungskraft zwischen der Natur mancher Menschen und jener der leblosen Dinge gibt. Ihr, mein Theurer, seid als ein absonderlich Würdiger auserkoren vom unerforschlichen Geschicke, diese Erfahrung an Euch selbst zu machen. In Euch und über Euch waltet ein segenbringender Genius. Sorget, mein Lieber, daß ich den neuen Schatz nach einer halben Stunde in Augenschein nehmen könne. Lasset Euch in der Bibliothek finden.

Diese Worte sprach der Kaiser, während er dem Doctor Lazius bis an die Thüre des Closets zur Seite ging.

Mord aus Künstlerneid.

Adam Friedrich Oeser war geboren den 18. Februar 1717 zu Preßburg; gestorben den 18. März 1799 zu Leipzig, als Director der dortigen Kunst-Academie; einer der ausgezeichnetsten Mahler und Bildhauer. An Biographien gebricht es nicht; sein plötzliches Verschwin-

seines eben so wackern Bruders Bernhard voluminöse Arbeiten wurden im Auslande gedruckt. So auch, man kann sagen, die meisten in Wien und den österreichischen Landen verfaßten Austriaca und andern wichtigen Werke: Khevenhüller Annales; Valvasór Krain, Megiser Kärnthen, Hayeck Böhmen ꝛc. ꝛc. die vielen Biographien österreichischer Regenten, sogar Fugger's Ehrenspiegel.

den in und aus Wien jedoch, alsbald nachdem ihm die goldene Prämien-Medaille zu Theil geworden, dürfte noch in Dunkel gehüllt seyn. Die handschriftliche Notiz eines Verwandten der Oeser'schen Familie aber setzt uns in den Stand, dieses Räthsel, ein blutbedecktes, zu lösen. Der 18jährige Oeser erhielt die Medaille unmittelbar aus den Händen seines Monarchen Carl VI., welch letzterer Umstand wohl auch noch unaufbewahrt seyn mag. Oesers leer ausgegangene Mitbewerber, gährend vor Neid, Grimm und Rachsucht, wollen seine Auszeichnung feyern, laden ihn in ein Gasthaus auf der Freyung auf ein Souper; die Medaille muß er mitbringen. Sie wird betrachtet; sie geht von Hand zu Hand. Sie verschwindet aber; sie ist nicht zu finden. Es entsteht Wortwechsel, Streit. Es kommt zu Thätlichkeiten. Die Degen fliegen aus der Scheide. Die Mörderbuben dringen auf Oeser ein, verwunden ihn, verwunden ihn tödtlich, mit einer „vergifteten" Degenspitze (so lautet es ausdrücklich in der Notiz). Gräßlich; entsetzlich! Aber der Himmel ist barmherzig. Der Sterbende hat einen Verwandten, der ein sehr geschätzter Wundarzt ist. Zu diesem wird er in selber Nacht noch gebracht. Nach langem, langem Siechthum genest der kräftige Jüngling. Aber in Wien duldet es ihn nimmer, das er so heiß geliebt, wo ein so edler Triumph ihm geworden; denn die Mörder lauern. Oeser verschwindet. Man hielt ihn für todt. Der ganze blutige Auftritt ward vergessen. Der blühende Künstler mit seiner ewigen Wunde zog nach Sachsen; seine glänzende Laufbahn beginnend. Nach Jahren findet seine Mutter und seine Schwester in Preßburg, findet deren Gatte den Nahmen Oeser, ruhmvoll genannt in fremden Zeitschriften.

Ist es ihr Bruder? Wäre es möglich? Da fügt es sich, 1769, daß der würdige, leider noch immer und überall so unglückliche Gelehrte Korabinsky, ein Nahme, den die edlen Ungarn nie aufhören werden, hochzuschätzen, eine Reise nach Dänemark unternimmt. Der Bitte, zu forschen, unterzieht er sich gern. Er kommt in Leipzig an, und siehe: Ja es ist der Sohn, der Bruder, der Schwager. Oeser antwortet sogleich; Korabinsky desgleichen. Und somit ist die Biographie eines vornehmen Künstlers, Eines der Unsrigen, eines genialen Magyaren mit einem nicht unmerkwürdigen Datum bereichert. Ein späteres Schreiben Oesers, vom 23. October 1776, besagt, daß er seiner Schwester ein Altarblatt, Emaus, gemahlt. Es heißt da: „Schenke es in Deinem Nahmen der Kirche.“ Ein Weiteres über Oeser und Korabinsky in der österr. National-Encyclopädie.

Ein Urhaus.

Wie kann man in den Verdacht kommen, ein Urhaus zu seyn? Ich will sagen: wie kann ein Haus in den Verdacht kommen, ein Urhaus, und noch dazu ein Ur-Wirthshaus zu seyn? Ich meine das Haus neben dem „weißen Löwen“ auf dem Salzgries, gleich Anfangs der Fischerstiege rechts. Klein und Alles eng, das Thor, die Fenster (ob der Vorsicht gegen feindliches Eindringen), der ganzen Construction und Physiognomie nach uralt. Man kann sich einbilden, man wird versucht, gezwungen dazu, es für eines der allerältesten der ohnehin dort wurzelnden Altstadt zu halten. In genialer Schiefheit ist es hingehaucht, wie die Caffee-Villa bey Döbling. Auf diesem Puncte

konnte es die hart vorbey rollende Donau, vielleicht noch mit ihren Segelfahrzeugen, wie beherrſchen. Möglich, Anfangs nur ein Fiſchernest, ſpäter eine Kneipe, eine gute Räuberherberge; nach und nach wieder ſolid für reputirliche Gäſte und Wohnpartheyen, und was derley Möglichkeiten mehr ſind. Leider nur Möglichkeiten ohne alle Belege, denn warum hat man nicht Chroniken der einzelnen Häuſer? Woher denn eine eracte Hiſtorie der Stadt ſelbſt, die ohne Häuſer natürlich ein Nichts iſt. Mit genealogiſchen Häuſern iſt man gleich da; die Menſchen ſind Egoiſten; denken nur immer an ſich und ihre Allernächſten, die alle doch nur von den architectoniſchen Häuſern ausgehen. Jenes kleine Ur-Wirthshaus aber, das jeden Wiener, der es auch nur ein einziges Mahl geſehen, höchlich anſprechen und intereſſiren muß, ſelbſt wenn er da vorüber auf dem Wege zum Sperl iſt: jenes (dieſen da nicht) möchte ich haben. Ich würde eine feine, fleißige, rechtſchaffene Chronika machen, nicht Münchhauſiſch, nein, eine Prandauiſch-critiſche, und dann die competenten Wiener-Herodote fragen: Was haltet Ihr davon? Denn wo gar keine Geſchichte iſt, mag, ja, ſoll man ſie machen, ſtreng im Gegenſatz des Pyrrhonism, aber wo möglich, ſo gut combinatoriſch wie der große Niebuhr den vielleicht nicht größern Livius, weit zurücklaſſend den lediglichen kalten Ergänzer Freinsheim. Alſo erſtens: ich habe das delicióſe kleine Räuberwirthshaus nicht; zweytens aber nehme ich Einiges an z. B. Der ſchlimme Wenzel auf ſeiner Flucht aus dem benachbarten Salzhaus hat ſich da für den erſten Augenblick verkrochen. Rrr, ein anderes Bild! Ein acht Schuh hoher, zwey Schuh breiter Kumpan auf einem elephantiſchen Gaul hat da ein wenig geraſtet: der

Baumkircher, einen Humpen, fünf, sechs Humpen in der Geschwindigkeit zu allererster Löschung aufzuschütten. Er ist da in Corvin'schen Sachen, war schon vergebens in der ewigen Matschakerey, war schon bey den drey Raben, auch beym Winterbierhause; revidirt nun die kleineren Nester, der Hercules kann aber nirgends hinein. Er hat sich etwas vergangen, wird sich gleich etwas verreiten auf daß verfahren werde mit ihm ganz curiös: Warum blieb er nicht daheim? Dann Kunz von der Rosen war da bezecht gelegen, wochenlang, in derselbigen Kammer, wo einst ein gewisser Huß gar unruhig geschlafen. Sind das Geschichten! Ja, aber keine Geschichte. O ihr todten und lebendigen Häuser: könntet ihr reden; Ein jedes seine Biographie! A bas dann mit euch, ihr andern Local-Fresken! Noch Eins! Dort selbst kann es auch seyn, daß ein gewisser Hunde-Doctor, wenn er seine Visiten auf der Schottenbastey (wo es noch jetzt mehr Hunde gibt als in ganz Wien zusammen) überstanden, seine Gläschen Sechzehner geschlürft ꝛc? Kurz, dort kann Alles seyn. Warum denn nicht?

Enorme Bravour.

Wir haben erst neulich gesehen, was es heißt, an der Spitze des Stephansthurmes herum hantiren. Wenn es sich nun so irgend Einer beykommen ließe, da hinauf zu klettern, auf dem Knopf zu reiten, um eine Fahne lustig zu schwingen, ein paar Becher Wein auszujubeln; wir würden den Enragé wohl tüchtig abblauen; nichts billiger als das. Aber anders zu anderer Zeit. Solch eine halsbrecherische Bravour mochte als enorme Heldenthat, als

ungeheurer Witz gelten, und erntete blanken Lohn. 1608 war der Kirchenbaumeister Behringer solch ein Tollkühner. Freylich, der Beweggrund war ehrenwerth, patriotische Begeisterung; heißfreudiger Willkomm dem ersehnten Erzherzog Mathias, schon vom Tabor aus ersichtlich, als der Weg des Rettung verheißenden Fürsten aus dem Lager. Behringer bekam 30 Thaler. Ein späterer College des Obigen, 1635 bey des Churfürsten Mar von Bayern Ankunft: dasselbe Wagestück. Ferdinand III. Einzug als römischer König, reißte einen kecken Barbiergesellen Stephan Mihl zu demselben Epigramm, so aber unterblieb, durch des Gesellen Vaters Tod. Gott sey Dank das letzte Roland-Spectakel gab 1658 den 1. October Gabriel Salzberger, ein Gärtner. Der aber büßte scharf durch scharfe Todesangst, noch schärfer wohl als das schärfste Todtwerden selber. Des römischen Kaisers, Leopold I. Einzug verzögerte sich. Finster war es, die Nacht kam; dem armen Teufel konnte man nicht herabhelfen; die ganze Nacht mußte er da oben aushalten. Man setze sich an seine Stelle aber im buchstäblichen Sinne! Man beliebe! Ein grauenvolles, entsetzliches, haarempor-sträubendes Nachtstück, wenn man sich die Situation so ein wenig ausmahlt. Salzberger bekam zwölf Thaler.

In der Redoute; vor 40 Jahren.

So sind die Wiener, mein Freund! Voll Zuvorkommenheit und Diensteifer; voll Selbstaufopferung. Ich hatte Gelegenheit gehabt, Herrn Fergar eine unbedeutende Gefälligkeit bey Lakington zu erweisen, ein Nichts. Nun komme ich nach Wien. Er hört davon; er sucht mich

auf; nöthigt mich, über ihn zu verfügen. „Ich verweile nur drey Tage,“ erwiedere ich, „ich gehe nicht aus. Städte-Physiognomien habe ich genug gesehen; übrigens aber freylich: Die Physiognomien Ihrer Notabilitäten, das wäre allerdings willkommen.“ Herr Fergar ist entzückt. „Ganz apropos,“ sagt er, „in ein paar Stunden ist Redoute; ich hohle Sie ab!“

Gleich beym Eintritte in den nichts weniger als luminösen Saal bemerke ich eine Gestalt, die ich schon irgend gesehen. Ein großer, dicker, schöner Mann von frischer Gesichtsfarbe, die sprechenden Augen, wenn ich so sagen darf, ganz diagnostisch. Er spricht eifrig mit einem etwas kleinern Mann von kaltem, nüchternem Gesicht und düsterm Blick. Er sagt so eben Folgendes: Ich empfehle Ihnen das Brown'sche System; ich sage Ihnen, es hat Alles für sich; ich kenne es; unser Verweilen an diesem Orte gehört selbst in die Erregungs-Theorie.“ Mit bescheidener Stimme entgegnete sein Begleiter: „Es kommt mir nicht zu; aber wenn ich nicht irre, so erwähnt deren schon Aristoteles, und nicht sehr günstig.“

„Redoute und Aristoteles! Ey, ey, Herr Fergar! Was sagen Sie dazu?“ — „Ich sage Ihnen,“ antwortet er, „daß wir einen guten Anfang machen auf unserer Entdeckungsreise. Jener Herr ist Joseph Frank, Sohn des großen Johann Peter Frank. Sein Gesellschafter,“ fuhr er fort, „ist der Verfasser des „Regulus.“ Iffland war der Accoucheur dieser schönen Erstgeburt. Das Stück wird jetzt in Berlin gedruckt, und die Wiener-Raubvögel werden es dann so schnell und so schlecht als möglich nachdrucken.“ „Ach,“ rief ich aus, „eine kalte,

marmorne Antike, wie der Kopf des Dichters selbst. Gut! Ich danke Ihnen. Reisen wir weiter!«

»Nein, nein, bleiben wir. Bemerken Sie, sagte Herr Fergar, wer da auf Frank zuschreitet. Es ist der Graf Carl Harrach, ein College von ihm. »Freund,« rief ich aus, freudig überrascht: »wieder ein Bekannter aus England.« Ich konnte mich nicht enthalten, den Grafen zu begrüßen. Er hatte mich augenblicklich erkannt. Mit Begeisterung sprach er von uns Engländern, von seiner Aufnahme dort. Und fürwahr, man muß ein Mann seyn, wie dieser Mann, um bey uns diese Huldigungen zu ernten. »Dr. Heastly,« sagte der Graf zu mir, »mein Wesen ist eigentlich französisch; und doch, Ihr habt Euch ja förmlich um mich gezankt.« »Sie haben uns begeistert, Herr Graf,« erwiederte ich. »Ihr edler Humanitäts-Sinn, Ihre gediegene Liebenswürdigkeit, Ihre Genialität, Ihre reichen Kenntnisse mußten uns hinreißen. Für Ihre Caricaturen-Sammlung, Herr Graf, bringe ich einen schönen Pack von Beyträgen mit.«

Ein Strom riß uns von dem Grafen, entzog uns sein geist- und seelenvolles Gesicht voller Ausdruck mit dem leichten Anflug gutmüthiger Schalkheit. Ich bin Arzt, weil ich Cavalier bin, hatte ich ihn noch sagen gehört. Ich habe Mittel, und bin also verpflichtet, zu helfen.

Wir drängten uns durch die Massen, die sich theilen mußten, denn es wurde getanzt, Langaus und Menuet. Nicht lange, so theilte sich unsere Umgebung, einer hohen, schlanken Gestalt ehrend Platz zu machen. »Geben wir Raum,« erinnerte mein Begleiter. »Es ist der Prinz de Ligne.« »Der Prinz de Ligne. Ah wir sind heute glücklich. In meinem Leben, Freund, habe ich noch kein

Antlitz geseh'n, das mich so mächtig angesprochen, gefes-
selt hätte. Geist und Herz, Ernst und Heiterkeit, Seele
und Feuer, Hoheit und Popularität strahlten mit unbe-
schreiblichem Zauber aus diesen Mienen voll der schönsten
Mäßlichkeit. Die Aufmerksamkeit des Publicums schien
ihm nicht zuzusagen. Er suchte seitwärts einzubiegen. Er
verschwand. Ach, der Prinz de Ligne! An seiner Seite
eine maskirte Dame; volle, starke Formen. Etwa Frau
von Staël? Nein! nein! Es sah so aus, als suche er
Jemanden. Richtig! den Grafen Harrach. Wie begreif-
lich! Zwey so innig verwandte Heroen des Humors, und
was für eines Humors? De Ligne: die Blume der
Ritterlichkeit: die letzte, die allerletzte! Ach, de Ligne!

Die Wogen drängten uns fort. Die ärgerlichen Pre-
nezgarde-Leute mit ihren Staubtüchern und Besen wühl-
ten wieder umher. Wir streiften an den berühmten Ma-
thematiker Vega, einen stark gebauten Mann, der mir
so melancholisch vorkam. Ich las, ich weiß nicht was, in
seinem getrübten Blick; tragische Ahnungen! so Etwas.
Die Fluthen drängen uns zu den Sitzen. Wir hören
lispeln: „Eine Göttin fürwahr. Wie sie thront! Diese Au-
gen eine Welt voll Geist. Dieser Adel der Haltung.“ Ei-
nige Frauen flüstern sich zu: „Wie man sie schön nennen
kann, wohl gar bezaubernd? Sie hat Anmuth, ja, etwas
Liebreiz? sie hat Kenntnisse, viele Talente, köstliche Ma-
nieren, ein savoir faire, comme il faut. Aber mein Gott,
bey alle dem, ohne die Millionen, davon sie eine halbe
in ihrem reichen Haar, ohne die Millionen?“ — Welche
Médisance, dachte ich, als Herr Fergar, erröthend vor
Entrüstung, zu der Sprecherinn herauspolterte: „Mit
Gunst, Frau Marquise, wenn Sie Selbst auch alle ihre

Millionen hätten, ſo würde ſich gleichwohl Niemand um Sie bekümmern; und wenn Fanny Arnſtein keinen Heller beſäße, ſo wäre ſie dennoch eine Millionärinn.“

Die Weiber verloren ſich, und machten uns Platz, die Bewunderte näher zu ſchauen. In der That, will man die Grazien mahlen, ſo muß dieſe Frau dazu ſitzen. Ja Grazie, Alles iſt Grazie an ihr. Dieſer Bau, dieſe Haltung, dieſe Bewegungen; lauter Wellenlinien. Mein Hogarth, der Du dieſe Wellenlinien erfunden oder getauft; hier haſt Du, was Du im Leben nimmer geſehen. Alles iſt Harmonie; der Anblick dieſer Frau iſt Muſik. Dann erſt ihr Hauch, ihr geiſt- und witzgeflügeltes Wort. Alles ringsum war Enthuſiasmus. Alles ſtarrte auf das Wunderbild, wie von magiſchem Zauber gebannt; ſtumm, regungslos. Aber ſiehe! O Du Allmacht des Magnets befreundeter Geiſter! Schon nahen de Ligne und Harrach, ſchon ſitzen ſie an ihrer Seite.

Doch horch! Welch' ſeltſames Gemurmel? Und jetzt, wie Stimmen ſtreitender Männer? Unwillkührlich gelangen wir hin. Was ſehe ich? Wie? Auch hier dieſer unſelige Obriſt, dieſer Mackel unſerer Armee? Dieſer Raufbold, der Europa durchzieht, exaltirte Zweykämpfe aufzuſuchen. Wahrhaftig, er iſt es.

„Wer iſt der Mann dort, ſein Gegner?“ fragte ich Herrn Fergar.

„Sein Gegner,“ ſagt er, „wenn Sie den Mann mit dem ſchwärmeriſchen Geſichte meinen, iſt der Baron Geramb. Sein Weſen iſt halb kriegeriſch, halb poetiſch. Er iſt einer unſerer glühendſten Patrioten. Im Falle eines neuen Feldzugs will er auf eigene Koſten ein Freycorps ausrüſten. Er hat ein Gedicht zu Habsburg's Ruhm

unter der Feder.“ — In diesem Augenblicke kommt ein Bekannter auf Herrn Fergar zu.

„Stellen Sie sich vor,“ sagt er, „dieser verrückte Engländer fängt da mit dem Baron Händel an, fordert ihn heraus; und wo glauben Sie, und wie glauben Sie, daß sie sich schlagen sollen? Welche echt brittische Narrheit! Das Duell soll auf dem Ätna seyn, auf dem Ätna, denken Sie! Und der Überwundene soll, so lauter der Accord, vom Sieger in den Krater des Berges gestürzt werden. — Nein, das ist mehr als originell!“

Wir lachten. Was blieb uns übrig? Alles lachte, denn man hielt das Ganze für die Wirkung einer momentanen Wallung, für eine Fabel, aber das war sie dennoch nicht. Es versteht sich, daß die Ordnung alsbald wieder hergestellt war. Ich aber kannte meinen Mann. Schon drey lagen durch ihn im Krater.

Baron Geramb mit zwey Damen entschwand. Der famöse Obrist trat aus der Gruppe. Er schnitt mir ein Gesicht, und stieß, ob zufällig oder nicht, an einen Herrn, der neben meinem Freunde stand. Dieser Herr hatte eine freundliche, überaus wohlwollende, angenehme Miene; seine Figur war stattlich, sein Gesicht aber sehr kurz; er hielt ununterbrochen die Lorgnette an die Augen. Er wendete sich an seinen Gesellschafter mit den Worten:

„Nun, lieber Baron, Sie haben sich die Tapferkeits-Medaille verdient; wollen Sie Ihre Bravour gegen diesen Narren geltend machen? Wie wäre es, wenn Sie uns von ihm befreyten?“

Diese Worte waren so gesprochen, daß der Oberst sie hatte hören müssen. Jener Herr aber wendete verächtlich sich ab. Sein Begleiter lachte laut und schallend: „In

unſerm Tyrol, auf der Ortlesſpitze: warum denn nicht? Ich kann ihn dort zwar in keinen Krater legen, es iſt recht zu bedauern. Wollen Sie mein Secundant ſeyn, General?

Ringsum wurde gelacht.

Der Baron war ein hübſcher, kräftig geſtalteter Mann, noch jung, ein artiges Geſicht, lichte Augen, ſchönen Mund, kurzſichtig ebenfalls.

„Chaſteler und Hormayr,“ flüſterte mein Freund mir in's Ohr, „ſie ſind innige Freunde, Hormayr iſt Gemse; ſtarker Geſchichtskenner mit einem enormen Gedächtniß, ſo daß er die Aneide von vorn oder von rückwärts recitiren kann. Sein Vorbild und ſein warmer Freund, der große Stucke auf ihn hält, iſt Johannes von Müller.“

Wir gingen in den zweyten Saal. Herr Fergar wies mir den hartgeſichtigen Füger, den Klopſtock der Zeichner; ich kannte ſeinen Socrates vor den Richtern; er zeigte mir in deſſen Geſellſchafter Lampi, den Porträtmahler, deſſen Verdienſt man übertreibt; ſein fettes Antlitz drückte nicht viel aus; ich kannte von ihm Amor und Pſyche. Wir ſahen Frank, ſchon im Begriffe fortzugehen.

„Jetzt,“ ſagte ich zu meinem Begleiter, „jetzt erlauben Sie, daß ich auch ein wenig der Brown'ſchen Erregungstheorie fröhne. Wo finden wir eine gute Bowle? Ich lechze nach einem nationalen Trunk. Dazu ein kleinwenig Ruhe.“

Bald fanden wir Beydes. Aber welches Gedränge; alle Tiſche beſetzt. Mit Mühe mittelte der Marqueur einen Sitz aus an einem kleinen Tiſche. Da ſaßen zwey Greiſe. Gott wie ward mir? Dieſes markige Geſicht,

ganz im Sinnen, wie in Andacht verklärt, dieſe vollen Brauen! Als ich mich beim Niederſetzen verbeuge, fixirt er mich ſcharf; wie wenn Rückerinnerungen in ihm aufdämmerten, ſucht er in meinen Zügen zu leſen. Ja, er war es! Mit innigſter Rührung, im höchſten Gefühle der Bewunderung, mit der reinſten Pietät erkannte ich den Mann wieder, dem vor wenig Jahren noch mein ganzes Vaterland, das ganze ſtolze England huldigend zu Füßen lag.

Ja, er war es, Joſeph Haydn. Reſpectvoll ſprang ich auf, keines Wortes mächtig; nur meine Bewegungen ſprachen. Er erkannte mich. Es wollte eine ſentimentale Scene werden. Der andere Alte, wie verdrießlich darob, ſuchte zuvorzukommen, und rief, die Caffeetaſſe wegſetzend: meine Herren, Sie müſſen die Güte haben, zu wiſſen, daß hier ein kleines Rendezvous gefeyert wird. Ich fuhr eigens nach der Stadt, um meinen alten, theuren Freund noch einmahl zu ſehen; eigens hier, an dieſem Orte da; das hat ſeine ſehr guten Gründe. Alſo jetzt ohne Umſtände, trinken Sie Ihren Punſch, und nach einer Viertelſtunde laſſen Sie uns wieder allein.“ — Ton und Worte eines Feldherrn, dachte ich. Wer magſt Du ſeyn, Du alte Oſſian-Geſtalt; man ſieht, Du biſt gewohnt zu commandiren. Wie er ſo ſchwarz und martialiſch umherblitzte, wie Loda's Geiſt von den buſchigen Augenbrauen Schlachten ſchüttelnd. Und doch hoch und ſtämmig dabey, ein Rieſe, um deſſen Lenden wogt die Schlacht.“

Der ſanfte Haydn aber vermittelte ſogleich Alles. „Mein theurer Lascy“ ſagte er, „wüßten Sie, wie mein Herz wieder voll wird, und überquillt bey dem Anblick dieſes Herrn. Da ſah ich den huldvollen König

Georg, seine gnadenreiche Gemahlinn. Welche Engelgüte. Der Herzog von York, die Prinzen von Wales. O wie süß haben Sie mich gehätschelt. Dann, o lieber Himmel, die liebevolle, zärtliche Familie Shaw! Mein Gott, welche Erinnerungen!“ — Ich las Thränen in des Mannes Augen. Aber Held Lascy begann wieder zu commandiren, und die Haltung stellte sich alsbald her. „Keine Herzens-Dechargen,“ donnerte er. „Es ist genug. Ihr Herren, wie hat der Punsch geschmeckt?“

Natürlich waren diese Worte das Signal zur Retraite. Wir erhoben uns. Haydn drückte mir die Hand, wie zum Abschied für die Ewigkeit. Ein unaussprechlich wehmüthiges, himmlisches Gefühl schwellte mein Herz. Dieser Händedruck war wie ein Segen. Gesprochen wurde keine Sylbe. Von Rührung durchdrungen, ihr nicht zur Beute zu werden an diesem Ort der rauschendsten, profansten Weltlust, stürzte ich fort, hinaus wieder in den großen Saal, in die Wellen des Sinnentaumels.

Vor uns ging ein schlank gebauter Mann, sich in diesem Augenblicke umsehend. Ein ovales, markiges Gesicht, voll Leben und Schärfe in den schwarzen Augen; von südlichem Teint. Höflich grüßte er eben eine junonisch gebaute imposante Dame, geführt von einem stattlichen Mann, dessen heroische Formen und Mienen einen Kriegsgott anzukündigen schienen. Es war Graf Saurau, der Frau von Weissenthurn gegrüßt, deren Begleiter der aus Prag anwesende Schauspieler Eßlair. „Wir suchen Salieri,“ sagte Letzterer zu Herrn Fergar; „denken Sie sich,“ und das düstere, sinnende, olivenfarbige Gesicht des kleinen Italieners flammt auf in rothem

Zorn, als dieſer dicke Mann da den Tonſetzer der „Zauberflöte“ rühmt.

Bey dieſen Worten zeigte Eſtlair auf eine Gattung Mammuth, das ſo eben heranwatſchelte. Es war Schikaneder, der ſechs Fuß hohe, dritthalb Centner ſchwere, ſpeckhalſige Vogelfänger; der lachte, hielt ſich den monſtröſen Bauch, und erzählte daſſelbe, doch mit mancherley ſehr räthſelhaften Anſpielungen. Wir lachten gerne mit, und hätten beynahe vergeſſen, daß es ſchon 4 Uhr ſey.

O Ihr fatalen Masken; wie viele andere Notabilitäten und Celebritäten mußtet Ihr mir verhüllen! Beim Anblick des Merkwürdigen, des Außerordentlichen iſt ſelbſt ein Engländer unerſättlich.

Lebt wohl, Ihr Alle, Ihr merkwürdigen, intereſſanten und anmuthigen Menſchen! Möget Ihr Euch noch lange, lange wieder finden in dieſen heitern Hallen! Lebt wohl!

Des Oberſten letztes Duell.

Es war ſchon 4 Uhr vorbey, als Dr. Heaſtly, von ſeinem Wienerfreunde, Herrn Fergar, begleitet, in ſeinem Gaſthof ankam. Von tauſend romantiſchen Eindrücken erfüllt, rief der Doctor auf dieſem Wege mehrere Mahle ſchwärmend aus: Wie viele hiſtoriſche Perſonen, wie viele berühmte Männer, welche Menge intereſſanter, liebenswürdiger Menſchen und anbethenswerther Gemüther habt Ihr in Eurem glücklichen Wien! Und vor Allem, Freund, was für göttliche Weiber!!

Die Freunde trennten ſich. Der Doctor warf ſich auf das Lager und entſchlummerte. Kaum zwey Stunden

mochte er geſchlafen haben, als ſein Diener hereinſtürmte, ihn zu wecken. »Herr,« ſagte er verſtört, ich kann nicht anders. Es iſt ein Wütherich draußen, ein Mann, der mir bekannt vorkommt, der auf das Entſchiedenſte verlangt, Sie augenblicklich zu ſprechen.«

Der Doctor hatte ſich im Bette noch nicht aufgerichtet, als der Oberſte von dieſer Nacht ſchon vor ihm ſtand; dieſe plumpe gedrungene Geſtalt, mit den ſtechenden Satansaugen, der narbenvollen Naſe, dem breiten lippenloſen Mund, den zerhauenen dürren Wangen. Er war in Reiſekleidern. Er ſtellte ſich brüsk ganz nahe an das Bette. Dann ſagte er: »Mein Herr Doctor, Sie wiſſen, warum ich da bin.«

Der Angeredete ſtieg aus dem Bette, zog den Schlafrock an, winkte dem Bedienten, ſich zu entfernen, und entgegnete mit vollkommener Ruhe: »Mein Herr Oberſt, ohne Zweifel, um Abſchied zu nehmen auf ewig.«

»Nein, mein Herr,« tobte der Soldat; »ich bin da, um zu machen, daß Sie ſelbſt bald Abſchied nehmen von der Welt und deren Impertinenzen. Ihre höhniſch lächelnde Geberde der vergangenen Nacht koſtet Sie das Leben. Sie ſind kein Ehrenmann.«

»Das iſt genug; ich bin ein Engländer,« verſetzte der Doctor gelaſſen. »Vom 25. des nächſten Monaths an, wo ich in Palermo ſeyn werde, bin ich zu Dienſten.«

»Ich hoffe,« ſagte der Oberſte, etwas überraſcht, daß Sie jedenfalls in Palermo ſeyn werden, denn Sie wiſſen, alle meine Zweykämpfe finden auf dem Ätna Statt.«

»Sonderbare Fügung,« bemerkte kalt lächelnd der Doctor. »Der Zweck meiner Reiſe bringt es gerade ſo mit ſich. Vermuthlich,« ſetzte er, den Mund unwillkührlich

ironisch verziehend, hinzu, »bin ich der Fünfte, den Sie in den Krater befördern.«

»Nein der Vierte,« sagte der Oberst mit einem brutalen Lachen. »Die Ehre, der Fünfte zu seyn, ist einem hiesigen Baron vorbehalten. Den 26. März, des Morgens um 6 Uhr, erwarten Sie mich am Fuße des Ätna.«

»Gut,« sprach der Doctor.

Der Oberste ging.

Das war vor 40 Jahren.

Diejenigen, welche in dem Wiener-Conversationsblatte 1819 und 20 nachblättern wollen, werden in der Reihe der Mitarbeiter, unter denen ich so glücklich war, M. Collin, Grillparzer, Hammer, Hormayr, Jean Paul, Adam Müller, beyde Schlegel, Schneller, Werner ꝛc. nennen zu können, auch den Nahmen des Doctor Heastly in London, als einen der thätigsten antreffen. Da nun auch der Freyherr von Geramb, als Trappist und Schriftsteller so merkwürdig, dem Himmel sey Dank, noch jetzt am Leben ist (ein neuer Brief aus Rom bezeugt dieß) so kann über den Ausgang des Heastly'schen Duells kein Zweifel obwalten. Auch dieser Doctor ist noch am Leben. Er war im Jahre 1826 nach Indien gezogen, dann nach China. Er ist jetzt Mandarin.

Nachdem er vor 40 Jahren Wien verlassen, hörte ich viele Jahre nichts von ihm. Ich zitterte. Aber sollte der Baron Geramb nichts wissen? Es gelang mir nicht, Etwas zu erfahren; es war in dem damahls noch regsamen, bunten geschäftlichen Wirken keine Zeit, keine Gelegenheit. 1818 mit der Gründung des Conversationsblattes beschäftigt, schickte ich auf's Gerathewohl den

Proſpectus nach London an meinen Freund. Und ſiehe da! Nach wenigen Wochen erfolgte ein Brief mit Beyträgen und mit der kurzen Erzählung jenes Zweykampfs, der wirklich ſtatt gefunden, aber drey Jahre ſpäter.

Doctor Heaſtly, der Geforderte, ſchoß zuerſt. Es war des Oberſten letztes Duell, die erſte Kugel, die ihn traf und die letzte, denn ſie durchbohrte ihm das Herz. Seine letzte Kraft verwendete er, ſich in den Krater zu ſtürzen. Sein menſchenfreundlicher Gegner ſuchte es zu verhindern. Allein da er wahrnahm, daß der Verruchte beabſichtige, ihn mit in den Abgrund zu ziehen, ließ er ab, und der Oberſte ſtürzte ſeinen drey Opfern nach.

Eine Reliquie, und was für eine?

Ich war neu, wie der Kaiſer ſelbſt. Wir gefielen uns; ich ihm, er mir. Eines aber verdroß mich: ſein Wapen hatte man mir gar verdammt flach eingegraben. Es beſchlich mich eine düſtere Ahnung.

Ich zog mit nach Boulogne. Hier trank er zum erſten Mahle aus mir. Welch ein diliciöſer Mund!

Immer die Hälfte Waſſer! Das behagte mir nicht.

Ruſtan aber, der Schelm, leerte mich oft genug, ſo für ſich und ohne Waſſer.

Im Etui hatte ich kurze Raſt. Bey Ulm bekam ich wieder Dienſt. Der Kaiſer nannte Mack einen gelehrten General und trank auf ſein Wohl.

Es ging raſch vorwärts. Bey Auſterlitz fungirte ich wieder. Drey Schritte vor mir, es war bey einer kleinen Mühle, bekomplimentirten ſich die beyden Monarchen.

Das Jahr darauf campirte ich bey Jena. Die

Sachen dauerten noch viel kürzer. Das Ganze war ein Spaß, ein Epigramm.

Aber ein paar Jahre später! Donner! Bey Regensburg zu Pferd und nur so im Fluge. Aber bey Aspern! Donner! Fast bebten wir; ja wir bebten; selbst Er! Ein hohes Genie, ein hehres, längst bewährtes uns gegenüber, und nicht zum ersten Mahle! Carl! Donner! Mehrere Mahle stieß mein Herr mich um. Sammt dem Inhalte schleuderte er mich zu Boden. Zwey Narben trage ich noch.

Ich hatte ein paar Jahre Zeit mich zu erholen.

Bey Smolensk hatte ich wieder zu thun und ohne Wasser.

Zurück aus diesem gräßlichen Wirrwarr fuhr ich mit meinem Herrn in einem pauvern Schlitten, und über Hals und Kopf.

Wurzen und Leipzig: welche Contraste! Fröhlich gehoben dort; wüthend zu Boden geworfen, ja getreten hier. Ich erhielt noch drey arge Wunden.

Bey Barsur Aube stand ich am äußersten Rande des Tischchens schwankend.

Der Kaiser sprang zu Pferde. Mich vergaß man.

Aber eines Tages prangte ich in der Schatzkammer des Cardinals Fesch zu Rom.

Jahrelang.

Ein Gelehrter dort erhielt mich für große Dienste. Er durfte mich nicht weggeben bey Lebzeiten des vorigen Eigners, das war Bedingung.

Fesch starb. Ein distinguirter norddeutscher Kaufmann sah mich, mußte mich haben.

Wir reisten zusammen nach Wien. Ein Wiener-Buchhändler sah mich, mußte mich haben und hat mich noch.

Alle Augenblicke trinkt er aus mir auf die Gesundheit des erhabenen Helden Carl, den er anbethet.

Aus dem Becher des Einen, seines Gegners, auf das Wohl des Andern. Wahrlich die zwey größten Kriegsfürsten der Welt.

Mein Besitzer will sich von mir trennen. Bücher will er für mich haben; aber was für Bücher?

Nach England soll ich wandern? O weh!

Aber sey es! Nur nicht nach Moskau!

Ich bin sehr abgenützt, voll Wunden, ein Invalide. Und — das Wapen ist beynahe verwischt. Aber doch werde ich prunken, ewig und überall. Ich werde es!!

Ich gehöre in eine Schatzkammer von unermeßlichem Werth. „Zwischen den Hut und den Degen.“ Da war auch im Leben mein Platz.

Ich bin unsterblich,

Ich, der kleine Feldbecher Napoleon's*).

*) Der in des Verfassers Besitz befindliche Becher hat die Gestalt eines kleinen Trinkglases und hält etwas weniger, als ein viertel Maß. Er ist von Silber, vier Loth schwer.

Verbesserung.

Seite 37 Zeile 10 ist aus Versehen des Copisten zwischen „seinen“ und „Sehn“, ausgeblieben: „sonst so interessanten und liebenswürdigen.“

Das Register folgt mit dem zweyten Theile.

Le dîner du peintre "Casanova" Radirt von ihm selbst

Gedr. bei J. Rauh

Kleine
Wiener Memoiren:

Hiſtoriſche Novellen, Genreſcenen, Fresken, Skizzen, Perſönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curioſa, Viſionen und Notizen

zur

Geſchichte und Characteriſtik Wien's und der Wiener,

in älterer und neuerer Zeit.

Von

Franz Gräffer,

(Inhaber der goldenen Schriftſteller-Medaillen des Kaiſers von Öſterreich und des Königs der Franzoſen.)

Zweyter Theil.

(Mit dem Titelbilde: Diner du peintre Casanova.)

Wien.

Fr. Beck's Univerſitäts-Buchhandlung.

1845.

BIBLIOTE
REGLA
MONAC

Ein diſtinguirter Koch.

1807 oder 8 trat in die Schaumburg'ſche Buchhandlung ein herculiſcher Mann, gehüllt in einen einfachen hellbraunen Überrock, zog etwas den runden Hut, muſterte das Perſonale, und ſah ſich in dem Laden um, als ob er Jemanden vermiſſe. Hierauf ſagte er zu einem der Commis: Ich wünſche, daß Sie mir alle die Kochbücher und auf Kocherey Bezug habenden Schriften vorlegen, in was immer für Sprachen.

Dieſe Anrede überraſchte, denn der Unbekannte ſchien durchaus ein Mann von Diſtinction; man konnte nicht denken, daß er ein Koch, oder wie ſich die Köche jetzt nennen, ein Officier de bouche ſey. Aber, was liegt daran, wenn er nur kauft.

Während man die culinariſchen Bücher zuſammen ſuchte, blätterte der Mann in den griechiſchen und römiſchen Claſſikern, die gleich beym Eingang rechts aufgeſtellt waren, recitirte Einiges aus Herodot und trat dann an den Ladentiſch, die Kochliteratur zu muſtern. Er ſchien die meiſten ſchon zu kennen, legte das Gartleriſche Kochbuch, welches jetzt ſchon über 30 Auflagen zählt, bey Seite, auch das Magdeburger, auch das Linzer mit der vollbuſigen Köchinn am Herde, auch Viards cuisinier impérial; wählte aber doch 6—8 derley Werke, darunter alle Jahrgänge des Almanac des Gourmands. Er fragt nach dem Preis, zahlt und läßt die Bücher zuſammen packen.

Indem knarrt die kleine Seitenthüre auf, und der Chef der Handlung tritt ein. Ah, mein lieber Schaumburg, wie geht es? ruft ihm der Unbekannte entgegen. Ah, Herr Hofrath, welche Ehre, nach so langer Zeit; ergebener Diener! erwiedert Schaumburg. Gewiß, setzt er hinzu, haben Herr von Bretschneider wieder **Hungarica** oder **Philosophica** gekauft?

Der Hofrath Bretschneider lacht, rückt den zerknüllten Hut auf's Ohr, klatscht in die Hände und sagt, auf das Packet deutend: Diese **Philosophica** sind lauter Kochbücher, und diese Kochbücher sind lauter **Philosophica**. Kochbücher, lauter Kochbücher! Schaumburg will lachen; unterdrückt es aber, und lächelt nur, so nach seiner trocknen Weise. Vermuthlich also, sagt er, ein Geschenk für die Frau Schwiegertochter. Nein, sagt Bretschneider, den Hut auf das andere Ohr schiebend; ich selbst bin die Frau Schwiegertochter. Wissen Sie denn nicht, daß ich die Kocherey treibe, so wie andere Leute Billard oder Karten spielen, oder Romane lesen, oder herum löffeln. Es war immer so mein Zeitvertreib, wenn ich Gelegenheit hatte, aber mit Critik und mit Raffinement; stets das Neueste, das Feinste. Ich bleibe einige Zeit hier. Da müssen Sie mein Gast seyn, und noch Jemanden mitbringen. Aber die Gelegenheit. Noch logire ich im Gasthaus.

Schaumburg wußte Rath. Es war da eine Frau von M., eine distinguirte Vermietherinn, auch Traiteurinn, die eine Art Salon machte. Gleich waren zwey Zimmer und eine artige Küche mit einer artigen Köchinn in Bereitschaft. Bretschneider zog hin, kochte, kochte delicat, übertraf den **Almanac des Gourmands**, und tractirte drey

bis vier Gäste. Dieſe Lucullischen Experimente wurden bald ruchtbar.

Es fanden ſich verſchiedene Liebhaber und Schüler ein; es gab da bald eine kleine gaſtronomiſche Lehrkanzel; es war, wie einige Dutzend Jahre früher, wie in den Küchen und Laboratorien der Goldmacher. Selbſt mehrere hiſtoriſche und literariſche Celebritäten beſuchten dieſe höhere Schule des höhern Geſchmacks: Der Baron St***ſch, der Herr von .. ß; die arbeiteten mit, und ſchmauſeten mit. Das Inſtitut der Frau M. kam in großen Ruf; es ging da nobel, fein und luſtig zu, und es blieb ſo, ſelbſt da der Großmeiſter Bretſchneider ſchon wieder fort war. Unter Bretſchneiders coquinariſchen Werken machten beſonders der Pudding und Mock-turtle, nähmlich unechte Schildkröten, welch Beyde er in England gelernt hatte, eclatante Epoche.

Auf ſeinen vielen Reiſen both er ſich ſeinen Freunden und Protectoren ausdrücklich zum Dienſt der Küche an. Er ſetzte die Spreeſtadt in Erſtaunen, und den äußerlich frugalen, insgeheim aber recht gern gourmandiſirenden Nicolai; er ſetzte Erlangen in Erſtaunen, und den polyhiſtoriſchen redſeligen lieben Hofrath Meuſel. Viel früher, im Banat ward er von dem ſehr renommirten Grafen M. aufgeſucht, mit dem er auch in Kenntniſſen ſympathiſirte. Graf M. war entzückt über Bretſchneiders Bekanntſchaft. Stundenlang überſchütteten ſie ſich mit Stellen aus Horaz, Virgil, Terenz, Plautus, Catull ꝛc. Apicius aber gab den Ausſchlag; ſeine ars coquinaria: die wußten ſie Beyde auswendig. Der Bund ward geſchloſſen. Es ward verabredet, einen großen gaſtronomiſchen Curſus zu veranſtalten; ganz abgeſchloſſen von der übrigen Welt, in hehrer

Einſamkeit, wie die alten Braminen und egyptiſchen Prieſter in ihren verſteckten Schulen zu wohlthätiger Bearbeitung der plebejiſchen Menſchheit ſich verſammelt hatten. Graf N. hatte eine hohe Stellung. Er ließ dem Commandanten von Temeswar, dem Grafen Soro zu wiſſen machen, daß er durch 14 Tage in ſeinem Garten in der Vorſtadt ungeſtört ſeyn wolle, um da eine wichtige Arbeit zu vollbringen. So zog er mit Magus Bretſchneider hinaus, ließ die Eingänge verrammeln, eine Schildwache hinpoſtiren, und ſtellte ihm zwey Köche zur Verfügung. „So lebten wir," erzählte Bretſchneider, „14 Tage in Saus und Braus, in keiner andern Geſellſchaft als der Köche und des Conditors. Am 14. Tage Morgens nahm ich mir die Freyheit, Seine Excellenz an das Ende des Termins zu erinnern, und an die wichtigen Arbeiten, die wir in dieſer Zeit hätten zu Stand bringen ſollen." Der Graf ſah das ein. Er warf ſich mit Ungeſtüm auf die Arbeit; ein Mann von Genie und der leichteſte Arbeiter von der Welt, wie Bretſchneider ſelbſt, war Alles in zwey Tagen fertig. Bretſchneider erinnerte ſich mit hoher Luſt an dieſe ſchönen Conclavetage, und erzählte davon mit Behagen alle möglichen Details.

Und ſo kochte und ſchmauſete er denn, doch meiſt nur als hors d'oeuvre, luſtig fort und fort, bis 1810, wo er ſelbſt als Speiſe den Würmern verfiel. Auf dem Sterbebett ſoll er noch, heiter wie Rabelais ſeinem Domine und mit ſeinem Beati sunt, qui in Domino moriuntur, geſagt haben: Freunde, in drey Tagen beginnen die Würmer ihre Arbeit.

Wien wie es nicht iſt.

Wir haben eine Menge „Wien wie es iſt.“ Machen wir einmahl ein „Wien wie es nicht iſt.“ Wie wäre es? Einen Spaß, verſteht ſich; das heißt: einen Spaß, den man als ſolchen auch verſtehen wird.

Alles erſcheint da umgekehrt, ungefähr ſo, wie man abbildlich eine verkehrte Welt hat. Lauter Gegenſätze; alle Dinge gerade ſo, wie ſie nicht ſind. Dieſe Contrarietät iſt alſo die Pointe der ganzen Spielerey. Und wer liebt nicht Spielereyen? Wenn der Leſer bey jedem Artikel, bey jedem characteriſtiſchen Ausdruck oder Schlagwort ſtets deſſen Gegentheil, das Umgekehrte vor Augen behält, ſo wird ihn gewiß nichts frappiren.

Wohlan, mein liebes Wien, wie du biſt: ſey ſo gut, dir für einige Augenblicke gefallen zu laſſen, ein Wien zu ſeyn, wie du nicht biſt. Nur mache dir nichts daraus: es gereicht ja Alles eigentlich nur zu deinem Lob und Preis. Nicht: es iſt nur ein Wien! Nein! es iſt nur „ein“ Wien! Vivat et vivant für immer: Wien und die Wiener und inſonderheit die Wienerinnen!

Endlich: was wählen wir bey unſerm kleinen Tableau für eine Geſtaltung? Etwa in Abſchnitten, Hauptſtücken, Capiteln oder Paragraphen? Warum nicht gar! Die Form eines Lexicons, die wird die beſte ſeyn. Alphabetiſch alſo, ein runder Tiſch. Gut denn!

Ärzte. Die unberühmteſten auf Erden, auch als Schriftſteller ihres Faches. Es findet ſich daher kein einziger Ausländer ein, hier Medicin zu ſtudieren.

Antikencabinett ſoll, der Sage nach, einige ältliche geſchnittene Steinchen und ein Paar Statuen aus

dem vorigen Jahrzehend beſitzen. Einem dunklen Gerücht zu Folge, iſt auch eine Münzenſammlung vorhanden, beſtehend aus circa 100 Stücken, worunter mehrere von purem Golde.

Bäder, auch in der innern Stadt, wo ſie gewiß ſehr entbehrlich.

Bier, ſo ſubſtanciös und vortrefflich, daß ſelbſt die geſchickteſte Köchinn aus dem feinſten Glacis-Grünzeug kein beſſeres Decoct würde präpariren können. Deſſen ungeachtet ſchenkt man Regensburger, anderes Bayriſches und „echtes“ aus.

Blindeninſtitut. Die darin befindlichen Pfründner ſehen zwar nicht, aber ſehen doch, nähmlich ein, daß ſie umkommen müſſen, weil kein Fond da iſt. Gar nichts geſchieht für ſie.

Buchdruckereyen ſind in Rückſicht der Lettern, der Schwärze, der Preſſen, des Apparats überhaupt, die allerletzten in Europa; in Anſehung der Setzer jedoch die allererſten. Dieſe ſind ſehr unterrichtet, faſt aller Sprachen buchgerecht mächtig, machen keinen einzigen Fehler, und ſind ſehr gut bezahlt. Lehrjungen hält man nicht, um Bier, Brantwein, Wecken und Würſtel zu hohlen und die Leiblakeyen der Geſellen zu ſeyn.

Bürgersleute. Höchſt einfach in Kleidung, Hausweſen, Küche, Vergnügungen. Sparſam, ihren Kindern Etwas zu hinterlaſſen. Unterſcheiden ſich in ihrem Äußern nicht von dem geringſten Arbeiter.

Caffehhäuſer. Von Außen mit Schildzeichen überladen, ſo daß man ſie ſchon von ferne wahrnimmt, und Einer, der nicht leſen kann, ſie gleich erkennt. Von Innen armſelig und geſchmacklos ausgeſtattet, ſehr ſchlecht

beleuchtet, veraltete Billards. Beym Caffeh ½ Caffeh; bey der Milch ½ Milch; die Kipfel größer als beym Bäcker; die Chocolade um ¼ zu wohlfeil; der Liqueur um ⅛ zu billig. Das Eis sehr schlecht, sehr viel, sehr theuer. Geraucht wird so gut als gar nicht; Billard gespielt sehr gut; discurirt sehr viel; Zeitungen gelesen sehr schnell.

Character der Einwohner. Höchst unduldsam, mürrisch, ungesellig, undienstfertig, ohne alle Gutmüthigkeit, Gastfreundschaft und Heiterkeit; keine Spur von Mutterwitz und Herzlichkeit. Ohne Geistesanlagen. Geizig. Mäßig bis zum Übermaß: heimlich die eigentlichen Gründer der Mäßigkeitsvereine, ohne damit zu prunken. Prahlsüchtig gegen die so bescheidenen Ausländer. Stolz ohne Sinn für Wohlthätigkeit. Große Freunde der Wissenschaften, vorzüglich der abstracten. Unruhige Köpfe. Fatale Leute, mit denen es eine Qual ist, umzugehen. Kein Stadtbewohner auf dem ganzen Erdenrund ist so unliebenswürdig als der Wiener, was auch schon zum Sprichwort geworden. Er ist ein leidenschaftlicher Feind der Sinnengenüsse.

Clima, das gleichmäßigste auf Erden, ohne allen grellen Temperaturwechsel.

Dienstbothen (weibliche). Höchst anspruchlos, fleißig, häuslich, frugal. Einfachster Anzug; nicht ein Element von Seide, Sammt, Musselin oder edlem Metall. Vollste Sittenreinheit. Gesichtsbildung und Gestalt sehr häßlich.

Equipagen. Die abscheulichsten, unbequemsten von der Welt; die erbärmlichsten Pferde. Gefahren wird eben so langsam, wie auf der Eisenbahn schnell! Nie wird Jemand überfahren.

Fiaker. Die ungeschicktesten Kutscher von der Welt. Fahren noch langsamer als die Privatkutscher. Gehen mit ihren Brotvätern, den Pferden, äußerst zärtlich um. Ihre Wägen, diese sind abscheulich. Die Fiaker sind zwar wohlfeil; aber man sollte Gesellschaftwägen einführen! das wäre sehr zu wünschen.

Frauen und Mädchen. Nichts weniger als eitel, oder putz- oder genußsüchtig. Auf dem Leibe nichts von Vermögen. Verstehen nicht sich zu kleiden; jedes Dresdener Stubenmädchen kann das besser. Verstehen nicht zu tanzen, nichts von Musik; kochen trefflich; den ganzen Tag am Herd oder bey den Kindern. Lieben sehr die Lectüre, aber keine Romane, keine Ritter- und Geistergeschichten. Sind unterrichtet, selbst in Geographie und Historie. Hassen den Caffeh, die Comödie, das Liebeln, das Klatschen; und sind doch höchst unliebenswürdig, weil ihnen der Zauber der Anmuth und der Reiz der Bonhommie mangeln. Siehe Character der Einwohner.

Gasthöfe. So groß, stattlich und opulent, wie die Frankfurter und Pariser. Kein einziger kleiner Gasthof. Alles ausgezeichnet und billig. Wein, kein unechter Tropfen. Die Portionen sehr ansehnlich. Trinkgeld stößt der Kellner, und wenn man auch nur eine schale (Schale) Suppe genießt, mit entschiedenem Unwillen zurück. Reinlichkeit à la hollandaise; Eleganz die feinste. Geprellt wird man stark, denn die Wirthe sind nichts weniger als redlich. Selbst wie in dem eben so kleinen Augsburg sind in den Gasthäusern Bäder, Conversationssäle u. dgl.

Gebäude. Sie sind meistens nur ein Stockwerk hoch. An Pallästen fehlt es gänzlich. Die Größe und das Architectonische sind unbedeutend. Die kleinste ist die Ste-

phanskirche. In allen Kirchen ſind, wie in Frankreich, Seſſel, für die man bezahlen muß. Das impoſanteſte Pallaſtgebäude iſt in der Hutſkeppergaſſe, vom Lichtenſteg rechts, das kleinſte der Trattnerhof. Niemand baut. Das Bauen hat ganz aufgehört.

Größe. Eines der vier kleinſten Städtchen Europa's, ja der Welt In Deutſchland und Oſterreich iſt es das kleinſte; man ſieht es kaum.

Handwerker. In Tracht und Gewohnheiten höchſt ordinär; gröbſtes Tuch, Leinwandfutter, hölzerne Pfeifen. Hingegen Geld in der Taſche.

Hunde ſind in der ganzen Stadt (mit Inbegriff der Vorſtädte) nicht mehr als drey und zwanzig. Man ſieht ein, daß dieſe Anzahl allein, rückſichtlich der Wuth, ſchon Gefahr genug bringen könne. Ehemahls waren 70,000. Man hat ſie ausgerottet; man hat ſie überredet, in Maſſen auf der Donau nach der Türkey zu ſchwimmen, da die Beſteuerung nichts gefruchtet.

Invaliden. Dieſe für das Vaterland decrepit gewordenen Ehrenmänner bewohnen eine kleine, hölzerne Hütte, haben gar keinen Erhaltungsfond und leiden an Allem Mangel.

Journale. Alle von gleich hohem Werthe. Die Redacteurs, mit geringen Ausnahmen, unterrichtet, wiſſenſchaftlich gebildet, unzugänglich.

Kirchen. Ordinäre Bauten. Werden geheizt, wie die Caffeh-, Wirths-, Muſik- und Comödienhäuſer.

Küche. Die Kocherey hat ſeit zehn Jahren den Gipfel der Vollkommenheit und Feinheit erreicht, obſchon an Kochbüchern ein erſtaunlicher Mangel iſt. Die Wiener-Küche war ſonſt ruhmlos; jetzt iſt ſie glorieß. Die magern

buſenloſen, unſchönen Grazien des Herdes (in dieſen Eigenſchaften die hervorſtechendſten ihres Geſchlechtes) componiren die ſubſtanciöſeſten Suppen, das ſchmackhafteſte Gemüſe, die feinſten Mehlſpeiſen, und laſſen es ſich nicht nehmen, Kalbfleiſch, Schweinefleiſch, Geflügel nur am Spieße zu braten, weil es, wie ſie irrig behaupten, nur auf dieſe Weiſe »Braten« heißen kann.

Künſtler. Mahler, beſonders im Porträt, die mittelmäßigſten; nicht leicht hat eine Stadt ſo viel talentloſe und ſchlechte. Beweiſe davon ſind die vielen Kunſtausſtellungen, die kein Menſch beſucht. Baukünſtler: man ſieht es aus den geſchmackloſen Häuſern. Muſiker: man weiß (ſiehe Muſik), daß in Wien gar keine »Tonkunſt« exiſtirt. Wien hat alſo die wenigſten und die ſchmählichſten Virtuoſen. Kupferſtecher: das ganze Ausland läßt ſich durch die ſchlechte Arbeit hintergehen, und fährt fort, Jahr aus Jahr ein Kupferſtiche zu beſtellen. Dieſe Irrthümer ſind erſtaunlich. Gartenkünſtler: was will man in einer Sandfläche (ſiehe Lage). Siehe auch Theater.

Kunſthandlungen ohne Kunſtgegenſtände. Von guten Kupferſtichen, von Landkarten, von Lithographien nichts; von Muſicalien nichts.

Lage und Umgebungen. Auf einer unüberſehbaren Sandfläche. Meilenweit kein Strauch, kein Baum, kein Hügel, kein Fluß, nichts von einer Vegetation; nichts von einer mahleriſchen Parthie.

Löſchanſtalten. Die jämmerlichſten von der Welt. Wenn im vierten Stock Feuer, kann man im dritten einen Augenblick ruhig zum Fenſter hinausſehen, um im nächſten verkohlt mit dem ganzen Hauſe zuſammen zu ſtürzen.

Luxus. Den kennt man gar nicht.

Männer und Jünglinge. Der Schlag wie jener des weiblichen Geschlechtes, erbärmlich, besonders jener Individuen, die etwa dreyßig Jahre auf der Welt seyn mögen. Klein, mager, unangenehme Gesichter; linkisch. Ohne Eßlust, daher sehr mäßig, ohne Trinklust, daher sehr nüchtern. Tabak geraucht wird gar nicht, geschnupft sehr wenig; geliebt wird noch weniger. Die Jünglinge blühend, vor Gesundheit strotzend, voll Sittenreinheit. Mit siebzehn noch nicht Greise. Ohne alles Talent und doch voll Kenntnisse. Siehe Character der Einwohner.

Mittelstand heißt deßwegen so, weil er noch immer voll Mittel. Siehe Lürus.

Musik. Man weiß nichts davon. Diese Töne sind nicht Ton. Stundenlang mag man durch die Straßen wandeln, durch das Innere der Häuser oder auf Spaziergängen: kein einziger musicalischer Laut. Nur die ältesten Leute spielen ein wenig Clavier oder Geige, und schlecht. Musik ist die allerletzte aller Nebensachen. Man legt gar keinen Werth darauf; sie gewährt nicht den mindesten Vorzug. Ja es ist Manie, nicht musicalisch zu seyn; es wäre das unfehlbarste Mittel, unglücklich zu werden.

Pferde gibt es viel mehr als Hunde und etwas mehr als Menschen.

Polytechnisches Institut; kein Muster für das ganze Ausland.

Provincial-Strafhaus ist der Sitz der Tyranney, des Blutvergießens, der Willkühr. Die Tortur ist da eingeführt; die alte Feuer- und Wasserprobe gegen die vielen Zauberer. Überwiesene Hexen werden in Essig

und Öhl gekocht und heiß abgesotten. Die Gefangenen zwölf Klafter im Bauch der Erde. Sie werden täglich mit glühenden Zangen gezwickt, in Säcken mit Schwefeldampf erstickt. Die Menschheit schaudert.

Schriftsteller. In Geist und Talent tief unter denen des Auslandes, besonders des norddeutschen, und was die schöne Literatur betrifft. In den Wissenschaften nicht ganz so. In den Facultätsscienzen sind Medicin und Jurisprudenz am Übelsten daran, insonderheit die erstere, daher alle auswärtigen Länder sich wohl in Acht nehmen, Schüler hieher zu schicken.

Schulen. Sehr schlecht. Das ganze Ausland will nichts davon wissen, am wenigsten Frankreich, das im Schulwesen sehr hoch steht.

Sicherheitsanstalten. Nirgend lebt man unsicherer als in Wien. Für Sicherheit des Lebens, der Gesundheit, des Eigenthumes geschieht nirgend weniger als hier. Die Gäßen und Häuser voll Diebe und Räuber; alle Tage brennen Häuser ab. Auf dem Glacis im Winter wimmelt es von Wölfen und Bären. Nichts von einer Straßenbeleuchtung. Am hellen Tage, vor allen Leuten fallen Mordthaten vor, wöchentlich drey, vier. Es ist noch ärger als zur Zeit des Äneas Sylvius. Alle Quartale die Pest. Keine Wachposten; keine Garnisen. Es ist schrecklich.

Sperl. Nichts weniger als die Akademie der Wiener Künste und Wissenschaften. Geräumigste, großartigste Localität, besonders des Parkes. Alles höchst elegant und reinlich; Wein und Öhl superb; die Speisen delicäs; die Bedienung äußerst prompt. All und Jedes einem so unre-

nomirten Unterhaltungsorte völlig entsprechend. Indeß ist es Mode ihn nicht zu besuchen.

Spitäler kennt man hier noch nicht. Ein kleines Thierspital existirt, welchem gegenüber eine große Kanonenbohrerey.

Spaziergänge. Das Glacis ein Sandfeld. Der Volks- und der Augarten ohne Bäume; der Prater eine dürre Wiese ohne Schatten, zwar groß, aber ohne eine einzige Restauration. Die herrschaftlichen Privatgärten sind dem Publicum verschlossen.

Stadtviertel. Obwohl die Stadt groß genug, ja zu groß für die Bevölkerung, soll ein neues Viertel gebaut werden.

Straßenpflaster. Das jämmerlichste in ganz Europa; in keiner Stadt des Erdballs ist es so schlecht. Der schlechteste unbehauene Granit wird mit Füßen getreten.

Straßenreinigung geht bey Nacht vor sich.

Theater sind äußerst schlecht bestellt, besonders das Schauspiel in der Stadt. Die ganze Welt weiß das. Deßwegen geht in Wien auch kein Mensch ins Theater, in die Oper schon gar nicht. Aus diesem Grunde sind die Schauspieler auch nur so tolerirt; höchst anspruchlos, halten sich gar nicht für Künstler, und sagen, daß nur Dichter, Mahler, Architecten ꝛc. Künstler heißen können, sie selbst aber nicht. Auch werden sie, wie die Sänger und Tänzer, sehr schlecht bezahlt, und können kaum leben. Das Theaterwesen nicht im Allermindesten ein Gegenstand des Gesprächs oder der Journale. Das ist traurig.

Thierquälerey kennt man nicht. Man betrachtet und respectirt das Thier, besonders das Pferd als ein

Mitgeſchöpf, das eben ſo empfindet wie wir, und dem wir erſtaunlich viel zu danken haben. Sie würde hart beſtraft werden.

Trinkgelder. Seit einigen Jahren ſind ſie faſt ganz abgekommen, außer etwa bey Kellnern, die jedoch früher wenigſtens zehn Procent der Zeche zu erhalten pflegten. In Caffehhäuſern, beym Raſiren, Haarſchneiden, in Bädern ꝛc. mußte man ſonſt immer Geſchenke machen. Das koſtete einen einzelnen Manne täglich 30 — 40 Kreuzer. Dieſe ſchwachſinnige, läppiſche und völlig unbegründete Selbſtbeſteuerung, dieſer gedankenloſe Luxus hat aufgehört.

Wienfluß. Obſchon er lebendig ſtrömendes, reines, klares Waſſer hat, iſt er wie ſein würdiger College der Alſerbach, ſchon längſt überbaut.

Fiaker-Anatomie.

Das ſoll nicht etwa heißen, daß wir uns damit abgeben wollen, einen ausgelebten Fiaker, nähmlich nicht den Wagen, ſondern den Kutſcher, wie auf dem anatomiſchen Theater regelrecht zu zergliedern! Keineswegs! Das könnte uns gar nicht einfallen. Wir wären allerdings recht froh, all' die exiſtirenden Stücke zu beliebiger Verfügung unter dem anatomiſchen Meſſer zu haben, die ganze Generation dieſer Species. Wir würden uns aber gar nicht mit ihr abgeben, ſondern: nur geſchwind in die Grube mit dem Gezücht!

Auf eine pſychologiſche Anatomie wäre es eigentlich abgeſehen, und zwar um das Princip des brutalen Verfahrens eines Fiakers mit ſeinen Pferden zu ermitteln.

Angeborne und anerzogene Rohheit geben noch keinen Schlüſſel. Man kann von Natur aus ein Menſchenfreſſer ſeyn, und man iſt noch kein Pferdefreſſer. Ein Baſchkir prügelt ſein Pferd, aber er mißhandelt es nicht, er ſchwächt und zerſtört es nicht, weil ihm ſein baſchkiriſcher Verſtand ſagt, daß er des Thieres bedarf, daß er ohne das Pferd nicht exiſtiren kann, daß er aufhört ein Cavallerift zu ſeyn. Der Calmuk cultivirt alſo ſein Pferd gleichſam; wir werden nicht verlangen, daß er es deßwegen thue, weil das Rößlein ſein Mitgeſchöpf iſt.

Der Fiaker hingegen, der kein Baſchkir und kein Calmuk und doch zehntauſendmahl tyranniſcher gegen ſein Pferd iſt, plagt, ſtößt, pufft, quält und ſchindet ſeine Thiere, ohne daß man weiß warum. Die raffinirteſten Grauſamkeiten heckt er aus. Das Pferd mag noch ſo gelehrig, lenkſam und fromm ſeyn; er hört nicht auf, es zu peinigen. Es iſt, als gehe er eigens darauf aus, es ſobald als möglich zu ruiniren. Könnte das arme Pferd ſeine Schmerzen verlautbaren, könnte es ſchreyen, wie der Hund heult: bald würden die cannibaliſchen Fiaker mit ihren Torturen aufhören, weil die Straßen von dem Geſchrey der Pferde wiederhallen würden. Schade, ſchade, daß die Natur dem Pferde dies Organ verſagt, daß ſie dieſem Pferde den Huf und die Zähne verliehen hat, ohne den Inſtinct, Beyde abwehrend und ſtrafend gegen ſeinen Peiniger anzuwenden! Schade!

Alſo von der natürlichen Brutalität können wir nichts ableiten, wir müſſen unſer Meſſer nach andern Partien wenden.

Drey Motive mögen es ſeyn, die uns die Sonde zeigt.

Langeweile, Mißmuth über zeitweilig schlechte Geschäfte, Kitzel des Dominirens.

Die ersten Beyden erklären sich von selbst; der Kitzel fast auch. Wir sehen aber, daß nicht bloß die Knechte, sondern die Eigenthümer der Pferde so verfahren, jedoch nur in viel geringerem Grade. Der Knecht aber will auch so ein Stück von einem Gebiether seyn, und da zeigt er seine Herrschaft an dem beklagenswerthen Thiere. Bey seinen Executionen dünkt er sich Etwas; er spielt den Pascha und den Bastonaden-Spender zugleich.

Ganz mittellose, unterste Menschen haben gern einen Hund, eine Katze, einen Vogel. Sie wollen sich für ihre abhängige Lage entschädigen; sie wollen ein Geschöpf haben, das noch ärmer ist, als sie selbst; sie wollen Etwas zu commandiren haben. Sie wollen auch von Oben herab sehen können.

Aber die beste Anatomie des Fiakers wäre die, mit ihm genau so zu verfahren, wie er mit den Pferden! Da würde er auf einmahl inne werden, daß, geschlagen werden, Schmerz mache.

Neue mahlerische Reise.

Es ist mein Verhängniß. Ich habe keinen Prater und keinen Augarten; keine Brigittenau, keinen Schwarzenberg'schen und keinen Liechtenstein'schen, auch keinen Belveder'schen Garten; ich habe keine Bastey; keinen Volksgarten; ich habe nicht einmahl ein Glacis. Seltsames Geschick! Ich bin ein Seitenstück zu dem Mann ohne Schatten. Und in der That, da ich praterles, augar-

tenlos, überhaupt gartenlos, ſelbſt glacislos bin, ſo bin ich im buchſtäblichen Sinn ohne Schatten.

Gleichwohl habe ich meinen Prater, meine Gärten, meine Baſtey, mein Glacis. Ich habe meine Promenade, die ein Surrogat aller dieſer Promenaden iſt. Da pflege ich zu ſpazieren, denn da finde ich Alles, was ich an jenen andern Spazierorten liebe; da finde ich Alles das nicht, was ich an jenem nicht liebe.

Mein Prater u. ſ. w. iſt nicht der Alſerbach, durchaus nicht; mein Prater, mein Volksgarten, mein Glacis iſt der Stadtgraben. Der Stadtgraben iſt mir eine mahleriſche Reihe, voll der ſchönſten Parthien, Raſenplätze, Alleen, Hecken, Anhöhen, Baumgruppen, Gärtchen; ſelbſt hängende Kunſtgärten à la Semiramis, kleine Bauten — alles das enthält der Stadtgraben. Eben ſo intereſſant iſt das, was er nicht enthält: er enthält keine Leute, ſo gut als keine Leute, die man becomplimentiren muß, grüßen, mit denen man plaudern muß, die erſt uns und dann ſich ſelbſt entſetzlich geniren mit ihrer Priſe Tabak, mit ihren Wettergeſundheitscomödienmuſikneuigkeitsdiscurs; er enthält ferner keine Hunde.

Dich preiſe ich mein Stadtgraben, als den einzigen Ort in ganz Wien, wo man ſich ſammeln, wo man ungeſtört meditiren, ſich gehen laſſen kann, wie man will; wo der unermüdliche Zephyr uns nicht umwirft, die Staubwolken uns nicht verſchütten, das Wagengeraſſel uns nicht zur Verzweiflung bringt; wo es ländlich und einſam iſt; wo auf der einen Seite mächtige Mauern, auf der andern hohe graſige Erdwälle uns vor der müſſigen Geſelligkeit ſchützen. Geliebter Stadtgraben, von beyden Seiten überſehen ſie dich vornehm, die da oben in gemeſſener

Haltung einher ſchreiten; und das iſt dein Glück und das Heil derer, die in dir wandeln. Habe ich dich zum Freund, geprieſener Graben um die Stadt, mit deinem Sammtbeden, ſo laſſe ich ihnen gerne ihren tumultuariſchen ſteinernen Graben in der Stadt ſelbſt.

Noch einmahl, nein, noch tauſendmahl ſey gegrüßt und geprieſen, o Stadtgraben, Du mein koſtbares Stadtgut, noch viel tauſendmahl! Und wenn ich einmahl ſo viel tauſend Gulden übrig haben ſollte, als Grüße für dich, ſo unternehme ich ein reich illuſtrirtes Prachtwerk in Laborde-Folio, „Voyage pittoresque dans le Fossé de ville.“ Die Franzoſen werden es ſchon drucken.

Drey Wiener-Sonderlinge.

„O Buchhändler: was ſeyd ihr für zwitterhafte Kerlchen.“

Fr. Nicolai.

Man wird nothwendig ſehr alt; man ſchweift in den Jahrhunderten herum. Über Leute ſchreiben aber läßt ſich discreter Weiſe doch nicht eher, als bis ſie todt ſind. Man hat ſchon über Perſonen geſchrieben, die bereits 30, 40 Jahre nicht mehr am Leben. Man ſieht einen jungen Menſchen von 17 Jahren, der ſich nicht gut aufführt. Man droht ihm, dereinſt über ihn zu ſchreiben. Dieß geſchieht nach 30, 40 Jahren, denn ſo lange noch lebt er. Man muß alſo nothwendig auch ſo lange gelebt haben. Auf dieſe Art verlängert man ſein Leben. Das iſt die wahre Macrobiotik. Man wartet vielleicht ſogar, bis dieſem oder jenem intereſſanten Ehepaar ein Sprößling geboren wird, über den man dann ſchreiben will, wenn er ſelbſt wieder Sprößlinge ge-

habt hat; aber todt muß er ſeyn; todt. Man methuſalemiſirt ſo fort; man lebt ewig.

Man hatte ſich vorgenommen, über Binz, über Haſelmayer, über Kupffer zu ſchreiben, vor 30, 40 Jahren, da ſie noch in voller Thätigkeit waren. Dieſe 30, 40 Jahre ſind vorbey. Jetzt her mit ihnen!

Binz.

Sey gegrüßt! Du warſt ein Mann von Stoff. Du hatteſt, wie man zu ſagen pflegt, Etwas gelernt, und nicht erſt im Alter, wo man es nicht mehr brauchen kann, nicht als lediglicher Routinier, was gar kein Verdienſt. Du hatteſt Facultäts-Kenntniſſe; in Freyburg recht gut Philoſophie ſtudirt, ſollteſt gar die Profeſſur des Griechiſchen in Conſtanz annehmen, ſchlugſt ſie aber aus, um nach Wien zu gehn. Thateſt recht! Fleißig ſtudirteſt Du da Medizin; machteſt Dir alte und neue Sprachen eigen. Das war ſchön und gut von Dir; übteſt dich ein in Literargeſchichte, in Bücherkunde; lauter Dinge, die der Buchhändler damahls noch brauchte. Das ſahſt Du ein, gegrüßter Binz, als Du 1779 einer wardſt. Die Kloſteraufhebung kam Dir zu Statten; Du gewannſt ein herrliches Lager, faſt ohne Nebenbuhler, ein Hahn im Korbe, und ſo wurdeſt Du Binz.

Binz im Zwettlhofe machte ungeheure Geſchäfte, in einem ſchmalen, dunklen Laden, der tief hinein ging, tief; eine finſtere, unendliche faſt geheimnißvolle Schlucht; vielleicht auch eine heimliche Stiege in irgend ein unterirdiſches Gewölb, voll Schätze, anzuſehn wie eine Zauberhöhle. Und in nächtlicher Weile dann, wenn alle Heiligen und Sterblichen des Stephansplatzes in bleyernem Schlaf, Binz

einſam mit der mattleuchtenden Laterne, unter den Koſtbarkeiten, Kleinodien einherſchleichend, wie ein Zauberer, wie Merlin, wie der famöſe Goldſchmied in Hoffmanns Fräulein Scudery. Schon zeitlich beym Hahnenruf ſtiegſt Du zu Tage. Der Laden war auf; die Käufer ſtrömten herbey; das contante ſilberne und goldene Geld in Deine ohnedieß ſchon vollen Truhen. Es ſey Dir vergönnt.

Alles kaufte bey Binz, denn Erſtens kaufte überhaupt Alles Bücher; es war ein ſchöner Trieb, Ehrenſache, Ton (was jetzt ſämmtlich nicht mehr); und Zweytens hatte Binz Alles. Ferner auch war er discret mit ſeinen Preiſen, wie er jedoch hartnäckig, zurückhaltend mit dem Verkaufe dieſes oder jenes Buchs; nach Laune oder Grundſatz. Als Einkäufer jedoch war er verdammt karg, noch 1815, wovon ein grelles, grelles Beyſpiel. Ein gewiſſer Speiſer (neulich todt) trägt ihm die prätieſeſten Xylographien an: **Biblia pauperum, ars moriendi, ars memorandi, historia virginis, speculum salvationis**, ſämmtlich noch unzuſammengeklebt, unbeſchnitten, alle in einem einzigen Band von Eiſen mit Buckeln; verlangt 200 fl. Binz gibt ſie nicht. Speiſer offerirt ſie mir; ich ſtaune, daß Binz dieſen Schatz fahren läßt. Ich kaufe ſie, wünſche mir Glück. Sie waren 2000 werth.

Binz hatte Magazine in verſchiedenen Häuſern, ein großes auf dem Dachboden des Freyhauſes, wo er wohnte. Er hatte ſelbſt auch einige Häuſer, hielt aber damit geheim. Eines Tags verräth er ſich ſelbſt Es iſt eine Feuersbrunſt. Ach ruft er: am Hauſe ſelbſt wäre mir weniger gelegen; aber die Bücher, die Bücher!

Er war verrufen als Geizhals und war es, aber, wenn man es zum Theil zugeben will, nur gegen ſeine ei-

gene sonst so werthe Personen und die seines Sohnes Anton, so auch schon ad patres. Es gibt da allerhand Züge. Er ist krank und soll Wein trinken; er bedarf Stärkung; der Arzt befiehlt es. Aber Wein? Wein, ja der kostet Geld; das Wasser wäre viel wohlfeiler. Wein, entsetzlich! Der Arzt kommt wieder, findet den Patienten schwächer, immer schwächer. Teufel trinken Sie Wein! Morgen komme ich wieder. Aber Wein, lieber Himmel, das Seitel 15 kr.; wer kann das erschwingen! Man hat eine gute Natur. Es wird sich schon von selbst machen. Die Natur kostet ja ohnehin schon so viel Geld; sie soll jetzt auch einmahl Etwas thun. Aber den Doctor muß man beruhigen; er ist sonst grob. Dieß des Patienten Monolog; Folgendes aber seine Politik: Er nimmt ein leeres Weinfläschchen, ein derley Trinkglas, stellt Beydes neben das Bett. Der Doctor kommt. „Nun endlich“ sagt er „haben Sie Wein getrunken; jetzt müssen Sie Sich schon etwas besser fühlen. Aber Tausend; es scheint mir Sie sind noch matter als gestern. Was ist denn das?“ Gewiß ein ergineller Zug! Eines Engländers würdig. Der Patient täuscht sich, täuscht den Arzt; aber seine Natur täuscht ihn nicht; sie ist generös, kennt keine Rache, und Binz ist wieder frisch und gesund.

Wirklich hatte er einen robusten Körper, eine unverwüstliche Gesundheit. Gar manche Tage fast jeder Woche bestand seine Mahlzeit aus etwas Käse und Brod; aus einem Rettig, aus Obst ꝛc., im ungeheizten Laden. In den letzten Jahren stieg er manchmahl Abends nach dem Schliessen in den wohlfeilen Grünangerkeller, auf ein halbes Seitel (36er). Er war knochig, groß, blond; in der Jugend schön; im Alter, den Kopf ganz gesenkt, nicht häßlich. Der Anzug, uralte, vergilbte Kleider, voll Staub und

Schmutz und Flecken und Löcher, die Schleppschuhe, das schreckliche Jabot: das Ideal der entsetzlichsten Vernachlässigung, eines Collet würdig. Etwas minder unerträglich ging sein dick- und schiefköpfiger bornirter Sohn einher; wortkarg gegen den Vater, mi[illegible]tauisch, furchtsam, ohne einen Kreuzer in der Tasche, überall witternd des Vaters Schlauheit, ihn öconomisch zu hintergehn, wovon ein göttliches Beyspiel dieses: „Tonerl, da ist Spagat; geh hinauf und hohle die Bücher, welche ich gekauft.“ Nun wird man glauben: Hinauf! Auf den hohen Markt, auf die hohe Brücke oder so etwas dergleichen. Tonerl natürlich meint auch so etwas, fragt aber: Wohin, hinauf Papa? Der Papa, wie ein wenig zerstreut, sagt: „Nu Tonerl, weißt Du denn nicht? Zum Eurich hinauf, nach Linz; weißt Du, in Oberösterreich, Tonerl. Da hast Du zwey Gulden; komm aus damit Tonerl. Unterwegs lade Dich ein dort und da bey Unfresgleichen und Buchbindern; man kennt überall unsern Nahmen. Geh Tonerl, geh!“ Tonerl roch jetzt den Braten, denn nur solche Braten bekam er zu riechen. Tonerl stutzt, knirscht, gehorcht. Nach einiger Zeit kam er mit den Büchern zurück, die er oben beym Eurich gehohlt und hatte noch 15 kr. erspart. Was ihn aber ingrimmig geärgert: Der Papa hatte ihn eine halbe Stunde vor der Mittagszeit hinauf geschickt nach Linz. Auch das noch!

Und sollte man glauben, dieser Mann, dieser Vater, war auch wohlthätig. Der nicht sich selbst, nicht seinem leiblichen Kind auch nur das Allernothwendigste vergönnte, derselbe Mann unterstützte Dürftige mit barem Gelde, und insgeheim, wie ein redlicher Christ; armen Studierenden gab er Bücher umsonst; bey wohlthätigen Zwecken, z. B. in Gremialsachen war er die Großmuth selbst.

Welche Räthsel! Eigenthümlich ganz à l'anglaise. Binz wurde 76 Jahre alt. Starb 1824.

Haselmayer.

Willkommen! Sey auch Du gegrüßt, Du wohlwollender, freundlicher kleiner Mann Du! Gegen Binz hattest Du Einiges voraus; Einiges nicht. Du hattest keine Schulkenntnisse, warst aber gar in All und Jedem ein probater Mann. Weißt Du noch, Franz Haselmayer, wie Du bey dem Domherrn Smitmer, dem berühmten Sphragistiker einfacher Hausdiener warst, so was man sagt: Bedienter, und hinten aufstandest, wenn er ausfuhr? Ja Du weißt es noch, schämst Dich dessen nicht und rühmst Dich Dessen sogar und mit Dank. Das macht Dir Ehre, zeigt, daß Du keine gemeine Seele. Weißt Du noch, wie Du an Deines Herrn Büchern und Studien Gefallen fandest; Latein lerntest, Italienisch und Dein Herr sich Deiner schönen Richtung annahm. Dir ein Buchhandlungsbefugniß verschaffte, ein Gewölblein und Dich unterstützte und protegirte. Alles Das weißt Du noch Lieber, erkanntest es mit Demuth und Dankbarkeit und hieltest von da an die geistlichen Herren über Alles hoch, insonderheit aber die Herren Jesuiter.

In seinem kleinen reinlich gehaltenen Laden im Füchselhofe waltete der devote, fromme, höfliche Haselmayer mit Emsigkeit und heiterem Eifer und der Herr segnete seinen Fleiß. Die geistlichen Herren sprachen zu und hatten ihr Wohlgefallen, wenn sie sahen, daß er nicht nur die alten heidnischen Classiker, sondern auch die Herrn Patres, die Kirchengeschichte studirte, und von der protestantischen nichts wissen wollte. Er arbeitete sich in die Kenntniß der verschie-

denen Autoren und Editionen recht hinein, suchte überall einen historischen Faden, sich ärgernd also über die Lücken im Livius ꝛc. Bald brauchte er ein Magazin; bald machte er auch seine Wohnung, merkwürdig auch im Freyhaus wie Binz, zu einem andern Magazin. Da stappelte er auf, schloß sich beym schönsten Wetter tagelang ein, bey einem Glas Dünnbier Fäden zu finden und Catalege zu machen reinlich, zierlich, mit allerhand caligraphischem Geschnörkel. Von der neuen Literatur, besonders der deutschen, wollte er nichts wissen: was Wieland? was Herder? was Schiller?: Lucian, Heredot, Horaz, ja! Nichts mit den Deutschen; kein einziges deutsches Buch. Dagegen fand man bey ihm Elzevirsche, Hoakische, wie später Bodonische Artikel in ungebundenem Zustand, und in Anzahl.

Er war selbst Sammler, und verkaufte nicht immer gern. Geld brauchte er eigentlich fast keines. Seine Bedürfnisse waren fast so einfach, wie die seines Zeitgenossen Binz. Zuweilen ging er zum Traiteur Schweigerd zum 10 kr. Tisch. Sein Anzug grau in Grau, aber stets reinlich; der Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert, wie das Perpluie ein Familienzelt; 2 Uhren; ein uraltes schwarzes Lederkäpplein. Er war nicht groß, schien schwächlich, war aber knochig, ledern, eisern, dauerte stark über die 70. Er lebte ganz solitär, ohne allen Umgang; war Garçon. Eines Tages aber verliebte er sich in eine Trödlerstochter in der Kärnthnerstraße, begehrt sie zur Frau, schmeichelt sich, und schafft eine vollständige Hauseinrichtung an. Aus der Heirath wird aber nichts; er grämt sich ein wenig; ein Jährchen nagt es an seiner bibliopolischen Seele, dann aber Philosoph. Und der theure Hausrath wird aufbewahrt zum ewigen Andenken, zur ewigen Warnung.

Seine Bedienten-Cathegorie konnte er nicht verläugnen. Gefiel ihm irgend Etwas, so hieß es: Das ist ein herrschaftliches Buch; das ist ein herrschaftlicher Caffeh; diese Stiefel sind herrschaftlich. Den Jesuiten hing er bis zum letzten Hauch an; gedachte ihrer auch, der neuen in Gratz, stattlich im Testament.

Seine Rechtlichkeit war unbestechlich, triumphirte über jede Versuchung. Bey einer Inventur ist er allein. Bey einer Bibel fällt ihm die Schwere auf; er sieht nach: im Rücken stecken 100 Species-Ducaten. Er macht Lärm und gibt die 100 ab.

In den letzten Jahren entschlüpfte ihm zuweilen die Klage über häusliche Verlassenheit. Er begann schon, sich unwürdig anzuschmiegen. Ich sage ihm: Wissen Sie was? Es kann uns Beyden gedient werden. Seyen Sie mein Vater und mein Sohn zugleich. Heirathen Sie meine Tochter, und adoptiren Sie mich.

Wo seine Habe, sein Bargeld, seine Münzensammlung hingekommen, weiß der Himmel. Bey Lebzeiten noch hieß es, habe er verschenkt. Haselmayer und verschenken? Er war ein streng moralischer Mann, der wohl schwerlich einen Feind hatte. Möglich daß er, wie Newton und Fontenelle, wie Gleim und Kant als Junggeselle starb.

Kupffer.

Nun laß Dich ebenfalls grüßen! Aber mit Dir ist es schon ein wenig difficil und schroff. Du bist eigensinnig verwirrt, übellaunig, auffahrend, rechthaberisch, wohl gar zänkisch und etwas flegelhaft. Ey? Wie das? Warum denn? Nun, Du willst nicht gestört seyn: man kauft an-

dets wo? Dein Laden ist immer zu? Gut man geht vorbey, wenn er auch offen. Warte Freund Kupffer! Und Du willst Alles beßer wissen, schimpfst über Alles, willst Dich nur mit Kreuzerbroschuren abgeben; machst Alles confus, bestellst die Leute 20 Mahl vergebens? Adieu Herr Kupffer! Leben Sie wohl. Schade, daß Sie sonst ein so rechtschaffener Mann sind! Aber Sie versäumen die besten Zeiten! Wo will das hinaus? Ihre Compagnie mit Wimmer nützt weder Diesem noch Ihnen. Was thun Sie, jetzt wieder für Sich, auf dem dummen Vogelmarkt? Nichts, gar nichts, als dort schlafen und blind, wild und planlos herum kramen. Ey das wird ein schlimmes Ende nehmen. A propos Herr Kupffer, Sie müssen ja auch schon uralt seyn? He? Ich weiß noch, wie Sie in den Neunzigern im finstern Camesina-Laden bey einer eisernen Lampe Buchhalterey trieben; und da mögen Sie schon ein Vierziger gewesen seyn.

Kupffer hatte keine Faser zum Kaufmann; nie wirkte er einem lucrativen Ziele, einem Berufsresultate zu. Es galt ihm nur, die Zeit auszufüllen. Ohne alles Geschick, ohne allen Geschmack machte er schriftstellerische Experimentchen; übersetzte Jauffrets charmes de l'enfance, compilirte über den Thierinstinct, über die Verdauung ꝛc. und vergaß den Stoff zu seiner eigenen. Oft hatte er nichts zu verdauen, nicht einmahl seine zausige schon zernagte Spargatterrücke. Seine Ankündigungen waren oft göttlich: Millot Weltgeschichte 16 Bände (kostet 2r — 15r); Wiens Hormayr-Geschichte, statt 10 fl., um 36 fl.; Große römische Geschichte von Livius übersetzt; der niedere Oberrhein mit Kupfern in Stahl, Ouvriers de Frédéric u. dgl.

Aber am Interessantesten, Originellsten, o Kupffer, warst

Du bey Auctionen, als Ausrufer, als Commissionsbesorger. Da warst Du einzig. Sehen wir Dir ein wenig zu!

Es kommt da unter Anderm Khevenhüller vor, die Annales Ferdinandaei, in der ersten Auflage 1640—46, die sehr selten. Herr v. Hascherl gibt ihm Auftrag bis 50 fl. und darüber. Herr von Hascherl hört zu seinem Vergnügen, das Buch sey um 20 fl. erstanden worden, geht denselben Abend noch zu Kupffer um seinen Khevenhüller. Ja, ich, sagt Kupffer, ich habe es nicht erstanden. Und warum, denken Sie? Ich habe erwogen: Sie sind Familienvater Herr v. Hascherl; 20 fl. in dieser schweren Zeit sind ein schweres Geld. Ich glaube, ich verdiene Ihren Dank, denn ich habe ja selbst meine Provision von 2 fl. oder 5 fl. aufgeopfert, bloß Ihnen zu dienen. Daß Herr v. Hascherl wüthend wurde, und dann in Ohnmacht fiel, versteht sich. Welcher Psycholog aber erklärt den grenzenlosen Unsinn? Nicht Ziegler mit seinem Carus?

Gehn wir jetzt selbst hin in die Auction und schauen wir zu, was unser Freund da treibt.

Goethes Clavigo, ruft er aus; Goethes Clavigo Nr. 85; 6 kr. Dabey schaut er gespannt und ängstlich umher, fürchtend, er habe ihn zu hoch ausgerufen. Das Buch wird aber glücklich erstanden; Kupffer schöpft freudig Athem. Er ist aber gewohnt, allerhand Anmerkungen zu machen, die meist crud und corrupt. Hier kann er es auch nicht lassen. Er sagt: um 10 kr. zum Dritten: Ist auch nicht mehr werth. Clavigo, meine Herren, war ein Redacteur in Berlin.

Eine Stimme erhebt sich: Erlohben Se Herr „Koffer;“ Jlavijo det is mon nischt nich so; er redijirte in Madrid den Pensador, men Herr „Koffer.“

Kupffer thut nichts dergleichen, denn er hat mit der

nächsten Nummer zu thun, viel zu thun. Nr. 36 ist der Florian, 11 Bde.; aber bis er die zusammen bringt! Es liegen alle 11 auf der Tafel. Das ist ihm aber nicht genug; sie müssen nummerisch geordnet seyn. Er nimmt 2 Bände unter den linken, 2 unter den rechten Arm, zusammen den 1—4.; auf der Tafel bringt er aber die andern nicht in Ordnung; es fehlt ihm noch der 4te; er wittert ihn unter dem Arm, läßt bey diesem Anlaß alle 4 fallen, hebt sie empor; die Augengläser auf die Stirne, wieder herab vor die Augen; die 11 Bände sind noch nicht in Ordnung; die Augengläser ganz weg von den Augen.

Alles kichert; man fängt an zu lachen. Jemand aus dem Publicum hilft; die 11 Bände sind geordnet.

Meine Herren, perorirt Herr „Koffer“, Sie sehen hier die **Oeuvres de Florian**; er war ein Franzose; der Wilhelm Tell ist nach Schiller.

Man kichert und lacht. Das Buch wird erstanden. Nun kommt Nr. 37: **Opere di Algarotti.** Der Ausrufer setzt hinzu: Algarotti war Kammerherr des Königs von Preußen; er war ein Schriftsteller; er war geheimer Rath.

Die preußische Stimme erhebt sich wieder: Erlehben Se Herr „Koffer“ Alsaretti war nich jehemer Rath; det is man nischt nich so, Herr „Koffer.“

Herr Koffer will bestreiten, aber das Publicum verlangt, daß fortgefahren werde.

Nr. 38. Lavaters physiognomische Regeln, 6 kr. Meine Herren sagt Kupffer; ich muß Ihnen sagen, von diesem Werk existirt auch eine Auflage in 4 Quartbänden mit Kupfern.

Wieherndes Gelächter; man hört nicht auf. Kupffer begreift das nicht. Er denkt, es müsse eine andere Ursache

haben; vielleicht den preußischen Opponenten. Der aber kann vor Lachen nicht zu sich kommen. So Etwas ist ihm noch nicht passirt; derley läßt sich nicht erfinden; es ist rein original.

Nr. 39. Adelungs deutsches Wörterbuch 4 Bände 4. Meine Herren 6 fl. Hier ist zu bemerken, meine Herren, setzt Herr „Koffer“ hinzu: von diesem Werke existirt auch eine Auflage in einem Bande in Octav.

Schallendes, platzendes Gelächter. Ein paar Studenten fallen vor Lachen von den Sesseln, dem Preußenmann zu Füßen. Der aber ist ganz kalt, und sagt, sich seines Lavater-Lachens schämend: Erlohben Se Herr „Koffer“ det is man nischt nich. Ich kannte Adelung persönlich in Dräsden, Herr „Koffer.“

Neues sardonisches Lachen. Man konnte mit der Auction nicht fortfahren; aber das Publicum g i n g fort; klatschend, sich höchlich freuend auf morgen, bis wo man neue Kräfte werde gesammelt haben, zum neuen Lachen.

Das waren Feste, köstliche Genüsse! O wo sind sie! O nie werden derley wiederkehren. O „Koffer“ warum lebtest Du nicht noch 20 Jahre mit Deiner göttlichen Lachanstalt. Aber tröste Dich, Dir wird die Ehre zu Theil, von Napoleon mit Palm und Eurich proscribirt zu werden.

Da Du aber schon ziemlich lange nicht mehr lebst, und nicht mehr ausrufen kannst, so lebe wohl; da Du nicht mehr so himmlisch confus und unruhig seyn kannst, so ruhe sanft. Du magst es wohl verdienen, denn Du warst ein grundehrlicher Mann; warst ja doch gewiß auch noch viel älter als Binz und Haselmayer. Wenn Du selber dereinst ausgerufen wirst am Posaunentag, so wirst Du ziemlich hoch abgehn: „Koffer so und so hoch, zum Dritten!“

Welch ein Kleinod!!

Geboren bin ich zu Vienne in Frankreich.

Seit etwa 70 Jahren iſt meine Lage die ruhigſte und geborgenſte. Meine Umgebung iſt die nobelſte; meine allernächſte die allernobelſte Umgebung. Ich blitze von Gold. Man nähert ſich mir nur mit dem höchſten Reſpect; man betrachtet mich nur mit Erſtaunen und Bewunderung. Kaum wagt man es, mich zu berühren. Beneidenswerthes Loos!

Mein Vater hingegen: der Unglückliche! Ein ſo entſetzliches Schickſal wie er, haben nur wenige Menſchen gehabt. Er war ein geborner Spanier, ein gelehrter Arzt, Philolog und Philoſoph. Die Geſetze des Blutumlaufs ſind eigentlich ſeine Entdeckung. Er hat ſich ſehr hervor gethan. Die ganze Gelehrtenwelt kennt und feyert ihn

Ach, ein grauſames Verhängniß hat dieſen außerordentlichen und hochverdienten Mann zum Märtyrerthum verurtheilt. Er wurde verbrannt, öffentlich verbrannt in Folge eines tyranniſchen Richterſpruchs.

Nicht genug. Auch ich und meine zahlreichen Brüder, wir mußten zugleich mit unſerm Erzeuger den Scheiterhaufen beſteigen. Während des gräßlichen, verwirrenden Schauſpiels jedoch wurde einer meiner Brüder und ich gerettet. Mich entriß eine verwegene Hand dem ſichern Tode; aber die Spur der Flammen trage ich noch. Kaum ein halbes Jahr war ich alt.

Nach dem freyen England geflüchtet, befand ich mich in völliger Sicherheit, dennoch aber ſorgſam verborgen. Dieß war in der Behauſung eines edlen Siebenbürgers, Nahmens Daniel Marcus Szent-Ivani in London. Ich

Besitze noch eine eigenhändige Urkunde dieses würdigen Mannes; sie ist vom 13. May 1665. Zärtlich hatte er mich unter die Seinigen aufgenommen.

Nach seinem Hintritt ging ich auf Reisen. Da lernte mich der siebenbürgische Geistliche Michael Almasi kennen, der 1716 der 142ste Superintendent war. Auch er widmete mir sein handschriftliches Zeugniß.

Stets lebte ich in der größten Zurückgezogenheit.

Man spürte mir nach. Gebildete, wissenschaftliche, gelehrte, jedenfalls wohlwollende, und in Bezug auf mich selbst, höchst friedselige Personen suchten mich auf; unternahmen zu diesem Zwecke sogar Reisen. Dieß war auch bey dem großen Eugen, Prinzen von Savoyen der Fall. Er war der Meinung, ich domicilirte in Hessen-Cassel; er forschte mir daselbst nach, aber vergebens. Es war eine Verwechslung mit meinem einzigen noch existirenden Bruder.

Dieser Gute, stets in üblem Gesundheitszustande, war ebenfalls nach England gebracht worden, ohne aber, daß ich davon Kenntniß gehabt. Hier war er bey dem berühmten Doctor Mead; dann kam er nach Paris. Er wohnte Anfangs bey dem Präsidenten Deboze, sofort bey dem Finanzintendanten De Cotte, hernach bey Herrn Gaignat; von 1784 an befand er sich bey dem Herzog von Lavalliere, welcher letztere Herr 4120 Livres gab bloß für das Vergnügen, meinen Bruder zuweilen zu sehen. Dieser befindet sich seitdem stets zu Paris, und zwar in einer Lage, ähnlich der meinigen.

Was mich betrifft, so erblickte mich eines Tages der preiswürdige siebenbürgische Kanzler Samuel Graf Teleky. Ich zog mit ihm nach Wien. Der Graf erzählte dem Kaiser Joseph von mir, und dieser unvergeßliche Monarch

machte ihm ein Geschenk mit einem Ring, über 2000 Ducaten werth, lediglich für die Erlaubniß, mich für ewige Zeiten zu versorgen

Auf diese Weise also stehe ich fort und fort unter den schirmenden Flügeln des kaiserlichen Hofes. Auch mein Aufenthalt ist in einem der kaiserlichen Gebäude.

Nur ausgezeichneten Personen ist es gestattet, meine Bekanntschaft zu machen. Wer dieser Gunst theilhaftig werden will, hat sich an den würdigen Herrn Schmid zu wenden, der unter Anderm auch wohl der gelehrteste Kenner der Musikliteratur ist.

Von meinen ausserehligen Brüdern, deren Väter der erwähnte Doctor Mead und der deutsche Polyhistor Murr sind, mache ich keine Erwähnung.

Lebe wohl, mein lieber Leser, und wo möglich so ruhig als ich selbst. Solltest Du mir aber irgend einmahl einen Besuch abstatten wollen, so unterlasse nicht, dem Herrn (Ant.) Schmid und allen seinen Herrn Collegen eine sehr hochachtungsvolle Verbeugung zu machen. Denn wisse, es sind das lauter Männer von gründlichen, ausgebreiteten Studien und gelehrten Kenntnissen, Jeder noch insbesondere erudit in einem eigenen Fach. Die Reihe dieser Männer ist eine lebendige Encyklopädie. Dieß mein Lieber, habe vor Augen.

Noch einmahl, lebe wohl!

Der Schlüssel. Miguel Serveto ließ 1553 zu Vienne sein Werk: Christianismi restitutio drucken. Alsbald hierauf wurde er in Genf, auf Calvins Anlaß sammt den Exemplaren des Buchs dem Flammentod geopfert. Zwey Exemplare nur wurden gerettet; man kennt nicht mehr als zwey. Beyde gingen im Verlaufe der Zeit durch mehrere Hände. Eines ist in Paris, das bessere unter

den Schätzen der Wiener-Hofbibliothek, dahin gelangt, wie oben erzählt.

Szent-Ivani und Almasi sind eingeschrieben. Die natürlichen Brüder des Buchs sind Nachdrücke, von denen der Erstere unganz. Eine kleine bibliographische Forschung hat der Verfasser 1840 im Hauptblatt der Wiener-Zeitung Nr. 306 (4. Nov.) geliefert.

Neuerdings über ihn. Eine Art Mysterium.

Als ich noch ein Knäblein, eines Tages, nimmt mein Oheim Rudolph mich mit. Wir kommen auf den „Stephansfreidhof.“ Plötzlich bleibt mein Führer stehen, wie in gewaltiger Überraschung, und zieht den Hut. Ich sehe gegenüber einen Mann, wie von Schimmer übergossen; Alles funkelt und blitzt an ihm. Er ist nicht eben groß, aber fein und edel gebaut. Das Antlitz konnte ich nicht sehen; er hielt den Chapeaubas vor gegen die Sonne. Was die Männer sprachen, verstand ich nicht; es war wohl englisch. Sie schieden. Ich frage den Onkel. Er sagt in feyerlichem Ernste: „Der Graf Saint-Germain.“ Auf weitere Fragen keine Auskunft; auch in spätern Jahren keine. Kaum eine Antwort, als die: In der Folge wirst Du ihn schon kennen lernen, den Grafen Saint-Germain. Ich fragte also nicht weiter.

Die Erscheinung des Mannes aber hatte sich mir eingebrannt. In spätern Jahren, in der Literatur, suchte ich ihn auf. Ich machte bald seine Bekanntschaft. Wieder in spätern Jahren, schreibend, suchte ich das Gefundene auszubreiten. Alles von Zeit zu Zeit. Was ich in Mon-

taigne fand, in unserm Max Lamberg, in Baron Gleichen, in Friedrich II., in Vulpius Curiositäten, in Casanova ꝛc. streute ich aus, bald dort, bald da. Ich that dies z. B. in meinem Conversationsblatt (1819), in den »historischen Unterhaltungen« (1825); selbst den Papagey (1839) ließ ich davon schwatzen. Ich überredete mich, irgend ein Berufener werde das Thema auffassen, den Wundermann bearbeiten. Ich trug darauf an. Aber alle Impulse blieben fruchtlos. Auch in der französischen Literatur fand ich nichts Selbstständiges, Zusammenhängendes, Ganzes, Entsprechendes. Vor Kurzem lese ich als neu angekündiget: St. Germain; von Münchhausen. Der Held erst am Schlusse, ein Bruchstück; wohl trefflich geschrieben, sonst aber nichts.

Ich fand auch Etwas in den Memoiren der Frau von Duhauffet; Paris 1824. Sie sagt, der Wundermann sey 1795 gestorben. Pierer weicht nicht viel ab. Also: gestorben? Ey! Wie, wenn er ein kleines Haus gekauft, die Veranstaltung getroffen, ein halbes, ein ganzes Jahrhundert in seinem künstlichen Schlaf zu verbleiben? Und dann, den so und so vielten: auf, auf, und wieder hinaus unter die neuen Leute? Wie??

Wird man lächeln? lachen? Gut! Finde, wisse man, daß der ehrenhafte Montaigne, geblüht vor 300 Jahren, von diesem nähmlichen Saint-Germain als von einem Zeitgenossen erzählt; daß Casanova und Lamberg ihn persönlich gekannt. Weiß man von des Wundermannes pergamentenem Album? Tiberius, Carl der Große, Columbus sind da eingeschrieben, autographisch. Als man in Paris die Marianne gibt, in der Lo[illegible] wird der Graf tiefsinnig und seufzt. Man fragt. Er antwortet: »Ach die

Gute! Wie ſchön war ſie! Wir waren Freunde.“ Noch gar Anderes erzählt er von Zeitgenoſſenſchaft. —

Laſſen wir das Alles, und hören auf mit Lächeln und Achſelzucken. Ich ſelbſt höre damit auf. Reden wir vom Helden, vom Stoff an und für ſich, vom Thema, vom Penſum! Novelle oder Drama: gleichviel. Ihr Einſylbigen und doch ſo Vielſylbigen: Beck, Enk, Frankl, Gaal, Grün, Halm, Horn*, Nell, Seidl ꝛc. Warum ſchweigt Ihr?!*)

Schließen wir mit einem Geſchichtlein! Das hat man gern. So wiederhohle ich, was einem italieniſchen Edelmann paſſirt, aus deſſen Mund ich es habe.

St. Germain iſt zu dem Cavalier auf deſſen Landhaus geladen. Sie ſind ganz allein. Sie ſpeiſen auf dem Balkon. Es iſt das herrlichſte Wetter; kein Wölkchen, kein Lüftchen. Der Cavalier äußert ſich darüber. St. Germain lächelt. In einer halben Stunde, ſagt er, ſchlägt der Blitz unter fürchterlichem Wetter in dieſe Ihre Scheuer ein. Der Cavalier lacht und ſieht nach der Uhr. Man trinkt, man ſcherzt. In ein paar Minuten Wolken auf Wolken. Wieder ein paar Minuten: Windſtöße auf Windſtöße. Der Cavalier ſieht nach der Uhr. Eine Viertelſtunde iſt ſchon vorbey. Er wird ein wenig ernſthaft. Es regnet, es ſtürmt. Man geht vom Balkon hinein. Warum ſoll man ſich anregnen laſſen? Der Cavalier ſieht nach der Uhr. Es ſind nur noch fünf Minuten. Es regnet ärger; es ſtürmt ſtärker; es donnert; es blitzt. Der Cavalier wird noch ernſthafter. Er ſieht nach der Uhr: die halbe Stunde

*) Neuerlich von dem gelehrten und geiſtreichen Oettinger in ſeinem Narren-Almanach behandelt.

ist in diesem Augenblicke voll; und in diesem Augenblicke schlägt der Blitz in die Scheuer.

Charmant! Was will man mehr?

Und nun lebt wohl, Marquis Saint-Germain!

Oder schlaft wohl! Vielleicht sehen wir uns bald wieder; so alle halbe Jahrhundert ein Mahl!

Lebt wohl! Lebt wohl!

»Kaiseraugenblau.«

Eines Tages geht der Kaiser incognito aus. Er trägt einen dunkelgrauen Uberrock, runden Hut, leicht umgeschlungenes schwarzseidenes Halstuch, Stiefel, langes spanisches Rohr. Er kommt von der Batthyany-Stiege; wandelt gegen den Kohlmarkt zu. Er ist allein, selbst ohne Lakey.

Auf dem Michaelsplatz zieht ein Buchladen seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser ist in dem alten Dreylauferhause, dicht am Hausthor rechts. Ein weit vorspringender breiter Kellerhals, dessen colossale eisenbeschlagene Thürflügel aufgespreitzt emporragen, hindert den Kaiser nicht, zur Auslage hinzutreten.

Er betrachtet die alten und neuen Bücher und Kupferstiche. Da fällt sein Blick auf einen kleinen Jungen von 3 bis 4 Jahren, der auf der Schwelle der offenen Ladenthüre steht. Der Junge ist, wie sie alle sind; er gletzt gedankenlos in's Blaue hinein. Hier aber wirklich in's Blaue, und in das schönste wunderherrlichste Blau von der Welt. Das Jüngelchen mit seinen schwarzen wurzelt, wie gebannt, in den unbeschreiblich schönen blauen Augen des Monarchen. Dieses Blau war so unnennbar schön, daß

man wohl noch 20 Jahre nach Joseph's Tod, ſtatt himmelbau „kaiſeraugenblau“ ſagte, ſchrieb und druckte.

Lächelnd bemerkte der Kaiſer dieſen Eindruck. Er klopft den Knaben auf die Schulter und ſagt voller Huld: „Wer biſt Du denn Kleiner?“ Der Kleine iſt ſcheu, verwirrt und ſchweigt. „Wie heißeſt Du?“ fragt der Monarch weiter, „willſt Du auch ein Bücherhändler werden?“ Das Kind nennt ſich und ſtottert: Ja, warum denn nicht! Joſeph ſtreichelt ihm die Wangen, und ſagt: „Auch recht. Nur recht fleißig lernen und brav ſeyn.“

Indem nimmt der Kaiſer wahr, daß ſich die Leute ſammeln. Da eilt des Knaben Vater aus dem tiefen Hintergrunde des Ladens herbey, aber Joſeph iſt ſchon entſchwunden.

Weißt Du Glückskind, ſagt nun der Vater in begeiſterter Aufgeregtheit, das war der Kaiſer! Du kannſt Dir gratulieren. Das darfſt Du Dein Lebelang nicht vergeſſen.

Wie wäre das auch möglich?!

Der Tag wurde gefeyert viele, viele Jahre.

Brentano.

Du Unvergeßlicher: nun ruhſt Du. Du mit Deiner Beweglichkeit, Deinem Feuer, Deiner muthwilligen Luſtigkeit; mit Deinen großen, ſchönen, tiefſchwarzen Augen voller Seele und Geiſt — und Dämonomagie; mit Deinem rabenſchwarzen, üppigen, wild und doch ſo reizend und mahleriſch geringelten Haupthaar; mit Deinem vollen, kräftigen, ſüdlich braunen Geſichte; mit Deiner ganzen, gedrungenen, markigen muskulöſen Mannsgeſtalt:

nun ruhst Du! Wähnst Du, man habe vergessen, wie Du vor dreyßig Jahren in Wien warst? Vergessen die Magie Deiner geselligen Schätze? Deines wunderbaren Humors? Deiner Rede und Deiner Bilder hinreißende Macht? Und dann, wo andere Menschenkinder in Aufgeregtheit flammen, wenn das Bacchus-Blut sich mit dem ihrigen mischt: dann Dein starres Schweigen, einer Marmorbüste gleich. Nichts kann, nichts hat man vergessen von Dir. Aber, der da irgend einmahl Deine zerstreuten Geistesfunken sammeln wird: dem nenn ich Etwas, auf das er nicht vergessen soll. Andrés Hesperus erhielt einen sinnreichen allegerischen Umschlag. Im ersten Hefte mit demselben ist er erklärt. Dieser Text muß von Brentano seyn. Weiter kann ich nichts sagen. Dank dem, der Deine Gründung Prags erst neuerlich wieder ausgegraben. In zehn Jahren wird man sie vergöttern.

Michael Schmidl,

Buchhändler in Wien, war auch als Bibliograph und Schriftsteller schätzbar. In der belletristischen Literatur der Deutschen, in der altdeutschen Poesie war er sehr bewandert. Er war auch belesen. Der von ihm 1819—22 herausgegebene literarische Anzeiger (1822 ist alleinig vom Schreiber Dieses redigirt) enthält viele werthvolle Arbeiten von Schmidl: Literatur der deutschen Taschenbücher; Linien zu Schriftsteller-Bildnissen; die Hundertjährigen ꝛc. Höchst gelungen ist seine Biographie und Characteristik Abrahams a Sancta Clara's im Jahrgange 1822. Hier findet man zum Erstenmahle die vollständige Übersicht der Geisteserzeugnisse dieses wahrhaft genialen und zugleich so gelehrten Humoristen. Ebert

hatte zum Behuf seines bibliographischen Lexicons lange auf diesen Aufsatz geharrt, bey dem Artikel Abraham ꝛc. und bey jenem Clara (wohin der Autor gar nicht gehört), ihn übrigens sehr unentsprechend benützt. Unter Schmidt's persönliche Freunde gehörten ausgezeichnete und würdige Männer, wie die Brüder Grimm, Brentano, Kuffner ꝛc. In gesunden Jahren hatte er viel extrahirt; es bildete sich eine Anthologie, die er unter dem Titel: Lebenskunst, in vier Bänden herausgab. Er war 1779 geboren, hatte Studien: Philosophie und die Rechte und starb 1832. Es war die Rede, seine zerstreuten und ungedruckten Schriften mit seiner Biographie herauszugeben. Wie mag es wohl damit stehn?

Ankerberg

war einst ein gewichtiger Nahme. Ankerberg gab Gelegenheit zu dem neuen Beweise, wie gedankenlose blöde Gemeinheit die Cathegorien zu vermengen pflegt, während der wahrhaft Gebildete gewohnt ist, Geist und Intelligenz vom persönlichen Character zu trennen. Er war ein Mann von vielen Kenntnissen, von glänzendem Verstande, feinem Lichtenberg'schen Witz; äußerst interessant im Umgang, ein meisterhafter Schachspieler. Was Bretschneider in Mensel's Miscellen, was Lagarde erst neuerlich über ihn vorbringt, ist eitle Gehäßigkeit. Zu Ankerbergs Lichtseiten gehört auch seine numismatische Gelehrsamkeit. Er besaß und vermehrte mit wissenschaftlichem Eifer einen Schatz von Münzen. In seinem Album steh'n: Denis, Mar. Lamberg, Gebler, Nicolai, die beyden Forster, L. B.

Wessenberg, Cesarotti ꝛc. Sein israelitischer Nahme war Epstein.

Mehlgrube.

Mehl gibt es genug; Gruben gibt es genug; Mehlgruben gibt es auch genug; aber die Mehlgrube?! Sag an: wo bist Du? Sagt an: wo ist sie? O Mehlgrube komm noch ein wenig herein da; laß Dich noch ein Bischen anschaun: was es mit Dir ist; was es mit Dir war. Was ist? Was ist? Was aber einst war? Das geht nicht recht an; aber eine kleine Parallele geht recht gut an zwischen Sonst und Jetzt. Sonst also: Musik die ganze Nacht; Menuett und Langaus; der unermüdliche Capellmeister Wilde, Alexander-Tänze ꝛc.; — jetzt: Gott sey Dank keine, vielleicht ein wenig walzerische bey Tag, aber ohne Gewalze. Sonst: das Paradies der Köchinnen, der Dirnchen, der Courtisänchen, der Ellenritter; jetzt: die Hölle der Köchinnen aber in der Küche selbst; das Paradies der Andern nur maskirt. Sonst: Bürgersleute und wenig Feineres; jetzt: Feineres und wenig Bürgerliches. Sonst: Preise in Papier und Kupfer; jetzt: Preise in Silber und Gold. Sonst: Braten gebraten; jetzt: Braten nicht gebraten. Sonst: Speisen-Zettel; jetzt: Speisen-Buch. Sonst: Wirth mit Käpplein und Linnenschürze, und mitten unter den Gästen; jetzt: Wirth unbedeckt, ohne Schürze, deren ganze seidene Anzahl er den Kellnern überläßt, neben den Gästen, vor oder hinter ihnen. Sonst: Kellner Kellner; jetzt Kellner Bediente. Sonst: Mehlgrube; jetzt; Casino. Sonst: heitere, naturderbe, lebensrüstige, unbekümmerte Volkspossen; jetzt: kokettes,

abgewogenes, zimperliches, antinationales Vaudeville. Aha Volkspoſſe, Localpoſſe halt: Will die Critik Dir das gewiſſe frivole Element ganz auspumpen? Kind ſammt dem Bad? Gut, dann biſt Du keine Wiener-Volkspoſſe mehr, keine Mehlgrube mehr, ſondern ein Caſino. Ade! Leb wohl!

Jagd mit Leoparden

in der Umgebung Wiens in Laxenburg ꝛc. Die Jäger zu Pferde; nein, ſagen wir lieber: Die Leoparden zu Pferde, dicht hinter dem berittenen Jägersmann. Der Leopard, wie ein zahmer Hund kauert ruhig, feſt angekrallt und friedlich und freundlich als der beſte Nachbar von der Welt hinter dem Jäger. Dort zeigt ſich ein Haſe; der Leopard erſchaut ihn, ſpringt ab, auf eigene Fauſt, und bringt den Haſen, dort eine kleine oder groſſe Sau; der Leopard bis auf ſie in Cameradſchaft. Die Leoparden arbeiten, den dreſſirteſten ſtärkſten Hunden zum Trotz und natürlich viel kräftiger. Der Fang wird abgeliefert, und der Leopard ſteigt wieder zu Pferde. So geht es fort, nähmlich ſo lange dieſe curiöſen Fanghunde leben. Dann iſt's aus; die Leopardenjagd iſt vorbey, und für immer, ſeit Leopold I. Zeit. Die ſo abgerichteten Leoparden waren ein Präſent, vom Großherrn dem Kaiſer gemacht.

Wiener Gaſthäuſer vor ein paar Dutzend Jahren.

Alſo nicht vor mehreren Dutzend Jahrzehenden, wo der Salzgries noch von der Donau gepflaſtert war, als da incunablisch blühten der „Wolf in der Au,“ der „weiße Leu,“

am stattlichsten aber das „goldene Lämbel“ dann Lampel, endlich Lamm) in der Nagler (Nadler) Gasse, welch' unschuldig Thierlein während der beyden türkischen Belagerungen eine so interessante Rolle gespielt: nein, nein! mit all diesen Urstätten der Restauration habe ich hier nichts zu thun. Ich war da noch kein rechter Zeitgenosse; ganz genau kann ich mich wirklich nicht besinnen.

Fort herüber denn in die lichte Zeit, in den finstern „wilden Mann,“ seinem Ursprung nach ein Vorstädter, und wie die Kärnthnerstraße noch häuser- und nahmenlos. Aber das ist's, was den „wilden Männern“ den Ursprung gegeben: jede alte Stadt hat ein Gasthaus zum „wilden Mann,“ das erklärt sich von selbst; auswärts aber meist nur: „Zum Wilden,“ „au Sauvage.“

Der Unsrige war in der That verdammt wild und finster, und ist es noch, obwohl der gustiöse Schmidt eine so gustiöse Marmortreppe gebaut. Es ist ein heller, einladender Thorweg in eine düstre Burg. Auf diesem herrschaftlichen marmornen Denkmal (nicht das erste, so mit Füßen getreten), mußte man aber äußerst vorsichtig auftreten, nicht sowohl weil es finster und seine Stiege gerade aus und steil ging. Es waren da ganz andere Gründe, wie fast in allen andern Gasthäusern. Die Treppen waren entweder von Holz oder mit Läden belegt, und man glitt jeden Augenblick aus, denn wer kann denn auf verschütteten Suppen, Eingemachtem und Gemüsen einen sichern Tritt machen? Dieß war aber nicht die einzige Gefahr. Die Kellner, schon eben so flink, als jetzt, auf beyden weit ausgestreckten Armen aufgethürmt 20 bis 30 Gerichte tragend, schossen pfeilschnell auf und ab, mitten durch die auf- und absteigenden Gäste, wo es denn unausweichlich gar manches Andenken absetzte.

Wir gratuliren uns also, in einem der finstern Gemächer glücklich anzulangen.

Drey große lange Tische winken uns; man saß noch nicht an kleinen runden Solitärtischchen. Alles von gediegenem Eichenholz, spiegelhell gebohnt, compact, solid, vernünftig auf die Dauer für Generationen berechnet. Nichts noch von jener unseligen tagsfliegigen Nußbaum-Fournierery! Bequeme breite Stühle, mit hohen, tüchtigen Lehnen, schwarzledern gepolstert; das Gestell mit Eisenklammern befestigt. Da warf man sich hinauf, behaglich und sicher. Von Wandmahlerey fast nichts; nichts von Decoration; kaum eine Uhr. Dagegen große messingene Wandleuchter; auf jedem eine einsame Talgkerze. Die Tischwäsche sehr nett; Salz- und Pfefferbüchse von Berchtesgaden, roth und schwarz.

Wir setzen uns. Der Kellner (natürlich noch kein Garçon) ist ein gesetzter einfacher Junge, dem man die Ehrlichkeit ansieht. Er sagt höflich: „Unterthänigster Diener.“ — Dieser wirklich unterthänigste Diener hat eine lichtgrüne Jacke an, ein rothes Gilet bis unter den Bauch reichend, mit zwey Reihen Knöpfe, ein schwarzes Beinkleid bis unter das Knie, mit großen Schnallen, gestreifte Wollstrümpfe und Schuhe mit ungeheuren Querschnallen. Er ist tüchtig bewadet, denn damahls gab es noch Waden. Der Kellner, was sich von selbst versteht, ist frisirt, sorgfältig eingepudert; ein stattlicher Zopf, an den Schläfen große Haarrollen, mit langen schwarzen Nadeln in Positur gehalten, vollenden die imposante Coeffure. Sie ist rein modern; noch ein paar Jahre zuvor hatte unser „wilde Mann“ noch keinen Zopf, nur eine Querwurst oder Wulst. So entwickelt sich der Geschmack. Um den Leib hat der wilde Mann ein weißliches Vortuch

gerollt wie einen Gürtel; um die Schulter ist eine ebenfalls weißliche Serviette geschlagen.

Dieser unterthänigste Diener erzählt uns nun ganz offenherzig, was man heute haben kann. In einem abscheulichen, damahls allgemein herrschenden Wienerdialect nennt er uns 5 bis 6 Speisen. Der Mensch ist selbst der Speisentarif, denn es gab eigentlich noch keine Zettel, am wenigsten gedruckte. Wozu auch für die paar Artikel? Wir bestellen, wir essen, wir sind zufrieden. Es ist Alles substanciös, die Portionen sind sehr sichtbar. Wir trinken ein Glas Wein, denn es ist Freytag oder Sonntag; die viereckige Flasche ist geschliffen, das Glas ist ein Kelchglas, denn der Wein ist ein Sechzehner. Wir zahlen das Zechlein, bey dessen Berechnung weder Kreide noch Bleystift nöthig. Dem Unterthänigsten Diener, der uns wirklich vortrefflich bedient hat, ein Geschenk zu machen, fällt uns gar nicht ein; so etwas geschah nur ganz ausnahmsweise Der Kellner, ohne einen Heller Trinkgeld (Heller wie Pfennige trug man damahls ganz allgemein bey sich; so vernünftig wirthschaftlich war man noch) war höflicher, als jetzt ein Garçon, den man 10 bis 20 Percent in den Rachen wirft. Ein jetziger bedankt sich kaum, höchstens nickt er ein wenig; er ist ja kein unterthänigster Diener; er ist ja ein angehender gnädiger Herr, in Kürze selbst ein Hôtel-Inhaber. Freylich, denn wie der verdienstvolle André vor circa 25 Jahren in seinem „Hesperus“ gerade von einem Zahlkellner des „wilden Mannes“ nachweist, betrugen dessen Trinkgelder alljährlich mehrere tausend Gulden. Ein solcher Mensch steht also auf ein paar Sechser gar nicht an.

Geh'n wir zum „goldenen Ochsen“ (jetzt „Stadt Frankfurt“), er ist ein getreues Seitenstück zum „wilden Mann.“

Die Stiege war aber noch erecrabler; man schwamm. Hingegen die Zimmer hell, und Alles voll Heiterkeit, wie der Wirth Pirus, der wohlgemästete und doch so bewegliche, mit dem glänzenden Vollmondgesicht. Der kommt, uns die goldene Dose präsentirend, allerhöflichst schon an der Treppe entgegen, zuweilen auch die Kugel, aus der nahen Küche: seine Frau.

„Herr, wie geht's! Spazieren Sie nur herein!“ (Noch kein Herr von.)

Wir danken und fragen: „Und wie geht's dem Herrn; der Herr hat heute viele Gäste; was macht die Madame Pirus?“ — Der nachmahlige Herr von Pirus empfiehlt sich nun, er schwenkt sein grünsammtnes Käppchen, und watschelt in die Hölle hinunter, so hieß nähmlich die gemeine Gaststube zu ebener Erde im Hof.

„Wilder Mann“ und „goldener Ochs“ waren auch der „weiße Ochs“ (jetzt „Stadt London“) der „Matschakerhof“ (dessen Treppe noch am deutlichsten an die gute alte Zeit erinnert), der „Schwan“ und „braune Hirsch“, der „Stern,“ das „Jägerhorn“ (wo der alte Retzer mit einigen Schöngeistern zu soupiren pflegte), der „Greif“ (jetzt „Erzherzog Carl“), die „Dreyfaltigkeit,“ die „drey Hacken,“ (zum „römischen Kaiser“ umgetitelt, als es eben anfing, keinen mehr zu geben). Diese Schildesveränderungen verführten den sonst so exacten Geographen und Statistiker Stein. In seinem Reisetaschenbuch führt er als Wiener Gasthöfe an: Der „goldene Ochs,“ die „Stadt London,“ der „weiße Ochs,“ die „Stadt Frankfurt,“ die „drey Hacken,“ der „Greif,“ der „römische Kaiser,“ der „Erzherzog Carl“ ꝛc. — So machen es die Ausländer mit uns. Sie geben uns noch mehr Gasthöfe als wir schon haben; aber doch keinen großartigen,

würdig der größten Stadt Deutschlands, deren sie selbst so viele haben in ihren Miniatur-Städten. Da ist denn in dem engen Raum des goldenen „Ochsen“ in der That das Mögliche geschehen; es ist wirklich so etwas à la Francfort, welches Frankfort bekanntlich die hohe Schule der Gastwirthe und Aufwärter.

Von einer table d'hôte war schon damahls keine rechte Rede. Da war Widtmann zuletzt in der Singerstraße; da war Villars auf dem Graben, in demselben Locale, wo jetzt der Großschneider Gunkel. Des Villars Aushängetafel war curiös. Sie war gerade an der Stelle der Gunkelschen mit der Aufschrift: „Gasthaus aller Biedermänner.“ Ein seltsames Compliment! Ein außerordentlich besuchter, aber ordinärer Traiteur war Schweigerd im Trattnerhof. Man speiste da zu antiquarischen Preisen wohl auch antiquarisches Essen. Die seligen Binz und Haselmayer waren seine stehenden Gäste. Auch hier (und wohl noch am ehesten zu entschuldigen) Alles entsetzlich schmutzig, denn sehr reinlich war es nicht. Ein Gasthaus, wie ein Frauenzimmer, das nicht außerordentlich reinlich, ist außerordentlich schmutzig, und verleidet den Appetit. Berüchtigt war in diesen Stücken das „Jägerhorn;“ aber wie rein blies es noch jüngst!

Noch berüchtigter jedoch waren und blieben die Bierhäuser, deren schrecklicher, Alles durchbeitzender Tabakqualm allein schon große Schuld trägt. Ein paar weißthönerne (sogenannte Cölner-) Pfeifen waren vorräthig: unter dreyßig Gästen schmauchten vielleicht zwey, und mit großer Discretion, sich sehr in Acht nehmend, der Gesellschaft mit dem Rauch zu nahe zu kommen.

Im Lothringer-Bierhause im neuen Dreylaufenhause auf dem Michaelsplatz, dem nobelsten Bierhause Wiens

(wenn das Wort nebel auf ein Bierhaus ja anwendbar) wurde so gut als gar nicht geraucht. Zwey Zimmer waren heraus auf den Kohlmarkt; später benützte man noch den kleinen Haushof zu einer Speise-Localität. Da fanden sich die Bier-Honoratioren ein. Wenn man schwelgte, verzehrte man einen Siebzehner. Es gab außer dem sogenannten Plutzerbier nur zwey Sorten: Mayländer und weißes (welch letzteres kohlschwarz). Wein durfte in den Bierhäusern nicht ausgeschenkt werden, in den Weinhäusern nicht Bier; närrischer Zwang.

Das Lothringer-Bierhaus hat sein Schild von der Vermählung des lothringischen Prinzen Franz mit Maria Theresia gewählt; er war das lothringische Wapen. Damahls war dieß Bier-Paradies im Hause darneben, auf dem Kohlmarkt, wo es jetzt wieder.

Ein famöses Bierhaus war und ist noch das auf der Brandstätte. Zu den renommirten gehörte das „christliche“ in der Bischofsgasse, das „Rephuhn“ in der Goldschmiedgasse, das Tar'sche in der Spänglergasse, das zur „großen Tabakspfeife“ im Trattnerhof, wo die Raucher sich losließen, und oft wohl Ihrer zwanzig aus einem ungeheuren mit Röhren gespickten Tabakskorf dampften.

In den Vorstädten gab es einige recht stattliche Gasthäuser, von denen die meisten noch blühen. In der Leopoldstadt der „Adler,“ das „Roß,“ das „Lamm,“ der „Sperl,“ die „sieben Churfürsten,“ der „Derfuß“ (in der Jägerzeile); die letzten drey mit Gärten. Mit Gärten, nähmlich mit einem Raum voll Gras, dichten Bäumen, Lauben und ähnlichem vegetabilischen Zugehör. Ein mit Sand bestreuter Hof, ein Dutzend vertheilte Holzstangen mit aufgepfropften Laubbüschelchen, das ist kein Garten. Die Sperlwirthschaft ist der ganzen

Welt bekannt: der ganzen Welt aber verdient bekannt zu seyn, wie gut, rein und billig es beym „Derfuß“ und in den „sieben Churfürsten“ war. Das „Lamm“ coquettirte späterhin mit seiner Küche; Gourmands fanden sich da ein in den abscheulichen Casematten, und fanden Alles gut, weil Alles schrecklich theuer war. Nun, es war Mode! Jetzt ist das „Lamm“ ein Pallast und es ist nicht Mode.

Auf der Landstraße die „goldene Birn,“ noch ohne Garten (der jetzige ist wirklich das, was man einen Gärten nennen kann, damit aber Punctum) eines der allerfeldesten Gasthäuser der Welt; Alles nach altem Schrott trefflich, reinlich, wohlfeil, einer der letzten Lichtstrahlen gewissenhafter, solider Wirthscharactere. — In der Rossau das „schwarze Thor,“ der „Schwan,“ die „Schlange,“ die „Erle“ in der Josephstadt, die „Elster“ in der Alsergasse, lauter animalische Schilder, sehr brav. Alle die Letztern mit Gärten — wenn auch klein. — An Wochentagen pflegte kein Mensch da zu seyn; man fand sich nur an Sonntagen ein. Die Wochentage hatten noch nicht aufgehört. Nur an Donnerstagen des Abends kamen zuweilen einige wenige Gäste; aber um halb 10 Uhr liefen sie stracks davon. Jetzt läuft man um dieselbe Stunde stracks aus der Comödie, stracks zum Sperl, oder dort und dahin. Hingegen steht man so früh auf, als möglich, nähmlich des Morgens. Vielleicht dreht sich die Ordnung wieder um, vielleicht wird, der Himmel gebe es, die Regel wieder zur Ausnahme.

Titanen-Kampf.

Wenn zwey Athleten ringen, so ist es ein Schauspiel für Götter. Nur Kraft, Kraft; die Götter sehn das gern.

Wenn aber zwey Athleten Sprachmeister sind, ein französischer und italienischer, so sehen es die Götter nicht gern, oder aber, sie lachen dazu, daß sie sich den göttlichen Bauch halten möchten. Der Soubiran, der französische war ein Athlet, 7, 8 Schuhe, ein Coloß, proportionirt, die vollsten Kernwaden von der Welt; Fäuste wie ein patentirter Borer; Brust und Schultern wie der Atlas auf der Hofbibliothek; eine Stimme wie eine Rohrdommel. Der Voltiggi, der italienische war ein Athlet, 7, 8 Schuhe, ein Coloß, proportionirt, die vollsten Kernwaden von der Welt; Fäuste wie ein patentirter Borer; Brust und Schultern wie der Atlas auf der Hofbibliothek; eine Stimme wie eine Rohrdommel. Der Gott, vulgo Protecter des Soubiran war der Prinz De Ligne; jener des Voltiggi der Graf Ayala. Diese zwey Athleten also, die rangen; sie hatten sich, wie man sagt, „zerkriegt," und also ein wenig bekriegt. Aber wo? In dem kleinen spiegelverzierten Buchladen des kleinen Reichsritters von Moesle, wo kaum Platz für ihn selbst. Man kann denken: wie also für die zwey andern Ritter und das Salzburgerlein dazu? Soubiran hatte seine Opera da in Commission; sie gingen gut ꝛc. Kurz: sie fluchten und rangen, was man so sagt, sie gerbten sich herum; dumpf dröhnende Püffe regnend. Die zwey Götter nun, charmanter Zufall, kamen da zu gehn; sehen, hören; bleiben stehn; weiden sich an ihrem Schauspiel, und zerplatzen vor allen Leuten vor Lachen. Leute sammeln sich; Alles klatscht; die Athleten aber darob sammeln sich auch; hören auf, und entspringen mit Gebrüll hinüber zum Pilati. Dieses ist in Kürze die wahrhafte Histerie der beyden Ringer und ihrer Götter, welche jedoch noch nicht zu Ende ist. Bey Pilati (leider weyland Durchhaus) nähmlich links, da war ein großes Zimmer,

wo der Schank; Raum also und gute ledergepolsterte Bänke, auch Stühle mit Füßen zum Herausziehn im Fall des Bedarfs; ein prächtiger Kampfplatz. Hier gedachten die beyden Gymnasiker des Meesle'schen Hauptwerks Fortsetzungen und Supplemente zu ediren, warfen schen die Röcke ab. Aber siehe, da hinten im Dunkel huckt ein friedliebender, friedenstiftender College, Baillet der kleine, dicke, warme, sanfte Baillet bey seinem Stutzen Zwölfer. Der erhebt sich, haranguirt die schäumenden Duellanten. Der Demosthenes siegt, denn er appellirt an den Bachus; in ein paar Minuten trinkt das Kleeblatt auf die Gesundheit der Götter. Aber die Scene bey von Meesle war originell; rein volksthümlich. Die Helden jedoch sind längst, o längst daheim, wie ihre andern Werke. Eines Tages aber, da hätte der joviale De Ligne den Einfall haben können zu den beyden Schützlingen zu sagen: Wißt Ihr was; ich werde Euch versorgen. Ich stelle Euch als Balconträger meines rosenfarbigen Hauses auf der Melkerbastey an; und wenn Ihr Euch gut aufführt, so könnt Ihr manchmahl ausgehn, zu den zwey Caryathiden des Fries'schen Palais, so auf Besuch.

Wackerbarth.

In der Herrngasse ist ein altes Haus mit einem Balcon, getragen von alten Männern, die ihre wackern Bärte, wie streichelnd umschlungen halten. Dies Haus gehörte einst den Barenen Wackerbarth. Graf August Joseph Ludwig, als er vor einigen Jahren hier, erzählte das selbst. Es war eine Lust, den rüstigen Greis zu sehen, und sprechen zu hören. Seine Persönlichkeit ist so, wie sie in

der Vorrede eines seiner größern Werke geschildert, z. B. „Durch ewige Reisen und unzählige Strapatzen abgehärtet. In allem Betrachte noch eine wahre Urnatur.“ An ein Herzogthum hat er, so behauptet er, eine Forderung von mehr als hundert Millionen Louisd'or; bey Napoleon aber nichts erzielt. Er arbeitet jetzt an einer Geschichte der deutschen Kaiser. Am Singulärsten liest sich seine Geschichte der großen Teutonen. Seit 1794 hat er das österreichische Bürgerrecht.

Audienz bey Maria Theresia.

Im Vorzimmer der Kaiserinn Maria Theresia zu Wien, schreitet ein stattlicher Mann sinnend auf und nieder. Er ist schon bejahrt; sein rundes, derbes, frisches Gesicht zeugt von Gesundheit; das große helle Auge leuchtet von Verstand; der Mund ist edel, die Nase etwas aufgeworfen. Er trägt eine kurze Lockenperrücke, einen scharlachrothen Rock, ohne Goldtressen noch sonstige Zier; eine fast bis an das Knie reichende weißatlassene Weste, schwarzseidenes Beinkleid, weißseidene Strümpfe; hohe, bis an das Schienbein langende Schuhe mit lichtrothen Absätzen und bauschigen schwarzen Schleifen. Von Luxusstücken bemerken wir nichts an ihm, als das Jabot und die Manschetten von den feinsten Spitzen; den kleinen eingehenkelten Degen mit goldenem Griff, und zwey lange goldene Uhrketten. Unter dem linken Arm hat er einen Fascikel Acten und den feinen Chapeaubas; die rechte Hand ruht in der halb geöffneten Weste. So geht er bedächtigen, festen Schrittes auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf eine seiner beyden Taschenuhren werfend. Dieser Mann

ist der erste Leibarzt, Präfect der Hofbibliothek und Präses des Studien- und Censurwesens: Gerhard Freyherr van Swieten.

An der Thüre des Audienzsaales stehen zwey Hartschiere mit ihren Hellebarden starr und bewegungslos wie Bildsäulen, und der ganz in Schwarz gekleidete Thürhüther; an dem Eingange des Vorzimmers weilt ein kaiserlicher Leiblakey, in schwarzsammtener lichtgelb galonirter Livrée; die Arme schlaff herabhängend, zeitweise geräuschlos, wie verstohlen, eine Prise Tabak nehmend.

Baron Swieten, wieder nach der Uhr sehend, wirft jetzt einen Blick auf den Thürhüther. Andreas sagt er, die Audienzstunde ist schon lange da. Warum darf Er noch Niemanden melden lassen?

Gnädigster Herr, entgegnet der Mann mit einem tiefen, verharrenden Bückling, der berühmte Physikus und Taschenspieler Guyot, reiset heute wieder nach Paris zurück. Ihre Majestät aber haben geruht, zu befehlen, daß er seine admirablen Kunststücke vorerst noch dem allerhöchsten Hof producire; dazu wurde auch Herr von Kempelen gehohlt, der sie beurtheilen soll. Sobald Herr von Kempelen herauskommt, kann die Audienz beginnen. Also lautet der allerhöchste Befehl, mein gnädigster Herr.

Dies vernehmend, ließ sich der Harrende auf einen der ungeheuren ledernen Lehnsessel nieder, Papiere und Hut auf den Tisch legend. Kaum aber war dies geschehen, als die Thüre des Audienzsaales leise sich aufthat, und Herr von Kempelen mit freudeleuchtenden Augen, ein Papier in der Hand, heraus trat, und wie er Baron Swieten erblickte, eilfertig auf ihn zuging.

Geschwind nur, sagte er zu ihm, muß ich Ihnen er-

zählen; was mir begegnet. Guyot machte allerdings schöne Sachen. Als er fort ist, bemerkten Ihre Majestät zu mir, daß die Franzosen doch auch in derley Dingen unsere Meister seyen. Ich erwiedere ehrerbiethigst, daß die Deutschen wohl noch ungleich Besseres vermöchten, aber zwey Dinge fehlten ihnen. Auf die hastige Frage der allergnädigsten Frau, worin sie bestehen, antworte ich: In Geld und in Zeit. Beydes soll Er haben, entgegnete die Huldreiche rasch, und schreibt diese Geldanweisung auf die Kammer in Preßburg.

Der Baron will ihm Glück wünschen; aber der Entzückte ist entschwunden.

Unterdessen war der meldende Thürsteher zurück, und Swieten trat in den Audienzsaal.

Die Kaiserinn saß auf einem colossalen mit carmoisinrothem Sammt gepolsterten Armstuhl an einem großen mit grünem Tuche belegten Geschäftstische, der mit Papieren bedeckt war; die Feder in der Hand. Erst seit Kurzem Witwe, hatte sie noch eine anmuthige Frische, welche durch die weltbekannte geschmackvolle Trauerkleidung, die sie, wie man weiß, bis an ihren Tod getragen, noch mehr gehoben wurde. Ihr Antlitz war heiter; sie gab dem Baron, der in gemessener Entfernung gebückt stand, mit der Fahne der langen Schwanenfeder das Zeichen näher zu treten.

Nun, mein lieber Swieten, sagte sie, huldig nickend, meine Gesundheit ist die beste; ich beobachte immer Seine weisen Rathschläge.

Eurer Majestät Wohlbefinden, entgegnete Swieten, ist mein höchstes Glück und meine höchste Sorge. Ich darf also jetzt vielleicht von anderweitigen Angelegenheiten sprechen?

Thue Er das, lieber Swieten, und laſſe Er den Leibarzt ganz aus dem Spiele. Um was handelt es ſich? Lege er Papiere und Hut ab.

Swieten machte eine tiefe Verbeugung, nahm aus dem Fascikel einen zuſammen gelegten Bogen, entfaltete ihn und ſprach: Das Unweſen, welches die alchymiſchen Laboranten, die Geiſterbeſchwörer und Schatzgräber in der Reſidenz fort und fort trieben, hat Eurer Majeſtät allerhöchſtes Mißfallen von jeher erregt, indem Hunderte der rechtſchaffenſten Familien dadurch unglücklich geworden.

Die Stirne der Monarchinn verfinſterte ſich.

Ich habe alſo, fuhr Swieten in etwas gemäßigterm Tone fort, die geeigneten Maßregeln ergriffen: und ich glaube, Eure Majeſtät werden ſelbe nicht zu rigeröſ finden....

Ich kenne Seinen Eifer; faſt beſorge ich, unterbrach die Kaiſerinn....

Geruhen Eure Majeſtät nur einen einzigen Blick auf dieſe Liſte zu werfen. Die Kaiſerinn that das.

Was! rief Thereſia, wie von Unmuth erröthend aus: nicht weniger als Neuntauſend ſolcher Frevler ſollen lediglich in Wien ihren Unfug treiben? Das iſt ja erſchrecklich! Ich bitte Ihn, Swieten, das iſt ja ganz unglaublich!

Nachdem Sie das Verzeichniß durchgegangen, fuhr ſie, in derſelben Aufregung fort: Und welche Nahmen finde ich da?! Männer vom höchſten Rang; Perſonen, aus Unſerer nächſten Umgebung! Barmherziger Himmel, wie iſt die Religion geſunken! Wer Gottesfurcht hat, kann ſich unmöglich ſo frech an den Geheimniſſen der Vorſehung verſündigen. Der ſchwache Sterbliche: Die ewigen

Geſetze Gottes und der Natur entſchleiern, ja meiſtern wollen!! Es iſt ruchlos!

Die Kaiſerinn ſeufzte, und ließ das Papier auf den Tiſch hingleiten. Swieten hatte nicht ohne einiges Behagen dieſe augenſcheinlichen Merkmahle der Mißbilligung wahrgenommen; und da die Monarchinn fortfuhr zu ſchweigen, ſagte er: Ja wahrhaftig ruchlos, allergnädigſte Herrinn. Es ſind dies lauter Sectirer jenes unſeligen Sehfels; und doch ward es ſcharf getadelt, als mit Energie gegen ihn verfahren, und ſein Laboratorium in Rodaun zerſtört wurde.

Dieſe etwas vereiligen Worte waren ihm entfahren, faſt ohne daß er ſich deren klar bewußt war. Er war ſchon im Begriff, ihren Sinn zu mildern, als die Kaiſerinn den zuſammengelegten Bogen in die Hand nehmend, in ernſter, ruhiger Gemeſſenheit alſo ſprach: Es ſind hier auch viele durchaus ehrenhafte Nahmen; ſie gehören Männern an, die ſich um die Wiſſenſchaften verdient gemacht haben, und andere, die ſich in der Gottesgelahrtheit hervor gethan, die in kirchlichen Ämtern ſtehen; habe Er, mein lieber Swieten, die Gewogenheit, das zu wiſſen!

Swieten verbeugte ſich, etwas verſtimmt. Die Monarchinn fuhr in derſelben gehaltenen Ruhe fort: Auch darf man nicht vergeſſen, daß durch ſolche alchymiſche Experimente, wenn es auch nicht unmittelbarer Zweck war, ſo viele nützliche und wichtige Entdeckungen gemacht worden, z. B. die mediciniſche Goldtinctur, der Stahlgeiſt, der Carmin, die Natur des Queckſilbers wurden bey Gelegenheit ſolcher Verſuche kennen gelernt, auch das Porzellan...

Als die Kaiſerinn eine kleine Pauſe machte, ſagte

Swieten: Erlauben Eure Majestät, daß ich Allerhöchstdero Einsicht und Gelehrsamkeit bewundere.

Theresia unterbrach ihn mit den Worten: Nichts davon Gelehrsamkeit; ich bin kein Mann; ein Mann will ich nur in Regierungsdingen seyn, und... bleiben. Was die Gelahrtheit betrifft, so frage Er nur meine Jesuiten. Aber (setzte sie sacht und wohlwollend mit einem freundlichen Blicke hinzu), er ist ja mein guter Swieten, er ist ja selbst viel gelehrter, als alle diese geistlichen Herren, die theologischen Wissenschaften ausgenommen, vielleicht auch die Geschichte. Er, der Swieten, dessen Boerhaave'scher Commentar ein Monument für alle Völker und Zeiten ist; ein solcher Bücherkenner, ein zweyter Aristoteles!

Die Kaiserinn Maria Theresia verdient zu beglücken; denn sie versteht zu beglücken, versetzte Swieten.

Nicht derley Schmeicheley, entgegnete die große Fürstinn mit erhabenem Selbstgefühle ernst. Theresia achtet und beschützt die Wissenschaften. Es soll auf deren Kosten keine Ungerechtigkeit begangen werden. Theresia achtet und schätzt auch den großen Swieten, dem sie viel verdankt, und eben deßhalb hat sie deß kein Hehl, daß ihr sein Verfahren gegen jene bedauernswürdigen Schwärmer und Verirrten etwas zu lebhaft scheint. Fast, setzte sie lachelnd hinzu, mit dem Finger wie gnädig verweisend, möchte ich glauben, daß der große Swieten, freylich nur aus rein gelehrten Absichten, sich früher mit derley Experimenten selbst ein wenig abgegeben, wie sein berühmter Lehrer Boerhaave. Nun der war freylich nicht unglücklich dabey.

Swietens Gesicht überflog eine leichte Röthe.

Wenn man, fuhr die Kaiserinn fort, seiner Tochter acht Millionen hinterlassen kann? Acht Millionen, welche

Summe! aber doch! Zur Sache, lieber Swieten. Ich werde in dieser betrübenden Liste diejenigen Personen bezeichnen, die vor der Hand mit seinen inquisitorischen Anfechtungen verschont bleiben sollen; und wir sprechen dann über das Weitere. Was sind das noch für Acten? Aber so nehme Er doch Platz!

Der Baron, nach vielen Verbeugungen, setzte sich, ergriff die übrigen Bogen des Fascikels, und berichtete: Dies, Allerhuldreichste Monarchinn, ist der Catalog jener berühmten Sammlung des Baron Stosch, bestimmt, für Eurer Majestät Hofbibliothek erworben zu werden. Sie enthält 234 Folianten, 10.000 Prospecte und Karten.

Wir sind ja jetzt, bemerkte die Kaiserinn heiter, in keiner Boerhaave'schen Situation; aber der Stosch'sche Atlas darf uns dennoch nicht entgehen. Was ist der Preis? Schließe er ab.

Eure Majestät, entgegnete Swieten, das habe ich schon gethan. Der Preis ist ungleich billiger, als man sich hätte vorstellen können. Die Sammlung war bereits auf dem Puncte, anderwärts hin verkauft zu werden. Ich erfuhr es. Augenblicklich mußte gehandelt werden. Ich erlaubte mir, 8500 Gulden aus meiner eigenen Cassa dazu vorzuschießen.

Swieten erröthete in Etwas; die Kaiserinn schien zu stutzen. Sie sagte: Gut, Ich danke Ihm, daß er den Atlas gerettet. Die Summe wird ihm aus der Dotation der Hofbibliothek ersetzt werden. Diese Dotation werden Wir von heute an, erhöhen. Sage Er das Kollar. Ihr könnt nicht auslangen; Wir sehen das ein. Es muß mehr geschehen für die Bibliothek. Größere Acquisitionen werden besonders bestritten.

Swieten erhebt und verbeugt sich, ohne sich wieder zu setzen. Die Kaiserinn winkt ihm; er setzt sich. Sie fährt fort: Überhaupt, ich habe die Einleitung getroffen, daß von nun an ungleich Bedeutenderes für die nützlichen Wissenschaften geschehen könne. Unter Andern lieber Swieten, mache Er Jenisch zu wissen, daß er mit der Bearbeitung des Meninski'schen Lexicons recht fleißig sey. Ich habe dabey auch die türkischen Angelegenheiten vor Augen. Die orientalische Akademie braucht das Werk; die Arbeiten des Podestà taugen nicht viel. Ich nehme es in meinen Schutz; ich unterstütze es. Bedeute Er Jenisch, daß ich auf hundert Exemplare pränumerire.

Swieten verneigte sich.

Der Preis des Exemplares, sagte die Kaiserinn, wird wie ich glaube, achtzig Gulden seyn. Es bleibt dabey. Ich lasse Jenisch noch erinnern, daß er ja nicht versäume, eine Geschichte der orientalischen Literatur in Unsren Staaten als Einleitung dazu, auszuarbeiten.

Die Kaiserinn erhebt sich, und schreitet gegen das Fenster. Swieten folgt ihr.

Es soll Alles pünctlich ausgerichtet werden. Welche Befehle geruhen Eure Majestät noch, Allerhöchstdero unterthänigstem Diener zu ertheilen?

Die Kaiserinn schien nachzusinnen. Nur dieses noch, sagt sie: Was hält der Polyhistor Swieten von dem von Kempelen?

Er ist ein Genie, huldreichste Gebietherinn; er ist äußerst bescheiden, und voll Eifer und seltdem Fleiß. Er ist, er wäre im Stande Außerordentliches zu leisten. Unlängst sehe ich ihn bey Tisch; die Speisen stehen unberührt, er ist in eine Zeichnung vertieft, voll mit tausend Federn,

Räderchen, alles unbegreiflich complicirt; oben auf dem Blatt eine Figur, die aussieht, wie einer der Schach spielt. Geschwind deckte er die Zeichnung zu.

Die Kaiserinn wird aufmerksam. Sie sagt: Er war vor einer halben Stunde da. Hat er ihn nicht fortgehn gesehen?

Zu Gnaden Eure Majestät.

Habt Ihr Euch gesprochen?

Eure Majestät, es ist der Fall ... er hat, ... er war in der freudigsten Überraschung.

Sonst nichts?

Swieten verneigte sich stumm.

Die Kaiserinn schien damit zufrieden. Nun, lieber van Swieten, sagte sie, ich muß Ihm noch danken für Seine geistreiche Reform der physikalischen und medicinischen Zustände der Prager-Universität. Er hat sich da als großer Mann gezeigt; Er hat sich sehr verdient gemacht. Wir danken Ihm indessen mündlich. Und nun gehe Er mit Gott, der Seine Thätigkeit segnen wolle. Wir empfehlen Euch Mildr; Ihr versteht Uns. Der Herr sey mit Ihm. Wir sind Ihm in Gnaden gewogen.

Sie langte nach ihrem Andachtsbuche: „Der geistlichen Halszierde," das den Nahmen dieser frommen Herrscherinn trägt.

Swieten entfernte sich.

Während der Audienz des Freyherrn van Swieten hatten sich in dem Vorzimmer zu gleichem Zwecke zwey Männer eingefunden, die mitsammen gekommen waren; Beyde in einfachem, schwarzem Staatskleide, hochauf frisirt, reichlich gepudert, mit Haarbeutel, Chapeaubas, Stahldegen, und stählernen Schuhschnallen. Der Eine

von mehr kleiner Statur, aber schön und proportionirt gebaut, fiel durch ein außerordentlich geist- und seelenvolles Auge, durch die Lebhaftigkeit seines Mienenspieles, eine edle gebogene Nase, hohe Stirne, so wie durch das etwas Störende eines stets offen gehaltenen Mundes auf; während der Andere sich durch einen stattlichen corpulenten Bau und durch eine allerdings hübsche und frische, aber ungleich minder anziehende Gesichtsbildung empfahl. In jener des Erstern sprachen sich reges geistiges Leben, durchdringender Verstand, tiefes Denken, eine arbeitende Seele, gelehrter Ernst; in der des Letztern der kluge, besonnene, abwägende Verstand eines höhern Kaufmannes aus.

Ihr bruchstückweises Gespräch war ziemlich angelegentlich. Es betraf schriftstellerische Dinge; und es schien, als ob sie nicht so recht übereinstimmen könnten. Diese beyden Männer waren der Professor Sonnenfels und der Buchdrucker Ritter von Trattnern.

Sie machten dem vorüberschreitenden Baron Swieten eine tiefe Verbeugung, die er jedoch etwas frostig und steif erwiederte. Sie waren augenscheinlich von hoher Achtung für diesen großen Mann durchdrungen; doch war diese durch einen gewissen Zug specieller Verstimmung einigermaßen beeinträchtiget.

Der Thürhüther bedeutete dem Professor, in den Audienzsaal einzutreten.

Nun mein geehrter Professor, sprach ihn die Kaiserinn schon von Ferne an: welche gelehrten Neuigkeiten hat Er uns heute vorzutragen?

Eure Majestät, entgegnete Sonnenfels, nachdem er sich von einem devoten Bücklinge erhoben: es sind nicht unmittelbar gelehrte Dinge; das Eine ist vielmehr von et-

was profaner, doch aber vor dem Richterstuhle des Geschmackes und der Ehre der Kunst, sehr wichtiger Natur.

Aha, fiel die Kaiserinn mit Heiterkeit ein: was gilt es, Er kommt schon wieder auf das Capitel der lustigen Person?

Allerdings, erwiederte Sonnenfels mit einer tiefen Verbeugung: und ich gratulire mir, daß Eure Majestät geruhen, diese Angelegenheit, auf deren Ausgang die ganze Kunstwelt und ganz Deutschland gespannt sind, Allerhöchstselbst zu berühren.

Was sagt Er da, ganz Deutschland?

Nicht anders, Eure Majestät. Ganz Deutschland wagt es, zu hoffen, daß es nicht mißlingen werde, jene Caricatur des abscheulichen Hannswurst, die noch immer fortfährt, Thaliens erhabenen Tempel zu entweihen und die Hofbühne der großen Herrscherinn Theresia zu verunstalten, völlig zu verdrängen.

Ich kenne alle Seine Gründe, lieber Sonnenfels, bemerkte die Kaiserinn ruhig; Ich war ja nie eigentlich eingenommen für jenen Stranitzky und Prehauser, bin es auch für unsern lustigen Weiskern nicht allzusehr; und Ich gebe Ihm Meine Zusage, daß Ich Seinen Schritten nicht entgegen seyn will. Was sonst noch, Wichtigeres!?

Wichtigeres, ja wohl, allergnädigste Monarchinn; Höchstwichtiges. Welch ein Sprung: von der Sache eines Possenreißers zu einer Angelegenheit der leidenden Menschheit, die zum barmherzigen Himmel empor schreit, wenn die weise, erhabene, die gefühlvolle Fürstinn, die zärtliche Mutter ihrer Unterthanen sie nicht erhört.

Sonnenfels schwieg und senkte bekümmert das Haupt.

Maria Thereſia ſeufzte.

Nach einer Pauſe ſagte ſie bewegt: Ich kenne Seinen Eifer, lieber Profeſſor; Ich ehre ihn. Er iſt aber wohl mehr empfindender Menſch, als pſychologiſcher Richter und ruhiger Philoſoph!

Mit etwas übereilender Wärme fiel Sonnenfels ein, indem ſein edles Geſicht von heiligem Eifer erglühte: Majeſtät! Ruhiger Philoſoph, pſychologiſcher Richter, eben das glaube ich zu ſeyn; ich glaube, es in meinen Schriften bewieſen zu haben, was ſelbſt das ſtrenge Ausland würdigt; die Cathegorie des fühlenden Menſchen ſcheide ich gänzlich hier aus.

Eine leichte Wolke lagerte ſich auf der Stirne der Monarchinn.

Sonnenfels entging dies nicht. Er fährt, etwas beſonnener, fort: Als ruhiger Philoſoph muß ich mir allerunterthänigſt erlauben, die Gründe in Erinnerung zu bringen, die ich mich bereits unterſtanden, darzulegen. In dieſer heiligen Sache, zittere ich nicht vor Hinderniſſen, eingedenk meines unerſchütterlichen Wahlſpruches: **Tu ne cede malis, sed contra audentior ito.** Noch einmahl flehe ich die Weisheit und das Herz Eurer Majeſtät an, im Nahmen der Grundſätze des Chriſtenthums: Schaffen Sie die Folter ab!

Bey dieſen Worten ließ er ſich auf ein Knie nieder. Die Kaiſerinn war bewegt; blieb aber lautlos.

Sonnenfels ſeufzte, und fuhr fort: Ich weiß, Eure Majeſtät geruhen eine eigene Hofcommiſſion anzuordnen, den ſpaniſchen Grafen an die Spitze zu ſtellen; ich denke an Alba; ich zittere.

Die Kaiſerinn wendete ſich ab, und ſchritt gegen das

Fenſter, wo ihr Andachtsbuch lag. Sonnenfels wagte es nicht, ihr zu folgen. Er war in der äußerſten Spannung. Maria Thereſia kehrte wieder zu ihrem Arbeitstiſch zurück, und ſprach gemeſſen und ruhig, aber nicht ohne Wärme: Die Sache iſt noch nicht reif, lieber Sonnenfels; die Zeitumſtände ſelbſt ſind noch nicht geeignet: es iſt eine Periode des Übergangs in Grundſätzen und Regierungs-Maximen. Er iſt zu einſichtsvoll, um das zu überſehen. Verſtehe Er mich recht. Die peinliche Gerichtsordnung muß doch endlich ein Mahl ausgearbeitet werden. Allzu haſtige Reformen aber liebe ich nicht. Doch beruhige Er Sich; Er hat noch einen mächtigen Vertreter.

Bey dieſen Worten blickte ſie auf das Bildniß Joſephs, ihres Sohnes.

Sonnenfels ſchien beſchwichtigt, war es aber nicht. Er enthielt ſich des Wortes.

Indeß, fuhr die Kaiſerinn fort, ſchreibe Er über die Tortur; laſſe er es im Auslande drucken.

Eure Majeſtät, bemerkte Sonnenfels: ich habe bereits Erfahrungen gemacht; ich muß in Sorgen ſeyn ...

Ich verſtehe, ſagte die Kaiſerinn. Sey er unbeſorgt: ich werde mit Swieten ſprechen. Das ſey Ihm indeß genug. Nun aber behüthe Ihn der Himmel.

Er verbeugte ſich tief, und entfernte ſich.

Die Kaiſerinn ging nachdenkend einige Mahle auf und nieder. Dann ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch, das Haupt in die Hand geſtützt. Es verging wohl eine halbe Viertelſtunde. Der Thürhüther war dieſe ganze Zeit harrend an der Thüre geſtanden, ohne daß die Monarchinn ihn wahrgenommen hätte. Nun winkte ſie, und Herr von Trattnern kam herein.

Faſſe Er Sich heute kurz, ſprach die Kaiſerinn, von Ideen und Gefühlen ſichtbar bewegt.

Trattnern erhob ſich von ſeiner andauernden tiefen Verbeugung.

Eure allergnädigſte Majeſtät, ſagte er mit gedämpfter Stimme; ich werde mich ein ander Mahl unterfangen.

Rede Er nur, verſetzte die Kaiſerinn. Wir lieben den Aufſchub nicht.

Nun denn, entgegnete der Supplicant; es betrifft die neue Auflage der Commentarien des Lambecius. Dieſe acht ſtarken Folianten, ohne Eurer Majeſtät huldvolle gnadenreiche Unterſtützung....

Alles in der Ordnung, lieber Trattnern. Kollar, der ſie bearbeitet, iſt ein großer Gelehrter; die Wiſſenſchaften ſind ihm für ſeine „Analecta“ vielen Dank ſchuldig; und Er, der Verleger, wird bey dieſem Werk gleichwohl verlieren. Wir berückſichtigen dieſes Opfer. Was jedoch den „Lambecius“ betrifft, ſo iſt das Werk ja eigentlich nur eine kurze Beſchreibung der Manuſcripte unſerer Hofbibliothek. Wir laſſen aber Unſern Schutz lieber allgemein nützlichen, mehr practiſchen Verlagsunternehmungen angedeihen. Wir würden lieber ſehen, wenn er ſolche Bücher druckte, die auf die Befeſtigung der Moralität, auf die Bildung des Geſchmackes, auf Verbreitung nutzbringender Kenntniſſe abzielen.

Trattnern bemerkte: Eure allergnädigſte Majeſtät, es fehlt an Autoren. Ich bitte allerunterthänigſt um Verzeihung. Die wenigſten verſtehen zu ſchreiben, ihr Deutſch iſt abſcheulich.

Das wird bald anders werden, ſprach die Kaiſerinn. Der Profeſſor Sonnenfels wird ſchon dafür ſorgen. Unterdeſſen

aber, lieber Trattnern, sagen Wir Ihm, daß es Unser Staatsprincip sey, Bücher hervorbringen zu lassen; es ist fast gar nichts da; es muß viel gedruckt werden; Er muß Nachdrücke unternehmen, bis Originalwerke zu Stande kommen. Drucke Er nach; Sonnenfels soll Ihm sagen: was? Lege er noch Druckereyen an. Wir wissen, Er geht auch damit um, Seine Filialhandlungen zu vermehren. Das ist gut.

Eure Majestät geruhen allerhuldreichst: ich beabsichtige auch, eine Papierfabrik zu errichten.

Das ist brav; thue Er das. Zähle Er auf Uns. Hat Ihn Unser in Gott ruhender, unvergeßlicher Gemahl in den Reichsritterstand erhoben, so wollen auch Wir nicht zurückbleiben. Er kann auch fortwährend auf Unsre Gnade bauen. Seine Devise: „Labore et Favore," wird sich erfüllen. Und was den Lambecius betrifft, so wird Er in einigen Tagen Bescheid erhalten. Für jetzt wollen Wir Ihn in Gnaden entlassen haben.

Die Monarchinn gab das Zeichen. Trattnern ging getröstet und erhoben von dannen. Seine Erwartungen erfüllten sich glänzend.

So schloß sich die Audienz bey dieser großen Monarchinn, man kann sagen: bey diesem großen Herrscher.

De Ligne.

Vom Prinzen de Ligne gibt es eine Menge Bonmots; das versteht sich. Ich weiß deren ein Paar; viele Leute werden sie auch wissen, aber nicht alle Leute.

Ein Riese von Floh auf seinem riesigen Jabot. Eine

Dame bemerkt es. „Ah, das ist mein Favorit-Floh! Kommt er ja doch von Ihnen?“

Man liest in den Zeitungen von einem neuen Canal. Die Fuhrleute, heißt es, werden verlieren. Nein sagt ein Eipeldauer-Brief, sie werden zu thun bekommen; sie werden Wasser zufahren müssen. Der Canal heißt es weiter, ist seicht; es wird nicht einmahl Jemand darin ertrinken können. Dieß äußert de Ligne. Eines Tages aber kommt die Nachricht, es sey Einer im Canal ertrunken gefunden. Pah, sagt der Prinz, das war nur ein Schmeichler!

Frau von Staël herbergt im Schwan. Der Prinz eilt, sie zu besuchen. Sie entschuldigt sich, in keinem anständigern Local empfangen zu können. Wenn man, entgegnet der Prinz, bey Corinnen ist, befindet man sich stets auf dem Parnaß.

Mir träumte, erzählt ein talentloser geckenhafter Dichter: ich war auf dem Parnaß; brav sagte Jupiter, mich auf die Achsel klopfend; Deine Ode ist recht gut. Nicht denn, fällt der Prinz ein; ich weiß besser was Jupiter zu Ihnen gesagt. Die Gesellschaft stutzt ein wenig; der Geck am Meisten. Nun fragt der, was sagte denn Jupiter Anderes zu mir? Worauf der Prinz ganz ernst und ruhig: **Allez vous en, miserable poëte!**

Geistinger schickt seinen Lehrjungen zum Prinzen mit einem Licitations-Catalog. Der Prinz, eben dispenirt, blättert und sagt: Welcher Plunder! Sonst machte man Bücher zu Maculatur, jetzt Maculatur zu Büchern.

Zur Zeit des Congresses in Wien mangelte es nicht an Festen und Schauspielen. Ein Schauspiel aber, bemerkte der Prinz, fehlt Ihnen doch noch: das solenne Begräbniß

eines Feldmarschalls. Ich will es Ihnen geben. Und er hielt Wort.

Hätte er hier nicht Wort gehalten, so würde er es gegen Frau von Staël haben thun können. Sie hatte ihn aufgefordert, eine Auswahl seiner Schriften zu veranstalten. Sie selbst wollte sie redigiren, in Paris den Druck besorgen. Der Prinz entschloß sich.

Adam Müller

hatte den Ruf, vortrefflich zu sprechen. In der That war es Hochgenuß, diesen Mann reden zu hören, es sey über was immer. Leicht, blühend, scheinbar gewählt und doch höchst populär; sicher, glücklich, effectvoll; nicht die entfernteste Spur oratorischer Absicht. So wie er sprach, schrieb er. Er hatte mit Herder gemein, nichts auszubessern; konnte mit irgend einem Kirchenlicht sagen: Quod scripsi: scripsi. Natürliches Talent setzt sich voraus, besonders bey critischen, abstracten Materien. Weiterhin erklärt wird es durch vielseitiges reiches Wissen. Völlig klar aber, wenn man sein Werk, „Idee der Schönheit“ kennt. Über dieses Werk, mit dem jeder Freund der Ästhetik auf das Innigste befreundet seyn sollte, läßt sich hier nur sagen, daß es eine Welt von Studien, Genialität und Geschmack sey.

Kotzebue

konnte sich in Wien nicht gefallen aus eigener Schuld. Möge er in seiner Schrift: „Über meinen Aufenthalt in Wien“ die Sache verkleistern oder überschminken wie im-

mer: das Wahre blickt dennoch hindurch. Er zeigt sich sehr zurückhaltend. Es war schwer, mit ihm zu verkehren, wenn gleich er im Umgang äußerst geschmeidig that, und zum Theil auch war. Härten, Ecken, Abnormitäten und Heterogenitäten gab es überall. Manches wird durch die Schlegel'sche Satyre: „Ehrenpforten und Triumphbogen“ beleuchtet. Als Hoftheater-Dichter, oder eigentlich Intendant war Kotzebue nach Alringers Tod an dessen Stelle gekommen. Im Vergleich mit diesem und überhaupt erwarb er sich während der kurzen Zeit von zwey Jahren wesentliche Verdienste um die Hofbühne. Er schuf ein reiches Repertoir, gewann ihr manches tüchtige Individuum des Auslands, lieferte rasch mehrere eigene Stücke: das Schreibpult, Johanna von Montfaucon, die beiden Klingsberg ꝛc. Das Dorf im Gebirge erschien bey Schaumburg als Original. Eine Pension von 1000 Gulden bezog er bis an sein tragisches Ende. Das Porträt bey dem ersten Band seines Theaters in der Doll'schen Ausgabe ist treu. Man führte es während seiner Intendanz und noch viele Jahre später häufig auf Tabatieren. Die Haarrollen an den Schläfen ließen ihm gut, denn er war damahls etwas mager. Sein Selbstgefühl herrschte allenthalben vor. Auf mehr als einem seiner autographischen Briefe steht: Meine Adresse ist mein Nahme. (à Monsieur Boerhaave en Europe.)

General Lindenau

war aus der Schule Friedrich des Großen in österreichische Dienste getreten. Diese Schule mit ihren tactischen Grundsätzen hatte er ganz in sein innerstes Wesen aufgenommen;

sie waren mit seinem ganzen Seyn und Wirken verwachsen. Er trennte sich von ihnen nur mitunter und mit Schmerz. Des genialen Bülow Geist des neuern Kriegssystems und anderweitige neologische Militär-Schriften waren natürlich nicht nach seinem Geschmack. Inzwischen konnte, durfte er nicht umhin, sich mancherley Modificationen zu fügen. Wie Alles seiner Zeit war auch Friedrichs Schule einst die neueste, beste und bewährteste. 1789 hatte Lindenau seine beyden Werke: Über Winterpostirungen ꝛc. und über die höhere preußische Tactik herausgegeben; 1789, in welch verhängnißvollem Jahre der Anfang gemacht ward, alsbald von Winterpostirungen so gut als nichts, und von der preußischen Tactik so wenig als möglich mehr wissen zu wollen.

Lindenau, als wissenschaftlicher Kopf, als Talent, als Schriftsteller, als Mann geistigen Umgangs machte sich bald bemerkbar genug. Der Feldmarschall Lascy faßte ihn auf, beschützte ihn, hob ihn. Lindenau stieg und stieg. Er glänzte in höhern Kreisen, genoß und benützte die Freundschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen Teschen, seinen ununterbrochenen Umgang bis einige Jahre vor dessen Tode. Lindenaus weltmännische Formen, seine Heiterkeit, Lebhaftigkeit, sein sogenannter Witz begünstigten sehr seine Laufbahn. Dieser Witz aber war eigentlich nur derbe Witzigkeit, oft höchst trivialer Art, oft brüsk und beleidigend. Die meisten seiner derley Einfälle sind nicht geeignet, aufbewahrt zu werden. Der Preuße befand sich sehr wohl in dem humanen, discreten, großmüthigen Dienste Österreichs, daher er zu sagen pflegte: Die österreichische Ungnade ist mir lieber als die preußische Gnade.

Zu seinen literarischen Freunden gehörten Ayrenhoff,

Retzer, Leon, Bened. Arnstein. Für die Wiener war er, stets in Uniform, eine Stadtfigur.

Carl Friedrich von Lindenau war 1752 geboren, er starb den 14. Februar 1817 zu Wien als Feldzeugmeister, Theresien Ritter und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 29. Wie Friedrich II. erwartete er den Tod in voller Generals-Uniform mit Stiefel und Sporen, in stoischer Ruhe. Er war ein menschenfreundlicher Mann. Das beurkundet auch sein Testament, zu dessen Vollstrecker er seinen Freund, den Feldmarschall-Lieutenant Blum ernannte.

Kanne

war einer der wenigen Tonsetzer, die zugleich wissenschaftlich gebildet, literarisch sind, und schreiben können und gut schreiben. Er war Genie, besaß lyrisches Talent und heitere Laune. Seine Opern „Orpheus," „Lindane," „die eiserne Jungfrau" kennt und schätzt man. Bey seiner musicalischen Zeitung rieb er sich nutzlos auf; seine Leidenschaftlichkeit gegen Rossini mißfiel. Er war nicht ohne Fleiß und mußte doch stets darben. Kanne's Bibliothek bestand aus dem zweyten Theile von Jean Pauls Ästhetik. Seine zwey großen Gedichte, jedes ein Band: der Winter und das Weltmeer blieben ungedruckt, wiewohl in Verlegers Handen und honorirt. Kanne war ein biedres Herz, ein fester Freund. Seine herculische Natur unterlag seinem Cynismus. Gegen des Arztes Vorschrift griff er auf dem Krankenlager zur Weinflasche; sie in der Hand verhauchte er den edlen Geist.

Alxinger und Haschka.

Alxinger war reich, und Haschka war nicht reich. Sie sind beysammen, da kommt eine Nachricht, Alxinger hat 10,000 Gulden gewonnen. Haschka ist ergriffen. Es entfahrt ihm: „Hätte ich 10,000 Gulden, so wäre ich glücklich.“ Hier hast Du sie Freund, ruft Alxinger aus, nimm sie und sey es. Haschka hat 10,000 Gulden. Eine zeitlang ist er glücklich. Aber o Nemesis! Eines Tages kommt ein Brief: Das Schiff mit den dafür gekauften Sclaven ist versunken.

Hofrath Bretschneider.

(† 1810) Vater des Generals, gehört unter unsere merkwürdigern Männer und Autoren. Sein Wesen, seine Geschicke waren abenteuerlich genug. Seine Gesinnung, seine Art, sich zu geben, zu reden und zu schreiben erinnerten an Trenck (den Major) mit dessen Riesengestalt er auch viele Ähnlichkeit hatte. Von Goethe und Napoleon war er kein Freund. Seine „Entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther“ machte Aufsehen; noch mehr seine gegen Napoleon gerichtete Schrift „Theodor,“ über die der französische Gesandte Klage einlegte; wieder noch mehr, doch viel früher (1788) sein „Almanach der Heiligen,“ den man vergebens aufsuchen würde. — Seine „Papilloten“ (1769) haben Geist, so à la Weckherlin. Kennen lernt man den so vielseitig interessanten Mann, zugleich manche noch wichtigere Zeitgenossen, in seinen hinterlassenen, großentheils selbstbiographischen Schriften. Herausgegeben wurden sie von Freunden; von Hofrath Meusel (vermischte

Nachrichten 1816; Historische ꝛc. Unterhaltungen 1818); von Göckingk (Reise nach London und Paris 1817) ꝛc. Den gewissen 10,000 Gulden-Casus mit Alringer und Haschka erzählte er wenig Jahre vor seinem Tode in Schaumburg's Buchladen vor mehreren Personen, die Thatsache genau so, wie ich sie berichtet. In seiner eben berührten Reise nach London ꝛc. kommt das Factum ebenfalls vor.

Julius Griffith

wird vielen Wienern und Regensburgern noch in freundlichem Andenken leben. Sein angenehmes Äußere, seine Verstand und Seele leuchtende Miene, seine sanften, fast weichen, frauenhaften Manieren waren gewinnend schon beym ersten Anblicke. Engländer dieser Art wird es wenige geben, so lieb und warm, so weich und innig. Griffith war Arzt, Freund der Wissenschaften, des Reisens, industrieller Unternehmungen; bezog Alles auf das Practische. Er hatte Europa, Kleinasien, Afrika bereiset. Sein Werk hierüber erschien 1805 englisch, bald darauf französisch, dann deutsch übersetzt. In Wien führte er Watts mit seiner neuen vortrefflichen Druckerschwärze ein. Die Typographen aber griffen nicht zu, wohl aber die in Ofen. Griffith wollte ein großes Wörterbuch unternehmen. Da es nicht ging, baute er einen Dampfwagen. Bey der Probe an Tabor sah man, daß es damit auch nicht gehe. Der gute Mann setzte den größten Theil seines Vermögens zu, ohne alle Früchte. Es hieß hernach, er sey nach der Wallachey zu einem Großen als Leibarzt gezogen.

Sonnenfels.

Unſer Montesquieu, und noch etwas mehr: Sonnenfels! Ein Inslebengreifer, Durchslebengreifer. Er Alles aus und durch ſich ſelber. Was Leſſing für Hamburg und Deutſchland: er für Wien und die Monarchie. Verjager der Inhumanität, des Ungeſchmacks, des Rococo, der Folter, des Hannswurſt (um letztern doch Schade!) Reformator der Schrift- und Geſchäftsſprache; Adminiſtrations-Genie; Bildner unſrer berühmteſten Staatsdiener und Lehrer! Seine dreyhändigen Grundſätze der Polizey, Handlung und Finanz ſieben Auflagen! Das Diplom als Mitglied der philoſophiſchen Geſellſchaft zu Philadelphia findet nur noch die Witwe. Hormayr wird es, Statt Sonnenfels. Derſelbe, der den Impuls zur Folterabſchaffung ſtets für ſeines, Hormayr's Vater vindicirt. Kaiſer Franz läßt der Witwe die ganze Beſoldung als Penſion. Kaiſer Franz ehrt ſich ſelbſt. Sonnenfels war ein ausdrucksvolles, anſprechendes Israelitengeſicht. Das Porträt bey ſeinem Handbuch der innern Staatsverwaltung iſt treu; man ſieht das bewegliche Mienenſpiel des kleinen beweglichen Mannes. Die eine der auf ihn geprägten Gedächtnißmünzen iſt nicht gut; ſie ſperrt den Mund zu weit auf. Allerdings ſprach er viel und gern; er hörte ſich gern reden. Man weiß, ein Bittſteller ſteht eine Stunde vor ihm; redet kein Wort. Sonnenfels allein ſpricht ununterbrochen. Er entläßt den Menſchen. Mit dieſem jungen Manne, erzählt er, habe ich mich trefflich unterhalten; er hat Talent.

Eines Abends, ſpät, fährt er mit einem fremden Gelehrten, von Schönbrunn zurück über die Laimgrube. Die

Glacis-Laternen brennen luſtig; der Himmel iſt bewölkt. Plötzlich tritt der Mond hervor, und erhellt die Stadt. Welch herrliche Beleuchtung, ruft der Fremde aus. Sonnenfels, glaubend, er meine die der Laternen, deren Einführung von ihm, entgegnet geſchmeichelt: Sie iſt auch von mir. Der Fremde ſtutzt.

De Ligne zuletzt.

1814, eines Tages, im Spätherbſt, ſieht man den Prinzen de Ligne, aus der Teinfaltſtraße, die Herrngaſſe entlang zu Fuße gehen. Er trug die Feldmarſchall-Uniform, ohne allen Überwurf. Der Rock offen; kurzes Beinkleid; Schuhe, dünn ſeidene Strümpfe; der Hut unter den Arm. In ſcharfer bewegter Herbſtluft flattert das bleiche Haupthaar. Das edle Haupt ſelbſt, dieſer Vulkan von Geiſt, wackelt. Der Gang unſicher, der Schritt tappend; die ganze hohe Greiſengeſtalt, zwar in aufrechter Haltung, aber balancirend, kniſternd, knackend. Das ſah und hörte man mit Erſtaunen, mit Bangen, mit Zittern.

Auf dem Wall der Melkerbaſtey, 6 Schritte neben dem Pasqualatiſchen Gebäude iſt ein kleines Haus mit zwey vorſpringenden Säulen. Dieſes kleine Haus war das große Palais des Fürſten de Ligne. Es war, wie das Stall- und Domeſtiken-Gebäude nebenan, roſenroth getüncht. Roſenroth wie des Prinzen Haus waren ſeine Wangen; roſenroth wie ſeine Wangen war ſeine Laune, war ſeine Rede; roſenroth wie ſeine Rede ſein Briefpapier; roſenroth wie dieſes ſeine Livereyen: Alles roſenroth.

Nicht lange nach jenem Herbſttage waren alle Roſen weiße Roſen.

Ein Dejeuner.

Beethoven war heute überaus gut gelaunt, vielleicht deshalb, weil er eben ziemlich bey Gehör. Da bin ich, Ihr Freunde, sagt er mit heiterer Miene, in dem Mähnenhaar umherwühlend; eigens komme ich von Mödling herein in diesen widerwärtigen Augarten.

Bravo, Bravo, riefen Alle!

Wie hätte ich auch, sagte er, in seiner Stämmigkeit einher trabend, einer solchen Einladung widerstehen können?! Bey diesen Worten ergriff er die Hand eines auffallend kleinen dicken Mannes, in dessen Zügen Verstand, Besonnenheit, Klugheit und Wohlwollen leuchteten; drückte, schüttelte sie wacker; umarmte und küßte ihn schmatzend und herzlich, preßte ihn wie brüderlich an die breite Brust.

Alles rief wieder: Bravo, Bravo!

Dieser kleine Mann war Haslinger. Sie sind die Krone unsers kleinen Festes, welches Ihnen gilt, sagte er zu Beethoven; und da Sie mich immer Ihren „Generallieutenant“ nennen, so habe ich hier so viele Ihrer und meiner Freunde versammelt, als gerade zu haben waren.

Beethoven begrüßt sie und schüttelt ihnen die Hand. Willkommen auch mein lieber Schuppanzigh, sagt er zu einem mehr kleinen, fetten, aber höchst beweglichen Mann mit rundem, vollen, lächelnden Antlitz; willkommen Du Roland der Quartettenspieler: Du Held meines Septetts. Vivat!

Alles das, sagt Schuppanzigh, habe ich eigentlich mehr meinen zwey gelehrten Recensenten zu danken, die mich so freundlich in Schutz nehmen. Zugleich weist er, complimentirend auf zwey Männer in vorgeschrittenem Alter; der Eine von angenehmem, edlen Antlitz, der Andere coloſſal,

mit rundem Gesicht, sehr lebhaften Augen, stark glatzköpfig, sehr nachläßig gekleidet: Ign. Seyfried und Kanne.

Der Letztere, sich schwer der Tabakpfeife enthaltend, schüttelt den kurzhalsigen Kopf, und stampft mit dem Fuß. Was da, brummt er sonor heraus; Alles in Ordnung! Seyfried nickt bejahend, und setzt hinzu: Ey um wie durchgreifender wäre die Wirkung gewesen, hätten zwey andere Männer die Feder geführt, die zehnmahl besser und geistreicher schreiben als wir Alle. Als Kanne das vernimmt, kneift er die Lippen und poltert heraus: Nun freylich, wer anders als Mosel und Lanney?

Bey den Nahmen Mosel und Lanney macht Beethoven eine Verbeugung, und nimmt den Hut ab.

Indem gibt der Garçon das Zeichen, daß servirt sey. Kanne trägt ihm Etwas auf, und geht voran.

Haslinger hatte unterdeß mit Hummel conversirt. Der war heute sehr verstimmt. Seine ohnedieß nicht sehr heitere Miene war völlig verdüstert. Er zupfte an seinem Orden: er zog das feine schwarze Kleid an seiner Corpulenz zurechte: er zerbog seine goldene mit Email und Diamanten decorirte Präsentdose, und streute den Pariser Rappé in die Luft. Haslinger sucht ihn zu begütigen. Seyen Sie ruhig Freund, hört man ihn lispeln: wir werden schon einig: ich lege noch 1000 fl. zu.

Man schreitet zur Tafel.

Die letzten Beyden sind der Abbé Stadler, alt, hinfällig, aber von jugendlichem Feuer in den großen, dunklen, etwas stechenden Augen; und Schubert, der gemüthvolle, geistanschmiegende Lieder-Componisteur, von Gestalt nicht viel größer, und nicht weniger dick als Haslinger; in den Gesichtszügen keine Spur jener Welt von Innigkeit und

Wärme. Sie müssen mehr von Seidl, mehr von Hebel componiren, bemerkte Stadler. Ein Weiteres, wenn ich mit meinen Mozart'schen Acten fertig bin. „Ey was, entgegnet Schubert in seiner Wienerischen Lustigkeit, „vorerst habe ich mit meinem lieben Mayrhofer zu thun; und wieder vorerst, Herr Abbé zum Schmaus!

Das Dejeuner war glänzend, denn es war à la Haslinger, wenn es galt, einen Freund zu feyern. Ein erlesenes Orchester führt Passagen aus Fidelio auf; Toaste werden gebracht. Beym dritten erhebt sich der Festgeber, nimmt von einem Nebentischchen ein kleines, rundes Maroquin-Futteral, auf dessen Deckel mit goldenen Lettern gedruckt: „Dem großen Beethoven." Der Gefeyerte öffnet; in Sammt gebunden mit goldnen Spangen sein Lieblingsautor Shakspeare auf einem Teller von gediegenem Gold. Die Gäste stutzen und staunen; Hummel starrt; alle Andern: Bravo Haslinger, Bravo! Vivat Beethoven, Vivat! Vivat Tobias!

Kanne hört nicht auf mit: Hoch, hoch, hoch! Er fing schon ein wenig an, sich selbst hoch leben zu lassen.

Aber wer schildert das Erstaunen Aller, als auf dem Blatt neben dem Titel Shakspeares, dessen Rahme steht, Shakspeares Rahme, und Haslinger erläutert: Meine Freunde: „Das ist die Perle: Der Rahme ist Autograph." Feyerlicher Ernst, erhabene Stimmung der Pietät ergreift Alle. Beethoven küßt das Blatt, drückt es an sein Herz; hohe Rührung verklärt den empfänglichen Bewunderer des großen Dichters.

Eine Pause entsteht; eine hehre Pause. Kanne hohlt seine schmierige geldlose Brieftasche hervor, und beginnt mit Bleystift ein Gedicht zu schreiben. Ein edler Aufschwung,

voll wogender Ideen hat sich der ganzen Versammlung bemächtigt. Da erhebt sich der Held des Festes, und spricht in langsamen Worten, wie recitirend: Mein theurer Tobias, Euren, Deinen Teller da, Gold und gediegen, wie Euer, wie Dein Herz und Character, den nehme ich nicht. Schenk ihn Deiner Frau, die Deiner werth ist, der Braven, Verständigen, Frommen, Gebildeten, der hohen Ausnahme als Wienerinn; in meinem Nahmen schenk ihn Ihr, für Sie und Euren kleinen Carl, der Deiner Ehre dereinst auch Ehre bringen möge und wird.

Ein allgemeines Vivat schmettert.

Hummel wendet sich zu Haslinger: Man sieht überall, Sie haben Tact, als glücklicher Tonsetzer, als Kaufmann, als Freund, als Mensch: Alles Tact. Haslinger ist ein geborner Großhändler; ihm prophezeye ich glorióse Resultate.

Seyfried fällt ein: Große ausgreifende Ansichten, umfassende Plane; geniale Ideen; zur Ausführung Muth und Kraft und Ausdauer; dabey großmüthig, freygebig, unterstützend, fördernd überall, ein Wohlthäter ringsum Das ist Haslingers Bild. Mann von Herz und Kopf!

Ja, freygebig, unterstützend, nobel, Seelenfreund; leben und leben Lassen, sein Grundsatz; und leben M a c h e n, ruft Kanne begeistert aus, Die brillanten Erfolge werden nicht mangeln; sagt ja der Dichter: Mit dem Genius stehet das Glück im ewigen Bunde (die inhaltlose Brieftasche fällt dem Citirenden zu Boden); was der Eine verspricht, leistet das Andre gewiß."

Und wieder erhebt sich Beethoven: Freund: Tausende habt Ihr es Euch kosten lassen, Du hast Tausende aufgewendet, der Einzige zu seyn, Beethovens durchaus sämmtliche Arbeiten und in prachtvoller Copie zu besitzen. Ich sel-

der habe nichts davon. Es ist die alleinige Sammlung, kaiserlich ausgestattet in Papier, in Schrift, in Einbänden. Wenn Du, ein Kaufmann, ein Familienvater, sie nicht behältst, versprich mir, daß Niemand Anderer auf Erden, selbst nicht das verschwenderisch zahlende England das Unicum erhalte.....

Niemand Anderer auf Erden, entgegnet Haslinger begeistert, als unser wahrhaft erhabener Gönner, Dein würdiger Schuler und Freund, unser erlauchter....

Mein Rudolph, ruft der Meister enthusiastisch aus; mein Rudolph allein! Daran erkenn' ich Dich, mein Tobias.

Rudolph, Rudolph! Er lebe!

Die Bäckerwippe: das „Bäckerschupfen."

Es ist noch nicht gar lange, daß man nicht mehr vom sogenannten „Bäckerschupfen" redet. Kaiser Joseph hob diese nicht uninteressante Strafe auf. Aber vorher hatte man lange, sehr lange, ja durch Jahrhunderte davon gesprochen. Denn das Ding ist sehr alt. Das Ding, die Maschine nähmlich, der sogenannte Korb, durch welchen die Strafe vollzogen wurde, war eigentlich ein aufrechter Käfig, das Gerippe eines mannshohen Tragsessels. Er bestand aus vier senkrechten Hauptbalken, die durch dreymahl vier Querhölzer zu einem festen Gestell verbunden waren. In der Mitte ein aufliegendes Querbret zum Sitzen; darüber vorn an den zwey Balken eine schmale Leiste, sich daran halten zu können, zum Auf- und Zumachen. Unten ein Bretterbeleg zu festerem Halte des Ganzen; oben vier kuppelförmig zulaufende starke Eisenspangen; an diesen hing

das Ding mittelst eines Hakens an einem starken Querbalken, um somit wie an einem Schlagbaume beliebig in das Wasser gesenkt und wieder heraufgezogen zu werden, was in Wien in der Donau geschah. Das war das „Bäckerschupfen oder Bäckerwippen.“ Nichts einfacher als das und nichts erträglicher als das, so eine humane hemöopathische Abart des Kielholens der Seeleute; aber in früheren Jahrhunderten auch nichts schimpflicher als das, wo es gleichsam auf trockenem Boden vor sich ging: auf dem Graben, auf dem Neuen-Markte und im Kothe, und Tage und Nächte lang und ohne alle Äzung und umschimpft, umhöhnt, angespuckt, verspottet von der rachgierigen, rohen Pöbelmenge: Entehrung, Ächtung. Das war freylich kein Spaß. Fanden die sanften Gefühle des Hungers, des Durstes sich ein: was war zu thun? Was sonst, als aus der Maschine herauszusteigen und im Moraste à la cochon herum zu suchen, jene rein menschlichen Gefühle an dieser abscheulich rein menschlich duftenden Tafel zu stillen. Wer sich also einem derley Abenteuer nicht aussetzen wollte (legale Bestimmungen würden sich etwa in den ersten zwey Bänden des alten „Codex austriacus“ auffinden lassen?) mußte das rechte Mehl und das rechte Gewicht beobachten. Daß man das Brod zu klein machte, darüber gab es von jeher häufige Klagen; noch viel häufigere aber erheben sich in unsern Tagen über vermeduirende Schuster, daß sie die Stiefel zu klein machen, daß sie überhaupt gar nicht im Stande, Stiefel zu verfertigen. Es gibt Leute, die 100 Jahre alt sind und in ihrem Leben noch kein einziges Paar entsprechende Stiefel besaßen. Derley Fußschuhmacher können nicht messen, nicht zuschneiden. Es gibt Leute, die von einer Schusterwippe flüstern, natürlich bloß für die Donau. Es

gibt Andre, die sich mit Behagen erinnern, daß der idealische Schiller'sche Don Carlos seinen ewig zu eng machenden Schuster gezwungen, die Stiefel in seiner Gegenwart zu sieden und zu essen (Llorente: Spanische Inquisition), worauf denn der Herr Meister alsbald aufhörte, dumme Stiefel und überhaupt dumme oder gescheidte Streiche zu machen. Schusterwippe nicht übel! Es klingt charmant. Dann kommt die Reihe an die Buchdrucker, wenn sie nicht so vortrefflich setzen und corrigiren, wie die der „Theaterzeitung." — Also ein neues Schauspiel; ein frisches Spectakel. Freylich nicht so nerven- und muskelkitzelnd, nicht so geist-, herz- und gemüthprickelnd und rein drastisch, wie eine regelrechte solenne hochnothpeinliche Halsgerichts-Execution: aber doch ein allerliebstes Surrogat. **Faute de mieux!** Lasset uns genügsam seyn!

Er bey den Herzen.

Denke man sich das Innere der St. Augustiner-Kirche! Es ist Nacht. Das Grabmahl Christinens von rothem Fackelschein grell angeleuchtet; die übrigen Parthien der Kirche sind in mystisches Halbdunkel gehüllt, streifenweise durchzogen von dem dampfenden Qualmrauch der bewegten Fackeln; die hochhängenden Altarlämpchen flimmern matt hindurch. Regungslos stehen die Fackelträger vor der Pyramide, die wie in Feuer schwimmt, deren Gestalten sich bewegen in dem schwankenden scharfen Licht. Gegenüber dem Monument stehen vier Männer, es beschauend; der Pfarrer Franzoni, zwey Fremde, und ein dritter Fremder — Napoleon, ja Napoleon. Welch ein Phänomen! Und dieses war zu schauen am Abend des 5. Octobers 1809.

Wenige aber haben es geſchaut; die Zugänge waren verſchloſſen. Napoleon war gekommen mit Rapp und Duroc, dieſe Hallen zu ſehen. Starr, ſchweigend, düſter, gedankenvoll, ſtand er da, in den Händen auf dem Rücken den kleinen Hut; ſein ſpärlich Haupthaar bewegte ſich leicht im feinen Luftzug. Magiſch war ſein Antlitz, ſeine Geſtalt übergoſſen von dem rothen Glutſchein; ein Dante'ſches Bild. — Niemand wagte es, ſich zu rühren; Niemand unterfing ſich, zu reden. Feyerlich, erhaben, unheimlich zugleich, unbeſchreiblich war der Moment und unvergeßlich. So einige Minuten faſt. Dieſe Arbeit hielt er für Canova's gelungenſte. Die Pyramide aber, meinte er, ſollte beſſer, dem Hochaltar gerade gegenüber ſeyn, wo der Chor. Er fragte nach dem Grabmahl des großen Swieten, wie es alle unterrichteten reiſenden Franzoſen und Britten thun; ſeine Büſte nahm er betrachtend in die Hand. Auch Daun's Monument beſchaute er; aufmerkſam die Colliner-Schlacht; er fand ſie ähnlich mit der Auſterlitzer, würdigte die Bedeutſamkeit jenes Daun'ſchen Sieges. Auf einmahl macht er eine, wie wegwerfende Handbewegung, und ſagt: „Da liegt er nun! Es iſt doch Alles eitel und vergeht in Rauch!“ — O Napoleon, warum ſprachſt Du nicht öfter ein bey den Herzen der Habsburger und Lothringer!?

S p a n

war wiederhohlt und dringend angegangen um das Material zu ſeinem Artikel in die National-Encyklopädie. Vor ein paar Jahren ſtarb er, gegen die 80 zu. Sind die Leute todt, wo ſoll man ſie hernehmen? Nur mit großer Mühe konnte man Artikel von würdigen Individuen, von Blank

(dem Ermordeten), dem unvergeßlichen Abbé Otto (aus dem Munde des wackern Metzger, dem er Freund), von Öhler ꝛc. gestalten. Von Span weiß man nicht mehr gar viel. Er war ein ehrlicher Schwabe, stets gesund; es ging ihm gut, und doch schimpfte er den ganzen Tag. Boulanger und Dupuis waren seine Leute. Voltairen lachte er aus, obwohl er selbst ein starker Skeptiker. Er lehrte Griechisch und Latein. Da war er fest. Sonst in literis nicht sehr bewandert, ohne Belesenheit. Er war verholzter Pedant, giftig mit den Schülern, mit allen Leuten; spitzig, absprechend, arrogant, grob, und doch ein seelenguter, herzlicher Mann, ein redlicher echt österreichischer Patriot. Als Lehrer füllte er seinen Platz würdig aus. Er war ernst und streng, gerecht, durchaus unzugänglich. Er hatte zwey Pensionen, als Lehrer des Kronprinzen, und als Gymnasial-Lehrer. Ein sogenanntes Scandal gab es, als er im Wiener Conversations-Blatt die Autorität Goethe rectificirte. Auch Schillers Gedichte polirte er; zeigte, wie sie nach den Gesetzen der Logik und Form seyn sollten. Der Geist war ihm überall Nebensache. Seine „Begründete Würdigung der deutschen Dichtkunst und Dichter“ (2 Bändchen 1826) sind sein Porträt, höchst ergetzlich. Für einen gewissen Petz hatte er eine Characteristik Josephs II. geschrieben, die dieser unter seinem eigenen Nahmen herausgab, dem Verfasser aber das Honorar nicht bezahlte. Span rächte sich, erzählte den Hergang und ließ die Schrift 1810 mit dem Nahmen des wahren Autors erscheinen. Auf den Impuls des Buchhändlers Bauer schrieb er eine Piece über den Nachdruck, versteht sich zu dessen Gunsten. Er verstand aber nichts von der Sache. Die Piece wurde dann in der Wiener Literatur-Zeitung gut gehechelt. Es hieß da recht

witzig: „Statt dieſen wichtigen Gegenſtand mit der vollen Fackel der Wiſſenſchaft zu beleuchten, hat man ſich begnügt, einen ſchwachen Span aufzuſtecken.“ Von dem gelehrten Poppowitſch, der ſein Freund war, hatte Span viele Original-Manuſcripte. Wo mögen dieſe ſeyn? Span's scripta ſtehen in Kayſers Bücher-Lexicon.

Gall,

der Schädellehrer, war ſtark gebaut, knochig, mehr groß als klein. Eine Glatze hatte er immer. Sein Gang war langſam, die Arme ſchlendernd. Das Haupt ſehr ſtark vorgebogen; der Blick abwärts; ewig ſinnend, denkend. Der dreyeckige Hut in der Hand. Der Anzug einfach, nachläſſig. Dunkler Rock, Weſte und Beinkleid ſchwarz, weißzwirnene Strümpfe, eng an der kräftigen Wade; große ſilberne Querſchnallen an den Schuhen. So wandelte der große Mann einher, immer ernſt, gehalten, beſonnen, wie ſeine Rede; aber heiter, höflich, wohlwollend, warm, voll natürlicher Theilnahme. Sein edles Antlitz mag kaum ſich verändert haben; die ſpäteſten Porträte zeigen es ſo, wie es während ſeiner Wiener Praxis geweſen. Dieſe war ſehr lebhaft; er zog deßwegen von ſeinem kleinen Hauſe auf dem Rennweg mit ſeiner maſſiv geſtalteten Frau in die Stadt. Innige Freundſchaft hatte er mit Rollet, und mit dem Hauſe Streichers, dem Jugendfreund Schillers. Als Gall von dannen zog, ſchenkte er Rollet einen Theil ſeiner kraniologiſchen Abgüſſe und ſeiner Manuſcripte; Anderes ſandte er ihm von Paris aus. Mit ihm und der gebildeten Streicher unterhielt er ununterbrochenen Briefwechſel. Gall's bereits vergriffenes Werk: „Philoſophiſch-mediciniſche Un-

terſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen," von welchem, Wien 1791 nur der erſte Band herausgekommen, ſcheint vergeſſen oder unberückſichtigt. Seine Vornahmen lieſt man häufig unrichtig. Autographe bezeugen, daß er Franz Joſeph hieß. (Bey Vornahmen können diesfalls keine Zweifel eintreten, wohl aber bey Geſchlechtsnahmen. Wir haben Autographe mit Gentz und Genz, Leibnitz und Leibnitz. Billig nimmt man die ſpätere Schreibung an, wie bey E. T. A. Hoffmann, ſelbſt der Vornahmen.)

Schreyvogel

ward und wird verſchiedenartig beurtheilt, wie alle leidenſchaftlichen Menſchen. Und das war er, war es im hohen Grade. Wenige Sterbliche hatten ſo viel Verſtand, ſo hohen Verſtand, wie er, ſo ſcharfe Beurtheilungskraft und zugleich ſo wenig Selbſtbeherrſchung. Er ließ ſich hinreißen, war ſtarr, eiſern in vorgefaßter Meinung, und trug nach. Im Äußern war er kalt, trocken, ſchroff, einſylbig; ſeine Worte aber waren Mark. Er hatte häufig Zerwürfniſſe, heftige Scenen, grelle, rigoröſe Auftritte. H., mit dem er im Sammler gekämpft, hatte ihn eines Tages ſchon am Fenſter. W. ſtachelte er an, gegen Schneller, Hormayr und einen unbedeutenden Journaliſten zu ſchreiben, was denn auch weidlich geſchah. Schreyvogel war das völlig, was man „ein Gelehrter" nennt. Noch in friſchen Jahren lebte er einſam und ſtill, im höchſten Stockwerke der tiefſten Straße (auf dem Salzgries) der Literatur und den Wiſſenſchaften. Da bereitete er ſein Sonntagsblatt vor. Durch Verhältniſſe ward er Kunſthändler. Er gefiel ſich

nicht in solcher Sphäre. Nun gewann ihn die Kunst; und das Hoftheater gewann an ihm einen bahnbrechenden Umbildner, einen kundigen, kräftigen Gestalter, eine mächtige Säule; neues Leben, neuen Geist, neue duftige Blüthen und Früchte. Schreyvogel's Wirken war eine neue Ära eine Epoche. Die ganze Kunstwelt weiß und ehrt es. Dichter war er nicht; es gebrach ihm an Phantasie, aber gewandter Übertrager, umsichtiger, tactvoller Anordner. Er war ein eiskalter Verstandeskopf; für Genialität hatte er keinen Sinn; sie war ihm ein Gräuel. Als theoretischer Ästhetiker war er etwas arrierirt; als Dialectiker, als Critiker fein und glücklich. Den Dichtern und Schauspielern, selbst seinen Obern, war er eine Art Orakel. Sie suchten und fanden Rath und Auskunft. Er war Dictator, und verdiente, es zu seyn. Werner fragte ihn häufig um Rath; er hat gar Manches von ihm gelernt. Schreyvogel's literarisches Hauptwerk ist das Sonntagsblatt; diese köstliche Schöpfung ist sein würdigstes Denkmahl. Wer es kennt, diese Fundgrube von Studium, Belesenheit, Philosophie, Lebens- und Kunstansichten, wird sagen müssen, daß es ein würdig Seitenstück zu Addison's und Steele's Zuschauer. Das Erscheinen der Lieferungen konnte man nicht erwarten; die vornehmsten Geister bestürmten das Verlags-Local. Hochgestellte Männer holten sie persönlich ab, dem Verfasser ihre Hochachtung zu bezeigen. Das Sonntagsblatt ist Gold. In West's gesammelten Schriften hat es seinen Klang, seine Farbe, wenn auch nicht seinen Metallgehalt eingebüßt. Schreyvogel's Feder war Lessing's Feder. Auf Schreyvogel können wir stolz seyn. Kein Zweifel: wir sind es!

De Luca

hat das Verdienst, in der österreichischen Geographie und Statistik die Bahn gebrochen zu haben. Es ist gar nicht möglich, sich eine Vorstellung zu machen von De Luca's Umsicht, Fleiß, Leichtigkeit und Unermüdlichkeit. Was er geleistet, stellt ihn neben Schlözer; er ist vollkommen würdig, mit ihm verglichen zu werden. Jedenfalls steht er hoch über den allerdings auch sehr thätigen, aber flüchtigen, ungenauen Liechtenstern. Wenn man in der Weimarer Länder- und Völkerkunde die reiche Literatur- und Charten-übersicht anstaunt, so erwäge und respectire man, daß sie wohl aus De Luca's Lesebuch herstammt. Dieses ist eines der schätzbarsten Werke. Er hätte noch ungleich mehr geleistet, wäre er nicht so spät nach Wien gekommen, und in Linz und in Innsbruck nicht so angefeindet worden. Seine noch unbenützten hinterlassenen Materialien bildeten einen großen Schatz. Einen interessanteren, liebenswürdigeren Buckligen hat es nie gegeben. Nichts glich seiner sprühenden Lebhaftigkeit. Sein tiefschwarzes Feuerauge unter den weit vorspringenden, buschigen Brauen verschlang Alles, selbst jedes Damenherz. Seine unendlich langen Arme fielen auf. Aber die Höckerigen haben doch keine unendlich langen Arme, obschon man es, wie von Artarerres behauptet. Es ist alles Proportion, nur der Leib natürlich, ist kurz. Wenn man sich De Luca noch denkt! hüpfend, tänzelnd; gesticulirend wie ein Telegraph; sprudelnd und voller Geist; mit dem lichtgrauen Tuchrocke, dem Haarbeutel und Chapeau-bas! so vor seinem Hause auf dem Franciscanerplatze die Leute haranguiren!

Bey Joseph II.

Die Schloßuhr des Amalienhofes schlug die zehnte Stunde des Morgens.

Der Kaiser hatte bereits seit 6 Uhr gearbeitet, wie er dies zur Winterszeit überhaupt gewohnt war. Zwey Mahl schon war er aufgestanden, nachzusehen, ob im Controlorgange nicht Jemand harre, der ihn zu sprechen wünsche. Der Kaiser war heute etwas unwohl, fast leidend. Die Arbeit, ihm sonst so leicht, ja Erhohlung, kostete ihn Anstrengung. Die beyden Secretäre nickten, des Schlafs bedürftig, da sie mit dem Monarchen bis eine Stunde nach Mitternacht beschäftigt gewesen. Joseph erhob sich jetzt neuerdings, Willens, wenn wieder Niemand in dem Gange zugegen wäre, sich ein Stündchen Rast zu gönnen. Er öffnet die Thüre. Er gewahrt mehre Personen, seiner gewärtig. Und augenblicklich vergißt er seine Ermüdung, sein Unwohlseyn, das Gesetz der physischen Natur; er opfert Alles dem glühenden Eifer seiner Stellung.

Treten sie hier in das Nebenzimmer, meine Lieben, sagt er mit herzgewinnendem Ton. Hier ist es kalt. Allsogleich werde ich Sie sprechen können.

Bey diesen Worten trat er in das Cabinett zurück. Er entließ die beyden Secretäre auf anderthalb Stunden und bedeutete dem Thürhüther, die im Nebenzimmer Wartenden vorzulassen.

Der Kaiser klingelte. Die Thüre öffnete sich. Der Hofrath von Keeß trat ein, die Brust mit dem Stephansorden geschmückt, den ihm der Monarch vor Kurzem persönlich überreicht hatte. Dieser, besonders um das Gesetzwesen so verdiente Beamte war noch ein junger Mann von

30 und einigen Jahren. Er beſaß eine ausdrucksvolle, angenehme Geſichtsbildung. Er überreichte dem Kaiſer ein Manuſcript.

Wie? ſagte dieſer; das neue Ehepatent? Auch ſchon vollendet? Ey, mein lieber Hofrath, Ihr Fleiß iſt eben ſo muſterhaft als Ihre Gründlichkeit.

Ich muß, entgegnete Herr von Keeß, trachten, mich der Auszeichnungen werth zu machen, mit denen Eure Majeſtät mich überhäufen.

Ich überhäufe Sie mehr noch mit Arbeiten, mein Lieber, ſagte Joſeph, ich fühle, daß ich Ihnen faſt zu viel aufbürde.

Eurer Majeſtät Höchſteigenes Beyſpiel.

So, unter Andern werther Keeß, denke ich ſchon daran, daß Sie Sich an die Ausarbeitung des bürgerlichen Geſetzbuches machen ſollten.

Ich bin ſchon ziemlich damit vorgerückt, Eure Majeſtät, und ich wäre ſchon viel weiter gekommen, wenn ich nicht zugleich an dem Commentar der Gerichtsordnung arbeitete.

Der Kaiſer drückte ihm in lebhafter, anerkennender Bewegung die Hand und ſprach: Sie ſind ein Mann, wie ich es wünſche. Sie errathen mich, Sie denken und wirken in meinem Geiſt. Einſtweilen mündlichen Dank, mein Lieber.

Herr von Keeß verneigte ſich, um abzutreten.

Wer iſt an der Thüre? fragte Joſeph.

Ein Mann voll Verdienſte, den Eure Majeſtät immer um Sich wünſchen: Der Hofrath von Born.

Des Kaiſers Antlitz erheiterte ſich.

Alsbald trat der Angekündigte ein.

Der Hofrath Born war nur wenige Jahre älter als

der Hofrath Keß. Sein helles, forschendes, markirtes, den Denker und Forscher bezeichnendes Gesicht leuchtete vor Behaglichkeit. Sein Schritt war fest und rasch.

Der Kaiser ging ihm entgegen, ergriff seine beyden Hände, schüttelte sie und sprach mit erhobener Stimme: Nun, was sagen Sie dazu? Gibt es noch eine Zeitung in und außer Europa, die nicht wiederhallte vom Ruhme Born's?

Es ist wahr, entgegnete dieser, diese Würdigung ist fast berauschend. Daß ich endlich die rechte Amalgamations-Methode ermittelt und das Anquicken der Mineralien, welche edle Metalle enthalten: Das ist Alles.

Es ist eine der wichtigsten Forschungen des Jahrhunderts, versetzte der Kaiser. Ich konnte nichts Besseres thun, als sie augenblicklich einführen. Schon ist dies auch in Sachsen und Schweden der Fall, ja, was Sie noch nicht wissen können, hier ist ein Brief, hier lesen Sie; sogar in Mexiko bediente man sich Ihres Verfahrens.

Born las und erröthete vor erhebender Überraschung. Das Schreiben war von dem großen Franklin unmittelbar an Born gerichtet, als Einschluß eines Briefes an den Kaiser.

Joseph weidete sich an dem freudigen Eindruck und sagte: Ich theile Ihre Lust und Ihren Stolz, mein Lieber. Sie verdienen zu ernten und auch reell. Ihr Freund, der Kaiser, sichert Ihnen hiermit das Drittel der Summe zu, die an der Schmelzarbeit erspart wird. Dieses auf 10 Jahre, und auf wieder 10 Jahre die Zinsen dieses Drittels.

Der Betheiligte, in dankerfüllter Rührung, indem er ein dünnes Buch aus der Tasche zog, entgegnete: Vor der Hand, Eure Majestät, kann ich Ihre Großmuth nicht an-

ders würdigen, als wenn ich Ihnen vielleicht ein heiteres Stündchen verſchaffe, deren Zahl Ihnen ohnedies ſo karg zugemeſſen iſt. In dieſer Schrift habe ich eine gewiſſe Gattung Leute Linnéiſch claſſificirt.

Der Kaiſer, das Werkchen durchſehend und die Kupferſtiche betrachtend, ſchmunzelte; ſeine umwölkte Stirne klärte ſich auf; er lächelte und legte die Schrift in eine Schublade.

Sehr witzig, ſehr witzig, ſagte er, ich freue mich darauf. Aber eben von dieſer gewiſſen Gattung ſoll ja in der nächſten Verſammlung die Rede ſeyn. Wann findet dieſe Statt, Meiſter?

Noch heute, antwortete Born.

Dann werde ich nicht zugegen ſeyn können, erklärte Joſeph. Ich bin leidend. Aber ich trage Ihnen auf, ich will ſagen, ich ermächtigte Sie, die bekannte Summe zu Gunſten jener elenden Zigeunerfamilie zu verwenden, da ich nun einſehe, daß ſich dies merkwürdige, romantiſche Volk nicht civiliſiren laſſe.

Der Kaiſer ſah nach der Uhr. Born trat ab.

Nachdem Joſeph geklingelt, erſchien der Thürhüther, vermeldend, es befänden ſich unter den noch anweſenden drey Partheyen zwey Männer, die ihm etwas auffallend vorkämen; er könne ſich ihrer von irgend einem ſtürmiſchen Audienz-Auftritt her, erinnern; ihre Nahmen wollten ſie nicht angeben; ſie beſtünden darauf, gemeinſchaftlich vorgelaſſen zu werden, er trage aber Bedenken.

Ohne Weiteres laſſe ſie ein, ſagte der Kaiſer raſch, auf der Stelle!

Die beyden Männer erſchienen. Sie ſahen allerdings etwas ſeltſam aus; ſchon ihre Phyſiognomie verkündete die,

Unlauterkeit ihrer Gesinnung; Gemeinheit, Frechheit und Trotz spiegelten sich in ihren Mienen, in ihrer ganzen Haltung ab. Es war der famöse Großhändler Wucherer und der perfide Grossing.

Der edle Monarch konnte oder wollte seinen Unwillen nicht verbergen. Er hielt sie aber keiner Anrede werth.

Es entstand eine Pause. Da trat Wucherer keck zwey Schritte vor, fast bis zu der Person des Kaisers mit den Worten: Die Behörden erlauben sich; ich muß mich beklagen; man macht mir Anstände mit der Ausübung meiner Buchdruckerey; als Großhändler kann ich mir das nicht gefallen lassen.

Der Kaiser setzte sich und sagte mit kalter Gelassenheit: Wucherer druckt heimlich im Keller des Seitzerhofes Pasquille. Wucherer ist abgefertigt und hat sich augenblicklich zu entfernen.

Und Wucherer, erblassend, keines Wortes mächtig, entfernte sich augenblicklich.

Grossing aber blieb ruhig stehen. Da er wahrnahm, daß der Kaiser ihn völlig ignorire und nach dem Glöckchen lange, sagte er trotzig: Als Kläger trete ich hier auf, ich, der weltbekannte Philanthrop. Ich berufe mich auf Joseph's selige Mutter; ihr Andenken muß mir Schutz gewähren.

Der Kaiser, der während dieser Anrede das Glöckchen in der Hand behalten, klingelte laut und sagte, vom Sessel aufstehend und dem Fenster zuschreitend, ohne Grossing anzublicken, mit durchdringender Stimme: Grossinger hat sich sammt seiner Rosenerden-Wirthschaft auf der Stelle auf und davon zu machen; wo nicht, der Befehl ist schon ertheilt.

Grossinger (so hieß er eigentlich) ein Elender, Nichtswürdiger, wollte in seiner Unverschamtheit Einspruch thun;

sein plattes, gelbes Gesicht verzerrte sich widrig; seine schwarzen Augen glühten; als sie aber denen des Kaisers begegneten, eilte er von dannen, so hastig, daß er mit dem so eben Eintretenden zusammenprallte.

Während dieser Scene war Joseph rings um den großen gemeinschaftlichen Schreibtisch geschritten. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, die sich sogleich entrunzelte, als er des jungen Mannes ansichtig ward, der eben eingetreten war.

Die Gesichtsbildung desselben war fast orientalisch; der Mund aber unverhältnißmäßig groß; Augenbrauen hatte er fast gar keine.

Willkommen, lieber Feßler, sprach der Kaiser, kommen Sie näher?

Ist noch Jemand draußen? fragte er.

Niemand, mein großmüthiger Erretter, erwiederte der junge Mann, die Hände auf die Brust legend und sich dankbar verneigend.

Deste besser, sprach Joseph. Der wahrhaft hochwürdige Prälat Rautenstrauch, fuhr er fort, den ich unter meine besten Freunde zähle, hat mir Alles berichtet; ich kenne Sie jetzt genau, lieber Feßler. Ihre Kenntnisse, Ihr Talent, die Vorzüge Ihres Geistes und Characters schätze ich. Ich ernenne Sie hiermit zum Lector.

Dieses Wort wirkte electrisch auf den Glücklichen. Er wollte dem Kaiser die Hand küssen, der es aber nicht zugab.

Unter Einem, setzte der Kaiser bey, sichere ich Ihnen die Professur der orientalischen Sprachen auf der Lemberger Universität zu.

Feßler vermochte nur durch Geberden seine Rührung und Dankbarkeit auszudrücken.

Wie lange waren Sie bey den Kapuzinern in Mödling? fragte Joseph, und seit wann bey denen in Wien?

Feßler antwortete: 10 Jahre in Mödling und ein halbes Jahr auf dem neuen Markte. Trotz alles Vorgefallenen möchte ich doch im Nahmen der Humanität bitten dürfen, daß den kaiserlichen Commissären eine gewisse Milde empfohlen werde, denn z. B. der jetzige Guardian....

In diesem Augenblicke entstand im Vorzimmer ein lauter, heftiger Wortwechsel; eine tiefe Mannsstimme schien obzusiegen; sie artete fast in Geschrey aus; es klang wie ein Fluchen. Zugleich ließ sich ein Gepolter vernehmen, wie wenn mit dem Stocke gewaltsam auf den Fußboden des Zimmers gestoßen würde. Es näherte sich mit befehlshaberischem Tone der Thüre mit den Worten: Ich muß hinein und sogleich.

Das ist die Stimme des Trenck, sagte der Kaiser ärgerlich. Will der Mann noch immer nicht vernünftig seyn!

Lieber Feßler, setzte er hinzu, Sie kommen morgen um 10 Uhr. Treffen Sie indeß Ihre Anstalten. Adieu!

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Trenck hereinstürmte, in voller Majors-Uniform, den Hut noch auf dem Kopfe; das lange spanische Rohr fast noch geschwungen. Schnell aber suchte er sich zu beherrschen, riß den Hut vom Kopfe, daß der Haarpuder weit umher flog, und nahm dicht an der Schwelle eine militärische Stellung an, nach seiner Weise den Kopf hoch empor gehoben.

Der Kaiser musterte den riesigen, noch immer wohlgestalteten Mann, ohne eine Sylbe zu sprechen.

Trenck verharrte unbeweglich in seiner steifen Positur.

Eine Minute verging, es vergingen zwey Minuten.

Der Kaiſer ſchritt ſinnend auf und nieder; er fuhr fort, die Geſtalt zu muſtern, ohne eine Sylbe zu ſprechen.

Die Stirnadern des Trenck begannen zu ſchwellen; ſein hageres gebräuntes Geſicht röthete ſich; die Lippen zuckten; die Augenlider ſenkten ſich; ſeine leidenſchaftlichen belebten Blicke ſtierten gerade vor ſich hin, ohne auf einem Gegenſtande zu haften.

So ſtand er noch eine dritte Minute wie eine Bildſäule.

Eure Majeſtät! ſprudelte er jetzt, wie übermannt, krampfhaft heraus.

Nun Trenck, ſagte der Kaiſer trocken.

Der Baron trat zwey Schritte näher, und ſagte mit augenſcheinlich gewaltſam gemäßigter Stimme: Mein Anliegen hat Eile; der Kaiſer muß mich hören; meine Widerſacher, die Hunde —

Baron Trenck hat wieder ein Duell gehabt, ſagte Joſeph gleichgültig.

Kein Duell, ich proteſtire, Majeſtät, rief Trenck; nur Nothwehr. Zwiſchen dem Hofe und dem Judenplatze fielen drey Banditen mich an. Aber ich will wenigſtens ruhig abreiſen.

Daran wird Baron Trenk ſehr wohl thun, ſprach der Kaiſer. Und wohin?

Wohin ſonſt, entgegnete aufgeregt der Baron, als nach Paris, wo man an der Rettung und Befeſtigung der Menſchenrechte arbeitet. Mirabeau kenne ich perſönlich, und....

Ruhig jetzt, ſprach der Kaiſer mit ehrfurchtgebiethender Hoheit und lauter, ernſter, feſter Stimme. Verſprechen Sie mir, noch heute abzureiſen?

Ja, entgegnete Trenck.

Gut, entschied der Kaiser, so sollen Sie in einer Stunde Ihren Reisepaß haben. Eilen Sie!

Trenck, ohne ein Wort zu sagen, stürmte von dannen.

— Kaum ein halbes Stündchen Ruhe wollte, konnte der edle Herrscher sich gönnen. Schon traten die pflichteifrigen, eben so unermüdlichen Secretäre ein.

K u r z

war kein Dichter; überhaupt kein Schöngeist; kein Tonsetzer, kein Musiker, kein Tänzer oder Sänger oder Schauspieler, auch kein Salonmensch, sondern nur ein Gelehrter, ein ernster Gelehrter; darum wimmelt es in den Zeitschriften nicht von Nekrologen. Acht bis zehn Zeilen irgendwo brachten die Nachricht seines Hintritts. Vielleicht aber wohl in einem obderennsischen Blatt? Ich weiß es nicht! Kurz, Franz Kurz: ein Geschichtforscher wie Wenige, wenn auch nicht ein Geschichtschreiber wie Viele. Ein wahrer Quellen-Columbus; ehrlich, treu und wahr im Ausbeuten und Benützen; voll critischen Geistes, voll Unermüdlichkeit, voll historischer Weihe, wie sein würdiger, kenntnißverwandter Nachfolger und Freund, der edle Chmel, dessen neuerlich erschienener Friedrich und Max schon ein Monument. So viel leuchtet ein, daß es völlig unmöglich, die frühere Geschichte Österreichs zu kennen, ohne die Werke unseres Kurz. Es lautete einst von ihm und einem andern stattlichen Historiker: Dieser heiße Historiograph des Reichs, ohne es zu seyn; Kurz sey es, ohne es zu heißen. 1827 wurde ihm die große goldene Civil-Ehrenmedaille mit Kette zu Theil. Seine Arbeiten sind selbst Gold; ist auch das Gepräge nicht ästhetisch; das Me-

tall iſt echt. Den Necrolog anlangend, ſo wird man, wie bey ſo manchen ähnlichen Anläſſen, an den ehrenwerthen Stegman der allgemeinen Zeitung erinnert. Er ſtirbt. Welch ein Aufheben in der nächſten Nummer! Stegman, Stegman: ehestens ein formeller Nekrolog. Sollte ich ihn übergangen haben, oder iſt wirklich keiner gekommen? —

Rautenſtrauch,

nicht der große Prälat, ſondern der kleine Hofagent, welch Epitheten aber nicht auf ſeine hohe, ſchlanke Perſon, auch nicht auf ſeine witzigen Scripta zielt, gehörte der Coterie Blumauer, Alringer, Haſchka ꝛc. an. Epoche machten ſeine Piece über die Wiener-Stubenmädchen; ſein Frauenzimmer im 19. Jahrhundert, ein Traumgeſicht (anonym). Seine Meinungen der Babet, Wochenſchrift, wollten nicht anſprechen, blieben unfortgeſetzt. Sein Luſtſpiel: „Der Juriſt und der Bauer“ fand Beyfall. Er war aber nicht blos Belletriſt; er arbeitete mit an der Realzeitung und ſchrieb eine Biographie Maria Thereſien's, die wohl eine Nachahmung von Fromageot's Werk ſeyn mag? Daß er in den 90er Jahren die Thierhetzzettel verfaßte, iſt ſchon geſagt worden. Im uralten Lebkuchnerhauſe der Seilergaſſe (jetzt ſchönes Weiler'ſches), wo er 1801 ſtarb, war er ſehr artig möblirt. Da hatte er ſehr bequem hinüberſchlüpfen können in das Cramer'ſche Caffehhäuschen im Schloſſergäſſel zu ſeinen Freunden.

Mayrhofer

war ewig leidend, von ſchwächlicher Complexion, knochig zwar, aber von abnormem Nervenſyſtem, ohne alle Ela-

sticität; starr, eisig. Dies auch sein dichterischer Genius; elegisch, misanthrop, grollend, polternd, sarcastisch, symbolisirend; in klarern Momenten jedoch energisch, pathetisch sich erhebend, daß es einschlag, donnernd, und Funken gab, wie in seinem Herculesbildchen: »In der Schmiede.« Sein Daseyn und Wirken war ein unaufhörliches krampfhaftes Ringen der Materie mit der Psyche; in diesem tragischen Wechselspiele ging er auf. Eine natürliche Beute fürer Ideen, im Zerwürfnisse mit seiner Lebenssituation, genau so wie Enk. Wie der kümmerliche Scarron wäre er vielleicht zu retten gewesen, hätte man für ihn eine Charge creirt: Patient der Königinn. Seine Gemüthwelt, fast immer umwölkt, trieb dennoch manch süße Blüthe, besonders im Lied, den warmen Schubert begeisternd, der ihn verstand, ihn durch Töne ergänzte und erklärte. Schubert hatte wie unser lieber Castelli, Gemüth; ein Nieder-Österreicher, ein Wiener: Innigkeit, Wärme, Zartheit, Tiefe; ob der Enns mehr Klarheit, Ruhe, Resterton. Mayrhofer war im Traunkreise, zu Steyer, geboren, wo auch Blumauer, Süßmayer, der (Opern-) Sänger Vogl. Die erste Sammlung seiner Gedichte war bekanntlich 1824 erschienen. Daß sein Nachlaß durch Ernst Freyherrn von Feuchtersleben besorgt, den vielseitig gelehrten, geistvollen Arzt, Schriftsteller, Dichter und Kunstrichter, ist allein schon Bürge des Werths. Anerkennung auch dem Verleger (Klang), der schon so manche Unternehmung wohl mehr dem Andenken und der Ehre edler vaterländischer Nahmen, als seinem eigenen Kaufmanns-Vortheile geweiht.

Bened. Dav. Arnſtein

gehört zu unſern dramatiſchen Schriftſtellern, wenn auch nicht von Rang. Seine Arbeiten ſind: „Dramatiſche Verſuche,“ Wien 1787; „Eine jüdiſche Familienſcene,“ eb. 1782; „die Kleinodien,“ Schauſpiel, eb. 1796; „die Maske,“ Luſtſpiel, eb. 1798; „die Pflegetochter,“ Schauſpiel in drey Acten, eb. 1791; „das Billet,“ Luſtſpiel, eb. 1800; „das Geſchenk,“ Gelegenheitsſtück, eb. 1801. Die letztern beyden anonym. In hohem Alter, an 80, ſaß Arnſtein noch im Frühlinge vorigen Jahres auf dem Waſſerglacis herum. Er war geboren zu Wien den 15. October 1765, Sohn des israelitiſchen Großhändlers Dav. Iſaak Arnſtein. Er widmete ſich der kaufmänniſchen Correſpondenz. Eigens um die Notabilitäten kennen zu lernen, bereiſete er 1786 Deutſchland. Die Männer ſeines literariſchen Umgangs waren Ratſchky, Schreyvogel, Retzer, Leon. Kotzebue war ihm ſehr gewogen. In Zeitſchriften und Taſchenbüchern gibt es Gedichte von ihm.

Ein intereſſantes Caſino

beſtand in den erſtern neunziger Jahren im Trattnerhofe, Haupteingang von der Goldſchmiedgaſſe, zweytes Thor, rechts, erſter Stock, wo jetzt Caſtelli wohnt. Alle Arten Honoratioren, auch viel Adelige fanden ſich da ein. Leſeanſtalt, Caffehhaus, Traiteurie und Tanz-Inſtitut waren hier vereinigt. Mittags ward à table ronde zu 30 kr. um 1 Uhr, zu 1 fl. um 2 Uhr ſervirt; Abends um halb 10 zu 20 kr. Muſik-Dilettanten konnten ſich der vorhandenen Inſtrumente gratis bedienen, zahlten auch nichts

für Beleuchtung. Im Fasching war allwöchentlich, sonst allmonathlich Ball. Das Abonnement auf die Bälle betrug für das ganze Jahr 6, halbjährig 4, monathlich 1 Ducaten. Das weibliche Geschlecht war frey. Nicht-Abonnenten zahlten für jeden Eintritt 1 fl. Unternehmer war ein Herr von Füllenbaum. Es ging sehr anständig, sehr lustig und lebendig, sehr discursiv her.

Das Hochgericht

befand sich vor 50 Jahren vor dem Schottenther nächst der Holzgestätte, an der Nessau. De Luca, in seinem Schematismus, berichtet: „Hier zeigt sich eine von Ziegeln erbaute Terrasse, die um und um frey steht, worauf sich eine viereckige Säule befindet. An diesem Orte werden die Brandmarkung, das Hängen, Rädern und die Kopfabhauung vorgenommen."

Die Dreyfaltigkeitssäule

auf dem Graben: wer sollte glauben, daß selbe über 66,000 fl. gekostet? Da ist das Detail der Berechnung aus authentischer Quelle:

	fl.	kr.	pf.
Für den weißen Marmor von Untersberg aus Salzburg	5354	46	3
Dem Steinbrecher und Bildhauer für die Gitter, die die Säule umgeben .	2339	—	—
Fürtrag . .	7693	46	3

	fl.	kr.	pf.
Übertrag	7693	46	3
Dem Schiffer für die Überbringung des Marmors nach Wien	2424	50	—
Den Lastträgern, die Steine aus dem Schiffe nach den Wägen zu bringen .	1640	48	—
Dem Wiener Steinmetz für das Fußgestell	1815	40	—
Dem Bildhauer Strudl	16818	27	—
Dem Bildhauer Fruwirth und seinen Gehulfen	4250	—	—
Dem Bildhauer Fischer	1057	—	—
Dem Steinschneider Rad für das Dreyeinigkeitsbildniß sammt Vergoldung .	20500	—	—
Dem Goldschmied Bauhoff	663	32	—
Den Goldschmieden Muhrbeck und Casoll für die Tafeln von Kupfer . .	6550	—	—
Dem Mahler	40	—	—
Für die Laterne	130	—	—
Für das Gerüst von Holz	526	54	—
Für Bley und Eisen	344	56	—
Dem Kunstgießer	70	—	—
Für das Hebezeug u. s. w.	200	—	—
Dem Hofschreiner	10	36	—
Dem Sägemeister	350	—	—
Dem Seiler	122	—	—
Dem Latermacher	4	30	—
Dem Maurermeister	40	—	—
Verschiedene Nebenausgaben	1373	59	—
Summe .	66626	58	3

Zeitungen und Journale

hatte Wien im Jahre 1787 folgende:

Wiener-Zeitung, redigirt von Bartsch; in der Ghelen'schen Druckerey in der Singerstraße, Mittwoch und Samstag. Jährlich 12 fl.; einzeln 7 kr. Damit verbunden: Posttägliche Anzeige des Frag- und Kundschaftsamtes.

Gazette de Vienne, bey Trattnern. Mittwoch und Samstag.

Bemerkungen, critische, über den religiösen Zustand der k. k. Staaten, von Tschink. Bey Hartl in der Singerstraße. Jeden Freytag. Einzeln 3 kr.

Kirchenzeitung, von Wittola. Bey Hörling in der Bognerstraße. Jeden Samstag. Jährlich 4 fl.

Provinzialnachrichten, statistischen und literarischen Inhalts. Redigirt vom weimarischen Rath Schmidt. Bey Trattnern. Mittwoch und Samstag. Halbjährlich 2 fl.

Foglietto di Vienna; von Del Sasse. Am Kohlmarkt im Tabakladen zur Schlange. Mittwoch und Samstag. 8 fl.

Oeconomische Zeitung; von einem gewissen Hoffmann. In der untern Bäckerstraße im Tabakladen. Monathschrift.

Auszug aller europäischen Zeitungen; von Steinsberg. Bey Trattnern. Täglich 1 Bogen. 8 fl.

Früh- und Abendblatt. Im Tabakladen in der Singerstraße. Täglich 2 Bogen. Der Bogen 3 kr.

Tagebuch der wichtigsten Neuigkeiten. Bey Hartl in der Singerstraße. Täglich ein halber Bogen à 1 kr.

Correspondence universelle; redigirt von Grandmenil. In der Dorotheergasse. Dinstag und Freytag. 3 fl.

Die schwarze Zeitung. Mittwoch und Samstag. Das Stück 3 kr.

Erlanger-Zeitung; herausgegeben vom Kupferstecher Winkler. In der Freyberger'schen Druckerey im Ballgäßchen; à 3 kr.

Quarin und der Patient.

„Diese Schmerzen halte ich keine Viertelstunde mehr aus, lieber Doctor!"

Ich glaube es Ihnen gern. Es ist der ärgste Grad der Gedärmentzündung. Ich werde Ihnen Etwas verschreiben. He! ein Stück Papier!

„Allons, Jean! Geschwind!"

Wie charmant dieses Papier! Diese Feinheit, diese Weiße, diese Glätte! Superb! Lassen Sie Sich erzählen! Gerade auf solchem Papier! Nein, was man jetzt in Österreich für herrliches Papier macht! Was bey uns überhaupt für bewundernswerthe Industrie-Producte zu Tage gefördert werden, besonders in dem unvergleichlich kunstsinnigen, fleißigen Böhmen. Sehen Sie nur dieses Papier! Das Billet von der neuen Tänzerin Sabelli ist netto auf solchem Papier. Kann dieses Wesen schreiben! ihr Styl ist englisch.

„Ich beschwöre Sie, Doctor!"

Die zierlichen Schriftzüge sind englisch. Sie schreibt mir in einem so freundlichen Ton! Und wie sie geistreich ist. Ich soll ihr Leibarzt seyn. Sie haben sie doch schon tanzen gesehen? Im gestrigen Ballet, als Flora, hat sie sich verewigt! Ich muß Ihnen aber vorerst erzählen...

„Doctor! ich vergehe vor Schmerzen! Ach! Eilen Sie mit dem Recept.“

Erzählen muß ich Ihnen, was die Sabelli für eine Garderobe aus Paris mitgebracht hat. Ihre Spitzen und ihr Schmuck allein...

„Ich vergreife mich an Ihnen, wenn Sie nicht schreiben.“

Ja richtig! Gleich, gleich! Aber vergreifen möchte man ſich an dieſen Juwelen; ſie hat unter Andern ein Diadem... Ja, das Recept, geſchwind! Da, dieſe zwey Zeilen werden helfen! Adieu, Verehrter! à revoir!

„Halt, halt! Hier für Ihre hülfreiche Bemühung.“

Gratias, Adieu!

* * *

Der Äskulap iſt neugierig. Im Vorſaal öffnet er das Papier. Es iſt ein Ducaten, eingewickelt — in ſein eben geſchriebenes Recept.

Ein Damen-Carrouſſel in Wien vor hundert Jahren (1743).

Es iſt gegenwärtig ein Jahrhundert, daß man in der Wiener k. k. Reitſchule, dem Schauplatz ſo vieler ſchmucken Feſtlichkeiten, ein Carrouſſel ſah von ganz eigenthümlicher Art. Die Perſonen, welche es ausführten, waren nicht Männer, nicht Jünglinge, ſondern Damen; Damen von hohem Rang; die Monarchinn Maria Thereſia, erſt noch Königinn von Ungarn und Böhmen, ſelbſt handelnd, an der Spitze. Sie waren coſtumirt als Amazonen, reich und herrlich; inſonderheit prangten die kleinen,

caskettförmigen Helme durch den Schmuck der Edelsteine und Federn.

Dieses reizende Amazonen-Carroussel bestand aus zwey Quadrillen zu Pferd, und aus zwey zu Wagen, welche Wägen Phaetons waren von kunstreicher Bildhauerarbeit, durchaus versilbert, und gefüttert mit Sammt und Silberstoff.

Die Personen der ersten Quadrille zu Pferde waren: Die Königinn, als Haupt derselben; die Gräfinn Niclas Palffy, die Gräfinn Leopold Kinsky, Comtesse Proskau, Hofdame. Die Farbe dieser Quadrille war Purpur, mit Goldstickerey, die Satteldecken weiß mit goldenen Tressen.

Die zweyte Quadrille zu Pferde, in weißem Droguet und rothem Gros-de-Tours mit Goldstickerey gekleidet, die Pferde eben so decorirt, bestand aus der verwitweten Gräfinn Nostitz, der Hofdame Comtesse Wurmbrand, der Gräfinn Niclas Eszterhazy und der Bareneſſe Hager.

Die Personen der ersten Quadrille zu Wagen waren: Die Erzherzoginn Maria Anna, die Fürstinn Lobkowitz, die Gräfinn Loschi und die Gräfinn Cobenzl, gefahren von dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, dem Grafen Niclas Palffy, dem Freyherrn von Hager und dem Grafen Kinsky. Das Costum der Amazonen wie der Ritter war ponceaurother Sammt und weißer Atlas mit Silberstickerey und silbernen Tressen, so auch die Decorirung der Phaetons und des Gespanns.

Die zweyte Wagenquadrille bildeten: Die Fürstinn Auersperg, die Fürstinn Eszterhazy, die Gräfinn Kollonitsch, die Gräfinn Mich. Joh. Althann, gefahren von den Grafen Colloredo, Loschi, Künigl und dem Fürsten Auersperg, Oberststallmeister. Die Roben waren blauer

Sammt mit Silberſtickerey, wie die Ausſchmückung der Wagen und Pferde.

In der erſten Colonnade, im mittlern Hauptplatze oberhalb des Kamines prangte die verwitwete Kaiſerinn Mutter mit den Tournierpreiſen, welche auf drey mit bordirtem rothen Sammt belegten Tiſchen aufgeſtellt waren. Dieſe Preiſe waren für die Quadrillen zu Pferde: Mit der Lanze: ein in Gold gefaßtes mit Brillanten beſetztes Beſteck von Bergkryſtall. Dieſen Preis gewann Maria Thereſia ſelbſt, trat ihn aber der Gräfinn Palffy ab, die an Geſchicklichkeit der Monarchinn am Nächſten ſich erwieſen. Eben ſo überließ ſie großmüthig viele andere Preiſe den übrigen Kämpferinnen. Mit der Piſtole: zwey koſtbare Brillantringe, gewonnen von der Comteſſe Wurmbrand. Mit dem Wurfpfeil: zwey brillantene Bracelets, welche der Gräfinn Preskau zu Theil wurden. Mit dem Degen: zwey Ohrgehänge von Brillanten, erlangt von der Baroneſſe Hager; für die meiſten deplacirten Mohrenköpfe: eine goldene emaillirte Doſe, gewonnen von der Gräfinn Kinsky.

Für die Wagenquadrillen. Mit der Lanze: ſechs indiſche Becher mit Untertaſſen; Siegerinn die Gräfinn Althann. Mit der Piſtole: ſechs goldeingelegte Porzellanbecher auf einer indiſchen Taſſe; Siegerinn die Gräfinn Kollonitſch. Mit dem Wurfpfeil: ein Thee- und Chocolade-Service von Porzellan mit goldnen Löffelchen; Siegerinn die Fürſtinn Auersperg. Mit dem Degen: ein paar brillantene Schuhſchnallen in einer großen goldenen Doſe; Siegerinn die Erzherzoginn Maria Anna. Für die meiſten Mohrenköpfe: ein indiſches Spielkäſtchen in Geſtalt eines Fächers mit werthvollen Marken und eine derley Scheere; Siegerinn die Fürſtinn Eszterhazy. Mit koſtbaren Anden-

ken beſchenkte Maria Thereſia auch die Cavaliere, ſo wie edelmüthig auch jene Damen, welchen keine Preiſe zugefallen waren.

Die Preisrichter waren: Graf Zinzendorf, Oberſthofmeiſter; Fürſt Lamberg, Oberſtſtallmeiſter der Kaiſerinn Mutter; Graf Königsegg, derſelben Oberſthofmeiſter, Feldmarſchall; Graf Uhlefeld, Oberſthofkanzler; Graf Herberſtein, Landmarſchall; Graf Khevenhüller, Oberſthofmarſchall, und Graf Sereni.

Die Veranlaſſung dieſes originellen, merkwürdigen Feſtes war die Wiedereinnahme Prags, welche Hauptſtadt Belleisle mit ſeinen 14,000 Franzoſen lang genug beſetzt gehabt!

Das Carrouſſel fand den 2. Jänner 1743 des Vormittags ſtatt. Als es beendigt war, begaben ſich die ſämmtlichen Heldinnen mit ihren Paladinen, zu Pferde und in ihren Phaetons, wie ſie gekämpft, die junge, blühende Königinn an der Spitze, über die freye Straße nach der Hofburg, zur öffentlichen Tafel. Ein herrliches Ballfeſt, das bis zum ſpäten Morgen dauerte, bildete den Beſchluß dieſer pittoresken Feyerlichkeit.

Welch romantiſchen Anblick jener Amazonenaufzug unter freyem Himmel gewährt haben mag? Die Witterung des Jännertages möge auch geweſen ſeyn wie immer!

Ein Lever.

Die Kutſche hielt. Es war am Palais Kaunitz.

„Da ſind wir,“ ſagte der Baron, und ſtieg mit ſeinem Freunde aus.

Der Fürſt war eben in den Empfangs-Salen getreten, und erlabte ſich an den herrlichſten Gemählden.

Der Thürhüther meldete: Der Kanzler Freyherr von Gebler mit einem Fremden.

„Willkommen,“ beſtimmte der Fürſt.

„Willkommen,“ bedeutete er den beyden Eintretenden pantomimiſch.

„Leider eine ſeltene Erſcheinung,“ ſagte er höflich und freundlich zu Gebler, indem er zugleich deſſen Geſellſchafter begrüßte.

Gebler: Erlauben Eure Durchlaucht, Ihnen einen merkwürdigen Ausländer vorzuſtellen, meinen Freund, Herrn Nicolai aus Berlin.

Kaunitz, leicht überraſcht: Ah, Herr Nicolai! Ich begrüße Sie; es freut mich. Sie ſind einer der Hochverdienten um das Reich der Vernunft, des Lichtes, der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks.

Nicolai: Wenn das, ſo würde Nicolai kaum Preußens Sonnenfels ſeyn.

Der Fürſt: Eine gute Parallele. Aber Sonnenfels, Sie entſchuldigen, wird nicht gegen Ihre Nation ſchreiben.

Nicolai: Darf ich errathen? Eure Durchlaucht zielen auf meine neue Schrift über das Verbeth auswartiger Bücher in Öſterreich. Aber ich habe ſie geſchrieben und nicht... Es erinnert mich das an mein Empfehlungsſchreiben des Grafen Herzberg.

Nicolai reichte es dar, hinzuſetzend: Trotz deſſen würde ich es, ohne Herrn von Gebler's Einführung nicht gewagt haben, Eure Durchlaucht zu beläſtigen.

„Sie kennen Sich“ fragte Kaunitz den Baron, „ſchon länger?“

Gebler erwiederte: Seit ich Legations-Rath am Berliner Hofe war.

„Sie sind ja schon durch das Band der Wissenschaften verwandt," bemerkte Kaunitz. „Aber nun sagen Sie mir, werther Doctor, wie befindet sich der große Friedrich, dessen Anecdoten Sie so characteristisch erzählt haben?"

„Der große Friedrich," antwortete Nicolai, „heißt jetzt allenthalben: Der alte Fritz."

„Was durchaus nur materiell zu nehmen," schob der Fürst ein. „Wann erblickte dies Licht der Welt das Licht der Welt?"

Nicolai fiel das Geburtsjahr in dem Augenblicke nicht ein.

„Sie werden Sich gewiß gleich erinnern," sagte Kaunitz; „1712, nicht wahr?"

Gebler setzte hinzu: Gerade ein Jahr Unterschied zwischen Seiner Durchlaucht.

„Aber ein Jahr jünger, als der alte Kaunitz, den die Wiener auch schon den alten Fürsten nennen," sagte der Fürst.

„Wenn Eure Durchlaucht, ein rüstiger Siebziger, kein so warmer Freund der Polenta-Pastete sind", sagte Nicolai, „wie mein alter Fritz..."

Kaunitz seufzte. „Und ein so großer, starker Geist! Unbegreiflich. Was hat denn Voltaire dazu gesagt, als er an Ihrem Hofe weilte? Eben so unbegreiflich, daß dieser sublime Geist sich durch eine armselige Melone hat bestechen lassen."

Nicolai: Durch eine Melone?

Kaunitz: Ja, und noch dazu, durch eine Berliner Melone, mein Herr Anecdoten-Sammler. Aber Baron,

Ihr Freund möge mich entschuldigen, denn das Factum ist gar zu spaßig. Voltaire schauderte nur vor dem barbarischen Clima des Preußenlandes, sonst wäre er der Einladung gleich gefolgt. Aber da schickt ihm Friedrich eine Melone, in Berlin gewachsen.

Gebler konnte ein leichtes Lachen nicht unterdrücken. Nicolai lächelte trocken.

Der Fürst: Was macht Herzberg?

Nicolai: Er ist etwas verstimmt. Die letztern Friedensunterhandlungen ...

Der Fürst: Zieht er sich wirklich von der Diplomatie zurück? Es scheint fast, da er schriftstellerisch so thätig ist. Was macht Ramler? Feilt, glättet und biegelt er noch immer die Producte Anderer? Er macht die letzte Hand.

Nicolai schwieg.

Gebler: Dies Verdienst hat er. — Dann seine redlichen Oden auf Österreich und seinen großen Joseph ... .

Nicolai zum Fürsten: Es ist edel, consequent von Seiner Excellenz, da Sie in Österreich überall der Vertreter und Förderer auswärtiger Schriftsteller sind. Baron Gebler ist, so zu sagen, unser Aller Repräsentant in Joseph's Landen. Bey Ramler ist der Baron sogar großmüthig. Gebler's zwey vortreffliche Dramen: „Clementine“ und „der Minister“ hatten an Ramler einen Widersacher.

Der Fürst lächelte und sprach: Lassen Sie Uns lieber heiter seyn, indem wir an Ihren Sebaldus Nothanker denken.

Dies sagte der Fürst in deutscher Sprache, nachdem er wahrgenommen, daß das Französische dem Doctor Nicolai nicht sehr geläufig sey.

Er fragte dann: Wie lebt Ihr großer Moses? Ist es wahr, daß er Lavater so meisterhaft abgewiesen, der ihn habe bekehren wollen?

Es ist so, Durchlaucht, entgegnete der Gefragte. Diese Briefe sind sogar gedruckt. Sie können Mendelssohn nur zum Ruhme gereichen. Er bleibt Jude.

Gebler erröthete leicht. Er war im Reußischen geboren, Protestant und in Österreich zum Catholicismus übergetreten.

Kaunitz sagte: Mit Recht besteht die schöne Zeitrechnung: Von Moses bis Moses, und von Moses wieder bis Moses; da zwischen dem großen Judenfürsten und Mendelssohn der große Moses Maimonides liegt.

Nicolai fügte bey: Dies reizende Thema werden Eure Durchlaucht nächstens in der allgemeinen deutschen Bibliothek besprochen finden.

Kaunitz: Ah! die deutsche Bibliothek! Mit diesem Institut haben Sie Sich verewigt. Stets wird Deutschland, werden die Wissenschaften, wird die Critik es Ihnen danken. Sie ist der Stolz der deutschen Gelehrsamkeit.

Gebler: Der deutschen Gelehrsamkeit? wage ich zu fragen.

Der Fürst, lachend: Sie wagen gar nichts, mein lieber Kanzler, aber ich. Ich bin sehr Franzose. Die Briefe des Philosophen von Ferney an mich, sind es nicht allein; ich bin auch sonst ein wenig verhätschelt. Da es kein Staatsgeheimniß ist, kann ich es sagen. Nichts Höheres, als deutsche Gründlichkeit gepaart mit französischer Anmuth. Und gewiß ist, daß die Deutschen erst anfangen, die Kunst des Schreibens, oder vielmehr die Natur des Schreibens zu verstehen.

Nicolai: Wünschen Eure Durchlaucht, wünsche Österreich sich Glück zu Sonnenfels.

Kaunitz: Das thun Wir. Dieser außerordentliche Mann ist unser Lessing, unser Nicolai. Schon fangen unsere Beamten an, dergleichen zu thun, als verständen sie, die Feder zu führen. Österreich bedarf also des Raths des Dichters Klopstock nicht mehr.

Der Fürst schwieg.

Gebler zu Nicolai: Seine Durchlaucht meinen den Vorschlag, welchen der Sänger der Messiade unserm großen Joseph gemacht, in seine Staaten auswärtige Schriftsteller zu verpflanzen.

Nicolai: Das war wohl bey Gelegenheit seiner Dedication der Hermannsschlacht?

Der Fürst lachte. „Ein recht schlittschuhläuferischer Einfall," sagte er. „Er ist der Erste auf dem Eise; seine lesbarsten Gedichte betreffen den Eislauf. Er läuft Schlittschuh auf dem Parnaß. Sein Element ist das Eis, die Schlittschuhe sind sein Pegasus!"

„Darf ich seufzen?" fragte Gebler.

„Darf ich fragen, wie Sie in Berlin mit Mirabeau ausgekommen sind?" fragte der Fürst.

„Ach!" erwiederte Nicolai, „eine fatale Erscheinung. Wir wollen sehen, was aus seinem **Tableau de la monarchie prussienne** wird."

„Mirabeau," sagte der Fürst, „wird einst eine starke Rolle spielen. Es gibt Leute, die ihn durchschauen. Er ist ein Mann von Genie. Nur auf die Richtung kommt es an. Doch — was ist es denn eigentlich, was ich noch zu hören wünsche? Ah! Doctor Bahrdt? Apropos! Was treibt den dieser Held der Moral?"

Nicolai war etwas betroffen. Er schien ausbeugen zu wollen. Doch Gebler ermuthigte ihn, zu reden.

„Dieser Held der Moral, Eure Durchlaucht," antwortete er, „führt jetzt ein ganz eigenes, idyllisches Leben. Er nistet auf einem Weinhügel bey Halle. Da lebt und webt er mit seiner plastischen Magd, nimmt philosophische Besuche an, und hält weltweise Vorlesungen. Es geht da recht anakreontisch zu.

„Wird er nicht noch den Phädon travestiren?" fragte lachend der Fürst.

Gebler setzte hinzu: Das überläßt er Denen jenseits des Rheins.

Kaunitz fixirte ihn. Gebler hielt inne.

In diesem Augenblicke trat hastig ein Domestik ein.

„Eine dringende Depesche aus Constantinopel," sagte er, dem Fürsten ein Packet überreichend.

„Pardon, meine Herrn," sprach Kaunitz. Morgen bey der Tafel, wenn es gefällig ist, ein Weiteres. Adieu!

Die Freunde schieden.

Der Vorsaal hatte sich inzwischen gefüllt. Minister, Generale, Hochpriester, Gelehrte, Künstler harrten da.

Viele begrüßten, theils ehrerbiethig, theils freundschaftlich den Baron. Born war da, Denis, Mestalier, Ayrenhoff, der 83jährige Metastasio, der göttliche Mozart, der Hofrath von Greiner.

Gebler sagte zu Nicolai: Diese Männer, nebst andern, eigens für Sie geladen, werther Freund, finden Sie heute bey meiner Soirée. Der Hofrath von Greiner, der ähnliche Cirkel gibt, bringt vielleicht sein geniales Töch-

terchen mit; Caroline zählt kaum 12 Jahre, und macht schon allerliebste Gedichte.

Eine Thierhetze im Wiener „Hetz-Amphitheater."

„Des Sonntags weid' ich mich an unsern schönen Hetzen;
Am Montag muß mich Casperle ergötzen;
Am Dinstag läd't mich's deutsche Schauspiel ein;
Am Mittwoch trag' ich nur mein Ohr hinein.
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwer's Kunst,
So gibt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freytag kann ich früh die Ochsentheilung sehen,
Die wechsl' ich Abends dann mit Assembleen.
Nur Samstag, ach! ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, hängt und köpft."

Blumauer.

Ich hatte mit Fritz das Cramer'sche Caffehhaus verlassen, reich beschenkt mit Bonbons vom König Stanislaus auf der Bank. Aber noch viel süßer kam uns der Inhalt des rothen Placats vor, welches sein Verfasser Rautenstrauch den Schöngeistern emporgehalten: Des Hetzzettels. Fritz und ich konnten seit drey Jahren schon lesen, und hatten noch keine Hetze gesehen! Ach Himmel wie ungerecht, wie traurig! Welche Schmach für einen Wiener!

Auf dem Zettel steht: „Eine scharfe Hetze; eine recht scharfe „kämpfende" Hetze. „Der brüllende und Alles zerreißende Löwe; der mit den vier Elementen kämpfende Kapitalbär" und dergleichen animalische Rigerositäten; hernach die „Hetze auf Mord und Tod." Ach Fritz, was fangen wir an? „Auf Mord und Tod!"

Fritz greift in die Tasche; er hat neun Kreuzer; ich

greife in die Tasche; ich habe eilf Kreuzer. Das Entrée, zu zehn Kreuzer pr. Kopf, wäre da; aber morgen ist Sonntag; man braucht seine Gelder weiter. Schon schwanken wir. Da erschallt Trommelschlag vom Graben herüber. Fritz geschwind! Welch ein mahlerischer Aufzug! Die zwey bürgerlichen Stadttrommler, nun die kennen wir; aber heute machen sie viel schöneren Lärm! Hinter ihnen der prächtig gekleidete Jägersmann mit der Schwungfeder, mit der großmächtigen Peitsche, auf dem bäumenden Rothschimmel: Das ist gewiß der Hetzmeister selbst! Die sechs gelbledernen Kerle hintendrein mit den grimmigen Gesichtern. Das sind gewiß nur Knechte. Freylich sie theilen die nähmlichen rothen Zettel aus. Sie müssen Alle schon recht müde seyn, denn bis man den Zug durch alle Vorstädte und sämmtliche Hauptgässen der Stadt gemacht hat! Eine Schaar Volkes strömt nach, der ganze Platz ist allarmirt. Nun Fritz? Wir schwanken nicht mehr. Morgen in die „schöne Osterhetze.“ Glücklicher Tag!

Ach wie lange dauert es an einem Hetztag, bis es zwey Uhr wird, drey Uhr, vier Uhr! Warum bleibt man heute so lang bey Tisch sitzen? Das ist gewiß eine Cabale der Mama; die merkt Etwas. Den Salat lassen wir unberührt; fort, fort! Hinaus zum Rothenthurmthor, dann durch noch ein Stadtthor, durch das quer im Wege stehende Theresienthor. Wie entlegen diese Weißgärber sind; es ist eine Schande, das! Ha schon sehen wir die schwarz und gelbe Flagge auf dem Steigbaum des großen hölzernen Circus lustig flattern; das k. k. privilegirte Hetz-Amphitheater wird sich heute schön zusammen nehmen! Da zieht schon die Schildwache zum Hetzgebäude; folglich ist es zwey Uhr.

Fritz und Carl verlieren sich im Gewühl. Wenn ihnen nur nichts geschieht; die Jungen sind keck!

Jetzt ist es drey Uhr. Die türkische Regiments-Musik beginnt zu lärmen vom Balcon des gemauerten Haupteingangs, der aus einem Portal und zwey kleinen Thüren besteht; weithin schallend über die freye Gegend bis in die Stadt. Viele Hunderte Neugieriger, die nicht eintreten können oder wollen, umlagern den geräumigen Vorplatz, wollen die schöne schmetternde Musik auch *sehen*, oder von Diesem und Jenem plaudern; von der Tapferkeit des Capital-Bären, von der Virtuosität des „Sultels;“ von dem Muth und der Geschicklichkeit ihrer eigenen mitgebrachten Dilettanten-Fanghunde; es ist ein Rendez-vous-Platz; die Hetze ist die Universität der Bullenbeißer. Anderen ist es noch zu früh hinein zu gehen; sie haben ihren Sperrsitz in der Tasche. So vergeht die liebe Zeit auf die angenehmste Art mitten im Lärm der Musik, im Geschrey, Gejauchze, Gejohle des Volks, im Gebell der Hunde, in Staubwolken gehüllt. Das Alles gehört zu den Elementen des Festes; es ist die Exposition des draktischen Schauspiels.

Der Moment seines Beginns ist nicht mehr ferne; es wird Zeit, einzutreten. Das Geheul, Gebrüll, Geschrey, Gestöhn der wilden und nicht wilden Thiere; welch ein Labsal! Der Gestank all dieser sogenannten Bestien: welch ein Wohlgeruch! Das Haus ist schon überfüllt; nur wenige Zuschauer fehlen noch; sonderbar: bey solch einem Spectakel verspätet man sich? Der Mann mit seinem zuversichtlichen Sperrsitz vermag kaum noch, sich durchzudrangen. Er stöhnt; er schwitzt; er ist zerquetscht, bevor er in der kleinen Arena seinen Platz gewinnt. Doch dafür wird

er schon durch den lediglichen Anblick der schaulustigen Versammlung entschädigt. Einige tausend Hetzfreunde haben sich da zusammen gewerbt; die drey Gallerien knarren. Honoratioren, Personen von Rang, von hohem Rang, Officiere und würdige Herren haben in Menge sich eingefunden. Zwey Drittheile des Spectatoriums aber bestehen natürlich aus Frauenzimmern. Und da oben auf dem zehn Kreuzerplatz, siehe da Carl und Fritz, wie sie lustig in ihre sauren Äpfel beißen!

Schon naht der Augenblick des Anfangs. Die Versammlung wird immer ruhiger, immer stiller und gehaltener. Man räuspert sich, man präparirt sich: die kleinen Kinder fangen an, aufzuhören zu plärren, zu schreyen. Geweidet hat man sich unterdessen an dem Anblick des mächtigen Steigbaums in der Mitte des Circus; auf einer kleinen Scheibe ganz oben hat ein possirlicher Affe seine Schnacken getrieben. Am Fuße des Steigbaumes ist ein kleines Bassin; das ist heute nicht ganz zugedeckt. Aha, da gibt es etwas Besonderes! Alles ist in der höchsten Spannung; Alles richtet die Blicke nach einem kleinen Thor.

Und siehe: plötzlich öffnet sich das Thor, und herein mit gravitätischem Schritt der Hetzmeister Stadelmann tritt; der schaut sich stumm ringsum. Seine Miene verkündet Heiterkeit. Er ist in gelbes Leder gekleidet; Alles sitzt ihm knapp; die Jacke ist neu; ein kurzer Griff; vermuthlich eines Dolchs, guckt hervor; er hat heute einen Federhelm auf; die schwarze Kuppel des Hirschfängers ist heute mit einem glänzenden Schild geziert: der kurze Griff der gewaltigen Hetzpeitsche ist frisch angestrichen. Ein stürmisches Bravo! begrüßt ihn. Er salutirt, holt mit dem rechten

Arm weit aus, schwingt die Peitsche, und macht einen schlagenden Knall, daß die Luft erzittert, wie von dem wiederhohlten Bravoruf. Allsogleich schweigt die Musik. Und wieder holt der Hetzmeister aus; und der Hetzmeister knallt wieder, da öffnet sich behend ein zweytes Thor. Daraus rennt, mit wildem Sprunge ein Ochs hervor. Der Hetzmeister aber, eben so behend, macht einen andern Sprung, und zieht sich zurück. Wie der Ochs die vielen schönen Herren und Damen erschaut, brüllt er laut, und schlägt mit dem Schweif einen furchtbaren Reif, und recket die Zunge. Er macht ganz gemächlich eine kleine Tour, besieht sich das Local. Es öffnet sich eine kleine Falle; es springen vier ziemlich robuste Hunde heraus; die umschleichen den Hörnerträger, wollen aber nicht recht anbeißen. Der Hetzmeister sucht vergebens, sie zu animiren. Sie treiben den Gehörnten ein wenig herum; aber es kommt zu keinem Ernst. Er brüllt wohl, und sie bellen tapfer; aber was heißt das? Der Hetzmeister pfeift. Das Publicum fängt auch an zu pfeifen. Da öffnet sich die Falle wieder und zwey mächtige routinirte Bullenbeißer stürzen heraus, gerade auf den Ochsen los. In einem Nu haben sie ihn an den Ohren gepackt, und halten ihn fest. Ein Tusch von Trompeten und Pauken krönt diese Bravour; ein tobendes Geklatsch und Gestampf der Zuschauer lohnt diesen Sieg. Der Überwundene wird von den Siegern hinausgeführt. Der Hetzmeister macht sein Compliment.

Und bey der Hetzpeitsche erneutem Knalle, da öffnet sich eine neue Falle, und träge und schwer wälzt heraus sich ein Bär, schleicht schläfrig umher, und leckt die Pfote, und thäte kaum brummen. Der hohe Adel und das verehrungswürdige Publicum fängt auch an zu brummen,

denn es ist der alte Bär. „Der gehört schon in's alte Eisen.“ Es wird ein wenig gezischt. Aber der Hetzmeister winkt wieder, da speit das doppelt geöffnete Haus zwey junge Bären auf einmahl aus. Der eine läßt sich im Bassin nieder und vritschelt; der andere klettert den Steigbaum hinauf, der verschiedenen Äpfel gewärtig, die ihm von den Gallerien zufliegen sollen. Ein paar Plänklerhunde kommen, zausen sich mit dem alten Bären herum, zerren ihn wieder in seine Falle. Ein Paar Solofänger stürzen herein, und les auf den Petz im Dianabad. Das Ding wird ernsthaft; der Bär heult erschrecklich: ein Ohr ist ihm abgebissen, er will sich nicht ergeben. Da eilt ihm sein College zu Hülfe; doch zwey neue Fänger treten auf; das Gefecht wird allgemein. Der Hetzmeister und zwey Knechte schauen zu. Er winkt; der blessirte Bär wird von den Überwindern in die Falle zurück geleitet; der andere von den Knechten mit Zangen gepackt, ihm nach. Trompeten- und Paukenschall der neuen Heldenthat; des Publicums Beyfall aber ist getheilt.

Nachdem ein Wolf tüchtig zerzaust und verarbeitet; eine Hyäne bescheiden gehetzt worden (denn die wilden Thiere kosten mehr Geld als die zahmen Menschen, welche man gratis bekömmt), schließt sich der erste Act, und der kleine Affe macht wieder seine bürgerlichen Possen.

Die Zwischenzeit füllt sich mit Bier, mit Würsteln, mit Obst und Kipfeln, und mit Recensionen. Der Ochs wird billig sehr getadelt; er hätte doch wenigstens einen der feigherzigen Hunde spießen sollen; das ist so die Sitte, es gehört sich; es schickt sich nicht anders. Der eine Bär hat schlecht gespielt; sich ein Ohr abbeißen lassen, ohne sich zu rächen! Der Wolf aber; das ist ein Kerl; dem jungen

Sultel hat er zwey Hinterläufe „wurz“ weggebissen. Der Wolf ja, der soll leben! Die Hyäne, die kennen wir schon, die heißt nichts. Pfuy Teufel. Ein solches Vieh sollte sich schämen, hat so scharfe Zähne. Infam! Das verehrungswürdige Publicum zankt sich in seinen Urtheilen; man schreyt; man ballt die Fäuste; auf der letzten Gallerie wird sogar gerauft, der Sultel soll besser gebissen haben, als der Mylord. Die Zuschauer werden selbst zu Schauspielern: Partheywuth wird gegeben.

Aber die türkische Musik fängt wieder an, und verschlingt Alles; die critischen Federn ruhen; die Partheyen reichen sich versöhnt die Hände.

„Der Tieger, der Tieger! Brave! Aber wie ist der Mensch ausgehungert; es ist schreckbar. Nun wenn der Großsultel über den kommt?“ „„Was Großsultel! Lesen Sie nur den Zettel; ein „Lampel“ kommt; ein „Lampel;“ es ist ja eine Osterhetze. Aber ich bitte Sie, wo bleibt denn das Lampel?““ Ach du liebes Lämmlein, du wirst geopfert. Es riecht schon den Braten, den es der hungrigen Bestie (Bestie, das hätte man sich nicht erlauben dürfen zu sagen) selbst abgeben soll. Da wird es hereingetrieben, das zarte Thierlein; es zittert; es mäckert in Todesangst. Ein Satz, ein paar Pfotenschläge; drey, vier Portionen. Alles ist verschlungen. Und mit nervenkitzelndem Grauen es die Herren und Damen schauen. Neuer Tusch; neuer Beyfallssturm: „Das Lampel hat wenig Blut gehabt. Schau, schau!“

Ein Haslein wird gehetzt; aber das entwischt, man weiß nicht, wohin. Die Zuschauer murren. Ein Rehlein wird gehetzt, aber schnell abgefangen, und vom Hetzmeister mit Bravour-Geberden und mahlerischer Attitude

niedergestochen. Die Zuschauer murren wieder. „Das Reh ist zu geschwind abgefangen worden; das ist nichts; das gehört sich nicht!“

Indessen man tröstet sich, denn jetzt kommt ein „Capitalstück.“ Allerdings, nichts Geringeres als der Löwe. Respect! Die Zuschauer schöpfen frisch Athem, sie sind in Spannung. Einige aber murmeln: „Ja, wenn er heute wieder nur zwey Hunde zusammen „prackt,“ so ist das eine Dummheit. Ihm selber geschieht ja ohnehin nichts; das wissen wir schon; über den läßt der Hetzmeister nichts kommen. Freylich er kostet ein verfluchtes Geld! Wenn er nur nicht schon so alt wäre!“ Die türkische Musik macht diesem Discurs ein Ende. Es erfolgen drey einzelne Trompetenstöße; der Hetzmeister springt in seine Sicherheitsloge; eine Thür geht auf, und herein mit bedächtigem Schritt, der uralte Löwe tritt; der schaut sich stumm rings um, mit sehr langem Gähnen, und schüttelt keine Mähnen (weil sie ihm von dem vielen Comödiespiele schon ausgegangen), und streckt die Glieder, und legt wie ein Müder, verdrießlich sich nieder. Er kümmert sich nicht um die schönen Herren und Damen: er schlägt mit dem Schweif keinen furchtbaren Reif; er kümmert sich auch nicht um die 6—8 Matador-Hunde, die im Kreise scheu, umschleichen den Leu. Keiner will dran; sie sind Veteranen: schon zu sehr gewitzigt. Das Publicum zischt; das Publicum pfeift; das Publicum fängt an zu toben. Der Hetzmeister steckt den Kopf aus seiner Loge; die Hunde bellen ihn freundschaftlich an. Entrüstet aber und fluchend schreyt er seinen zaghaften Freunden zu: Scheckel, Pascha, Waldmann, Huß, Huß! Dies Commando wirkt. Die drey erfahrenen Feldherrn aber sind pfiffig; sie stellen sich

als wollten sie anpacken; die andern im Anlauf ihnen nach, ihnen vor; ein Tatzenschlag: zwey liegen zerquetscht; ein dritter halb todt. Allgemeines Brave! Trompeten und Paucken! Da erhebt sich der Löwe mit Gebrüll; da wird's still. Die Hunde nehmen Reißaus; die Löwenthüre öffnet sich; man sieht am Ausgang der Falle einen großen Klumpen blutiges Fleisch liegen. Der Leu erhebt sich, wedelt mit dem zerzausten Schweif, und geht etwas schnelleren Schrittes mit einem leisen wohlgefälligen Gebrumm in seine Höhle zurück, zum lockenden Fraß.

Die Scene hat nicht recht befriedigt. Zwar, es sind zwey Hunde auf dem Platz geblieben, und der dritte, den man eben wegtragt, winselt noch: es ist sogar Hoffnung, daß er nicht davon kommt, und das ist wichtig. Man muß wissen, ob in den Recensionen von zwey oder drey gebliebenen Hunden die Rede. Zwar: Dies und Jenes: aber der Löwe ist doch schon zu alt und zu faul; er hätte schon längst pensionirt werden sollen. Die Angreifer so niederschlagen; das kann ein Jeder: wenn er sich nicht recht herum beißt und herum schlagt, so ist das kein Spectakel, Herr Nachbar.

Hingegen das Schlußspectakel! Schon macht man Zurüstungen, „der in allen vier Elementen kämpfende Bär," wie auf dem Zettel steht. Ein großes Stück Fleisch wird eben an den Steigbaum leicht befestiget: an der untern Hälfte des Baums bringt man Feuerwerksgeräthe an; das Bassin wird ganz aufgedeckt. Trompeten- und Paukenschall: Der Bär erscheint. „Brave! Brave!" Laut brüllt er vor Hunger. Er hebt sich empor, tappt in aufrechter Stellung auf den Hinterbeinen umher; schnuppert in der Luft herum, als suche, als wittre er Fraß, fixirt die Zuschauer; er entdeckt den Carl und den Fritz, wie sie noch

immer an ihren böhmischen „Maschanzgern“ nagen. Er brüllt noch ärger. „Bravo! Bravo!“ Endlich erblickt er das ihm geweihte Fleisch auf dem Steigbaum. Neues Gebrüll, aber Freudengebrüll. Er stürzt sich in den See, steigt schwindelnd in die Höh', jedoch, „weh, weh!“ Er tappt an die Feuersachen; die gehen los, „Bravo, Bravissime!“ Er ist im Feuer, in Flammen, in Rauch gehüllt. Allein er achtet deß nicht, und erobert tapfer seine Beute. Der Cirkus kracht von jubelnden, stampfenden, polternden, schreyenden Zeichen des Beyfalls. Die Janitscharen-Musik donnert ihren Schluß.

Draußen aber schimpfen schon die Kutscher, die Haydducken, die Leibhusaren, die galonnirten Bedienten, die Laufer, die Mohren, daß „die verfluchte Hetze“ heute so lang dauert: es scharren und stampfen vor Ungeduld die Holsteiner, die Engländer, die Siebenbürger, die Polacken, als Ein-, als Zwey-, als Viergespann, an den vergoldeten Phaetons, Pirutschen und Landauern. Die arabischen Reitpferde lassen sich von den Lohnjungen kaum mehr halten.

Kurz, die Hetze ist aus. Im Ganzen war man zufrieden. Das Summarium des Urtheils ist: „Das war dennoch eine Götterhetze!“

Aber die Herrlichkeiten dieser „Götterhetzen“ sollen bald ein Ende nehmen. Noch ein Jährchen; dann ist's genug. Der Flammen Tücke und Gewalt, werden Alles vernichten. Von deinen Schauspielern selbst werden sie nichts übrig lassen, als den schlauen Fuchs, der sich in die Erde vergräbt, und den klugen Auerstier, der sich ruhig in den nächst besten Fleischerstall begiebt, vielleicht ahnend, daß er, als Zierde der Schönbrunner-Menagerie, bald eine

würdigere Rolle spielen, und selbst nach dem Tode noch im Pariser Pflanzengarten figuriren werde. Der Brand ereignete sich 1796, den 1. September, Abends 8 Uhr.

Wer hätte zur Zeit jener entzückenden „Götterhetze“ gedacht, daß man bald Vereine gegen Thiermißhandlung gründen werde? Welche Extreme? Wer mag jetzt noch glauben, daß jene empörenden Blutscenen zu den Gegenständen des höchsten Genusses gehören konnten! Etwas Ähnliches ist es mit der Folter, die nicht minder Thierquälerey war, da der Mensch doch sehr natürlich zu den Säugethieren gezählt wird.

Eine arme Sünderinn.

Etwa 40 Jahre werden es seyn, daß das zwischen der Schranne und dem jetzt Sina'schen Haus befindliche Gebäude geschleift ward, das Brunnenhaus genannt. Hier war zuletzt der Pranger; in früherer Zeit, seit 1547 bis 1710 ein Straflocal anderer Art: der Narrenkotter, auch das Narrenköderl geheißen. Da zu ebener Erde nähmlich befand sich ein kleines vergittertes Local, in welchem Sträflinge geringerer Art für kürzere Zeit der öffentlichen Verspottung, dem Hohn des Volkes ausgesetzt wurden, von diesem genarrt, gefeppt, ausgezischt, auch sonst mehr oder weniger verunglimpft zu werden. 1611 war die Heldinn dieses Kotters eine gewisse Maria Walduglin, mit der es aber ein gar tragisches Ende nahm. In einer noch vorhandenen Rechnung (zum ersten Mahle bekannt gemacht in den höchst wichtigen und verdienten Wiener-Skizzen des Herrn Schlager) kommt nähmlich Folgendes vor: „dem Freymann, um daß er die Maria

Walduglin, arme Sünderinn, welche vor wenig Tagen im Narrenkotterl am Hohenmarkt Eine erstochen, um ihrer begangenen Missethat willen am bemeldeten Hohenmarkt mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet hat — 30 Kreuzer, vor Schwertwischen 6, um ein paar Handschuh 4, dem Frohnboten vor Urtel ausrufen 4, dem Bettelrichter vor Kruzifix vorzutragen 15, und dem Todtengräber 18 Kreuzer." — „Die im Narrenkotter Eine erstochen" Arme Maria Walduglin! Wie mochte Dir das passirt seyn, so „Eine" zu erstechen?! Du selber Walduglin warst wohl nur leichthin als bürgerliche Rumorerinn oder wegen ungebührlicher Kappelbübereyen, Dirnereyen oder weiß Gott was für Exzurderien in dieses Köderl eingesteckt. Wie aber so schnell und erschrecklich zum Schwert zu reifen? Da stand vielleicht so eine (jetzt kommen wir auf die gewisse verhängnißvolle „Eine") maliciöse, bachantische, schadenfrohe Nachbarinn, vor Dir der Hungernden Brot und Käse mantschend, giftig mit der Zunge, zuletzt gar mit dem gewiß nicht so spitzigen Brotmesser stichelnd. Du arme Maria Walduglin, gereizt, empört, entreissest der „Einen" das Instrument: im Nu, und Du hast „Eine erstochen." Ist die Eine erstochen, muß die Andere geköpft werden. Es sind nur ein paar Schritte, der hohe Markt ist da, und das Ding macht sich zu recht billigen Preisen ab, was „halt" so der „bürgerliche Nutzen" gestattet, laut „Auszügel." Besonders wohlfeil ist der Freymann selbst und das paar Handschuh; etwas theurer das Schwertabwischen; der Urtelableser, 4 Kreuzer, nun, ist ein antiquarischer Preis, ein „Spottpreis;" 18 Kreuzer dem Todtengräber: nu, das geht auch an. Und so wäre

die Rechnung revidirt. Aber Du, o arme Maria Waldduglin!

Die Wienerinnen.

In dem ehemahls Taroni'schen Caffehhause ist ein gewisses Fenster. Wenn man da hinaus schaut, so sieht man das schwache Geschlecht. Die Sache ist so: Gegenüber ist eine große Putzhandlung, eine Handlung mit großem Putz. Da ist eine Waarenauslage, die halbe Gasse hinein; superbe Sachen: Tücher, Shawls, Mäntelchen; tausend weibliche Pfauereyen. Geht dort ein einziges Frauenzimmer, welches nicht stehen bliebe, sie zu betrachten? „Nein!“ Bleibt dort ein einziges Frauenzimmer kürzere Zeit stehen, als eine gute Viertelstunde? „Nein.“ Geht die Schöne dann ihrer Wege, ohne noch ein oder zweymahl umzukehren, um noch ein paar Blicke auf diese Schätze zu werfen? „Nein.“ Seufzt der Schatz bey der Betrachtung dieser Schätze? „O ja.“ Hält sie selbe für das höchste Gut? „O ja.“ Möchte er, der Schatz, nicht alle diese Sachen haben, gar alle, und wenn er selbst schon fast eben so viele besäße? „O ja.“ Kurz diese Putzauslagen, welche selbst wieder so viele Geldauslagen verursachen zur Verzweiflung der Liebhaber und Gatten, sind das Paradies, die Wonne, der Gegenstand der heißesten Sehnsucht all der vorüberwandelnden Schönen, was man Alles von dem gewissen Caffehfenster mit ansehen kann. Nun aber kommt da ein griesgrämiger Philosoph, so ein Misogyn und raunt dem dampfenden Nachbar zu: „Da kann man sehen: das schwache Geschlecht.“ Also: sind wir Männer das starke Geschlecht? Mit nichten:

Wir sind das schwache, wenn wir jene Liebhaberey der Schönen schwach finden; es ist schwach von uns selbst, wir sollten uns schämen. O die Frauen, die sind wohl ein sehr starkes Geschlecht; das wissen wir Alle recht gut.

»Was ist es mit der »Lachanstalt,«

die man nicht umhin können, zu proponiren?«

Was es damit ist? Noch nichts!

»Was aber wird es vielleicht irgend einmahl damit seyn?«

Ungefähr Folgendes; das Haupt-Element ist die Caricatur. Es kommen da vor: Burleske, groteske Marionetenspiele; Anecdoten scenisch, Räthsel vor der Versammlung zu lösen; Modescenen aus früheren Zeiten; Hofnarrenwesen; Contrastbilder der Zeiten und Sitten; Schaustücke mit Affen, Hunden, Katzen ꝛc.; Pantomimisches, costumirte Momente aus literarischen Werken: aus Rabelais, Hogarth, Hanns-Jörgel; Musicantereyen; Parodien, Travestien; Reden und Vorträge à la Abraham; Automatisches. Diese und solcherley Elemente. Will man ein wenig excentrisch seyn, so gibt man Parthien aus classischen Schauspielen, z. B. aus Hamlet durch lauter Bucklige, die als fidele Leute vor Lachen selbst zerplatzen werden, was an und für sich wieder grosen Spaß macht. Man kann auch einen oder einige Vorlacher haben; dann jocöse Springkobolde, die unter den Leuten, dem Publicum selbst, wie Dämone, wie Überall und Nirgend, herum schlüpfen, allerley Spuk und Schelmereyen und Kurzweil aus dem Stegreif treibend.

Tausenderley Stoff liefern die Anläße der Zeit selbst.

Die Lachanſtalt muß ihren geſunden Unfug bey Tage treiben, zwiſchen der Tiſch- und Theaterzeit. Anderthalb Stunden ſind genug; jeden zweyten Tag iſt genug.

Die Lachanſtalt kann und ſoll nirgend anders in der ganzen Welt zu Stande kommen, als in Wien. Das begreift ſich von ſelbſt.

Blanchard.

Schwerlich denkt Jemand mehr daran, daß der Luftſchiffer Blanchard das Bürgerrecht von Stadt-Enzersdorf beſaß. 1791 den 6. July, Mittags 12 Uhr im Prater erhob er ſich mit ſeinem Ballon. Eine Stunde darauf ſtieg er nächſt Stadt-Enzersdorf (Großenzersdorf) zur Erde nieder. Die Einwohner begrüßten ihn am Stadtthor mit Muſik, erwieſen ihm alle erdenklichen Ehrenbezeugungen, und man ertheilte ihm das Bürgerrecht. Abends begleiteten ihn der Pfarrer und Richter nach Wien. Blanchard's zweyte Luftfahrt in Wien fand den 20. Auguſt Statt.

Ein Souper.

Als die »Ahnfrau« 1816 zuerſt an der Wien gegeben, traf ich da mit Liebel zuſammmen. Der machte ein gar ſäuerliches Geſicht; bey dem donnernden Applaus des Publicums ſchüttelte er den ſchweren, grauen Kopf. »Und ich wette, Profeſſor,« ſagte ich, »wir ſehen und bewundern dies Werk des Genies gar bald auch im Hoftheater, und in allen andern Hoftheatern der Welt.« Er ſagte kein Wort; er erſtickte ſich mit Schnupftabak. — Wie die

„Ahnfrau“ im Hoftheater gegeben wird, bin ich wieder da: und siehe: auch Professor Liebel ist wieder da! Allerliebst.

Die „Ahnfrau“ geht nach Hause. Liebel und ich aber, wir gehen in das „Jägerhorn,“ Retzern zu sprechen, der da zu souviren pflegt, im zweyten Zimmer rechts. Heute aber ist er nicht zugegen, vermuthlich bey seinem kranken Freunde Leon. Hingegen finden wir Schreyvogel und Ziegler. „Wir kommen aus der „Ahnfrau,“ sage ich: „noch bebt das Haus von Beifall.“ Diese Worte berühren Schreyvogeln freudig. „Und mit wohlverdientem“ setzt er hinzu, einen Blick, der wie Geringschätzung aussah, auf Liebel werfend. Schreyvogel fährt fort: „Ich sah, mein Herr Professor, ich erkannte den Keim. Dieser junge Mann ist ein Talent, das Epoche machen wird. Ich will nicht sagen, daß ich ihn ermuntert, aber ich bin und bleibe sein Anwalt, wo immer es gelte, mein Herr des Katheders.“

Ziegler wollte secundiren; aber Liebel ließ ihn nicht zu Worte kommen. Nachdem er mit seinen riesigen, plumpen, schmierigen Händen seinen fadenscheinigen, beschmutzten, lehmfarbigen Reck aufgerissen, daß die großen Metallknöpfe klirrten, und einige gewaltige Prisen Tabak in die unförmliche Nase gestopft, glotzte er stier in Schreyvogel's feines, geistreiches Gesicht und stotterte mit flammenden und dennoch nichtssagenden Augen: „Mein Herr Theaterpräsident und mein Herr Recensionendirector, ich sehe, Sie halten es mit beyden Schulen; nein, nein, Sie sind ein Apostel. Sie verläugnen die gute alte Zeit des Batteur, des Ramler; Sie schlagen sich zu den Romantikern in Ihren alten Tagen. Abscheulich!“

Schreyvogel glühte vor Entrüstung, als Ziegler, der wohl schon seit 5 Uhr im „Jägerhorn“ gesessen, sich in

seiner derben, ungeschlachten Gestalt mit brennendem Gesicht erhob. Ich bitte um das Wort, meine Herren; ich verlange das Wort! Professor Liebel, Ihnen sage ich dieß: Ihr todtes, mattes, geistloses Kathederbüchlein, über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit, hatte ich das Unglück zu lesen. Ich sage Ihnen, Sie sind nichts als der Mann der kalten pedantischen Regel; von der Göttlichkeit der Poesie aber, und von der Bedeutung unserer Zeit haben Sie keine Ahnung.“ Er schenkt sein Glas, vielleicht bereits das vierzigste voll und erhebt es: „Es lebe die Dichtkunst, insonderheit die dramatische. Die Schaubühne ist die Dienerinn der Moral, die Freundinn der Gesetze. Aber man muß den Carus gelesen haben; man muß Psychologie haben; man muß Genie seyn! Genie! Donner und Doria!“

Ein schallendes Gelächter entsteht. Es ist ein Mann, unter der Thüre stehend; er zerplatzt vor Lachen; mit geschwungenen Armen klatscht er sich die Hände wund. Es ist der fein und elegant gekleidete Kurländer; aufgelöst vor Lustigkeit sinkt er auf einen Sessel neben Ziegler, der, etwas taumelnd, wieder auf den seinigen niederschnellt. „Ach Himmel,“ ruft er, „warum ist eben heute unser Retzer nicht da. Es gäbe einen köstlichen Spaß. Die Kräfte wären dann gleich.“ Auf Schreyvogel und Ziegler deutend, fährt er fort: „Meine Herren, Liebel und Retzer im Bunde sind eine Macht gegen Sie. Lesen Sie den „Sammler;“ da lernen Sie Retzer kennen. Er donnert gegen die jetzigen Dichter; er zermalmt die jungen Wiener-Poeten; er sagt von ihrer Productivität: c'est une abondance stérile. Er ist ein enragirter Liebelianer und

der Verfasser des „Postzugs“ seine bewaffnete Macht. Käme es zum Kampfe, meine Herren, Blut, viel Blut!“

Niesend unterbricht Kurländer sich selbst. Da sagt Schreyvogel mit kalter Ruhe: „Man vergesse nicht, daß ich der Allererste bin, der den „Sammler“ liest; als der Censor dieses Blattes weiß ich auch, was nicht darin steht. Ich kann dem Baron nicht ganz Unrecht geben; aber ich weiß zu unterscheiden. Unsere jungen Belletristen sind Köpfe von Talent: die Ausnahmen sind gering. Sie werden sich entwickeln: Deutschland, die Welt wird sie kennen lernen, wird sie zu ehren verstehen. Was ihnen aber, den meisten nähmlich, abgeht, ist wissenschaftliche Bildung; sie haben nichts gelernt; sie besitzen durchaus kein Studium, keine Belesenheit; ein klein wenig Mythologie, das ist Alles. Sie sind profan.“

„Wahr, sehr wahr,“ ruft Alles, ruft auch Treitschke, der, so eben angelangt, die Rede stehend mit angehört. „Wahr, sehr wahr,“ fügt er hinzu, indem er Platz nimmt. „Die Unwissenheit ist zuweilen unbegreiflich, ja anecdotisch. Erst heute — denken Sie. Ich erhalte einen prachtvollen brasilischen Schmetterling. In Bewunderung versunken, nehme ich nicht wahr, daß ein Besuch an meiner Seite steht. Es ist ein Dichter, nichts weniger als ohne Ruf, und schon in Mannesjahren. Betrachten Sie, sage ich, dieses wunderschöne Geschöpf.“ — „Ah,“ erwiederte er, „ich danke; ich verstehe nichts von der Botanik.“

Es wird zügellos gelacht; selbst der ernste, gemessene Schreyvogel lacht zügellos. „Nichts von der Botanik! O ja! die Botanik ist ihnen die ganze Naturgeschichte! O Himmel, wie wird Einem, wenn man hinwieder den Dichter der „Ahnfrau“ vor Augen hat. Der ist Gelehrter; fest

in der Geschichte, fest in der Literarhistorie; 5—6 Sprachen; er liest den Sophocles im Original wie den Calderon und den Byron. Ein noch so junger Mann und schon so reich belesen. Allen Respect!"

„Und dabey" setzt Kurländer hinzu, „welche Anspruchlosigkeit, welche Bescheidenheit!"

Ziegler hebt das Glas: „Er lebe!"

Liebel: „Ja, er ist Philolog; das respectire ich an ihm. Und er wird lange leben."

Ich: Die Engländer, Franzosen und Italiener kennen schon sehr gut seinen Nahmen. Und wissen Sie, Professor, wie er von Ihnen spricht?"

Liebel: „Von mir? Wie so? (Er nimmt mehrere Prisen, und knöpft den Reck zu.) Ich glaube wohl, daß er Philolog sey; denn wenn man den Euripides..."

Ich, einfallend: „Griechisch liest und überhaupt die Hellenen kennt, so wird man auch den Archilochus kennen, mit dem Sie sich verewigt."

Liebel verbeugt sich: „Nun, es ist wahr, meine Edition dieses Classikers ist die optima, schon zum zweyten Mahl gedruckt, einer der sichersten Verlagsartikel des würdigen Heubner. Nun, nun, ja! Aber daß der Verfasser der „Ahnfrau" — nein, das hatte ich mir nicht vorgestellt. Von Seidl da wußte ich es wohl. Der ist nicht nur ein eminenter Lyriker, auch ein gründlicher Archäoleg und Linguist. Ja, wir haben schon Leute; darunter Bauernfeld, der seinen Terenz und Plautus im kleinen Finger hat; das sind aber nur Ausnahmen."

„Und Sie halten es mit den Regeln," fiel Kurländer ein.

„Die verdammten Regeln," stotterte Ziegler; denn

er erblickte an der Schwelle, lauernd und winkend, eine stämmige verwitterte Magd, ein großes Parapluie in der Hand, ihn abzuholen und wo möglich nach Hause zu bringen.

Gute Nacht.

Matschakerey und kein Ende.

Die Wiener waren von jeher sehr gefühlvoll. Unter ihren zahlreichen Gefühlen befindet sich auch das Gefühl des Hungers. Man sollte es zwar kaum glauben; aber es ist so: selbst der Wiener empfindet Hunger, wenn die Mittagszeit da ist. Im Laufe arger Zeiten aber wurde dieser gefühlvolle Zustand gar grell gesteigert. Unter Andern damahls, wo Mathias Corvin die liebe Stadt so eingeschlossen, daß die Zufuhr der beliebten Nahrungsmittel aufhörte. Der angestammte Landesherr Friedrich III. zögerte mit dem Entsatz, mußte zögern, wollte zögern. „Mögen die Wiener nur erfahren, was Hunger heißt!“ sagte er; „sie verdienen es, da sie es mir selbst so gemacht haben.“ Was blieb also in dieser gefühlvollen Lage übrig? Nichts Anderes blieb übrig, als Pferde- und Katzenfleisch, und zwar als Material, dieses fatale Gefühl des Hungers zu beschwichtigen. Bey dieser netten Hungersnoth blieb noch übrig, die Schenken und Gasthäuser zu schließen. — Inzwischen war da eines, dessen Wirth ein geborner Ungar, dennoch einige seiner Landsleute aufnahm. Es waren dies nähmlich Abgesendete des Königs, beauftragt, den Zustand der Stadt kennen zu lernen. Kamen nun magyarische Gäste an, so fragte er sie: **Mikor érkezett az ur?** (Wann seyd ihr gekommen?) Antworteten sie: **Ma csak** (Erst heute!)

so ließ er sie ein. Das war so die Probe. Und das war und ist so der Ursprung des Nahmens: Matschakerhof. Noch dieses: Eines Tages, und da der Matschakerhof schon vollgepfropft mit Matschaken war, fand sich gleichwohl noch ein Matschak ein, begehrend mit Ungestüm Einlaß in diesen Matschakerhof. Der Wirth des Matschakerhofes wollte aber diesen neuen Matschaken durchaus nicht in den Matschakerhof aufnehmen. Als aber der neue Matschak sich zu erkennen gab, daß er der Haupt-Matschak, nähmlich der Mathias selber sey, da öffnete der Matschaker-Wirth diesem neuen Matschaken alsogleich den alten Matschakerhof; und der heißt deshalb noch immer Matschakerhof. Also die Sage, wohl ein Gesage. Und wenn der alte Matschakerhof abgebrochen, so wünschen wir, daß der neue Matschakerhof ebenfalls Matschakerhof heiße, sollte er auch, wie heut zu Tage Sitte, keinen Hof mehr haben. — Zu dieser Matschakerey gehört noch etwas Merkwürdiges, aber viel Bekannteres. Dem Matschakerhof gegenüber baute sich Mathias eine Burg. Sie stand auf der Stelle des großen Durchhauses in der Kärnthnerstraße, wo die drey Löwen sind; früher das Hafenhaus. Hier starb der große Mann, nachdem er einige schlechte griechische Feigen genossen.

Kaunitz zu Pferde.

Der große Kaunitz war der geschickteste, der regelmäßigste, der berühmteste Reiter in Stadt und Land. Er war sich deß auch bewußt. Er hatte Nichts dagegen, wenn man ihn auch auswärts dafür hielt. Wie von Gemählden, von welchen er großer Kenner und Sammler, sprach er auch gern von Pferden und von der Reitkunst. Eines Tages, bey

der Tafel war dies der Fall. Die Gäste, im Fortgehen bemerkten: **Le Prince n'a parlé que tableaux et chevaux.** Stoll als Arzt so groß, wie Kaunitz als Staatsmann, Gemählde- und Pferdekenner, war sein Leibarzt. Einst fragte ihn der Fürst, welches wohl das älteste Buch sey, das von Pferden handle. Was wollte Stoll thun? Er antwortet: Das Buch Hiob. Sogleich gibt Kaunitz seinem Vorleser den Auftrag, eine Bibel zu kaufen. Der Buchhändler schmunzelt; das Publicum ergetzt sich. Kaunitz: eine Bibel. — So delicióse Perde, wie Hamilton und Ridinger gemahlt und gestochen, wie Vernet noch jetzt liefert, und wie ein Genie, weit höher stehend, als alle diese drey, auch in Studium und Erfahrung, unser Heß, in unbeschreibliche Bescheidenheit gehüllt bis zur Unsichtbarkeit, fort und fort darstellt: so delicióse Pferde hatte Kaunitz, versteht sich, die Menge. Aber nicht die Menge überhaupt, nein: Eingeborne so gut, als aller Länder; eine lebendige hippologische Nationen-Gallerie. Spanier und Pohlen sah man da; Neapolitaner und Ukrainer; Moldauer und Araber; Siebenbürger und Mecklenburger; Engländer und Türken ꝛc. Ein arabischer Schimmel, und aus dem Trauttmannsdorffischen Gestüte in Böhmen ein Schecke, waren seine Lieblinge. Ein Prinz von Nassau besaß einen persischen Schimmel, pries dem Fürsten dessen Tugenden. Kaunitz wird neugierig; er will das Wunderthier sehen, sogleich sehen. Aber das Wunderthier domicilirt in Warschau. Thut nichts! Der Prinz schickt den Schimmel von Warschau nach Wien auf der Post, das heißt, mit der Post, gefahren. Heut zu Tage freilich ein Spaß. — Aus Kaunitz Leben, so reich an Anecdoten, nur diese, obschon bekannt: ein edler Magyar speist bey ihm, verlangt unaufhörlich Malaga. Er sagt zu seinem eigenen Leib-

diener, auf die Flaschen weisend: **Ab hoc!** Kaunitz bangt für des Gastes Gesundheit; er will auf die Stärke des Weines aufmerksam machen; er bemerkt: **Domine! est Malaga!** Der Gast aber, wähnend, es sey eine grammatische Rüge, oder aber, ein Bonmot zu machen, entgegnet: **Ergo ab hac!** Unser Einer hält es mit dem **Ab hoc** und mit dem „Unaufhörlich."

Saint Germain, der Unbegreifliche,*) bey den Adepten in Wien.

Was man unter „Alchymie" versteht, war noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Krankheit der Zeit. Und überall, also auch in Wien.

Einer der eifrigsten Adepte war der Buchhändler Rudolph Gräffer, ein Mann von vielen Kenntnissen, von Reise-Erfahrungen, von Weltbildung. Er war in Verbindung mit den notabelsten Männern, nicht nur Europas. Seine Verdienste um Wissenschaften, Literatur, vaterländischen Buchhandel, wurden einst von gar manchem Reisebeschreiber gewürdigt. Unter Anderm fabricirte er, der Erste in Österreich, das Velinpapier. Wenn man den albertischen Denis ansieht, betastet, zwischen den Fingern reibt, so ist das Papier wirklich „Haut." Also Rudolph Gräffer. Noch ist anzuführen und hier nicht gleichgültig: er war das, was man reich nennt.

Dann war ein Baron Linden, ein unermüdliches Genie in technischen Sachen; er passionirte sich mit dem Türkisch-

*) Sein Porträt ist das Titelbild beym 1. Theil.

roth, trieb auch Medicin, ließ allerhand Arcana drucken, auch „Handschriften für Freunde geheimer Wissenschaften“ ꝛc. Er war ein erschrecklicher Schmauser und der kekste, unaufhörlichste Schlittschuhlaufer, der sich über Klopstock als solchen mequirte; Tag und Nacht auf dem Donaucanal, auf der Wien, im Belvedere, dann auch noch auf dem Canalhafen Tialfisch einher flog. In mondhellen Nächten war das sein Beet.

Ferner war ein gewisser Calvi, oder Calve, schon bey Jahren: groß, mager, dürr wie ein Zaun, aber gefräßig wie ein Wolf; die Physiognomie einer Hyäne: ewig zuckend, gesticulirend, tänzelnd, Gesichter schneidend, wie ein Verrückter. Calvi war ein Mann von Geist, aber ein armer Teufel, ein Charlatan, einer der ärgsten und interessantesten Aufschneider. Er war eine männliche Hexe, voll erstaunlicher Kunststücke; er war, was man im respectablen Sinne sagt: ein verfluchter Kerl. Er selbst wußte nicht was er für ein Landsmann sey; ich hielt ihn immer für einen portugiesischen Juden; ich weiß aber nicht warum? Wie die Rangen nun schon sind! Ich muß noch dieses sagen: Calvi war auch ein Narr, der den Leuten auf der Straße, so im Vorübergehen, ohne daß sie sich's versehen konnten, mit dem Daumen einzelne Zähne ausstieß, in einem Nu. Seinen eigenen, wunderschönen aber, gab er Beschäftigung die Fülle. Er und der Baron luden sich bey Gräffer allwöchentlich ein paar Mahl zu Gast, auf Mohnnudeln mit Honig! Ein Jeder fraß einen Scheffel voll.

Hernach war ein sicherer Stubitza, ein angeblicher Baron, der erst vor wenig Jahren im Wiener Versorgungshause starb; ein exaltirter Kopf, nicht ohne Kenntnisse, von unendlich reicher Erfahrung, aber auch ein Narr, und ein

armer Narr, wenigstens zuletzt, was das Schicksal der meisten Narren ist. Stubitza konnte Krieg anzetteln; im siebenjährigen Kriege fing er ein preußisches Bataillon an einer Leimspindel, im buchstäblichen Sinn. Wirklich bewandert aber war er in der Metallurgie und in lithologischen Productionen. Er erzeugte einen Karfunkelrubin von der Größe eines Spielwürfels; und noch einen. Ein enragirter Gemäldesammler, Nahmens Lämmer, besaß einen davon. Vor etwa 20 Jahren trafen sich die beiden Phantasten zufällig bey mir in der Handlung, plauderten von der alten Zeit. Lämmer zog den Stein aus der Tasche, er war ihm feil um 4000 Ducaten. Stubitza war ein großer, hagerer Mensch, mit dem Gesichte jenes uralten Adlers in Schönbrunn, der noch nicht gar so lange todt ist, jenes Adlers, den der Prinz Eugen in seiner Belvedere-Menagerie täglich selbst zu füttern gepflegt.

Die vorgenannten Männer hatten ihr Laboratorium auf der Landstraße hinter dem Invalidenhause (eigentlich Invaliden-Palast; so sehr ehrt man bei uns verdiente Vaterlandsvertheidiger, daß sie ein Palais bewohnen) in einem alten Hause in einem eigenen Tract. Da verarbeiteten sie ihre Ducaten. Zuweilen kam auch ein großer, dicker Mauthbeamter, Bacciochi, Gräffer's Schwager, hinaus, ein Mann von Einsicht, der z. B. das noch jetzt berühmte Goldsalz fabricirte, ein unsichtbares Fläschlein zu 2 fl. Bacciochi, späterhin, sollte Fürst werden, wo nicht Herzog oder noch etwas mehr; er war nahe daran, mit Buonaparte verwandt zu seyn. Bacciochi schrieb an den buonapartischen Baccichoi; Bacciochi und die Gräffer, Alle waren schon lauter Großcavaliere, mindestens Grafen, schon Gräffer und doch nicht Graf. Es ging aber mit den genealogischen Pr[illegible]tionen nicht recht zusammen: man

blieb, wer man war. Bacciochi half im Laboratorium auf der Landstraße aus und hatte seine Freude an der Ducaten-Fabrik.

Manchmahl schlich auch der Dichter Blumauer, Gräffer's Handlungs-Gesellschafter, hinaus, nicht aber, zu laboriren, sondern ein Gläschen Tokaier zu schlürfen, und über die Tiegel und Retorten zu lachen. Er guckte mit seinem Stecher überall herum, beg und streckte bey den verschiedenen Apparaten naserümpfend und hüstelnd den Hals, machte allerhand Glossen, kritzelte mit dem Bleystift Verse an die Wand; trommelte mit den Fingern an das Fenster, und sah er ein Stubenmädchen, wie Rautenstrauch sie geschildert, flugs war er draußen, den Stecher vor, und trippelte und hüpfte wie ein Tanzmeister auf den Zehen nach!

Auch der Hofrath Born fand sich ein, aber selten. Er kam eigentlich mehr, um in dem gut und eigenthümlich eingerichteten Laboratorium Experimente für sich selbst zu machen. Oft gab er ernste, gute Lehren, geschöpft aus seinen großen physikalischen Kenntnissen, wofür man ihm allerdings sehr höflich dankte, ohne sie jedoch zu befolgen.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, Marquis Saint-Germain, der Räthselhafteste aller Unbegreiflichen, sey in Wien. Ein electrischer Schlag durchfuhr Alle, die seinen Nahmen kannten. Unser Adepten-Cirkel war bis in das innerste Mark durchzuckt. St. Germain in Wien!

Saint-Germain! Ohne Zweifel ist er unsern Lesern bekannt. Aber was sage ich? Ich wollte sagen: Ohne Zweifel haben die meisten unserer Leser ihn schon wieder vergessen. Was ist da zu thun? Nichts Anderes, als ihrem Gedächtniß ein wenig zu Hilfe zu kommen.

Zuerst von seinem Alter. Ja, St. Germain hat kein

Alter. Er ist zwar 60 Jahre alt, d. h. er sieht so aus, wie ein Mann von 60 Jahren; aber er ist schon ein paar tausend Jahre 60 Jahre alt. Er war Zeitgenosse der allerältesten Menschen der Weltgeschichte; in sein Stammbuch sind Tiberius, Josephus Flavius, Carl der Große eigenhändig eingeschrieben. St. Germain war überall auf Erden; St. Germain kann Alles; er verrichtet die wunderbarsten Dinge. Er macht Gold, aber aus Nichts, nicht Nichts aus Gold, wie die Andern; aus kleinen Diamanten macht er große; er verfertigt ein Lebens-Elixir, dessen er sich gleichwohl nicht selbst bedient, obschon er bereits ein paar tausend Jahre alt. Er hat ein ganz eigenes Geheimniß, ganz für sich, ein kleines Arcanum. Das nimmt er etwa alle 100 Jahre, legt sich schlafen, und schläft, berechneter Maßen, 50 oder 100 Jahre. Da steckt es. Montaigne, der vor 300 Jahren gelebt, spricht von ihm als von seinem Zeitgenossen. Was will man mehr?

Etwas von dem, was man mehr will, lasse ich den unvergeßlichen Grafen Mar. Lamberg erzählen. Dieser gelehrte, vielgereiste, geistvolle Mann kannte ihn persönlich. Hier sind einige Stellen aus seinem „**Memorial d'un mondain**“ Seite 119 ꝛc.

„Eine sehenswürdige Person ist der unter dem Nahmen St. Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er sagt, er sey zu Vitri geboren. Der Cardinal von Lenoncourt, damahliger Bischof von Chalons, gab ihm den Nahmen Germain. Die Geschichte ist erzählt in den „**Essais de Montaigne**“ **L. 1. pag. 20.** — „Alle Einwohner von Vitri,“ sagt Montaigne, „haben ihn bis in's 22. Jahr als Mädchen gekannt, gesehen und Maria geheißen. Damahls war er sehr bartig, mannbar und lebendig. Als

er ſich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Mann. -- Es iſt auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch ſie ſich wechſelweiſe warnen, keine groſſen Luftſprünge zu thun, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Maria Germain.“ Dieſer Marquis St. Germain wohnt ſeit einiger Zeit (1769) zu Venedig, und beſchäftigt ſich in einem Kreiſe von hundert Weibern, die eine Unterhändlerinn ihm ſchafft, Verſuche mit Flachs anzuſtellen, welchen er bleicht und der rothen, italieniſchen Seide gleich macht. Er glaubt, 350 Jahre alt zu ſeyn, und gibt vor, um es vielleicht nicht ſehr zu übertreiben, den Thomas Kulikan in Perſien gekannt zu haben.“

„Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über dieſen Prinzen, und gab zur Urſache an, man wüßte ſchon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balſam, der wieder verjüngere; eine betagte Frau, welche ſich eine gröſſere Portion davon, als nöthig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.“

„Er ſoll zu Peking geweſen ſeyn, ganz und gar ohne einen Nahmen zu haben, und da ihm die Polizey anlag, ſich zu nennen, entſchuldigte er ſich damit, er wüßte es ſelbſt nicht, wie er heiſſe. In Venedig, ſagt er, ruft man mich: indem man die Hand an's Kinn ſtreicht, in Hamburg nennt man mich: mein Herr, in Rom Monſignor, in Wien Pſt! Pſt!; zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich und bey dieſem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Laſſen Sie mich meinen Nahmen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bey Ihnen

aufhalte, werde ich mich so betragen, als wenn ich einen sehr berühmten Nahmen hätte; ich mag Kunz oder Hanns, Piso oder Cicero heißen, mein Nahme muß Ihnen gleichgiltig seyn. Er erhielt zu Venedig sogar Briefe, auf deren Couvert nur das einzige Wort Venedig stand, das Übrige war unbeschrieben. Sein Sekretär frug auf der Post nur nach Briefen die Niemand angehörten."

„Man weiß übrigens nicht, wer dieser sonderbare Mann ist; er wird für einen Portugiesen gehalten; er hat tausend Talente, die nicht leicht in Einem Manne zusammentreffen; er spielt ausnehmend schön auf der Violine, aber hinter einem Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder sechs Instrumente zugleich zu hören."

„Im Haag (sagt der Hr. v. Belmar) als ich daselbst angehalten wurde, glaubte ich, dem Offizier einen Diamant von dem schönsten Wasser und einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbiethen zu können, er schlug ihn aber aus: und da weder mein Bitten, noch mein Anhalten fruchten wollte, zerschlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die sich verstreuten und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflasen. Der Verlust dieses Diamants, welcher in Brasilien und im Reiche des Mogols für einen solchen gehalten werden, war indessen doch nicht gleichgiltig, um so viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekostet hatte. Der Graf Zebor, Kammerherr des höchstseligen Kaisers (seine erhabenen Eigenschaften und der Schutz, den er den Künsten gönnte, machen ihn unsterblich), hat ihrer mit mir gemacht. Der Fürst T** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor sechs Jahren, mit 3500 Louisd'or. Er hat ihn, seit der Zeit, an einem reichen Narren mit 1000 Du-

caten Profit wieder verkauft. Man muß in der That König oder Narr seyn, sagt der Graf von Barre, um beträchtliche Summen an den Ankauf eines Diamants zu verwenden.“

„Der dem Schicksal sich überlassende Mensch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunstsachen einen gewissen Schwung, welcher sonst den Artisten allein eigen ist. — Ein Pot **, ein Marquis Rouelle ꝛc. urtheilen vom Dreifuß herab, Niemand hätte Diamanten gemacht, weil sie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengesetzt sind. Laßt alle diese Herren (denn es gibt eine ganze Heerde) mehr die Menschen als die Bücher studiren, so werden sie Geheimnisse entdecken, die nicht in der gold'nen Kette Homer's, nicht im kleinen oder großen Albert, nicht im geheimnißreichen Band Picatrix u. s. f. zu finden sind. Wichtige Entdeckungen zeigen sich nur dem Reisenden.“

„Die Notizie del mondo, Giulio 1770, geben mir den Hrn. von St. Germain zum Reisegefährten nach Afrika, zu einer Zeit, da der Hr. v. Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno schrieb, daß er gesonnen sey, nach Wien zu reisen, den Fürsten Ferdinand Lobkowitz wieder zu sehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe.“

So weit Graf Lamberg.

Also „nach Wien zu reisen:“ Da haben wir es. Das „Wann“ ist nicht ausgedrückt. Das Wann ist jetzt. Gut.

*) Spätere Anmerkung. Es ward kund, daß der vielbegabte Dr. Öttinger in Leipzig St. Germain als Stoff eines selbstständigen Buches behandelt. Die Stelle, welche er in seinem geistreichen Blatte anführt, betrifft die Zeitung aus der Zukunft (gegen Ende dieses Jahrhunderts).

Kaum hat Gräffer ſich von der überraſchenden Kunde erholt, als er nach Himberg auf ſeinen Edelhof fliegt, wo er ſeine Papiere hat. Unter dieſen Papieren befindet ſich ein Empfehlungsſchreiben Caſanova's, des genialen Abenteurers, den er in Amſterdam kennen gelernt, gerichtet an Saint-Germain. Er eilt zurück in die Handlung (das jetzt Tauerſche Local), da berichtet man ihm dieſes: Vor einer Stunde war ein Herr da, deſſen Anblick uns Alle in Erſtaunen ſetzte. Dieſer Herr war nicht groß, nicht klein Statur; ſein Körperbau voll auffallender Harmonie; Nobleſſe war Alles an ihm. Das Geſicht, wie leuchtend von Anmuth und Adel: die Naſe lang und gebogen, der ſchwellende Mund göttlich; die dunkeln Augen voll unausſprechlicher Lebhaftigkeit. Der Anzug von ſilbergrauer Seide; die großen Knöpfe, wie aus lauter Brillanten. Er trat drey Schritte ein, und ſprach, ohne ſich um irgend Jemand der Anweſenden zu kümmern, gleichſam ſo für ſich hin auf Franzöſiſch nur die Worte: „Ich wohne im Federlhofe: das Zimmer, in welchem 1713 Leibnitz logirte.“ Wir wollen reden; er war ſchon fort. Seit einer Stunde ſeh'n Sie uns, Herr, verſteinert.

Indem bringt der Poſtbothe einen Brief. Er iſt von Caſanova's Bruder, dem berühmten Schlachtenmahler, geſchrieben in der Brühl bey Mödling, wo er 1805 ſtarb. Der Brief enthielt einen Einſchluß, adreſſirt: „À pſt, pſt!“ Sehr wohl!

In fünf Minuten iſt man im Federlhof. Leibnitzen's Zimmer iſt leer, Niemand weiß, wann „der americaniſche Herr“ nach Hauſe kommt. Von Reiſegeräth iſt nichts zu ſehen, als eine kleine eiſerne Kiſte. Es iſt Tiſchzeit. Aber wer wird da an's Eſſen denken? Gräffer drängt es mecha-

nisch, den Baron Linden aufzusuchen; er findet ihn bey der „Ente“ bey der dritten Ente. Sie fahren auf die Landstraße; ein gewisses Etwas, eine dunkle Ahnung sagt ihnen, daß sie augenblicklich, Carriere, auf die Landstraße fahren sollen. Das Laboratorium wird aufgeschlossen: ein gleichzeitiger Schrey des Erstaunens entfährt Beyden: an einem Tische sitzt Saint-Germain, ruhig lesend in einem Folianten, welcher der Paracelsus ist. Sie stehen starr an der Schwelle; der geheimnißvolle Gast macht das Buch langsam zu, und erhebt sich langsam. Wohl wissen die beyden Betroffenen, daß diese Erscheinung kein anderes Wesen auf der Welt seyn könne, als der Wundermann. Die Schilderung der Commis war ein Schatten gegen die Wirklichkeit. Es war, als umflösse ein heller Schein die ganze Gestalt. Würde und Hoheit verklärten sie. Sie sind keines Wortes mächtig.

Der Marquis schreitet ihnen entgegen; sie treten ein. Er sagt, gemessen, aber ohne Künsteley, in französischer Sprache, aber mit einem unbeschreiblich wohlklingenden, die innerste Seele bezaubernden Tenor, zu Gräffer: „Sie haben ein Empfehlungsschreiben von Herrn von Seingalt; aber es bedarf dessen nicht. Dieser Herr ist Baron Linden. Ich wußte, daß Sie Beyde in dieser Minute hier seyn würden. Sie haben noch ein Billet an mich, aus der Brühl. Aber der Mahler ist nicht zu retten; seine Lunge ist hin; er wird den 8. July 1805 sterben. Ein Mann, der jetzt noch Kind ist, und Buonaparte heißt, wird mittelbar Schuld daran seyn. Und nun, meine Herren, ich weiß von Ihrem Thun. Kann ich Ihnen nützlich seyn? Sprechen Sie!“

Aber man ist nicht vermögend, zu sprechen. Linden setzt

einen kleinen Tisch zurechte, nimmt Confect aus einem Wandschrank, stellt es hin, und geht in den Keller. Der Marquis winkt Gräffer, sich zu setzen; er selbst setzt sich. Er sagt: Ich wußte, Ihr Freund Linden werde sich entfernen; er mußte es. Ihnen allein werde ich dienen. Ich kenne Sie durch Angelo Soliman, dem ich in Afrika Dienste geleistet. Wenn Linden kommt, werde ich ihn fortschicken. Gräffer ermannt sich; doch ist er noch zu ergriffen, um mehr entgegnen zu können als die Worte: „Ich verstehe Sie; ich ahne.“ Indem kommt Linden zurück, und stellt zwey Bouteillen auf den Tisch. St. Germain lächelt darob mit einer unbeschreiblichen Hoheit. Linden biethet ihm Erquickung an. Des Marquis Lächeln geht in Lachen über. „Ich bitte Sie,“ sagte er, ist irgend eine Seele auf dem Erdball, die mich je essen oder trinken geseh'n?“ Er deutet auf die Flaschen, und bemerkt: „Dieser Tokaier ist nicht direct aus Ungarn; er kommt von meiner Freundin Catharina von Rußland. Sie war mit den Schlachtenmahlereyen des Kranken bey Mödling so zufrieden, daß sie ihm eine Kiste davon schickte.“ Gräffer und Linden erstaunten: es war dem so; der Wein war Casanova abgekauft.

Der Marquis begehrte Schreibmaterial. Linden bringt es. Der Wundermann schneidet von einem Bogen Papier zwey Quartblätter ab, legt sie dicht neben einander, und ergreift mit jeder Hand eine Feder. Er schreibt mit beyden Händen zugleich, eine halbe Seite, unterzeichnet eben so, und sagt: „Sie sammeln Autographe, mein Herr, wählen Sie eines dieser Blätter: es ist gleichgiltig, welches; der Inhalt ist derselbe.“ — „Nein, das ist Zauberey,“ rufen die beyden Freunde aus, „Zug für Zug stimmen die beyden Handschriften überein; keine Spur eines Unter-

ſchied's. Unerhört!“ Der Schreiber lächelt, legt beyde Blätter aufeinander, hält ſie an die Fenſterſcheibe: man glaubt nur eine Schrift zu ſehen, ſo genau paßt Alles aufeinander. Es iſt, als wären es Abdrücke einer und derſelben Kupferplatte. Man iſt ſtumm.

Nun ſagt der Marquis: „dieß eine Blatt wünſche ich, ſo ſchnell als möglich, an Angelo beſtellt. In einer Viertelſtunde fährt er mit dem Fürſten Liechtenſtein aus. Der Überbringer wird ein Schächtelchen erhalten.“

Linden geht mit dem Brief fort. Der Marquis riegelt die Thür zu und ſagt: „Mein Herr, vernehmen Sie, Ich wußte es längſt und ſehe es durch die Beſchaffenheit Ihrer chemiſchen Requiſiten und Anordnungen, daß Sie ſich mit Ihren Goldpräparaten zu Grunde richten werden. Ich habe etwas Anderes für Sie. Betrachten Sie dieſe Perle.“ Bey dieſen Worten zog er eine Buſennadel heraus, an die eine Perle gefaßt war, ſo groß wie eine Haſelnuß.

„Dieſes Kleinod,“ ſagt Gräffer, der es ſchon längſt bewundert hatte, „muß mehr werth ſeyn, als die berühmte hiſtoriſche Perle der Cleopatra.“ Der Marquis erwiederte: „Allerdings, aber ich könnte ſie ebenfalls in Eſſig auflöſen, ohne aber, daß ihr Verluſt mich zu kümmern brauchte. Noch mehr! Ein angehender Dichter der deutſchen Nation, den man einſt faſt über alle Poeten ſtellen wird, trägt jetzt ſchon den Plan zu einem Drama im Kopfe, in welchem eine Prinzeſſin Ebolt ſagen wird: Dem reichen Kaufmann gleich, der, ungerührt von des Rialto Gold, die reiche Perle dem reichern Meere wiedergab, zu ſtolz, ſie unter ihrem Werthe loszuſchlagen. — — Jene Perle war ebenfalls durch mich entſtanden. Kurz geſagt, ich allein unter allen lebendigen Menſchen, verſtehe die Kunſt, das Mu-

schelthier zu zwingen, se große Perlen abzusetzen als ich will.“

Das Erstaunen des Zuhörers war gränzenlos. Plötzlich aber erinnerte er sich an Etwas; er sagt: „Meister, als ich in Schweden war, erzählte man, der große Linné habe diese Kunst verstanden.“ St. Germain erwiederte, leichthin lächelnd: „Ich war sein Freund. Ich hatte ihn mein Recept copiren lassen; er nahm sich aber nicht die Zeit, es mit dem Originale zu vergleichen. Die Copie war ungenau; die Sache konnte nicht gelingen. Indeß verbreitete sich der Ruf des Arcanums. Als Linné gestorben war, trug die Witwe es der Regierung an. Man wird nicht einig. Die Witwe mit ihrem Hab und Gut war schon zu Schiffe, auszuwandern. Da setzte die Regierung nach, und zahlte ihr den ganzen Preis. Aber, wie gesagt, das Recept ist nicht das rechte.“ Der Marquis zog jetzt aus seiner Brusttasche ein Quartblatt heraus und gab es Gräffer zum Copiren. Hierauf verglich er es mit dem Original. „Gut,“ sagte St. Germain, „gut, Sie haben Beruf dazu, es ist vollkommen correct.“ In 4 Minuten ist Linden zurück und bringt das Schächtelchen. Selbes enthält das Pulver, anzuwenden, wie die Vorschrift es besagt. Gräffer fand keine Worte, seine Überraschung, sein Dankgefühl auszudrücken. Er hatte nach der Uhr gesehen. Es fehlte noch eine halbe Minute. Er sah nach dem Fenster; Linden war noch wenige Schritte entfernt. Er brachte das Schächtelchen.

St. Germain war allmählig in eine feyerliche Stimmung übergegangen. Ein paar Secunden lang war er starr, wie eine Bildsäule; seine über allen Ausdruck energischen Augen waren matt und farblos. Alsbald aber belebte sich sein ganzes Wesen wieder. Er machte mit der Hand eine

Bewegung, wie ein Zeichen der Entlaſſung; dann ſprach er: „Ich ſcheide. Enthalten Sie Sich, mich zu beſuchen. Ein Mahl werden Sie mich noch ſehen. Morgen Nachts reiſe ich; man bedarf meiner in Conſtantinopel, dann in England, wo ich zwey Erfindungen vorzubereiten habe, die Sie im nächſten Jahrhundert haben werden: Eiſenbahnen und Dampfſchiffe. In Deutſchland wird man deren bedürfen, denn die Jahreszeiten werden allmählig ausbleiben. Zuerſt der Frühling, dann der Sommer. Es iſt das ſtufenweiſe Aufhören der Zeit ſelbſt, als die Ankündigung des Untergangs der Welt. Ich ſehe das Alles. Die Aſtronomen und Meteorologen wiſſen nichts, glauben Sie mir. Man muß in den Pyramiden ſtudirt haben, wie ich. Gegen den Schluß des Jahrhunderts verſchwinde ich aus Europa, und begebe mich nach Aſien in die Gegend des Himalaya. Ich will ruhen; ich muß ruhen. Genau nach 85 Jahren werden die Menſchen mich wieder erblicken. Leben Sie wohl. Ich liebe Sie!“ Nach dieſen feyerlich geſprochenen Worten wiederholte der Marquis das Zeichen mit der Hand. Die beyden Adepten, von der Macht all' der beyſpielloſen Eindrücke überwältigt, verließen im Zuſtande völliger Betäubung das Zimmer. In dieſem Augenblicke fiel ein Platzregen, ein Donnerſchlag. Inſtinctmäßig kehren ſie um nach dem Laboratorium, Schutz zu ſuchen. Sie öffnen die Thüre: Saint-Germain war nicht mehr da.

Tags darauf die Begegnung auf dem „Stephansfreydhofe.“

Hier endige ich meine Erzählung. Sie iſt durchwegs aus dem Gedächtniſſe. Ein eigenes, unwiderſtehliches Gefühl hatte mich angetrieben, den Vorgang nach ſo langer

Zeit doch einmahl niederzuschreiben, eben heute den 15. Juni 1843.

Noch merke ich Dieſes an: Es ſind Gründe vorhanden, welche machen, daß dieſes Begebniß noch von Niemanden hat berichtet werden können.

Und ſomit habe ich die Ehre, mich zu empfehlen!

Baron Allwin.

„Nun, in des Himmels Nahmen! Ich gehe mit.“

Konnte, durfte ich denn widerſtehen? Doctor Heaſtly iſt nach vierzig Jahren wieder hier. Wir ſind Freunde. Er kommt aus China. Er kommt aus China eigens hieher in Folge eines Auftrags, den ihm vor etwa einem halben Jahrhundert der Marquis Saint-Germain ertheilt hatte.

Heiſchende Motive genug für mich.

Ich trat mit dem Doctor in dieſes Haus, für mich das Haus des Grauens. Nie hatte ich ein ſolches Inſtitut betreten.

Man nennt uns die Nummer. Im Eingangszimmer iſt ein Bedienter, eigens für den Mann. Wir ſehen hier Utenſilien, die von Überfluß zeugen. Der Diener in Livrée iſt fein gekleidet.

Er meldet uns. Wir treten ein

Wir ſehen einen groß und ſtark gebauten Mann. Sein Geſicht iſt hehr und edel. Er hat dunkelblaue Augen, eine etwas gebogene Naſe, einen außerordentlich graciöſen Mund, wunderſchöne Zähne, üppiges, goldiges Haar, das über den Nacken hinabfällt. Er iſt voll Bart, der ihm bis auf die Bruſt reicht.

Der Styl seiner Kleider ist orientalisch. Ein weiter, grünseidener, mit Gold durchwirkter Talar umhüllt seine Gestalt. Ein kostbarer Kaschmir-Shawl bedeckt als Turban sein Haupt, doch herab über die Ohren bis an den Hals.

Die Stube war geräumig, vollgestopft mit den pretiösesten Meubeln in orientalischem Geschmack. Die Draperien theils von Seide, theils von Sammt. In den halb unverhängten Gestellen luxuriöse Vasen, prächtig gebundene Bücher. Zwischen den Schränken kunstvolle Gemählde und Uhren. Auf den zwey mit Goldteppichen überhangten Tischen liegen alte Pergament-Manuscripte aufgeschlagen.

Der bis auf den Fußboden reichende Teppich des einen Tisches bewegte sich. Es ist etwas dahinter, vermuthlich ein Hund. Aber nein! Es schleicht hervor, der Rachen geöffnet: ein riesenhafter Tiger. Der legt sich, ohne uns anzublicken, zu den Füßen seines Herrn.

Die Physiognomie des Mannes kam mir bekannt vor, doch fand ich mich nicht zurechte. Die Ähnlichkeit versetzte mich in Spannung. Den Nahmen hatte mir der Doctor nicht genannt.

Der Mann war von seinem Divan aufgestanden, uns höflich grüßend, doch nur pantomimisch.

Heaslip nahm aus seinem Taschenbuche einen Brief, ihn so haltend, daß ich nicht ausweichen konnte die Adresse zu lesen. Sie enthielt die Worte „An Baron Allwin. Zu übergeben den 11 Juny 1843. Aymar.“ Unter diesem letztern Namen befand sich das mir sehr wohlbekannte Monogramm des Grafen Saint-Germain.

Der Doctor übergab dies Schreiben, ohne zu sprechen.

Der Baron war bey dem Anblick der Schriftzüge im höchsten Grade betroffen, ja erschüttert. Es schien mir, daß seine Hände zitterten. Er öffnete den Brief. Er warf nur einen einzigen Blick hinein. Er enthielt nur zwey Zeilen, was wir sehen konnten, denn er legte ihn offen vor uns auf den Tisch. Er nahm ihn noch ein Mahl an sich und küßte ihn.

Hierauf wies er auf Stühle. Wir setzten uns.

Er schob jetzt den Turban etwas in die Höhe, und zog aus jedem Ohr einen dicken Stöpsel von Baumwolle.

Er sagte in englischer Sprache: „Entschuldigen Sie, meine Herren. Unterziehen Sie Sich meiner Ansicht. Der ärgste Luxus ist das Gehör. Die ärgste Wuth der Menschen besteht darin, immer und ewig Schall zu machen. Ohne Ende: man plaudert, man lacht, man gähnt, man singt, man pfeift, man schreit, murmelt. Das ist den Menschen noch nicht genug Schall. Sie nehmen Instrumente, und machen Musik, und schießen und dergleichen. Die zweyte Wuth ist, dem Schall nachzulaufen: wo geplaudert oder gelacht wird, gegähnt oder gesungen, gepfiffen oder geschrien, oder gemurmelt, da laufen sie hin. Wo ein rechtes Wagengeraffel, ein rechtes Geläute, ein rechtes Geschieße ꝛc., da laufen sie hin. In das Feuerwerk gehen sie nur, weil da Gepraffel, Gekrach ist, und zuletzt Gedonner. — Ach Gott, der Du so ruhig bist, so solid, so modest! Ach Gott, hättest Du uns einen Sinn weniger gegeben, gewiß wäre es das Gehör gewesen; ich weiß es. Welch' ein Glück, daß es Baumwolle gibt; der Schall ist das Aufdringlichste auf Erden; entrinnen kann man ihm nicht ohne Baumwolle. Glücklich, der große Ohren hat;

noch glücklicher der kleine, am allerglücklichsten, der gar keine Ohren hat. Mir ist jede Art von Schall gräßlich, besonders die Sprache der Menschen, und der Klang oder das Rauschen des Geldes. Nur meine eigene Rede nicht; diese liebe ich zu hören; sie ist mir Wohllaut und Süßigkeit. Verzeihen Sie meine Herren, das gehört zu meinen Eigenheiten."

Einen Blick auf den Brief werfend, fuhr er, zu dem Doctor gewendet, fort: „Sie sind der Doctor Heaslly, und sollen und wollen mir dienen, der ich von heute an frey bin."

„So ist es, antwortete Heaslly mit einer Verneigung. Verfügen Sie, Herr Baron!"

„Meine Verfügung," entgegnete dieser, „wird darin bestehen, Sie dieser Verbindlichkeit zu entheben. Ich bin jetzt fünfzig Jahre lang Gefangener; fünfzig Jahre lang gelte ich für einen Irrsinnigen. Fragen Sie die Wärter, fragen Sie den Director dieses sogenannten Narrenthurms, ob man je Spuren an mir wahrgenommen, die mich zu dieser Rolle eignen. Man wird sagen: Nein. Ich bin nichts als ein Opfer der Grausamkeit, der gelehrten Eifersucht meines Vaters. Ich bin der leibliche Sohn des Marquis Saint-Germain."

Mich überraschten diese Worte im höchsten Grade. Eine Ahnung zwar hatte in mir schon aufgedämmert durch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge; aber welche Reihe von Jahren lag dazwischen! Als ich den Marquis gesehen, war ich noch ein Kind. Der Baron sah jetzt gerade so alt aus, wie damahls sein Vater.

Der Doctor sprach: „Herr Baron, erlauben Sie, in diese Verhältnisse darf ich nicht eingeh'n. Ich beschränke

mich auf den Befehl des Herrn Marquis. Er war mein Freund, mein Wohlthäter; ihm verdanke ich Alles. In Plymouth übergab er mir vor 30 Jahren diesen Brief. Den Auftrag zu erfüllen, reise ich mit Lust ein paar tausend Meilen, entziehe mich meiner glänzenden Cathegorie als Groß-Mandarin, verlasse Weib und Kind. Beym Abschiede in Plymouth sagte mir der Marquis: Allwin wird eines Mannes bedürfen, wie Sie. Viele Jahre zwischen vier Mauern wird die Außenwelt, die neue Generation, die ganze Beschaffenheit der Menschen und Dinge, der Sitten und Gewohnheiten ihm neu und unbekannt seyn. Er bedarf eines Führers, eines weisen Freundes. Seyen Sie ihm dieser. Herr Baron, ich weihe mich Ihnen, und wenn es mir erlaubt ist, Ihnen einen Rath zu ertheilen, so besteht er darin, daß Sie mit in mein neues Vaterland ziehen.«

Während dieser Rede war das Gesicht des Barons leidend.

Er sagte: »Endigen Sie zu sprechen, ich bitte. Ich bitte, hören Sie mich. Ich war nicht viel über fünfzehn Jahre alt, als ich in den kunstvollen Geheimnissen von der Welt meinen Vater schon übertraf. Es war dies für mich eine Beschämung, ein Unglück; ich fühlte es. Aber es entwickelte sich Alles rasch und unwillkührlich, und wie von selbst stellte es sich bey tausend Gelegenheiten thatsächlich heraus. Er bereitete aus kleinen Diamanten große, ich mache ganz neue. Der Carfunkel-Rubin des Gemäldenarren Lämmer war von mir verfertigt. Der Marquis, mein Vater, schrieb mit beyden Händen zugleich, und denselben Text, so genau übereinstimmend, daß man keinen Unterschied finden konnte. Ich schrieb und schreibe noch,

wenn Jemand dictirt, diesen Text vierfach, mit beyden Händen und mit beyden Füßen, und in vier verschiedenen Sprachen zugleich als Übersetzung.“

Dieses unbegreifliche Vermögen, das eine wundervolle Elasticität der Seelenkräfte voraussetzt, und von welchem ich schon gehört hatte, setzte uns in das größte Erstaunen. Denn zweifeln durften wir nicht daran.

Der Baron bemerkte diesen Eindruck. „Wenn Sie wollen,“ fuhr er fort, „sollen Sie eine Probe sehen. Vernehmen Sie weiter. Ich brachte durch Combination und physicalische Untersuchung an Ort und Stelle heraus, daß das Wildwasser in Gastein unter allen Wässern der Erdkugel allein noch jene lebensverlängernde Kraft besitze, die dem Urwasser eigen gewesen in der Vorzeit, wo die Menschen und eben dadurch tausend Jahre alt wurden, ohne je krank zu seyn. Sie müssen, meine Herren, Folgendes erwägen: In der Urzeit, wo es noch Mammuthe gab, deren eines einen ganzen Wald, einen ganzen Prater sammt all' dem darin befindlichen verschiedenartigen Wilde zum Frühstück verzehrte, waren auch die Menschen athletisch, zwey bis drey Stockwerke hoch, und wurden drey bis vierhundert Jahre alt. Das rührte daher, weil jedes Gewässer voll energischen verjüngenden Gehaltes war. Sie soffen Kraft und Leben, wie wir in unserm Burgunder und Branntwein Schwäche schlürfen und Tod. Da kam jener entsetzliche Schlagregen, ersäufte Alles, vermischte sich mit den metallischen Urgewässern der Erde, verdünnte, zersetzte, entgeistigte ihre herculischen Kräfte, schwächte gänzlich sie ab. Nur ein einziger, verborgener kleiner Quell blieb verschont, wiewohl nicht durchaus: das war Gastein.“

In diesem Augenblick bewegte sich der Teppich des

einen Tiſches. Ohne Zweifel, dachte ich, kommt da ein Löwe hervor. Wir vernehmem einen leichten Schrey. Der Tiger, welcher zu ſeines Herrn Füßen, denen er als Schemel diente, vollkommen ruhig geblieben war, erhob ſich jetzt. Er ging auf dieſen Tiſch zu, faßte mit der Pranke den untern Rand des Teppichs, und hob ihn auf. Welcher Anblick! Ein kleiner Knabe kroch da hervor, gähnend; er hatte da geſchlafen; es war da ein kleines Bette, wir ſahen es. Er ſtreichelte den Tiger, welcher den Teppich ſo lange empor gehalten, bis ſein kleiner Freund und Schützling aus ſeinem Schlafcabinette herausgekommen war. Dann legte er ſich wieder an ſeine vorige Stelle.

Die Haut des etwa vierjährigen Kindes war braun; ſeine mächtigen großen Augen flammten. Er blieb ſtehen und betrachtete uns Beyde ſchweigend. Sein ganzer Anzug beſtand aus einer goldbrokatenen Bleuſe, die Füße waren nackt. Ein Satz und er war verſchwunden. Wir ſahen nur einen Alcoven-Vorhang ſich leicht bewegen.

„Dies iſt der Enkel des Marquis Saint-Germain,“ ſagte der Baron.

Verwundert fragte der Doctor: „Sie ſind Gatte, Herr von Allwin?“

„Ich bin es,“ entgegnete dieſer, „und glücklich. Ich komme gleich darauf.“

Mit der Sache jenes Waſſers gab es Reibungen. Ich begreife nicht, wie mein Vater in ſeiner wirklich ſtaunenswerthen und unerhörten Weisheit ſo ſchwach ſeyn konnte, und ſo eitel, ſeine Priorität in Anſpruch zu nehmen. Dieſer Gegenſtand, ſagte er, iſt noch zu erhaben für Dich; Du verſtehſt ihn nicht; es iſt vermeſſen. Du mußt Dich davon zurückziehen; es kann ſonſt betrübte Folgen geben.

Kurz, es zeigte ſich, daß ich ihm in der Geologie, welche ſeitdem Rieſenfortſchritte gemacht, weit voraus ſey.“

Doctor Heaſtly unterbrach hier den Baron. „Ich erinnere mich,“ ſagte er, daß Herr Marquis von Dingen der eigentlichen Urzeit nie gerne ſprach. Es war eine Art heiliger Scheu, die ihn abhielt; er begrenzte ſich ſelbſt.“

„Ja, das iſt es!“ fiel der Baron ein, „die Selbſtbegrenzung. Er blieb in vielen Dingen zurück. Da er unzählige Mahle, ſtets fünfzig oder hundert, auch mehr Jahre lang im ſelbſtherbeygeführten Zuſtande des Schlafes verweilte, ſo erklärt ſich das von ſelbſt. Er ging nicht weiter in all' ſeinen Einſichten und wunderbaren Künſten; er konnte nicht. So blieb er abgeſchloſſen und begnügte ſich damit. Ich meinerſeits ging mit dem Geiſte der Zeit. Es gab eines Abends eine Erörterung in Geſellſchaft eines gewiſſen Paganini, den ich die Geige lehrte, in der ich auch ſchon ſtärker war, als der Marquis, welcher ſtets nur hinter einem Schirme zu ſpielen pflegte. Paganini nahm meine Parthie. Es gab einen Auftritt. Paganini entfernte ſich: meinem Vater teufliſch in's Angeſicht lachend. Was aber die ernſtliche Veranlaſſung zum Bruche war, ſind die Eiſenbahnen.“

„Die Eiſenbahnen?!“ riefen wir Beyde zu gleicher Zeit aus; „damahls ſchon?“

„Die Eiſenbahnen ſagte der Baron ganz ruhig. „Freylich hatte noch kein Menſch eine Idee davon; Niemand, als mein Vater. Er war eines Tages von Wien her plötzlich bey mir in London angekommen. Sein Zweck war, dieſer Erfindung vorzuarbeiten. Sie werden ſich wundern, meine Herren, denn dieſe Bahnen ſind eine Sache des Fortſchrittes, alſo ganz gegen das Weſen des Marquis.

Es hatte aber damit ein eigen Bewandtniß, die so schauerlicher Natur ist, daß ich es nicht wage, sie auszusprechen. Nur das sage ich: sie betrifft das gesammte Menschengeschlecht.“

Bey diesen Worten schüttelte es den Sprechenden wie Fieber.

Wir Beyde fanden uns von einem unnennbaren schmerzlichen Gefühle ergriffen. Wir sahen nun wohl ein, daß dieser Mann mit Recht dem Irrenhause angehöre.

Der Baron hatte sich wieder gefaßt. Er nahm ein silbernes Röhrchen, so an seinem Halse hing und pfiff. Im Alcoven klatschte es, wie mit kleinen Händen.

Es trat der Diener ein mit Erfrischungen. Ein Gabelfrühstück nach englischer Küche. Ein zweytes auf kleinerer silberner Tasse trug er in den Alcoven.

Bey dem Lüften des Doppelvorhanges sahen wir ein Closet, durch ein im Hintergrunde befindliches, kleines, vergittertes Fenster nur spärlich erhellt. Mitten in diesem Streiflichte ließ sich für einen Augenblick eine hochgewachsene Menschengestalt unterscheiden.

Der Baron leerte mit einem einzigen Zuge einen großen goldenen Becher spanischen Wein; dann fuhr er sich über Wange und Stirne, rieb sich die Hände und war wieder wohl.

Die große Auftrag-Tasse, die Teller und Schalen, die Becher und die kleinen Geräthe, das Eßbesteck: Alles von feinstem Golde.

Als die Collation zu Ende, nahm der Baron wieder das Wort.

„Mich dünkte,“ sagte er, „des Marquis Idee der Dampfbeförderung und der Eisenbahn, ich muß sagen,

dämoniſch. Ich ſtemmte mich ihr mit Entſchiedenheit entgegen. Ich erklärte, daß ich alle zu Gebothe ſtehenden Mittel, nahmentlich meine unermeßlichen Geldkräfte, aufbiethen würde, die Sache zu hintertreiben. Ich ließ mich hinreißen, einen Moment aufzuhören, Sohn zu ſeyn. Beherrſchen konnte ich mich nicht; es war unmöglich. Es kam zu einer Scene der definitiven Erklärung. Ich ſprach es aus: Ewiger Krieg dieſer Idee, ſagte ich feſt. Die Eiſenbahnen ſind nichts als eine Caprice des Menſchengeſchlechtes; eine Caprice ſonſt nichts, ſage ich. Dann entwickelte ich die Folgen. Ich war immer durchaus wahrhaftig — Aber, wehe dem, der nicht lügt.“

Der fieberähnliche Anfall des Barons erneuerte ſich. Dieſelbe Arzney; dieſelbe Wirkung.

„Laſſen Sie mich,“ fuhr er fort,“ über dieſe Scene hinweg ſchlüpfen. Ich begnüge mich, Dieſes zu ſagen: Der Marquis ward blaß und kalt. Einige Augenblicke war ſein ganzes geiſtiges Seyn abweſend, wie das oft bey ihm der Fall. Zurück gekehrt ſprach er mit Feyerlichkeit die Worte: Es iſt nöthig, daß Allwin ſo lange außer Thätigkeit geſetzt werde, bis die Unternehmung der Eiſenbahn, ſo gut wie in allen Ländern weit genug gediehen ſeyn wird, um nicht mehr gefährdet werden zu können. Dies geſagt, entſchwand der Marquis. Acht Tage darauf befand ich mich hier in dieſer Stube. In dieſer Stube befinde ich mich 50 Jahre lang ununterbrochen. In dieſer Stube werde ich verweilen, ſo lang ich lebe. Dies, lieber Doctor, iſt mein unabänderlicher Entſchluß.“

Der Doctor ſtutzte. Er ſenkte die Augen, und ſaß einige Minuten ſinnend da und ſtumm.

Ich, meinerſeits, ſchloß aus dem ganzen Hergang,

daß es jetzt von Seite Allwin's wohl zu Erläuterungen kommen dürfte, die ich, gleichsam ein Unberufener, nicht geeignet ſey, mit anzuhören. Der Doctor mochte wohl dasſelbe fühlen; er drückte mir die Hand. Ich nahm dies für ein Zeichen, mich zu entfernen, und erhob mich. Allwin aber mußte das erkannt haben, denn er ſagte: „Bleiben Sie mein Herr; ich fordere Sie auf. Doctor Heaſtly's Freund darf Alles wiſſen. Er wird das Nöthige zu verſchweigen verſtehen.“ Ich blieb.

Der Doctor ſprach: „Ihr Entſchluß, Baron, iſt ſo eigenthümlich, als Ihr Schickſal. Ich muß ihn ehren, ohne deshalb aufhören zu dürfen, zu verſuchen, ihn zu erſchüttern.“

„Sie werden das nicht; nicht wollen; nicht vermögen,“ ſagte der Baron. „Sie handeln nicht wider den Zweck Ihres Auftrags; Sie handeln im Geiſte desſelben. Sie verſtehen mich wohl. Denn ich bedarf keines rathenden, leitenden Freundes mehr. Wiſſen Sie denn: ich bin glücklich, vollkommen glücklich. Das „Wodurch?“ und überhaupt die Motive meines Vorſatzes mögen Sie in Kürze vernehmen. Hören Sie alſo: Ich beſitze Alles. Ich bin zufrieden. Jede Veränderung würde mich unglücklich machen. Nur ſo in meinen Gewohnheiten kann ich mit Sicherheit darauf bauen, noch bis zum Ablauf eines Säculums zu leben. Denn ſo, wie die Andern leben in dieſer Stadt, würde ich ein Drittel dieſer Dauer einbüßen. Sie genießen in Gier, in Haſt, ohne Pauſen, wie Schlag auf Schlag, folglich ohne eigentlichen Genuß. Es ſind Thiere. Ihre Organiſation nützt ſich frühzeitig ab; ohne alle geiſtige Reſtauration gehen ſie raſch in der Materie unter.“

Der Doctor ſeufzte und nickte bejahend.

Mit einer Art Emphaſe ſetzte der Baron hinzu, um ſich blickend, geraum verweilend auf dem Cloſet: „Dieſer Kreis iſt meine Welt, und dieſe Welt iſt mein Himmel. Ein Schritt ab davon, und er ware ein Traum. Ich ſehe nie Menſchen. Ihrer nie zu bedürfen, iſt der Gipfel meines Glücks. Niemand beirrt mich. Die menſchenfreundliche Regierung dieſes Landes wird meinem Entſchluß nicht entgegen ſeyn. Was vorgeht in der Welt, ſagen mir die Zeitungen; man iſt ſo mild, mir alle zu gewähren. Ich ſage Ihnen, Freunde: die da hinaus geſperrt ſind aus dieſem Zimmer, das ſind die Narren und Unglücklichen. Und überhaupt: ein Irrenhaus enthält Millionen Mahl mehr Geiſt, als die ganze übrige Welt.“

„Ich kann Sie nur anſtaunen,“ ſagte der Doctor.

„Und beneiden? wollen Sie ſagen,“ ſetzte Allwin hinzu. „Aber warten Sie!“

Er verſetzte dem Tiger einen leichten Tritt. Das Thier erhob ſich, ſtellte ſich auf die Hinterbeine, eine Höhe über Mannes, und ſchritt auf den Alcoven zu. Mit den beyden Vordertatzen öffnete er die Vorhangflügel.

Sie trat ein.

Sie.

Ich werde ſie nicht ſchildern; nie und nimmer vermögen, ſie zu ſchildern.

Sie.

Ovid würde es nicht vermögen, Raphael nicht; nicht Byron; der noch größer als dieſe: Shakeſpeare: auch der nicht.

Ich kann nur ſagen: eine Zigeunerinn!

Jetzt habe ich Alles geſagt.

Eine weiße Tunica.

Lebe ich ſo lange, als Saint-Germain gelebt und leben wird: ich werde ſchwärmen bis zum allerletzten Hauch.

Sie!

Meine Verwirrung war grenzenlos. Der Doctor theilte ſie.

Ich wankte; ich glitt auf den Seſſel zurück.

O welch' ein Glück, daß die Erſcheinung nicht mehr da war. Ewig würde ich dem Irrenhauſe angehört haben, als unheilbar.

Dem Baron ging unſer Zuſtand nahe. Gewiß, er bereute das Wagniß.

Er ſprach es auch aus. „Und," fügte er bey, „das Höchſte auf Erden iſt ein ſchönes Weib."

Unwillkührlich rief ich aus: „Die Elemente aller göttlichen Eindrücke."

„Ach, nur Zerſtreuung!"

Der Knabe ſprang heraus, und ritt im Galopp auf dem Tiger herum.

„Alſo, Doctor," ſprach Allwin, „Sie begreifen, ich bleibe."

„Aber China wird offen ſeyn," bemerkte Heaſtly; „heute, morgen."

„Ich bleibe."

Er blieb.

Bluttriefende Ankündigung.

Es iſt ein Hetzzettel. Sollen wir die Mittheilung wagen? Was werden die Vereine gegen Thiermißhandlung dazu ſagen? Pah, nur heraus damit! Es iſt ja von 1796,

dem Sterbejahr des „Hetz-Amphitheaters,“ und nicht von anno 1845. Unſer lieber Austragzettel alſo iſt in Klein-Folio, graues Löſchpapier, mit blutrother Farbe aber mit den ſtumpfeſten Lettern von der Welt ſchmählich gedruckt; beyde Seiten voll. Obenauf iſt ein länglicher Holzſchnitt: ein Löwe liegend, ein Hund mit dem Stachelhalsband, attakirend; links eine Art Hyäne, rechts ein großer Affe huckend; oben über der Einfaſſung ein gewaltiger Aar, mit dem Schnabel hinunter langend, als wolle er mit agiren. Und jetzt der Inhalt mit diplomatiſcher Genauigkeit, denn es iſt ein nicht unintereſſantes Actenſtück zur Zeit- und Sitten-Characteriſtik:

„Im k. k. priv. Hetz-Amphitheater unter den Weißgärbern wird Montag den 16. May 1796 (*)

die k. k. neue Thier-Hetzpachtung

vereinbart mit Herrn Johann Kolter (*) engliſcher Kunſtbereiter dreyfache große und merkwürdige Spectakel abhalten laſſen, und zwar um

ihre Uneigennützigkeit zu zeigen, ohne mindeſter

Erhöhung der Preiſe.

Hochſchätzbarſter hoher Adel! verehrungswürdigſtes Publicum! Die Abhaltung dieſer dreyfachen ſo großen Spectakel, ſoll ein Beweis und eine Rechtfertigung für die k. k. neue Thier-Hetzpachtung ſeyn, daß nicht Eigennutz ihr Endzweck, ſondern Sie bloß ihr einziges Ziel dahin führet, Sie Wertheſte und Überausſchätzbarſte! nicht nur angenehm zu unterhalten, und durch manche Vorſtellungen, wenn ſie auch mit vielen größeren Unkoſten verbunden ſind, zu überraſchen, ſondern der Pachtung heißeſter Wunſch, raſtloſes Beſtreben, größtes Glück, einzige bloße Abſicht, beſteht nur in dem Bewußtſeyn, bis nun,

Ihrer Güte, Ihres Beyfalls überzeugt gewesen zu seyn, diese, ja auch im mindesten nicht zu verscherzen, oder gar zu verlieren, sey der Pachtung einziges ferneres Bestreben, verbunden mit ihren bekannten thätigen Eifer, desselben immer würdiger, immer verdienstvoller zu werden.

Da diese dreyfache Spectakel-Abhaltung eine längere Zeit erfordert, so wird mit Schlag halb fünf Uhr der Anfang gemacht, und zwar wird die k. k. Pachtung mit sechs gut gewählten Kämpfen den Anfang machen; sodann beginnt der englische Kunstbereiter Herr Johann Kolter, seine Reitkünste mit seiner Gesellschaft zu zeigen, und verspricht zum voraus seine größten und stärksten Stücke zu weisen, nach dessen Ende wird auf so vielmahliges hohes Begehren und Verlangen, die Bataille von Malbrough gegeben, ein Schauspiel, welches allerdings merk- und sehenswürdig ist, und vieles großes Vergnügen verschaffen soll, und obwohl viel Kosten und Aufwand hiemit verbunden sind, so ist die k. k. neue Thier-Hetzpachtung mit dem englischen Kunstbereiter Hrn. Johann Kolter vollkommen übereinkommen, die Preise nicht wie es bey jedem der vorhergehenden Pachtungen geschah, zu erhöhen, sondern sie sind beyderseitig in Ihrer Zufriedenheit und gütigen Aufnahme ihrer Vorstellungen sattsam und hinlänglich belohnt, und bleibt Ihnen zu wünschen nichts mehr übrig, wenn Sie dieß Ihr gewünschtes Ziel erreichen.

Mit Schlag halb fünf Uhr wird der Anfang gemacht, und zwar: Erstens: Mit der großen doppelten Wolfsjagd und mehreren Hunden. Zweytens: Ein sehr starker Bärenkampf. Drittens: Der so beliebte Vollstierkampf. Viertens: Der Lurenkampf. Fünftens: Ein

noch stärkerer zweyter Bärenkampf. NB. NB. Sechstens: Zum erstenmahl eine außerordentlich große Wildschwein.

Diese von den menschenfreundlichsten (3), durchlauchtigsten, regierenden Fürsten Aloys von Liechtenstein (Plenissimo Titulo) an die k. k. Thier-Hetzpachtung frey und unentgeldlich überschickte große und mächtige Wildschwein, soll wegen ihrer Stärke und Wildheit ein allgemeines Vergnügen hervorbringen. Sie soll Anfangs mit ungepanzerten Hunden zu thun haben, nachdem sie selbe aber vermuthlich in das Reich der Thiere übergehen heißen wird, so rücken ein paar gepanzerte Schweinsfänger an, die versuchen sollen, ob sie siegen, oder ein ähnliches Loos trotz ihrer Panzer erwartet.

Nach dessen Ende beginnt der englische Kunstbereiter Herr Johann Kelter sich mit seinen Reitkünsten zu produciren, dieser, da er immer mit neuen veränderten Kunststücken, und mehreren Abwechslungen seine hohen Gönner und Zuseher zu unterhalten sich bemühet, wird sich heute besonders bestreben, Hochdieselben aufmerksam zu machen, und Hochdero Beyfall und Wohlwollen zu verdienen. Er nennt von ihm keine Stücke, um das Vergnügen zu haben, seine gnädigen Zuseher zu überraschen.

Nach geendigten Reitkünsten folgt die Bataille von Malbrough.

Während Malbrough mit seiner Suite spazieren reitet, kömmt ein Trompeter, der den feindlichen Einfall berichtet, Malbrough, dessen Heldenmuth und Tapferkeit schon bekannt sind, rüstet sich alsogleich zum Krieg, und eilt zur Schlacht, welche aber zweydeutig ausfällt. Hierauf wird zu Fuß und zu Pferde tournirt, wobey Malbrough unglücklicher Weise erlegt wird. Eine allgemeine Verwir-

rung und Bestürzung erfolgt, alles trauert, endlich wird er, als Held, mit dem größten Pomp, ganz militärisch zur Erde bestattet.

NB. Wenn Jemand nach geendigten Kämpfen Belieben trägt, wegen Mangel des Platzes, während der Reiterey auf dem Platz selbst zu gehen, so steht es Jedem allerdings frey.

Eintritts-Preise. Eine Loge für zwey Personen; 1 Ducaten. Erste Gallerie rechts; 1 fl. — Mit gesperrtem Sitz; 1 fl. 10 kr. Erste Gallerie links; 40 kr. — Zweyter Stock 20 kr. — Dritter Stock; 10 kr. Die Herren Officiers der hiesigen Garnison zahlen auf der Gallerie rechts; 30 kr.

Der Anfang ist mit Schlag halb 5 Uhr.«

Wir merken nur noch Einiges an: Zu (1): Nicht viel über ein Dutzend Mahl wurden noch Vorstellungen gegeben, denn das animalische und bestialische Theater brannte den 1. September 1796 ab. Zu (2): Die Kunstreiter Hyam, Kolter und Wieland gaben ihre Productionen auf dem Rennwege, ein paar Häuser ober der Maroccanergasse links. Zu (3): Der Ausdruck »menschenfreundlich« ist augenscheinlich nur als Unterstützung des nicht immer florirenden Pächters zu deuten. Ferner: Dieser wie überhaupt die letztern Hetzzettel haben den genialen Perinet zum Verfasser. Die Austragzettel waren in Klein-Folie; die Placate an den Straßenecken aber im größten damahligen Format.

Erinnerung an Denis.

Ehrwürdiger Barde, sey uns gegrüßt! Empfang' unsre Huldigung, hehrer Schatten!

Wenn die Begeisterung uns hinreißt zu den Worten: „entspräche Klopstock seinem Rufe, dann wäre er Denis,“ so vergib, du anspruchlose Seele!

In Denis: welch erhabner Flug bey der feurigsten gehaltensten Kraft! Welch hohe Klarheit der Ideen, des Gefühls, des Ausdrucks. Wie einfach und tief, wie wahr diese Reife und Vollendung, diese hohe Gesundheit des Geistes, gleich dem großen Naturdichter Goethe! Welch classischer Stempel!

In Denis: welche ausgebreitete Gelehrsamkeit! dies erstaunlich reiche Wissen! diese Sprachkenntniß! diese unermeßliche Belesenheit!

Solch ein Dichter, und solch ein Gelehrter zugleich: welch eine seltene Erscheinung!

Denis war einer der erfahrensten, gelehrtesten und gründlichsten Bibliographen, die je gelebt. Seine Buchdruckergeschichte Wiens ist eine Meisterarbeit. Sein Supplement zu Maittaire ist voll Forscherfleiß und Gehalt. Sein Catalog der theologischen Handschriften erhebt ihn zum ebenbürtigen Nebenbuhler des berühmten florentinischen Manuscripten-Beschreibers Bandini. Seine Einleitung in die Bücherkunde war zu seiner Zeit das vortrefflichste Handbuch.

Die „Zurückerinnerungen“ und die „Lesefrüchte,“ beyde anonym, sind für jeden Gebildeten eine Fundgrube von Schönheiten und Genuß. Der edle Verfasser zeigt sich hier nicht nur als Denker, Weiser und Critiker, sondern auch als Weltmann, als witziger Beobachter, als Freund des Scherzes sogar.

Die überaus schmackhaften Lesefrüchte (in alphabetischer Folge) liefern auch manche wichtige Materie zur Ge-

ſchichte der Literatur. So z. B. ein Gedicht Hölty's, welches wir in den vielen Ausgaben dieſes Claſſikers nicht gefunden. „Ein Lied“ ſagt Denis, im Artikel Hölty „das dieſer gute, ſanfte, im Jahre 1776 viel zu früh weggeblühte Dichter an mich ſandte, ſoll zu ſeinem Andenken hier ſtehen, weil es die Herausgeber ſeines Nachlaſſes etwa nicht gefunden haben:“

Rauſch' immer ſchneller, Donau, den Strand hinab!
Hier hält kein Laut des deutſchen Geſanges dich;
Nicht horchend fleuß, und nicht beſungen,
Aber auch zorniger durch's Gebüſch hin!
Nicht, wie du damahls, murmelnd und ſanftern Gangs,
Vorüberfloßeſt, als mich der greiſe Chor
Der Barden Suevens, meiner Väter,
Rauſchen in's Lied der Natur dich lehrte,
Und ungeſtümer du dann die Wellen hobſt,
Wenn den erſchrockenen, fliehenden Römertroß
Des Barden Horn und Lied unſichtbar
Trieb, wie der Sturmwind die leichte Wolke.
Bald aber ſchwieg's, und liederleer war der Strand
Mit allen Ufereihen, und Tannen, und
Den Blumen, welche trauerten, daß ſie
Pflücken das Mädchen kein Barde lehrte.
Doch horch! Da ſchellt von Minne das Land umher.
Sie ſang der Kaiſer, Herzog und Rittersmann,
Den reinen, wonnigſichen Frauen,
Tönten Geſänge voll ſüßen Klanges.
Da ſchell's an deinen beyden Geſtaden auch;
Viel hohe Sänger zog uns dein Ufer auf.
Vor allen nennt mein Lied den ſüßen
Schenke von Landegg. Hier an dem Strande
Sang er: „Am Rhein und Bodenſee däuchts mir trüb;
„Mir decken Nebel jeden entfernten Plan;

„Doch Vogelgeſang und ſtete Wonne
„Find' ich in Schwaben bey der Viel-Süßen.
„In keinem Lande ward mir ſo Liebes kund.
„Die ſüße Reine, gütlich und Tadels frey
„Zürt Schwabenland. Nicht Flandern, Frankreich,
„Hennegau ſah nicht ſo liebliches Antlitz."
So ſang er. Leiſer plätſchert' eſt du hinab
Begleitet vom Geſange der Nachtigall,
Und alle Blumen blühten ſchöner,
Weil ſie zum Reigen das Mädchen pflückte.
Nun aber ſchweigt's, und lange Jahrhunderte
Deckt euch, ihr ſüßen Sänger! ein ſtilles Grab.
Kein Jüngling ſucht's, und kehrt mit Blumen
Und mit Begeiſtrung zurück vom Hügel.
Fleuß hin, o Strom! und zürne! Vom Vaterquell
Durch dies mein Land, und weiter, und weiter noch
Strömſt du auf deutſcher Flur, und keiner
Ihrer Bewohner entglüht von Liedern.
Fleuß hin, und zürne! Tiefer in's Land hinab,
Wo weiter du die grünenden Wieſen trennſt,
Und deine Schiffe ſich beflügeln,
Hin an die Burg des geliebten Joſephs.
Da weilt am Strand' ein Barde, des Stammes werth,
Der des Meſſias Sänger gebar, von ihm
In ſeiner Freunde Buch geſchrieben,
Einſam und ſchweigend, voll ernſten Tiefſinn,
Und denkt auf ſeines Joſephs gerechtes Lob,
Geußt neue Glut in's lauliche deutſche Herz;
Auf jeden ſüßen Laut des Waldes
Horcht er, und zaubert uns ihn in Lieder.
Da flüſtert um ihn Oſſians Schatten oft,
Haucht ihm Geſang ein, den er uns wieder ſingt.
Heil ihm, dem braven, deutſchen Manne!
Heil dir, des Vaterlands Sänger, Sined!

Und Heil auch mir! denn deutſchen Geſchlechts bin ich,
Zwar noch ein Jüngling; aber mir ſchlägt ein Herz,
Das ganz, ſo deutſch iſt es! laut ſag' ich's,
Biedermanns Liebe verdient, und deine.
Längſt hallte ſchon zu mir dein Geſang herauf,
Und weckte meinen ſchlummernden Genius;
Da ſang ich, aber leiſen Klangs,
Daß es verflog im Geräuſch' des Stromes.
Denn noch verſuch' ich einſam den erſten Flug,
Und unbekannt dem deutſchen Geſchlecht', und dir,
Üb' ich, wie einſt zum Kampf der Jüngling,
Mich in des Haines vertrautem Dunkel,
Bis ich, geübt im männlichen deutſchen Ton,
Gleich unbeſorgt um Tadel und ſchales Lob,
Nur Deutſchen ſinge. — Rauſche, Strom, dann
Sind den Nahmen des deutſchen Jünglings."

Welch eine köſtliche Reliquie!

Denis war voll Pietät, aber dabey auch ſo voll Gemüthlichkeit, daß er es nicht verſchmähte, der Eipeldauerbriefe in einem eigenen Gedichte lobend zu erwähnen.

Er war überall glücklich, nur nicht mit ſeinem Oſſian. Der Geiſt war da, wie bey Schubarts Überdeutſchung, wohl der gelungenſten; aber die Wahl der herameteriſchen Hülle!!

Denis war kein Freund, ja eigentlich ein Widerſacher des Reimes. Auch er, wie Gott ſey Dank, noch Mancher, hält ihn für die verwerflichſte Feſſel der Phantaſie, welche, ſtatt freyen Flugs zu walten, zur jämmerlichen Magd und Sclavin eines kindiſchen Reimgeklingels herab ſinkt.

Warum dieſes lorbeergekrönten Autors kleine Schriften noch immer ungeſammelt ſind, läßt ſich ſchwer erklären.

Denis war Jesuit und blieb es. Seine allerdings gegründete Verehrung für die wissenschaftlichen Verdienste des Ordens war so innig, daß ihn dessen Aufhebung tief betrübte.

Ernst und Milde, Weisheit, Würde und Geist mahlten sich in dem Antlitz des edlen Mannes. Das Bildniß bey seinem literarischen Nachlaß ist ähnlich — ein wahrhaft „hochwürdiges.“

Denis hat noch keine, seiner hohen Bedeutung angemessene pragmatische, ausführliche Lebensgeschichte. In seinem Nachlaß befindet sich eine kurze Selbstbiographie, lateinisch. Ob der ehrenwerthe Klüpfel sie in seinem Necrologium benützt, wird sich unschwer erkennen lassen. Hormayr's Plutarch konnte nur einen Umriß geben. Wo ist der Mann unter Österreichs zahlreichen berufenen Gelehrten, der sich entschließt, unseres Denis Leben zu beschreiben? Ist kein Verleger da, der einen Preis aussetzt?!

Ein Tag in Wien vor 40 und etlichen Jahren.

(Bürgerliche Zuschrift an den Vetter Sebastian.)

Unmöglich konnte ich dir gleich bey meiner Ankunft schreiben, denn der liebe Vetter Michael ließ mich gestern den ganzen Tag nicht zu Athem kommen. Freylich kannst du einwenden, daß man zum Schreiben keines Athems bedürfe; allein, man muß doch ein wenig nüchtern seyn.

Ich kam vorgestern Abends spät hier an, und war also, wie es in guter Jahreszeit bey den Gratzer Landkutschern gewöhnlich ist, gerade drey Tage gefahren. Der

Vetter erwartete mich ſchon, umarmte mich, und brachte mich zu Bette.

Ich war um 4 Uhr wach, und weckte ihn. Den heutigen Tag, ſagte er, mußt du mir widmen, und dir Alles gefallen laſſen, was ich mit dir vorhabe. Wir frühſtücken nicht zu Hauſe. Mache deine Sonntagstoilette; in einer kleinen Stunde brechen wir auf. Ich fing an, mich in Alles zu fügen.

Wie wir an das Hausthor kommen, ſteht da ein Wagen, wie ich mein Lebtag keinen geſehen. Die vordern Räder ſehr klein, die hintern ſehr groß. Der lange, hohe, breite, vierſitzige Kaſten, im Profil betrachtet unten ganz eyrund, ſchwebt auf zwey langen, dicken Riemen, die vor und rückwärts in kleinen eiſernen Walzenrädern ruhen, um nach Belieben ſtraffer gezogen oder nachgelaſſen zu werden. Bey jedem Luftzug neigte ſich der Kaſten vorwärts oder zurück. Die Länge des Geſtells, ohne die eben ſo lange Deichſel zu rechnen, beträgt wenigſtens zwey Klafter. Rückwärts auf dem Geſtelle ſelbſt iſt ein Bret. Der Kutſchbock, ſo lang, daß ihrer Drey bequem Platz gefunden hätten, ruht unmittelbar auf der Achſe, ſo daß der Kutſcher, wie der rückwärts auf dem Bret Stehende den fürchterlichſten Stößen preisgegeben ſind. Die beyden mit einem Kummet belaſteten Rößlein haben ſo lange Stränge, daß der Raum zwiſchen den Thieren und dem Rade wohl eine Viertelklafter beträgt. Dies war ein Fiaker. »In den Augarten« rief Vetter Michael, und wir ſtiegen ein.

Die Straßen waren alle ſchon voll Menſchen, die nach dem Augarten ſtrömten; im Garten ſelbſt, in allen Gängen war ein förmliches Gedränge. Mit Mühe fanden wir noch Raum an einem großen Tiſch auf dem geräumi-

gen Eingangsplatz, um unser Frühstück zu verzehren, Jeder zwey große Kannen Caffeh mit Milch und zwey feine Brote. Die Zeche betrug 12 kr. Aus einer großen, messingenen Dose gestoßenen Zuckers konnte man nehmen, so viel man wollte. Es ertönte eine angenehme Musik von etwa 20 Spielenden, durchaus Blasinstrumente; man nannte sie „Harmenie.“ Man führte nur Symphonien, Overnstücke und classische Stücke von großen Meistern auf, von Gluck, Händel, Mozart.

Nun lustwandelten wir in dem Garten umher. Ein stetes Gedränge. Alles war festlich geputzt, so daß ich es dir nicht schildern kann; doch bemerkte ich keinen übertriebenen Luxus; sehr wenig Seide und Sammt, oder Spitzen, oder Gold, Silber und Juwelen. Alles zeigte eher von einem besonnenen, selbstbewußten Wohlstand, als von zur Schau tragender Verschwendung. Die Leute plauderten ganz laut, lachten, sangen, waren außerordentlich gesprächig und heiter. Vetter Michael zeigte mir alle Einzelnheiten des Parks. Besonders interessirte mich das kleine Wohnhaus des unvergeßlichen Kaisers Joseph. Der Augarten wird fast täglich und sehr stark besucht, wiewohl gar keine Restauration vorhanden ist, als die des Hoftraiteurs.

Es war 11 Uhr vorüber, und wir kehrten zu Fuße nach der Stadt zurück. Etwas nach 12 Uhr befanden wir uns auf dem Graben, wo man in der Masse von Menschen kaum gehen konnte. Hier und auf dem Kohlmarkt musterte sich die schöne Welt. Das dauerte noch eine Stunde. Michael zeigte auf ein Haus an der Ecke der obern Bräunerstraße. Da las ich auf einer Tafel an dem Balcon: „Gasthaus aller Biedermänner.“ Der Vetter

ſagte: unter die Biedermänner, glaube ich, gehören wir auch; da wollen wir Mittag halten.

Das thaten wir denn auch. Der Gaſtwirth muß ſelbſt ein Biedermann ſeyn, denn wir hatten wohl acht vortrefflich zubereitete Speiſen, dazu eine Halbe guten Wein und zahlten nicht mehr als 30 kr. die Perſon. Deſſen ungeachtet hatte der Vetter noch Manches auszuſetzen, was ich mir nicht erklären konnte. Wir wollen jetzt, ſagte er, bey dem berühmten Hugelmann Caffeh trinken; und nun wandelten wir zum rothen Thurm hinaus über die gelb und ſchwarz angeſtrichene Schlagbrücke. Gleich das erſte Haus rechts war unſer Ziel. Von einem grünen Holzgitter eingeſchloſſen ſtehen ein paar Bäume und einige Tiſche. Wir traten in das niedere Gemach und nahmen Platz. Der Tabakrauch aber von zwey oder drey Herren ward uns wie mehreren Andern, bald läſtig; und wir ſtürzten uns in den Strom des Publicums dem Prater zu, durch die Jägerzeile, eine Straße, die von einer ſtattlichen Caſtanienallee beſchattet iſt.

Um dir nun, lieber Sebaſtian, den Prater zu ſchildern, mit all ſeinen Herrlichkeiten, dieſe Welt voll Ergötzlichkeiten: dazu gehört mehr Zeit, als ich jetzt habe. Das muß der Gegenſtand eines eigenen Briefes ſeyn. Ich bin noch zu erfüllt, faſt berauſcht von dieſem Ocean von ſinnlichen Eindrücken. Einiges aber muß ich dir doch jetzt ſchon ſagen, damit dieſe merkwürdige Rubrik nicht ganz übergangen werde.

In der Fluth von Hunderten von Equipagen und Reitern, von Tauſenden, ja vielen Tauſenden von Fußgängern wogten wir ein paar Stunden umher. Ermüdet, voll Staub und Schweiß, ſchlugen wir uns durch, Labung

zu ſuchen. Hunderte von Tiſchen zeigten ſich da beſetzt von fröhlichen Zechern.

Viele ehrſame Bürgersmänner, die vor Tiſch irgend eine feyerliche Function gehabt hatten, zeigten ſich hier in ihrer ſchönen Uniform von dunkelblauen Röcken, hochroth ausgeſchlagen, eben ſolchen rothen Beinkleidern und Giletts, und goldbordirten, dreyeckigen Hüten. Dieſe letztern, die Röcke und die Säbel hatten ſie an die Baumäſte gehängt, und ſchmauſeten und tranken ſichtbaren Wohlbehagens voll mit offener Weſte. Beym Papagey ließen auch wir es uns wohl geſchehen. Backhühner und Salat waren allenthalben zu ſehen: wir folgten dem wirklich guten Beyſpiel. Vier Muſiker ſpielten auf einem kleinen Orcheſter, das nicht mehr als vier Perſonen faßt, auf Blasinſtrumenten eine kleine Harmonie. Vetter Michael erzählte mir, daß bey dem Papagey und dem benachbarten wilden Mann jährlich 22,000 Paar Hühner conſumirt zu werden pflegen, und das natürlich nur während eines halben Jahres.

Da ich Tags darauf ſchon abzureiſen hatte, ſo wollte er an dem heutigen Tage mir noch alle möglichen Unterhaltungen verſchaffen, und ermahnte zum Aufbruch nach der Burgbaſtey. Über zwey Wälle führte eine kleine, grüne Brücke, die zu der Zeit, als der nachmahlige Cardinal Rohan in Wien Geſandter war, eine merkwürdige Rolle geſpielt hatte. Die gewöhnliche ſanfte Harmoniemuſik tönte uns einladend entgegen. Durch kleine Alleen junger Ruſtenbäume traten wir in ein groſſes Zelt und verzehrten ein Glas Gefrornes, welches uns der alte Inhaber, der Caffehſieder Milano vom Kohlmarkt perſönlich präſentirte. Das Publicum wandelt hier in einem Cirkel, beym Ein-

gang des Zeltes durch; man beliebt das die Ochſenmühle zu nennen.

Jetzt war es Zeit, in die Comödie zu gehen. Im Schikaneder'ſchen Schauſpielhauſe auf der Wieden im Freyhauſe wurde heute des göttlichen Mozart göttliche Zauberflöte aufgeführt. Du kannſt denken, lieber Sebaſtian, wie mich dies Meiſterſtück entzückte. Insbeſondere war das der Fall bey der wunderſchönen Stimme der Pamina, einer gewiſſen Anna Gottlieb, für welche Mozart dieſen Part eigens geſchrieben hatte. Hingegen mit Schikaneder ſelbſt, als Papageno, konnte ich mich unmöglich vertragen. Denke dir einen Papageno ſechs Fuß hoch, eine Klafter im Durchmeſſer, mit einem gewaltigen Speckhals! Der Beyfall war ſtürmiſch, und ich ſtimmte weidlich mit ein. Dies Theater wird nächſtens hinüber an die Wien dislocirt werden, woſelbſt das neue Schauſpielhaus ſchon im Bau begriffen iſt.

Um zu ſoupiren, führte mich der Vetter in den Saal auf der Mehlgrube. Es wurde getanzt, aber faſt nur Menuette; zuweilen ein wenig Langaus.

Mitternacht war da. Von der ununterbrochenen Reihe all dieſer Genüſſe war ich erſchöpft. Wir fuhren in einem eben ſo langen Fiaker nach Hauſe. Noch heute ſchwindelt mir der Kopf.

Wiener Buchhandlungen vor ein Paar Dutzend Jahren.

Da haben wir ſie Alle! Nehmen wir ſie ohne Wahl; das iſt das Leichteſte, Unverfänglichſte. Wir brauchen nur ein wenig in der Stadt herumzuſteigen in der innern

Stadt, denn in den Vorstädten gibt es keine. Warum denn?

Da haben wir die Wappler'sche, im Seitzerhofe, in einem niederen, muffigen Laden. Man muß über Estrichbalken klettern; rückwärts in den Hof hinaus zum Glück zwey helle Fenster. An dem einen sitzt der ernste, wackre, einsichtsvolle Heubner, und buchhaltert. Vorn an der Gassenthüre pflegt hinter einem Glasverschlage Wappler seine großen Buchstaben zu mahlen. Er ist aber noch nicht da; es ist erst halb eilf. Doch siehe: da watschelt er heran von seinem Mölkerhof herüber. Schwer, schwer wird dem alten dicken Manne das Gehen, und die Leder-Camaschen schlottern. Kalt und einsylbig grüßt er seinen eben so dicken Compagnon Beck, einen sehr anmuthigen Mann. Kunden kommen viele; es ist guter Verlag da, ziemlich reichhaltiges Commissions-Gut, von den Sosiern Sortiment genannt. Es ist kein Platz in dem engen, niedern Laden, nicht zum Gehen, nicht zum Stehen; man retirirt sich auf ein colossales Rohrsessa. Zeitlich, keuchend, pruhstend schlürft der würdige Wappler zu Hause sein Gläschen.

Ein Paar Dutzend Schritte rechts hinüber auf dem Schulhof, in dem jetzigen Tauer'schen Locale: da haben wir Rudolph Gräffer und Comp. Das ist ein mächtiges Geschäft. Nicolai, Weckherlin, andere Reisebeschreiber überschütten es mit Nimbus, nicht minder den Chef selbst. In diesem Laden findet man Alles; es ist eigentlich eine Großhandlung; es ist zugleich das Gelehrten-Casino. Der Chef ist einer der stattlichsten Männer, edel im Wesen, viel gereist, kenntnißvoll, industriös. Er hat in Österreich das erste Velin-Papier und das letzte Geld fabricirt. Er war zu glücklich; dann zu unglücklich. Fast immer ist er

auf ſeinen Beſitzungen, und treibt Öconomie und weiß Gott, was noch. Indeß waltet die Compagnie; der Dichter Blumauer. Der iſt einerſeits recht fleißig; er iſt ein guter Bibliograph, was noch gar nicht gewürdigt. Sein notenreicher Catalog iſt beſſer, als ſeine Äneide; aber Hormayr in ſeinem Wien thut ihm zu weh. Eine Menge Commis treiben ſich in dem Laden, in den Magazinen, im Ausland herum. Wie einſt an Boerhaave kam ein Brief aus dem tiefſten Indien, bloß an die und die Handlung „in Europa“ adreſſirt, pünctlich an. Das mahlt das Ganze, von dem nun keine Spur mehr da, und das mahlt das Schickſal. Sein jüngerer Bruder Auguſt (zuerſt Tuchlauben, zuletzt Freyung) trieb Antiquariſches, verlegte ſich auf Militär-Literatur, gründete 1790 den Militär-Schematismus, ihn bis 1814 redigirend und druckend, gab die Geſchichte der Regimenter heraus.

Da haben wir auf dem Graben den nachmahligen Ritter von Mösle; er iſt ſo klein und zart, wie der Laden ſelbſt. Er iſt, ſchon aus der ſalzburgiſchen Heimath kommend, geputzt, voll Ringe und voll Redſeligkeit; der Laden ein Spiegel-Cabinet. Die Friſur, der Pelz ſind köſtlich. Mösle iſt klug; er verlegt ſich auf juridiſche Geſchäftswerke.

Schauen wir hinüber: da haben wir den Edlen von Trattnern in ſeinem weltbekannten coloſſalen Gebäude, einer Stadt in der Stadt. Der Laden, von deſſen Local, das vorlängſt Haslinger'ſche ein Theil, iſt mehr eine Halle; hohe Marmor-Durchgänge mit zierlichen Eiſengittern. Von dem ungeheuren Verlage ſind natürlich nur wenige Exemplare in dieſem Kaufgewölbe ſelbſt, die Schulbücher ausgenommen. Der Chef konnte nicht häufig zugegen ſeyn;

die ſechs Druckereyen, die acht Filial-Buchhandlungen beſchäftigten ihn anderwärts. Er war ein ſehr ſchöner intereſſanter Mann. Das jetzige Transporthaus war eine ſeiner Druckereyen.

Da haben wir Schaumburg, noch in dem alten Hauſe. Er hielt das ſtärkſte Sortiments-Lager, viele Jahre hindurch immer complet; im Franzöſiſchen war er lange der ſtärkſte; der Verlag von wenig Bedeutung. Sein Handel in der Bancozettelzeit war ungeheuer; Bohm, der Compagnon, ein ſehr genauer, emſiger Controllor; das Perſonal war ausgezeichnet. Schaumburg hatte leicht, das jetzige Haus bauen. Im vorigen ein ziemlich dunkler, tiefer, niederer Laden: das war die Münzſtätte.

Schaumburg's frühern Rivalen im Franzöſiſchen haben wir an Degen im kleinen Michaelerhauſe, der Reitſchule gegenüber. Ein nicht großer, aber freundlicher, elegant meublirter Laden, noch mit den Porträten Voltaire's, Rouſſeau's, D'Alembert's ꝛc. verziert; das Holzwerk mahagoniſch. Kiſtenweiſe ſieht man da die Nova an ferne Kunden zur Einſicht verpacken, ſo, daß nichts mehr zurückkommt; alle Augenblicke ging eine Kiſte an die Königinn von Neapel. Degen hatte Verdienſte um die Typographie; ſeine Drucke zeichneten ſich aus: Muſarion, Uz; er glaubte nachdrucken zu müſſen. Durch ihn entſtand die Staatsdruckerey, und er ward geadelt. Er war ein angenehmer Mann von Verſtand und etwas Bildung und Geiſt.

Da haben wir Binz auf dem Stephansplatze, zuletzt in der Schulenſtraße, mit ſeinem unermeßlichen Antiquar-Lager, ſtammend aus der Zeit der Klöſteraufhebung. Der Laden (im Zwettelhof) vollgepfropft und finſter, ein Bild

des Cynismus, wie die Persönlichkeit Binzen's selber. Die Masse seines Vorraths, in verschiedenen Magazinen ist enorm. Er ist in seinen Preisen billig, und setzt schon deßhalb viel ab, weil er viel hat. Als Käufer aber ist er karg genug; er ist dieß auch in seiner Lebensweise bis zum Original à l'anglaise. Ein großer, starker Mann. Er hat Medicin studirt. Er wurde ziemlich alt.

Da haben wir Anton Doll, zuerst in der Goldschmied-, dann in der Bischofgasse. Ein Mann voll Tact, das Temperament des Publicums kennend, wie kein Anderer. Was er druckte, mußte gehen, und ging. Der verstand die Zeit. Von seinem kleinen, finstern Laden aus leitete er Alles, und mit Leichtigkeit, mit Einfachheit und gewaltigen Resultaten. Aber er beschäftigte auch Talente, that Manches für die Wissenschaft.

Da haben wir den reellen, biedern, durchaus würdigen Schalbacher. Er ist sehr belesen; er ist gelehrt, sprachenbewandert, Orientalist, Bibelkenner. Seine Handlung hatte er Anfangs auf der Freyung im Straußen, in der Flanke, gerade da, wo nachmahls Härter. Ober der Firma-Tafel sieht man Gold auf Schwarz gemahlt, eine offene Bude mit Büchern, in der ein Männlein. Wirklich hielt Schalbacher zur Marktzeit auf der Freyung (wie Tröscher aus Grätz), dann auf dem Hof eine sogenannte Hütte. Er wirft sich mit Energie und Erfolg auf den französischen und englischen Handel, und blühte fort und fort, stattlich, geehrt, geliebt, Alles mit dem vollsten Rechte.

Da haben wir den noch ältern Haselmayer, eine Art Original. Ein kleiner, finsterer, vollgestopfter Laden in der Schulenstraße birgt ihn. Da huckt er, und macht calligraphisch Cataloge, bibliographische Sy-

leme, Auszüge aus Büchern. Er ist Kenner, starker Kenner älterer Autoren und Ausgaben; mit den neueren Autoren will er nichts zu schaffen haben. Handelsmann ist er nicht; kaum mag er etwas verkaufen; er braucht wohl etwas mehr, als nichts. Ein lieber, grundehrlicher Mann. Er hatte einen italienischen Kalender herausgegeben, einige Jahrgänge. Classiker, Patres, Philologen, Alles alt, waren seine Artikel. Selbst Liebhaber, sammelte er auch für sich.

Da haben wir, gerade mit dem ersten Jahre des neuen Jahrhunderts einen neuen Sofer an Geistinger, aus Prag kommend, Calve's Schwager. Geistinger macht auf im Straußgäßchen, im Colleredischen Hause; da verwandelt er in der Geschwindigkeit einen Stall in eine Buchhandlung. Er packt die Sache mit gewaltiger Kraft an, und das Glück begünstigt ihn noch gewaltiger, Jahre lang, im Sortiment, im Verlag, in Allem. Er griff tüchtig um sich; in Baden, bey Wien, später in Agram, Triest, etablirte er Filial-Handlungen. In der abseitigen Stallung gedieh er; auf dem wimmelnden Kohlmarkt versank er. Wo ist seine Spur?

Da haben wir noch: Camesina, untere Bräunerstraße, geleitet von N. N. Beck, bey dem der damahls schon alte Kupffer im Leipziger Buch wühlte bey einer alten Lampe; Sammer (am Kärnthnerthor), Verfasser einer guten englischen Sprachlehre, früher selbst englischer Sprachmeister, englische Classiker druckend, gut den Antiquarhandel treibend, Gründer der Zeitungsbeylagen, aus denen er oft Alles verkauft; Gerold (Vater, Dominikanerplatz), bey dem der umsichtige, fleißige Wimmer waltet; Aloys Doll (Stephansplatz), Mediciniſches nachdruckend; Rehm (bald

dort, bald da, zuletzt auf dem Schulhof), Verleger des Toleranzbothen, der Eipeldauerbriefe ꝛc. von N. N. König geführt; Wallishauſſer (Vater) auf dem Kohlmarkt, nach der erſchöpfenden Landbibliothek Theatraliſches druckend; etwas früher Hörling (Bognergaſſe), allerhand treibend und nicht lange; Öhler, ein wackerer, kenntnißreicher, fleißiger Mann, Buchdrucker und Schriftſteller, ehrenwerth und liebenswürdig, zuletzt in der Spiegelgaſſe (Caſino), wo er den Bruder des Claſſikers Klopſtock zum Gehilfen. Haas unter den Tuchlauben, früher auf dem Schulhof, voller Nachdruck.

Da haben wir ſie ſo gut als Alle; der Buchhandel war damahls noch ein Handel. Will man Näheres über dieſen oder jenen dieſer ſogenannten Hebammen der Literatur wiſſen, ſo ſchlage man ihre Artikel in unſerer National-Encyklopädie auf.

Wien wie es nicht iſt.

(Neues Alphabet.)

Aufſchriften

der Kaufläden und dergleichen. Ihre Correctheit wird durch nichts übertroffen. Seit Menſchengedenken weiß man keine ſo argen Schnitzer, wie die auf den zwey Tafeln beym „Faſſel“ auf dem Kohlmarkt, welche aber auch ſchon verſchwunden. Auf der einen ſtand: Zum Modeband; auf der andern: Bureau muſikaliſcher Angelegenheiten. Statt: Modestand; Ungelegenheiten. „Beyn grin Baberl;“ „verſchiedener Duwag iſt hier;“ „Gude Polageln,“ und dergleichen delicióſe Sachen lieſt man leider nicht mehr. Denn mit der Calligraphie iſt auch die Orthographie eingezogen.

Bibliotheken und Buchhändler.

Eine Bibliothek beſitzt faſt Jedermann; ſo unbemittelt er auch wäre. Es gehört zum unerläßlichſten Bedürfniß. Eher würde man ſich eine Sammlung von Tabakpfeifen oder Doſen verſagen; eher würde man auf eine Speiſe, auf ein Kleid, auf das Theater ꝛc. verzichten. Es beſtehen daher noch immer zu wenig Buchhändler; und dieſe müſſen deßhalb par force reich werden. Zuweilen wird ihnen der ganze Vorrath ihres Ladens von einer und derſelben Perſon auf einmahl abgekauft, und Alles contant. Es herrſcht in Wien eine wahre Manie zu leſen und zu ſtudieren. Sehr viele Leute thun den ganzen Tag und die ganze Nacht durchaus gar nichts Anderes als leſen und ſtudieren.

Converſation.

Sie iſt fein, verſteht ſich. Geſchichte, Literatur, Kunſt, Philoſophie, Critik, Welthändel, Wiſſenſchaft überhaupt ſind die Objecte. Um dieſe bewegt ſie ſich mit Leichtigkeit, und ſo gut als ausſchließlich. Von materielleren Dingen; von Speis und Trank, von Liebesſachen, von Muſikweſen und Comödieſpielen, vom Tanzen, Reiten, Fahren, Putz- und Möbelweſen iſt daher faſt nie die Rede. Man converſirt ſo laut und lebhaft, daß von der ſtets anweſenden Muſikbande faſt gar nichts zu vernehmen iſt, denn deren Töne werden vom Geſpräch ganz verſchlungen. Eine Eigenheit iſt noch die: Sind irgendwo zehn Tiſche, und finden ſich nach und nach zehn Gäſte ein, ſo hucken ſie ſich richtig alle zehn an einem und demſelben Tiſch zuſammen, denn die Geſelligkeit und Plauderſucht ſind außerordentlich.

Durchhäuser;

Durchgänge. Deren gibt es seit einigen Jahren mehr als jz. Ihre Anzahl steigt fast täglich. In einer langen Straße, die keine Quergasse hat, da denkt man oft verlangend: ach wäre hier ein Durchgang! Aber siehe! da ist ja einer; gestern ist der Durchbruch fertig geworden. Allerliebst. Es lebe der Hauseigenthümer. Daß dabey alle längst bestehenden Durchhäuser unverrammelt bleiben, versteht sich von selbst. Es ist also augenscheinlich, daß der Egoismus von Tag zu Tag abnimmt, indem die Hausbesitzer den kleinen Miethbetrag eines Gassenladens dem Vortheil des Publicums bereitwilligst aufopfern.

Erziehung

Die Kinder sind die Ältern, weil die Ältern sind die Kinder.

Gehen.

Mit dem Gehen geht es gut. Man läuft weder, noch rennt, oder springt man. Man macht es den Pferden nicht nach, die übereinkömmlich ausbiegen. Man läuft einander den Weg nicht ab; man springt einander nicht vor. Man setzt nicht über Ecksteine weg, dreht sich, in schneller Wendung, auf den Ballen oder Absatz nicht herum wie die Soldaten. Man wandelt ruhig, gemessen, bedächtig; und obwohl kein Städter so elastisch wie die Wiener, keine Städterinn so elastisch, wie die Wienerinn, bedürfen sie doch dieser löblichen Eigenschaft nicht, da man auf den Straßen nie und nimmer getreten, gestoßen, gequetscht wird.

Häuſer-Conſtruction

gegen Feuergefahr. Darüber hat die kleinſte Zeitung Wiens vor Kurzem einen guten Aufſatz geliefert. Der iſt aber ſehr beunruhigend. Man erſieht daraus, daß die Gebäude Wiens eben ſo kärglich und feuerfangend conſtruirt, wie jene Hamburgs, wie jene der meiſten deutſchen, faſt aller ſchweizeriſchen. Faſt Alles von Holz, blutwenig von Steinen oder Ziegeln oder Eiſen. Man erſieht daraus, daß wir keinen Augenblick ſicher ſind, in Flammen aufzugehn mit Allem, was uns das Liebſte, z. B. mit unſern alten und jungen Frauen. Man erſieht daraus, warum jede Woche 2—20 Straßen totaliter zuſammen brennen à la Conſtantinopel. Man erſieht daraus, daß jedes Gebäude Wiens nichts iſt, als ein höchſt bedenklicher Patient; kommt der Brand dazu, ſo iſt er verloren. Man erſieht ferner daraus, daß kein Arzt Brand heißen ſollte.

Häuſer-Nummerirung.

An der Ecke jeder Gaſſe, unter dem Rahmen derſelben zu beyden Seiten, ſind die Nummern angemerkt, wie ſie hinab- und herauflaufen, wodurch das bis zur Verzweiflung läſtige Aufſuchen der Nummern erſpart wird.

Kochbücher.

Mit dieſen iſt es, wie mit dem Wegweiſer durch Wien (ſiehe den Artikel): es gibt leider keine. Man ſeufzt nach einem Kochbuche: es iſt keines da. Die wirthlichen kochkunſtluſtigen Schönen verzweifeln, da es keine Anleitung gibt. Denn auch jenes berühmte Gartler-Hickmann'ſche Kochbuch iſt vergriffen. Man ſagt, es ſeyen davon nicht weniger als 37 Auflagen erſchienen; aber das iſt Bosheit;

man will den Wienern Eins anhängen. Es ſind nähmlich nicht 37, ſondern nur 36 Auflagen an's Licht getreten.

Lachanſtalt.

Keine Stadt der Welt, alſo auch keine Weltſtadt beſitzt eine Lachanſtalt, außer dem Städtchen Wien. Von dieſem Städtchen iſt dieſes Inſtitut erfunden worden. Es befindet ſich in der üppigſten Blüthe, denn es iſt eine Anſtalt, in welcher alle nur erdenklichen Dinge vorkommen und getrieben werden, welche Lachen erregen. Sie iſt auch Arzney und wird von den Doctoren häufig verſchrieben: **Recipe** jede Woche zwey Lachanſtalt-Viſiten. Mit düſtern Blicken, mit hängenden Mäulern, gebücktem Haupt, mit troſtloſen Mienen ſchleichen die Leute in dieſes Inſtitut. Mit leuchtenden Augen, vollwangigen Geſichtern, aufrechtem Kopf, von Luſt und Heiterkeit ſtrahlend, lächelnd und lachend, luſtig lebendig kommen ſie wieder heraus.

Plätze, öffentliche.

Plätze viel, und Platz wenig, obſchon ſie ganz frey, durch Säulen, Springbrunnen ꝛc. nicht unterbrochen. Der größte iſt in einer Vorſtadt vor dem Burgthor und heißt Platzel. Man hat die fire Idee, jene ſey die ſchönſte Stadt, welche die größten Plätze, alſo die wenigſten Häuſer. Es kann nicht wohl eine ſchönere Stadt geben, als das Marchfeld.

Plusmacherey,

die Krankheit großer Städte iſt hier völlig unbekannt. Jedermann will weniger ſcheinen als er iſt, und befindet ſich wohl dabey, denn er lebt wohlfeiler, zufriedener, und länger mit den Eigenſchaften ſeiner Bildung, da er die Erwar-

tung, und Vorausſetzung der Leute nur übertreffen kann. Die Minusmacherey iſt ein Characterzug der Wien

Sanitätswidrigkeit.

Davon findet man an den Häuſern nirgend Etwas angeſchrieben, vermuthlich weil man einſieht, daß die Beobachtung ſelbſt ſanitätswidrig wäre. Du armer Tycho von Brahe!

Schuſter.

Eine Eigenheit Wiens. Man hat kein Beyſpiel, daß unter allen Einwohnern dieſer Stadt je einem einzigen ein Paar Stiefel geliefert worden, die nicht gepaßt, alſo weder zu eng, noch zu weit, weder zu kurz noch zu lang ꝛc. Die Zeiten ſind vorüber, wo man 30 Paar haben mußte, ohne in einem einzigen ordentlich gehen zu können. Wo iſt ein Wiener, der ſagen könnte, er gehe ſchlecht in ſeinen Stiefeln? Der trete auf, der Verläumder, der Unglückliche! Wo iſt ein Wiener, der ſagen könnte: ich laſſe meine Stiefel fortan in Peſth machen, oder in Grätz, oder in Mailand? Der trete auf! Hinwieder: wo iſt eine Wienerinn, die ſagen könnte, meine Schuhe ſind mir zu eng? Dieſe trete auf, wenn ſie auftreten kann. Laſſen wir das, und ſagen: Schuſter bleib' bey deinen Leiſten!

Sonntag.

„Immer iſt's Sonntag! immer dreht ſich am Herde der Spieß" ſagt ein Dichter. Dem iſt aber nicht alſo, bis auf den Spieß, der ſich wirklich noch dreht, obſchon an dem Gebratenen nichts wahrzunehmen von einem Spieß. Anſonſt iſt nicht immer Sonntag, am Wenigſten, was

den Anzug betrifft. Weil man eine vernünftige Oeconomie beobachtet, trägt man feinere Kleider nur an Sonn- und Feyertagen, was bey Geschäftsleuten ganz in der Ordnung. Man schont die Kleider, obschon sie äußerst wohlfeil sind. Vergleiche Plusmacherey.

Wegweiser

(nicht Weg — Hinweg — Weiser, sondern Wege- oder Wegesweiser) hat jede Stadt im Überfluß; so eine Beschreibung, einen Fremdenführer, einen Cicerone ꝛc. Wien aber hat Noth. Wien hat eine halbe Million Einwohner. Unter diesen ist noch mancher, der keinen Wegweiser hat. Die unzähligen Führer anderer Städte sind wirklich Wegweiser; jeder weiset von den andern weg, und winkt auf sich selber zu. Zu wenig haben, ist auch zu viel; es rächt sich.

Wein.

Da er keine Spur von Verfälschung an sich hat, und überaus wohlfeil ist, so trinkt alle Welt Wein, und baut alle Welt Wein. Man rottet die Äcker und Erdäpfelfelder aus, um Wein zu pflanzen.

Weißenbach.

Du schwungvoller Sänger, Du sturm- und drangerfüllter Kraftgenius: warum ist denn gar keine Rede mehr von Dir! Warum gibt man deinen herrlich duftenden „Brautkranz“ nicht mehr? Du brüllender, flammender Leu, heiligen Zornes voll gegen den, der damahls der einzige Gewaltige war auf Erden! Aber auch Du inniger, süßer Dollmetsch zärtlicher Gefühle! Endlich, Du, Du

gottbegeisterter Barde des „heiligen Augenblicks,“ der vielleicht selbst Dein höchster: bist Du denn vergessen? Sohn der Berge! warum sammeln Dich nicht Deine Brüder? —

Daß Weißenbach ein leidenschaftlicher Bewunderer Beethoven's war, begreift sich: ihre Naturen waren verwandt, sogar physisch, da der Tyroler eben so schwerhörig war. Beyde waren mannhaft, unumwunden, frey, biederbe Gestalten. 1814, als Weißenbach nach Wien kommt, gibt man „Fidelio.“ Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfüllt ihn, den Meister des unsterblichen Werks persönlich kennen zu lernen. Wie er nach Hause kommt, liegt eine Einladungskarte Beethoven's auf dem Tisch. Beethoven selbst war da gewesen. Welch ein geheimnißvolles, magnetisches Spiel befreundeter Geister! Des andern Morgens ward ihm Kuß und Händedruck. Man konnte dann oft mit ihnen zu Tische seyn, im römischen Kaiser, in den Zimmern zu ebener Erde. Doch flößte es Wehmuth ein, wenn sie Beyde so schrien. Genießen konnte man sie also nicht recht. Sonderbar: in einer kleinen Stube, wie im Gasthaus zur Rose in der Wollzeile, hörte Weißenbach viel besser, sprach er sich frischer und leichter. Sonst der stoffreichste, gemüthlichste, lebhafteste, liebenswürdigste Gesellschafter. Ein blühender alternder Mann, stets reinlich, und recht elegant gekleidet. Welch gelehrter Arzt er war, wird nicht vergessen werden.

Klopstock's Bruder.

(ja hätte Klopstock Weißenbach's Ader gehabt und ein wenig von der Klarheit Denis's), sein leiblicher Bruder, Ernst, war Antiquarbuchhändler in Wien; außer Binz da-

mahls (gegen die neunziger Jahre zu) auch Wallishausser, Weiß, Grund und verschiedene Buchbinder; der krumme, auf Krücken gehende F. Rath, ein ausgedienter Schulmeister, durch Blumauer's Verwendung als Krämer, Anfangs im tiefen Graben. Es ging aber nicht so gut, wie mit seines Bruders Versen, mit denen es ursprünglich auch sehr holperig und unlukrativ gegangen. Der Bücher-Antiquar Klopstock schloß sich sofort an den Buchdrucker und Kleinverleger Öhler an, der ein sehr unterrichteter, fleißiger, kreuzbraver, herzenslieber Mann war; geschickter, thätiger Schriftsteller, Oheim unsres distinguirten Hof- und Gerichts-Advokaten Etz. Klopstock, einerseits, hätte nichts Besseres thun können, da war er in guten Händen. Allein Öhler hatte kein Glück, und sein Compagnon hatte auch kein Glück. Sie hielten zuletzt einen Laden in der Spiegelgasse, im Casino. Mit dem Antiquarisiren war es so gut als vorbey. Klopstock besorgte Druckcorrecturen und kleine Schreibereyen. Ein Spaß ist dieses: die Federn schnitt er sich nur, wenn es regnete, und stark regnete. Dann stellte er sich mit unbedecktem Kopfe hinaus auf die Straße, über das Rinnsal, spreitzte die Beine auseinander, wie der rhodische Coloß, ließ die Fluthen durchrauschen, die schmutzigen weißen Zwirnstrümpfe besuhlen, und hielt die zu schneidende Feder hoch auf, über den Kopf, und schnitzelte und zwickte daran. Es ist curiös; bey dem andern Klopstock wäre es interessant gewesen, und seltsamiglich, jedenfalls sehr wichtig zu deuten.

Gretzmiller,

Franz v., ist als Autor zwar nur durch eine Geschichte Österreichs bekannt, die keinen sonderlichen Werth hat, durch einige Aufsätze in Hormayr's Archiv ꝛc.! aber sein Andenken sollte man doch aufbewahren, da er manche literarische Vorzüge besaß. Er hatte eine feine Erziehung, war sehr wissenschaftlich, redete und schrieb 5 bis 6 Sprachen; war, was so selten, ungemein belesen, und überhaupt ein Mann von Talent, von schönem Humor, lebhaft, heiter, geistreich. Er verwendete sich aber durchaus nicht, nie und nirgend. Als Beamter, der er war, hätte er es sonst weit, sehr weit bringen können. Sein wirklich gar zu arger Cynismus stand allerdings auch gar sehr im Wege. Wein, Tabak und noch Manches. Eines Abends, ziemlich spät, besucht er einen Freund. Der ist eben mit einem Manuscripte von Janitsch, Kriegsfälle von 1809 beschäftigt. Es muß eine Vorrede dazu gemacht werden, denn Janitsch selbst schrieb jämmerlich. Unter seinem Porträt nannte er sich: scriptor rerum austriacarum, im Wortsinn, ja: „Schreiber“ österreichischer „Sachen.“) Gretzmiller hört das; entdeckt eine zwey Maß haltige Branntweinflasche auf dem Ofen (die einen besondern Zweck); sagt kein Wort. Man plaudert bey einer Bouteille Wein. Der Freund geht zu Bett. Der Gast bleibt da. Des Morgens, siehe, die Branntweinflasche ist leer; die Vorrede liegt auf dem Tisch, der Verfasser ist fort. Man kann sie noch lesen; sie ist allerliebst. Schade um die edle Natur! Er starb, wie Thümmel, wie Kanne und noch ein Unsriger, buchstäblich mit der Flasche in der Hand. Traurig,

ſich durch Getränke begeiſtern! Die beſte Begeiſterung iſt die Nüchternheit; friſch des Morgens.

Enk.

Würdiger, unvergeßlicher Enk! Ruhe ſanft! Deine „Melpomene“ wird machen, daß Du nicht ſtirbſt. Du warſt ein tüchtiger Humaniſt, und verſtandeſt zu ſchreiben: ruhig, ſicher, gediegen, klar, geſchmackvoll. Enk war unſer St. Evremont. Die franzöſiſchen Verleger verlangten ſeiner Zeit unaufhörlich: ſchreibt Uns St. Evrements! Enk war wirklich Gelehrter: er füllte ſein Fach aus: ein ſtarker Spanier; in der That „critiſche Autorität,“ und doch die Anſpruchloſigkeit ſelbſt. Unter ſeine Eigenheiten gehört, daß er Uhland's Gedichte nicht geleſen; allerdings ein Bischen erſchrecklich für einen Äſthetiker ſeines Ranges! Jeden September brachte er ein neues Manuſcript mit nach Wien, jeden September fouragirte er in Wien Autographe bey ſeinen Freunden, unter denen der geniale Halm, ſein Schüler. Er ſammelte mit Leidenſchaft Selbſtſchriften, aber mit dem eiſenfeſten Grundſatze: nur gratis. Merkwürdige Stärke! Ein paſſionirter Sammler; Leſſing noch nicht haben, um 5 fl. haben können; und nein! In den letzten zwey drey Jahren begann Enk zu verfallen, körperlich und geiſtig. Seine Briefe erweckten Schmerz und Trauer; Manches, was er drucken ließ, auch. Seine Beurtheilung von Hebenſtreit's äſthetiſchem Lexicon in den Jahrbüchern der Literatur (in die er früher ſo viel Werthvolles geliefert) iſt geknickt, nervenlos, zerriſſen; eine Ruine. Wohl iſt herausgehoben die factiſche Erudition des Autors, der Umſtand, daß das ganze ſtattliche, mächtige

Buch von ihm ſelber ganz allein gedacht, gearbeitet, da er ſämmtlicher Zweige Kenner u. ſ. w.: aber die Bemänglungen: Gott, wie linkiſch, krankhaft, geſchraubt, kindiſch und arm. Enk war untergegangen.

Löſchenkohl.

Über dieſen unbeſchreiblich induſtriöſen und thätigen Kunſthändler iſt noch Manches zu ſagen. (Man kann ſehen: Wiens Kunſthandlungen.) Seine Hauptſpeculation ging auf die Benützung des Augenblicks, der Gegenwart. Wie es Gelegenheits-Autoren gab und gibt, ſo war Löſchenkohl der Gelegenheits-Bilderfabricant; oft ſchon anticipando. Es hieß: der ruſſiſche Paul werde nach Wien kommen; der Papſt, eine Geſandtſchaft aus Marocco. Schnell wurde Alles geſtochen; am Tage der Ankunft war das Bild ſchon zu haben. Alle möglichen neuen Vorfallenheiten wurden benützt: die Eröffnung der Joſephiniſchen Academie; der Luftballon; der Emſer-Congreß; die Kunſtreiter Hyam, Kolter und Wieland auf dem Rennweg ꝛc. Die franzöſiſche Revolutionsperiode gab natürlich reichhaltigen Stoff. Die Franzoſen wurden eben ſo natürlich als zaundürre, ausgehungerte, zerlumpte Vautriens abgebildet. Ein ſolcher hält eine große Weltkugel in den magern Händen, ſperrt den Rachen auf, ſie zu verſchlingeu. Zehn bis zwanzig andere, Seldaten, haben nicht die Courage, einen einzelnen öſterreichiſchen Uhlan, der auf einen Hügel ſteht, und NB. ein ausgeſtopfter iſt, anzugreifen; zwey andere Kupferſtiche in Quer-Folio: Orleans, ſterbend auf dem Bett; der Teufel bringt ihm eine Arzneyflaſche, worauf ſteht: „Trink Orleans, es iſt Blut;“ ein Reiter, deſſen

Kopf an der Stelle des Pferdekopfs, der auf des Reiters Schultern und ohne Zügel, mit der Unterschrift: „Der Franzos, das dumme Roß, ist zügellos.“ (Zeitgeschmack; manche solche Bilder wohl auch von dem Kupferstecher Aßner im tiefen Graben). Zeichnung und Illuminirung waren execrabel, wie fast alle Verlagsartikel Löschenkohls; aber was gäbe man darum, die ganze Sammlung dieser Gelegenheits-Bilder, eigentlich Caricaturen zu besitzen, oder nur betrachten zu können? Eine Schaustellung à la Prater gegen Entrée; reich könnte man werden. Löschenkohl ward es auch; die meisten solcher Bilder wurden verschlungen. Von dem Kupferstich: „Maria Theresias letzte Stunde“ verkaufte er in wenigen Tagen sieben Tausend Exemplare, das Stück zu zwey Gulden!!! Unermüdlich producirte er, wie später der industriöse, rastlose Ehrenmann Eder, wie der respectable Kraftmann Eurich in Linz vielerley Anderes: Silhouetten, Miniatur-Porträte, Kalender; legte eine Dosenfabrik, eine Fächerfabrik, eine Knopffabrik an. Löschenkohl war in dem Bergischen geboren; früher Goldarbeiter. (Kommt unten im Artikel: Kunsthandlungen wieder vor.)

Reyer

hatte wohl ungleich mehr für sich, als man anzunehmen scheint. Er war gelehrt, wenn auch à la française etwas oberflächlich; er war sehr belesen, verstand seine sechs bis sieben Sprachen aus dem Grunde: er war äußerst wohlwollend, dienstfertig, liebenswürdig; ein Biedermann. Schwächen hatte er, wie Jeder, aber verzeihliche Schwächen: z. B. ging er die Schriftsteller sogar an, ihm Ex-

was zu dediciren. Eine Menge Bücher wurden ihm gewidmet. Voltaire war sein Abgott. Einen Brief Voltaire's hatte er unter Glas und Rahmen ober seinem Schreibtische hängen. Er besaß sogar alle Editionen der Oeuvres complètes de Voltaire, ein eigenes Zimmer voll. Ein Stück Betthimmel Voltaire's, ein Steinchen von Rousseau's Geburtshaus, ihm von dem Mittheiler Dieses verehrt, machte ihn glückselig. Für die vaterländische Literatur wirkte er rechtschaffen und eifrig, wenn auch mehr anregend, und durch lediglich Herausgabe der Leistungen Anderer (H. Balbi, Denis, Anrenhoff, Choice ꝛc.), als durch eigene Hervorbringungen. Er bahnte und förderte den Verkehr mit auswärtigen Gelehrten, war deren Cicerone, daher sein Rahme im Auslande viel gewichtiger, als bey uns selbst. Dichter kann er nicht heißen. Hofsecretär war er mit Überspringung von nicht weniger als 36 Concipisten geworden, zum Lohne für seine Geschichte der Büchercensur, die er auf des Kaisers Befehl geschrieben. Er war wirklich ein guter Concipist und ein guter Secretär, nähmlich als Beamter schrieb er sehr gut, was besonders damahls ein seltener Fall. Ein paar Jahre vor seinem Tode hatte er den guten Einfall, Paris zu besuchen, und den nicht guten, über den Aufenthalt daselbst einen Brief, zwey Quartseiten, drucken zu lassen. Die Stadt Krems, sein Geburtsort, ist auf Retzer so stolz, wie auf ihren (Mahler) Schmidt, auf ihr Weiß und auf ihren Senf.

Bey Casanova dem Mahler.

Wir fuhren hinaus: Frau von P., Freundinn meiner nachmahligen Frau, und ich. Von Mödling an gingen wir zu Fuß.

Auf dem mahlerischen Wege zerfloß Frau von P. in Leid.

„Das herrliche Wetter,“ sagte sie, „die paradiesische Landschaft betrüben mich noch mehr; der Contrast mit meinen düstern Gefühlen beugt mein Herz nun vollends.“

Ich suchte sie zu beruhigen; umsonst. Ein Weib von selbstständigem Character, allerdings eine große, große Seltenheit, lächelt nur zu den Trostgründen der Männer. Von der Elasticität der weiblichen Seele, von der Unerschöpflichkeit ihrer Hilfsquellen haben wir noch keinen Begriff.

„Die Kunst und ich,“ sagte Frau von P. etwas gefaßter, „wir werden ihn wohl bald verlieren.“

„Sein Übel,“ versetzte ich, „leider, ist nun einmahl unheilbar. Alles läßt sich corrigiren, nur die Lunge nicht. Am Meisten fürchte ich psychische Affecte. Ihr Freund ist heftig.“

„Leider oft,“ seufzte Frau von P., „fast so wie sein berüchtigter Bruder.“

„Verzeihen Sie,“ sagte ich, „das sey Ihr Trost. Seine Kränklichkeit ist seine Arzney, sein Glück. Wäre er gesund, so würde er schon lange todt seyn, möge das noch so auffallend klingen.“

„Ja,“ erwiederte Frau von P., „es ist wahr. Seine Schwäche ist seine Stärke; sie nöthigt ihn, sich zu mäßigen. Er kann nicht stark seyn: und deßwegen lebt er noch.“

Ich ſuchte von dieſem elegiſchen Stoff abzulenken. „Mit was beſchäftigt ſich jetzt Ihr Franz?“ fragte ich.

„Mit nichts eigentlich,“ entgegnete Frau von P. „Die Luſt zu produciren hat ihn verlaſſen. Entwürfe, ja, die Menge; eine Unzahl von Skizzen. Radiren mag er nicht mehr. Er hat Recht. Die gebogene Stellung ſchadet der Bruſt. Er gefällt ſich, frühere Arbeiten zu vervollſtändigen. Denken Sie: er verlangt deren von den Beſitzern zurück, ſie, wie er ſagt, zu ergänzen. Jetzt eben revidirt er ein herrliches Thierſtück; es iſt eine kleine Kuhheerde, ganz in Paul Potter's Geiſt, ein allerliebſtes Cabinetbild, das er für den Baudirector Cerrini gemahlt hatte.*) Doch... da ſind wir ſchon in der hintern Brühl.“

Noch einige Schritte, und Frau von P. trat zu einem Felsblock und ſetzte ſich. „Dieſer Punct iſt gewählt,“ bemerkte ſie.

Ich verſtand die Sinnige, und muſterte die vor uns liegenden zerſtreuten Gebäude. Alsbald unterſchied ich das Wohnhaus des Künſtlers, mit dem einfachen Garten und dem kleinen Pavillon. Ich zog den Kupferſtich ſeines Schülers und Freundes Duvivier aus der Taſche; die Ähnlichkeit war überraſchend.

Frau von P. ſeufzte und erhob ſich. Ich ehrte ihre Stimmung durch Schweigen.

Wir treten in das Haus, ſie voraus. Sie ſchreitet in den Garten; ich folge.

---

*) Dies ſchöne Bild, das wohl ein paar Hundert Ducaten gekoſtet haben mag, iſt jetzt Eigenthum des Hofbibliothek-Kunſthändlers Herrn Sigmund Bermann, der es zu billigem Preis abläßt.

Unter dem kleinen Schirmdach des Pavillons, den Rücken gegen uns, gewahre ich einen Mann sitzen, eine blaue Mütze auf dem Kopf, in einer grauen Jacke; das ziemlich lange Zopfhaar nur lose gebunden. Er schien von mehr großer Statur, doch etwas schmalschulterig. Vor ihm ein Leinwandrahmen; er mahlt.

Wer anders als Er?!

Geräusch vernehmend, blickt er um. Ich sehe einen schönen Kopf; das Ensemble der Physiognomie nicht eben hübsch, aber ausdrückend, interessant; forschende dunkle Augen, hohe Stirne, starke Nase, volle Lippen, spitzes Kinn; blasser Teint, Alles mager, die ganze lange Statur. Die Palette weglegend richtete er sich auf.

Mit heiserer Stimme sagt er: „Willkommen, o willkommen!“

In dieser Exclamation: „o willkommen,“ las ich die ganze Naturgeschichte seines Zustandes.

„Laßt euch grüßen, ihr blühenden Menschen,“ setzte er hüstelnd hinzu, „und seyd heiter wie ich, seit Ihr da seyd.“

Ich hielt es für einen Zug seiner Zartheit, daß er sein Taschentuch nahm und auf das Arzneyglas und die Schale hinbreitete.

Wir setzten uns. Frau von P. redete kein Wort, hatte aber eine energisch heitere Miene. Ach wir begriffen das recht wohl.

„Ihr versüßt mir den Morgen,“ nahm Casanova, das Wort, „um so mehr, als ein Dämon mich angetrieben, einen eben so geliebten als verruchten Menschen zu mahlen.

Dabey wies er uns das schon halb vollendete Porträt.

„Soll ich ahnen?“ rief Frau von P. aus. „Ja, er iſt es. Für wen halten Sie dieſen Kopf?“ fragte ſie mich.

„Es iſt Herr von Seingalt,“ antwortete ich mit Beſtimmtheit.

„Ja, der Entſetzliche,“ fügte ſie bey. „Ein Roué, der Abgott der Salons, aber der Tyrann, der Henker ſeines Bruders. Sagen Sie, bethen die Leute ihn noch immer an?“

Unſer Wirth lächelte.

„Nichts anders,“ entgegnete ich. „Alles fährt fort, ihm zu huldigen. So allmächtig iſt der Geiſt. Ja wir Alle verfallen ſeinem Zauber, und der Apfel war der Geiſt.“

„Ja wir Alle,“ ſetzte Caſanova hinzu, „inſonderheit ihr Weiber. Was ſind Schönheit, Tugend, Glück, Höhe? Nichts! Ein Wüſtling kommt, ein geiſtreicher Menſch, ein Exaltirter, ein Genie, und ſey er Schwächling, Mißgeſtalt, Maleficant: Ihr ſeyd ſeine Beute. Der Geiſt ſiegt, gangelt, herrſcht.“

„Und wie räthſelhaft,“ fiel ich ein, „und doch wie äußerſt erklärbar zugleich: nur über Frauen von feiner, höherer Bildung.“

„Das iſt ein Fluch!“ zürnte Frau von P. „Ich bitte Dich, thu das Gemählde fort.“

Caſanova klingelte. Es geſchah. Früchte kamen und Wein. Er goß das funkelnde Gold in zwey Kelchgläschen. Frau von P. trank raſch und behaglich und leerte das Glas.

„Woher glauben Sie?“ fragte Caſanova; „daß dieſer Tokayer kommt? Glauben Sie direct? Keineswegs. Die öſterreichiſchen Weine, will man ſie echt, muß man

vom Ausland beziehen. Dieser Wein kommt aus St. Petersburg.“

„Ah, von der Kaiserinn,“ fiel ich ein. „Es ist zart und edel; sie wollte auch Arzt seyn dem gefeyerten Künstler.“

Ich war unvorsichtig; ich las es im Gesicht der Freundinn.

„Ja, die Gönnerinn dachte an Alles,“ sagte Casanova. „Sie hielt allzuviel auf mich. Daß sie meine Schlachten in ihrem Pallast aufstellen lassen, ist gegen meinen Wunsch. Aber sie that noch mehr. Es ist bis jetzt nur wenigen Personen bekannt. Sie wissen, wie Diderot's Critik mich in Paris verfolgte.“

Bey diesen Worten flammte Casanova zornig auf und ballte die Faust. Allmählig ruhiger, fuhr er fort: „Ich ward unwillig, ich verließ Frankreich, und seinen allerdings großen Diderot. Catharina aber war noch größer. Sie züchtigte ihn in einem langen, eigenhändigen Schreiben; sie drohte ihm: aus dem Handel mit seiner Bibliothek sollte nichts werden.“

Das lange Sprechen hatte den Mann angegriffen; er hielt inne.

„Ich beschwöre dich, sagte Frau von P., schone dich,“ und reichte ihm zwey frische Feigen.

Er küßte ihr die Hand. Dennoch, kaum als er die eine verzehrt, setzte er bey: „Was sagen Sie dazu.“

„Ich sage: Die Siege der Russen sind auch Ihre eigenen Siege, mein Herr. Man konnte leichter die Türken schlagen, als jenen Diderot; Sie waren und bleiben sein Suwarow. Hätte man nur den Brief!“

„O,“ fiel Frau v. P. heiter in's Wort, „den Brief! Gewiß der existirt nicht mehr. Ich wette, der Adressat

hat ihn gleich beym Empfang vernichtet. Ich verwendete mich, ja, jetzt darf ich es sagen, ich trachtete, daß man ihn aus Diderot's Papieren herausfinde. Der Prinz De Ligne, unseres Freundes Freund, auch seines Bruders Freund, unterstützte meine Bemühungen auf alle mögliche Weise, aber vergebens."

Casanova küßte der zarten, edlen Freundinn Stirn und beyde Hände. Lieblich lächelte er; zauberisch lächelte sie.

Frau von P. lud uns ein den niedlichen Garten zu betrachten. Wir wandelten einher, sie am Arm des Freundes.

„Nein, nein," sagte sie; „wir müssen die Rollen wechseln, deinen Arm in den meinigen. So!"

Dieser Anblick versetzte mich in Trauer. Aber ich dachte: Du wirst nicht sterben. Dein Hannibal allein reicht hin.

Ich ließ die Beyden allein. Frau von P. aber nahm es sogleich wahr. „Nichts da," rief sie mir zu; „hier gehören Sie uns; hier gehören wir Ihnen. Hier nichts von derley Discretion. Ich bitte, bleiben Sie!"

Sie führte den Freund wieder zum Tisch, hob das Taschentuch weg, und reichte ihm Arzney.

Eine wehmüthige Pause.

„Aber lassen Sie uns gerecht seyn," nahm Casanova das Wort, als wolle er den Faden wieder anknüpfen. „Diderot und die andere Critik, sie haben in vielen Stücken recht. Meinen Schlachten wirft man vor, sie hätten zu viel nackte Wirklichkeit; mein Okzakow soll zu gräßlich seyn, und bey Gott, es ist das."

„Lieber Himmel," fiel ich in's Wort, „eine so echt infernalische Scene! Ich behaupte, Satan selbst nur

könnte milder, menschlicher sie mahlen, denn sie selbst ist ja sein eigen Werk, eines seiner gelungensten."

„Scharf, aber so," bemerkte beyfällig Frau von P. „Das Thema läßt keine andere Ausführung zu. Man muß das Bild ansehen oder nicht."

„Fein gefühlt," versetzte der Künstler, „o wie fein empfunden und gesagt."

„Ich bin nicht Kenner," sagte ich, „aber ich behaupte, in einem andern Sinne, man muß es sehen schon des unbeschreiblich magischen Effectes halber, der gewaltigen entgegengesetzten Massen von Licht und Schatten."

„Nun, nun," sprach Casanova lächelnd. „Dennoch wird man nicht aufhören mir vorzuwerfen, bey meinen Schlachtstücken hätte ich Bourguignon zum Muster genommen, bey meinen Landschaften Wouwermans."

„Ungefähr so," bemerkte die Freundinn, „wie die römischen Classiker Copisten der griechischen waren." Bey diesen Worten goß sie unsere Gläschen voll. Augenblicklich waren sie leer.

„Der Tadel," sagte Casanova, „ist nicht ohne Grund; aber ich kann nichts dafür."

„Ich glaube", fiel ich ein, „in den zeichnenden Künsten ist solch ein Tadel unbillig. Der Mahler kann und darf ja nicht überall Ich seyn, wie allenfalls in der Poesie."

„Gut gut," sagte Casanova nickend. „Und was haben die Dichter Alles voraus! Schon die Vervielfältigung ihrer Werke! Aber so ein armer Mahler! Blutend trennt er sich auf ewig von seinem liebsten, theuersten Kind. Wenn dort und da ein Bild in Kupfer gestochen wird, wie mein

lieber Sturm von dem meiſterhaften Bartſch? Dann, von Maria Fiſcher mein lieber Koſack!“

„Den können Sie noch ſehen,“ ſagte ich. „Er iſt im Beſitz eines Herrn Ankerberg, eines geiſtreichen Mannes, den ich gut kenne.“

„Ey, ſoll ich nach der Stadt?“ fragte Caſanova.

„Ich werde machen,“ ſagte ich; „Sie ſollen das Bild hier, an dieſem Tiſche wieder ſehen.“

„Frau von P. warf mir einen innig dankenden Blick zu. Sie ſah nach ihrer Buſenuhr.

Caſanova klingelte. Einen Abdruck befahl er dem Diener. Der brachte ein ſcherzhaftes Bildchen von Caſanova radirt. Es iſt in klein Quercav. Er ſelbſt ſteht vor einer Wurſtbraterinn und ſchmauſt. Rings um das Weib liegen Gemählde, die zu verkaufen ſind; es iſt ein Trödel. Unter dieſen Bildern iſt eines von Caſanova ſelbſt. Herrlich.

„Dies zum Andenken,“ ſagte der Künſtler, mir das Blatt reichend, mit einem Händedruck. „Ich war heute recht wohl, recht froh. Noch oft müſſen wir uns ſehen; noch oft. Gewiß, du nimmſt es auf dich,“ ſprach er, auf Frau von P. innig blickend.

Sie erhob ſich; es war Zeit. Schon zuvor hatte ſie mir zugelispelt: „Fort nun, denn ſonſt: wir tödten ihn.“

„Aber,“ ſagte er noch, „machen Sie bald. Sie verſtehen mich.“

Mit unſäglichem Schmerz bemerkte ich, daß er ſehr bewegt ſey. Tiefe Wehmuth umfloß ſein Antlitz. Er wurde weich, ſehr weich: es feuchtete ſich das matte Auge. „Bald,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme, „habe ich ausgelebt, und bin vergeſſen.“

Frau von P. zog mich fort.

»Nicht das, um Gottes Willen, nicht das,« entfuhr mir. »Man wird fort und fort fragen: wie heißt der Baum, von dem diese Früchte sind? Er heißt Casanova, wird man antworten in Ewigkeit. Dies, o Mann, sey und bleibe Ihre Stärke!«

Ich eilte fort. Frau von P. folgte mir bald nach. Ich sah ihn nicht wieder. Den 8. July 1805 starb der Mahler Casanova.

Sein liebes Bildchen bewahre ich noch.

Häuser-Facsimile und noch Etwas.

Mit Freuden erfahre ich, liebe Tante! daß Sie Sich entschlossen, nach so langer Zeit wieder einmahl nach Wien zu kommen. Ich werde einstweilen für eine gute Unterkunft sorgen, da Sie Ihr gewohntes Absteigequartier, das Taschnerhäuschen, nicht mehr finden werden. Das ist ja nun auf ewig von der Erde verschwunden!

Ich war Zeuge davon. Ein unnennbar wehmüthiges Gefühl hatte mich ergriffen, und nagt noch an mir. Auf immer dahin nach jahrhundert langem Bestand! Einem neuen imposanten Gebäude Platz zu machen, das stolz auf den alten Grundfesten dasteht, gleich wie die uralten Geschlechter der Menschen, durch neue Nahmen verdrängt worden und werden, und nichts von ihnen übrig ist, als — das Bildniß.

Ja, theure Tante, da eben liegt es, das ist es, was mein Innerstes peinlich berührt! Das Bildniß! Haben wir denn von all diesen alten, dahingeschiedenen Gebäuden Conterfey's übrig? Besteht denn eine Vorschrift, daß sich kein Mensch unterfangen dürfe, ein Haus einzureißen, bevor

nicht ein daguerreotypisch-genaues Facsimile davon angefertigt? Ich weiß nicht, ob eine solche Verpflichtung besteht; ich halte es aber für sehr möglich, daß keine existirt.

Betrachten wir solch ein uraltes Haus, etwa das steinalte steinerne Kleeblatt! Jahrhunderte lang war es mit dem Geschicke der Stadt selbst, mehr oder weniger innig verflochten, verkittet, verwebt. Jahrhunderte lang barg es das Schicksal zahlreicher Familien; es war gleichsam die stille Geschichte derselben. Wie viele große, merkwürdige, wichtige oder wenigstens liebenswürdige Menschen wohnten nicht darin? Und hinwieder auch, was eben zum Wesen der Geschichte gehört: wie viele, wenigstens wie manche Nichtswürdige, Elende, Schlechte und Schäbige? Dann wir Übriggebliebenen selber: wie nahe gehen so viele dieser Gebäude uns nicht an? Das Ofenloch; in diesem hat man das Licht der Welt erblickt; in den alten drey Laufern hat man im Flügelkleide herum rumort; beym Mohren hat man selber schwarz werden wollen, da durch die dritte Classe ein dreytägiges Fasten hat eintreten müssen; im Schubladkasten hat man die erste werthe Bekanntschaft gemacht; im Eisgrübel war man so viele Jahre lang glücklicher Gatte; im tiefen Graben verlor man seine Liebste, um sich selbst wieder zu gewinnen, und was derley Fata in die Hunderte sind.

All diese Erinnerungen, Empfindungen und Betrachtungen drängen sich mächtig und lebendig uns auf, wenn wir durch die belebten Straßen wandeln und da schauen, wie man solch ein altes Gebäude abträgt. Was ist all der moderne cosmopolitische Weltschmerz, mit dem unsere jungen Leute coquettiren, gegen diesen ehrwürdigen bürgerlichen Stadtschmerz? Eine hohe Pietät liegt in diesem Stadtschmerz,

der das Allerinnerste des Gemüths ergreift und beherrscht und auflöst zu wunderlicher Wehmuth, die denn auch wieder ihr Süßes und Wonniges hat.

Und da kommen nun heran mit trägem, lässigen Schritt die Schaaren gedanken- und gefühlloser Tagwerker mit ihren Hacken, Hämmern, Schaufeln und Brechstangen, und beschauen sich das vielhundertjährige Gebäude, das ihrer Zerstörung ausgewürfelt ist. Sie umschleichen es vorerst, wie der Tieger, dem seine Beute nicht entgehen kann; sie glotzen es an und beaugenscheinigen es, das hohle Haus, in welchem nun keine Menschenseele mehr weilt. Es ist ein ausgedientes Ding, das man nun zusammenschlagen soll. Dann mache sich die Schaar gemächlich darüber her, und haut und stößt, hämmert und bohrt, und schlägt und reißt so lange daran, bis keine Spur mehr übrig. Der neue Herr Hausherr jedoch spaziert tagtäglich zu wiederhohlten Mahlen drinn herum, lergnirt die Localitäten, belobt lächelnd den raffinirten Architecten, der so viele luftige Räume in dreymahl so viele unluftige Kämmerchen verwandelt, die so und so viel Zins eintragen müssen.

Das alte Haus ist auf immer und ewig vom Erdboden weggetilgt; kein Andenken ist mehr da, nichts, gar nichts. Aber doch wenigstens eine Abbildung! Das ist es, liebe Tante, was ich frage: oder mindestens ein Bildchen, zum lieben Gedächtniß! Um das frage ich wieder und unaufhörlich, und mit hohem Ernst und mit innigstem Antheil.

Jahrelang haben wir Umgang gehabt mit diesem oder jenem Hause. Wir waren gute Freunde; an einander gewöhnt; das Haus und wir waren Du und Du. Ein paar Wochen sind wir abwesend: wir finden es nicht mehr. Bit-

teres Herzleid erfüllt uns. Nun kommt ein neues, mit dem wir erst Bekanntschaft machen müssen. O wie unbeschreiblich gern hätten wir ein gutes, treues Porträt des nun dahin geschiedenen alten Freundes! Ist es nicht zufällig in dem Pfeffel-Kleiner'schen Kupferwerk enthalten, so müssen wir bitter verzichten, denn unsere neuen kunsthandlerischen Bilder zeigen uns in der Regel nur die imposanten neuen Bauten.

O eben du, mein werthes, steinernes Kleebatt, in welchem vielleicht Metastasio, oder einer unserer größten Staatsmänner, erst auch vom neuen Preußenkönig ausgezeichnet, gewohnt: wo bist Du? O ihr Grillenhäuschen des Stephansplatzes: wo seyd ihr? O du alter Schallenberg'scher Kasten, der du so viele Raritäten, Curiosa und Antiquitäten verwahrt, mit deinem bauchigen Erker: wo bist du? O du unermeßlicher und unvergeßlicher Passauerhof mit deiner Menge magerer polnischer Juden und ihren fetten Gänsen; und auch du uraltes Erlt'sches Süßlöchelmethhaus: wo seyd ihr? O du geräumige freundliche Prandau'sche Burg: wo bist du? O du fast tausendjähriges Branntweinhäusel unten am Katzensteig (nur eben so klein in Hormayrs Wien conterfeyt), und du noch älterer treppen- und gothischer mauerwerkschwangerer Zwettelhof: wo seyd ihr? Und du und du: wo seyd Ihr? Wo bist du und du? Wo seyd ihr und ihr? — Ausgetilgt bist du; für immer hinweg gefegt seyd ihr: Alle, Alle für immer dar; auf ewig!!

Wehe, wehe! Und nun suchen wir euer Conterfey, als unsern einzigen Trost. Denn die neuen, auf eurer allerletzten Spuren, stolzen, himmelanragenden neuen Häuser! wir mögen sie nicht; sie sind uns, möchte ich

gen, nicht legitim genug; wir können sie nicht leiden; wir mögen sie nicht umsonst! Nie werden wir uns mit ihnen befreunden! Die kahlen, flachen, monotonen Dinger, ohne Höfe, ohne Räume, ohne Licht und Luft; mit ihrer egoistischen Enge, und ihrer filzigen, zinserträgrischen Oeconomie. Die ganze gemüthliche Wohnlichkeit, die ganze heimische Magie, die ganze alterliche Romantik sind dahin, dahin! Noch einmahl: Wehe, Wehe, und noch verschiedene Wehe!

Nicht aber Wehe, liebe gute Tante, ob des, über Alles liebreichen Taschnerhäusleins mit seinem wahrhaft himmlischen Raphael'schen Engel, mit den herrlichen beschattenden hohen plastischen Flügeln: nicht wehe! Denn ich habe nur eine sorgfältige, treue Zeichnung angefertigt. Und ich that dies mit dem lebhaften, ja glühenden Wunsch, daß sogar ein förmliches Gesetz den Leuten auferlege, von jedem solchen Haus ein kunstgerechtes Facsimile amtlich zu hinterlegen. Die Selbstsucht, die Erbsünde, der abscheulichste Makel, das häßlichste Monogramm unserer Zeit, schließt alle edleren, rein menschlichen Gefühle aus. Geschwind nieder mit dem Alten; geschwind empor mit dem Neuen; geschwind Zins, Zins, Zins, so schnell als möglich, und so viel als möglich, so daß es auch nicht denkbar wäre, auch nur um ein Procent noch zu steigern.

Übrigens, meine liebe Tante, begnüge ich mich nicht mit dem Portraitiren des englischen Taschnerhäuschens. Ich weiß so manche alte, zum Theil historische Häuser, an die wohl auch recht bald die Reihe des Abtragens kommen wird, die schon lange auf der Raumliste stehen. Von diesen will ich denn gleichfalls eine Zeichnung machen. Da ist das kleine Wirthshaus, Anfangs der Fischerstiege, welches

ich so für mich im Verdacht habe, eines der ersten Urhäuser Wien's zu seyn. Da ist ferner der Küßdenpfennig, in welchem, Ja oder Nein, der Herenmeister Paracelsus gewohnt und das Abenteuer mit dem Münzstück gehabt. Da ist der Lazenhof, so hochwichtig und interessant als die Behausung des berühmten Historikers und Medicus Laz. Da ist das Türkenhaus in der Löwelstraße. Da ist der uralte Federlhof. Da ist das Wirthshaus im Fischhof mit seinen curiosen Stiegeleyen und seltsamem Gefenster — Alles so, wie man es auf alten Holzschnitten sieht *). Das eben verschwundene Nebenhaus mit den wunderschönen verschränkten drey Fischen habe ich schon. So etablire ich mir ein Album, liebe Tante, um es Ihnen zu Füßen zu legen.

Daß ich damit eilen muß, versteht sich, denn nie ist in einer Stadt, oder sonst auf dem Erdenrund so viel und so unbeschreiblich schnell gebaut worden, als seit ein Paar Jahren in Wien, besonders unter dem jetzigen, um die Verschönerung desselben so hochverdienten, energischen, unermüdlichen Bürgermeister. Die eine Seite eines alten Hauses ist noch nicht abgebrochen; auf der andern wird schon gebaut. Es steht der Vordertheil noch: rückwärts sind schon einige neue Zimmer fertig. Noch wird an den Grundfesten, an den Kellern gearbeitet: auf dem Dach springen schon die Spatzen herum. An der Dauer liegt freylich nicht viel. »Die Nachwelt hat auch noch nichts für uns gethan.« Und es ist nicht mehr der Fall, daß

*) Niedergeschrieben den so und so vielten. Tags darauf geht man aus: man geräth in den Fischhof, und ach! o mein liebes Wirthshaus: wo bist du?

Bauen so viel sey, als die Ewigkeit anticipiren. Genug, man baut, um zu bauen.

Bey all diesen unerhört vielen neuen Bauten aber mangelt, und wird noch lange fehlen ein Gebäude für eine Anstalt, die noch keine Stadt dieses Erdenkreises haben kann und haben wird, als unser Wien. Warum? Weil nirgends anders die bedingenden Elemente sich so überschwänglich reich beysammen finden, als eben in unserem Wien.

Lachen Sie nicht, liebes Tantchen, denn es ist Etwas zum Lachen; die Anstalt, welche ich meine, ist in der That das Lächerlichste von der Welt. Sie ist nichts Anderes als eine Lach-Anstalt selbst. Ja ein Institut, ein grosses Gebäude, in welches man sich begibt, um da gar nichts anderes zu thun, als zu lachen, und so lange, und so viel als möglich zu lachen.

Seht Ihr das Gebäude dort? Es ist das Lach-Institut. Schon von fern hört man laut den gemischten Schall der Lachenden. Wenn das alles vorbey ist, da kommen sie heraus, thranend von genossener Lachlust. Sie wischen sich die Augen; hoch und weit und voll athmen sie auf; es ist ihnen unaussprechlich leicht und wohl; sie sind glücklich. Will man mehr seyn als das? „Ey, ey, mag Mancher sagen: das ist zum Lachen.“ Ey, ey, diene ihm zur Antwort: das ist es eben.

„Wohin reisen Sie?“ 103 Meilen weit. „In welcher Angelegenheit?“ Ich will lachen: ich muß lachen.

Lachen heißt glücklich seyn. Während der Periode des Lachens selbst sind alle störenden Elemente weggebannt; der Lachgeist hat alle Sorgen, allen Aerger, allen Schmerz getödtet. Vielleicht ist das Lachen das reinste, vollkom-

menſte, höchſte Glück. Und dennoch hat Wien keine — Lach-Anſtalten. Inſtitute, in denen alle Sceſſe und Formen deſſen, ſo Lachen erregt, producirt würden, natürlich ſehr verſchieden von dem lediglichen Comödienſpielen und Pantomimen-Weſen. Der Arzt würde dann ſagen: Wiſſen Sie was, ich verſchreibe Ihnen wöchentlich dreymahl die Lach-Anſtalt.

Ich weiß, beſte Tante, daß Sie meine Viſion meiner Lachanſtalt recht kindiſch finden werden. Alles Kindiſche iſt heiter: alles Heitere iſt luſtig und macht luſtig. Darum höre ich auch nicht auf zu beklagen, daß unſer großer Sonnenfels den Hannswurſt vertrieben. Schade um den Hannswurſt! Schade um Alles, was lachen macht! Herbey mit Allem, was Lachen erregt!

Kommen Sie aber, liebe Tante, noch vor der Errichtung dieſer Lachanſtalten in die Arme ihres zärtlichen Neffen.

Lambecks Commentare.

Zu den Büchern, die eigentlich noch gar nicht ausgebeutet, gehören **Lamberii commentarii de bibliotheca caes. Vindobonensi.** Ganze Reihen von Perlen für Hiſtorie, Literargeſchichte, Biographie; für Anecdotik, Curioſität, Amönität ꝛc. Dieſe acht Folianten ſind ein Herculanum. Ich habe die erſte Ausgabe vor mir. Hier nur einige Fingerzeige.

Band 1. Ad historiam Poloniae (S. 53). Autographiſche Briefe des Sambucus (55). — Band 2. Über die Benennung Wien (1). Guidonis decreta hungar. (68). Caroli magni epistolae (320). Fugger Ehrenſpiegel (510).

Mellicensi historia (627). Martinus Polonus (860). Elisabetha beata (879). Leopoldi march. generatio (916). Eschenbach (980). Asini testamentum (984). Iter Budensis (Corvini biblioth.) (989). — Band 3. Sambucus Briefe an Bleius (autographisch) (291). Trithemii autographa (342). Lobkowitz (345). Cotta. Zur Genealogie der altrömischen Familie, von welcher die der berühmten Buchhändler abstammt (363). — Band 7. Christi genealogia (341). Basiliscus Vindob. (401). — Band 8. Sambucus Porträt. — An Kupferstichen überhaupt viele merkwürdige Facsimile des Dioscorides-Codex, der mexicanischen Handschrift auf Menschen- oder Hirschhaut, der prächtigen Initialen und Arabesken der Wenzel-Bibel, des Senatus-Consult, der Smaragdschüssel, der August-Apotheose (diese verkehrt), Carl des Kühnen Porträt, Halsband und Hut ꝛc. — Auch in dem zu Lambecius zu stellenden Catalogus des Nessel [illegible] Manches, wie in Kollars Analecten, so auch dazu.

Josephsplatz.

Es würde schwerlich auffallen, ja man man könnte es ganz in der Ordnung finden, wenn man annähme, daß der Josephsplatz deßwegen diesen Nahmen trage, weil er die Statue dieses unvergleichlichen Fürsten trägt. Inzwischen verhalt es sich damit nicht also. Der Platz hieß schon viel früher Josephsplatz; und deßhalb auch, weil er sich ganz dazu eignete, schmückte man ihn mit dem würdigen Denkmahl. 1769 bedurfte das Bibliothekgebäude neuer Fundamente und Schwibbogen. Diese erhielt es auf Josephs Befehl, wie es aus der nachträglichen Inschrift ersichtlich,

welche lautet: **Josephus II. Rom. Imp. et Maria Theresia Mater Augg. Fundamentorum et Fornicum substructione restaurari jusserunt CIↃIↃCCLXIX.** Der Kaiser ließ auch die Mauer, welche von der Augustinerkirche bis zur Reitschule lief und den schönen Platz absperrte, entfernen. Von dieser Zeit an heißt er der Josephsplatz. Noch früher der Tummelplatz.

Erinnerung an das Aufgebot 1797.

„Es gibt einen Ruhm, unabhängig vom Erfolg“ — Worte, die auf das Wiener Aufgebot von 1797 Anwendung finden.

Mantua war gefallen; Bonaparte über die Piave vorgedrungen, über den Tagliamento: in der Steyermark Herz.

Wien zitterte. Leute des Geburtsranges, Leute des Mammons flehen. Aber Kaiser Franz zitterte nicht und floh nicht. Er kannte die Tugend und die Kraft seiner Wiener-Bürger. Er baute auf sie, und später noch oftmahls: er hat sich nie in ihnen geirrt. Auch die Kaiserinn zitterte nicht und floh nicht. Theresia besaß den Muth eines Mannes.

Die Schulen schloßen sich; es schloßen sich die meisten Cassen. Der Präsident der Regierung, Graf Saurau, redete zu den Bürgern. Ein Hauch; und sie waren Flamme, sich selbst, ihre Söhne, ihre Untergebenen als Krieger zu kleiden, zu bewaffnen, zu verpflegen. Der große Arzt Quarin sprach zu den Studirenden: Sie schloßen sich an. Der Herzog von Würtemberg, Commandirender Innerösterreichs, laßt als Freywilliger sich einschreiben; voll va-

terländischer Glut wirkt, ordnet, opfert er. Das Volk jubelt ihm zu. Der Kaiser kommt dem Wunsch der Wiener zuvor, und ernennt ihn zum Oberbefehlshaber.

Binnen acht Tagen haben sich über achttausend Freywillige gesammelt, darunter tausend Musensöhne. Den 11. April paradiren sie vor dem Monarchen und seiner Gemahlinn auf dem Glacis. Zarte Jünglinge sieht man darunter und morsche Greise, Hunderte ohne soldatisches Kleid; Werkleute von der Arbeit weg, Mittellose in schadhaftem oder geschenktem Anzug; einen alten Mann in krebsrothem Frak, die schlechten Schuhe mit Spagat befestigt. Lauter Helden, lechzend nach Kampf für den heimischen Herd. Tags darauf sind 37,000 Streitlustige aufgezeichnet. Alles wird in Vertheidigungsstand gesetzt, ununterbrochen, wiewohl bereits den 9. die Kunde des Judenburger Waffenstillstandes eingelangt.

Es rückten 32,000 Freywillige den 14. in die Verschanzungen am Wienerberg, des Praters und der Brigittenau ein. Unter Schmutzer gestaltet sich das Corps der akademischen Künstler; es bildet sich das der niederösterreichischen Stände; durch den Fürsten Johann Liechtenstein jenes der Reiterey; das des Handelsstandes steht schnell und zahlreich da; die Tischlerinnung zählt 1500 Mann. Diese entschlossene Zunft, sich durch einen eigenen Eid verbindend, nicht von einander zu weichen; jeden Feigling für immer zu ächten, erhält ein selbstständiges Banner, noch jetzt bey der Frohnleichnahmsfeyer geführt. Alle Classen fahren fort, Mannschaft zu liefern, Kleid, Wehr und Geld.

Die Fahnenweihe auf dem Glacis erfolgt den 17., sofort der Ausmarsch zur Musdorfer Linie, bestimmt über

Lilienfeld nach Steyermark. Tags darauf aber geschah zu Leoben die Unterzeichnung der Friedens-Präliminarien. Die muthbegeisterte Schaar kehrte den 3. May nach der Heimath zurück, zwischen dem Schotten- und Burgthore drey Treffen bildend. Der Herzog von Wurtemberg entließ sie mit einer anerkennenden, ergreifenden Rede. Auf den Versammlungsplätzen wurden die Waffen abgegeben; Jeder kehrte zu den Seinen zurück. Saurau und Wurtemberg wurden Ehrenbürger Wiens, wofür Jeder dem Magistrate einen großen, silbernen Pocal verehrte. Ihre Bildnisse wurden im Rathsaale der Universität und im bürgerlichen Zeughause aufgestellt zum wohlverdienten Gedächtniß.

Der Kaiser, in gerührter Würdigung so patriotischen Aufschwungs, beschloß, jedes Mitglied des ganzen Aufgebots mit einem geeigneten Andenken zu betheiligen. Er ließ eine Silber-Medaille prägen; auf der Vorderseite sein Bildniß mit der Umschrift: „Franz II., röm. Kaiser, Erzherzog von Osterreich;“ rückwärts ein Kranz von Eichenblättern, darin die Worte: „Den biedern Söhnen Osterreichs des Landesvaters Dank.“

Diese Gedächtnißmünzen wurden im July und September im großen Gebäude des Augartens ausgetheilt: mit der Bewilligung, sie an einem schwarz- und gelbseidenen Bande zu tragen. Der Herzog, Graf Saurau, die Kreishauptleute, die Regierungsräthe und die Professoren der Universitäts-Brigade erhielten sie von Gold.

Mehrere Jahre ward der 17. April als förmlicher Feyertag gehalten; die kriegerische Begeisterung von 1797 kann nur mit der von 1809 verglichen werden.

Was von den reichlich zugeströmten Summen erübrigt, wurde verwendet, die offenen Canäle der Jägerzeile in

gedeckte zu verwandeln, und ſie in die nahe Donau zu leiten.

Unſer Wiener-Bürgersmann vor 40 Jahren.

Trug er etwa einen kurzen, engen, ſchwarzen Capot und ein langes, weites derley Beinkleid von feinem 12 Gulden Tuch? mit Seide gefüttert? Mit nichten! er trug einen langen lichtgrauen Frack vom ordinärſten Halbtuch mit Leinwandfutter, und ein kurzes, enges Beinkleid von demſelben Stoff, die Elle zu 2 fl. 30 kr.; oder von noch ordinärerem dunklen ſogenannten Zeug. — Etwa ein kurzes, enges, aber pretiöſes Caſchmir-Gilet, und ein weites, groſſes Seidenhalstuch? Mit nichten! Eine lange, weite Weſte von Wallis, oder von rothem oder von ſchwarzem Caſimir; eine einfache weiße Halsbinde vorn mit zwey Zipfeln. — Etwa Schmidt'ſche Sonnenglanz-Stiefel? Mit nichten! Starke Land- und Waſſerſchuhe und weißzwirnene Strümpfe. — Etwa eine goldene Repetier oder Cylinder-Uhr? Eine goldene Doſe mit Pariſer Rapee? Mit nichten! Eine Uhr von Silber, eine Frankfurter Erdäpfel-Doſe mit Brunner und Schwarzgebeitztem.

Wie lange dauert der ſchwarze Capot? Ein halbes Jährchen. Wie lange der graue Frack? fünf bis ſechs volle Jahre. Wie lange dauert der fünf oder ſechs Guldenhut? Ein halbes Jährchen. Wie lange der zwey, drey Guldenhut? Mehr Jahre als Gulden. Hatte er, was ſelten der Fall, einen Mantel; der dauert ein Viertel Jahrhundert. Hatte er, was ſelten der Fall, ein Paar Stiefel, nahmlich Kappenſtiefel: die dauern ein Achtel-Jahrhundert.

Waren seine Meubel etwa von fournirtem Nußbaum, oder gar von Mahagenn? Mit nichten! Sie waren von massivem Eichenholz. Die Polsterung etwa mit Damast, oder Seide, oder Marequin? Mit nichten! Rohrgeflecht, Strohgeflecht, zuweilen Leder; Sessel wenige; mehrere Banke. — Waren sein flaches, kurzes, schmales Bett, seine Fenster etwa mit Mousselin- oder Seiden-Draperie verziert? Mit nichten! Das lange, breite Bett hoch aufgepolstert; kaum eine Überdecke: Fensterverhänge von grüner Leinwand, an messingenen Ringelchen laufend. — Hatte er etwa Ankleidespiegel, Spieluhren, Bronce-Leuchter, Gaslampen? Mit nichten! Er hatte einen mittelgroßen Familienspiegel; eine derbe Familien-Gewichtuhr; ein Paar Messingleuchter mit gegossenen Unschlittkerzen, unten mit einem grünen Streifen, gesetzt auf ein Profitchen (Spaxerl) gesteckt. — Waren seine fünf, sechs parquettirten Gemächer etwa so mit Arabesken ausgemahlt? Mit nichten! Seine zwey, drey Zimmer waren schneeweiß, von den Dielen auf mit einer schuhhohen gelben oder eisengrauen Berdur angestrichen. Eines dieser Zimmer zuweilen mit grüner oder blauer Mahleren, zwey, drey Gulden kostend.

Wie lange dauern die fournirten Nußbaum-Meubeln? Wenn sie von der Sonne nicht beschienen werden, was in der Stadt meistens der Fall, so dauern sie wenigstens zwey Jahre. Wie lange die von Eichenholz, von Generationen-Holz, von Jahr zu Jahr schöner, dunkelfarbiger, und spiegelglatt vom Bohnen? Die dauern längstens ein Jahrhundert.

Bestand seine tägliche Mahlzeit vielleicht aus fünf, sieben Speisen, darunter Braten mit Salat, und was

für Braten? dazu etwa abscheuliches Bier oder noch abscheulicheres Wasser; wöchentlich einige Mahle Chamvaaner? zuletzt Caffeh, Liqueure? Keineswegs! Sie bestand aus Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, einer ordinären Hausmehlspeise. Dazu eine Halbe Mailanderbier oder weißes, voll Hopfensubstanz, die Maß 6 kr.; oder ein Seitel Österreicher, die Maß 8 kr. oder 12 kr., mit Wasser vermischt. Wöchentlich einmahl, am Donnerstag, wie an Sonn- und Feyertagen, ein tuchtiger Kalbsbraten vom Spieß mit Salat, dazu eine Halbe 16er in geschliffener Flasche; zuletzt ein Taschen Caffeh. — Schmauchte er, alsogleich nach dem vorletzten Bissen etwa Knaster aus einem Merschaumkopf, oder amerikanische Cigarren das Stück zu 15 kr., so auch zehn bis zwanzig des Tages? — Warum nicht gar! Er rauchte so gut als gar nicht. Er war unschuldig. Er schämte sich, zu rauchen und von Tabak zu riechen, wie man sich jetzt schamt, nicht von Tabak zu riechen aus Mund und Kleidern. Wenn er zuweilen dazu kam, schmauchte er mit verzogenen Mienen aus einer langen cölnischen Thonpfeife, und blies kleine bescheidene Wölkchen, und spulte sich dann recht fleißig den Mund aus, denn er schämte sich.

Ging er etwa gleich nach Tisch in das Caffehhaus, ein paar Stunden Tabak zu dampfen, zu plaudern, zu gaffen, inhaltlose Zeitschriften durchzublattern, Billard oder Whist zu spielen? **Point du tout!** Was hatte er denn da machen sollen? Er verweilte noch ein Stundchen bey seiner werthen Familie und ging dann an seine andern werthen Geschafte.

Des Abends? ging er in die Comödie, oder ging er oder fuhr er zum Sperl, oder ritt er zu Dommayer, um

da wieder zu dampfen, zu zechen, zu champagnisiren, Kurzweil, Koserey, Tänzerey zu treiben bis gegen Mitternacht? — Mit nichten! Des Abends, gemessenen Spazierschrittes, wandelte er um die Basteyen, oder ein wenig auf die Basteyen zu Milano, oder auf das Glacis, häufig mit der werthen Familie, der kleinen detto etwelches Obst, auch ein Kipfel spendirend, mit der größeren, der Liebsten, über Geschäfts-, Hauswirthschafts-, Kinder- und Schulsachen, vom Herrn Lehrer, von der dritten Classe verkehrend, so allerhand über Gegenwart und Zukunft. Wie es 8 oder halb 9 schlug, nach Hause zum frugalen Souper, und Punct 10 zu Bette. Zum Carperl oder in's Nationaltheater, so alle 4 bis 6 Wochen. — Machte er keine Ausnahme? O ja! Gingen nähmlich die Geschäfte passabel, so ging man auch passabel am Donnerstag entweder zum Derfus oder zu den sieben Churfürsten, zum grünen Thor, oder zur Schlange, oder zu den fünf Lerchen, auf eine Portion Kalbsbraten à 6 kr., auf eine Halbe 12r, und war vor 10 Uhr wieder zu Hause.

An Sonntagen? Verfloß da einer ohne Landparthie in die Brühl, nach Baden, nach Weidlingau? An Sonntagen — ja, ohne Landparthie verflossen nur wenige. Denn ging es nicht in den lebens- und lustwimmelnden Prater, so ging es, aber im Wortsinn zu Fuße, nach Schönbrunn, nach Weinhaus, nach Gersthof, nach Dornbach. Die Sommer, selbst die Frühlinge waren damahls noch warm. Es wurden ein paar Maß Bier getrunken; den Rettig, die Butter, das Hausbrot ließ man sich recht wohlfeil und recht gut schmecken; man schob Kegel, wobey die Frau Liebste zwey Kegel vorhatte, und das Recht, anzuwanden. Da fängt es an zu dunkeln, und man bricht auf, nach

Hause; zur Ruhe, zu Bett, „Kinder, zu Bett: liebe Marie, zu Bett!“

War etwa jeder Tag der ganzen Woche ein Sonntag? Mit nichten! Es gab damahls noch Wochentage.

Kostete etwa ein solcher Sonntag 20, 30 Gulden? Warum nicht gar! Er kostete 47, 49 kr., oft 49½ kr., denn man führte bey sich Exemplare von ½ und ¼ kr. oder Heller, als Current-Münze, die man jeden Augenblick brauchte, und noch nicht wegwarf, wie die ganzen Kreuzer jetzt. Deßhalb führte man auch kleine viereckige Brieftaschen von rothem Maroquin zum Zusammenstecken bey sich, in denen die Ducaten.

War er denn, ad vocem Ducaten, alle Augenblick in Geldverlegenheit? Mit nichten! Ja, in seinem grauen Rock, in seinen Geschäfts- und Hauscassen steckte allerhand Geld; ganze Ochsenblasen voll Groschen und Fünfer. Er war seine eigene Sparbank, und sein Herd war ein natürlicher und reeller Sparherd, weil die Sparherde noch nicht erfunden waren.

Spielte etwa der Wohlhabende den Reichen, der Reiche den sehr Reichen, der sehr Reiche den Millionar? Jeder wollte vielleicht dreymahl mehr scheinen als er wirklich war? Mit nichten! es war umgekehrt.

War etwa der Bürgerstand hundertmahl luxuriöser, als 40 Jahre zuvor der Adel! Mit nichten! Es gab nur Herren „von,“ die es wirklich waren.

War es vielleicht vor 40 Jahren so wie jetzt? Mit nichten! — Wird es etwa wieder nach 40 Jahren so seyn, wie jetzt? — Mit nichten. — Wird es vielleicht so seyn, wie vor 40, respective 80 Jahren? Wer weiß! haben wir Geduld! warten wir ab! Denn noch 40 Jahre lang wird

doch Jeder von Uns noch einen kurzen, schwarzen Capot tragen?! Wie??

Wiens Caffehhäuser vor etwa vierzig Jahren.

Gar so weit denke ich nicht zurück, um als Augenzeuge zu wissen, wie es in dem Erstlings-Caffehhause Wiens auf dem Stockimeisenplatze, das Koltschitzky so anno 1683 — 84 errichtet, ausgesehen. Darüber vermag ich wahrlich keine genaue Auskunft mehr zu geben, obschon es erst seit der zweiten und vermuthlich letzten türkischen Belagerung her ist, und der Marquis St. Germain ein guter Freund von mir war.

Aber wie die Wiener-Caffehhäuser vor circa 40 Jahren beschaffen, schwebt mir noch ziemlich lebhaft vor.

Die kundigten sich durch ihr Äußeres schon von ferne an. Einige großmächtige Türken, oder ein servirender Marqueur oder Mohr, oder einige im Act des Caffehgenießens oder Billardspiels begriffene Gäste, auf den mächtigen Ladenbalken mit grellen Farben abgebildet, invitiren uns; noch mehr aber winkt uns eine ungeheure, blinkend gescheuerte Caffehkanne von Messing heran, die wohl einen halben Eimer halten kann. Sie ist an einem freyen Fenster angebracht, mit einer Kette befestiget, oder von einem kleinen Mohren gehalten, denn so große Mohren als die Kanne selbst, hat es nie gegeben.

Es riecht gar aromatisch aus diesem Locale heraus. Treten wir ein!

Das ganze Ameublement nicht von Marmor, nicht von fournirtem Nußbaum, nein, sondern von gediegenem

Eichenholz, glatt und spiegelhell gebohnt. Breite, hochgepolsterte Bänke und derley geräumige Sessel, mit Roßhaar gepolstert, mit schwarzem Leder überzogen; das ist ein commodes Sitzen! Nehmen wir Platz!

He Marqueur! Ein betagter Mensch. Es waren damahls noch keine jungen Marqueurs auf der Welt, noch keine solchen incroyablen Garçons. Unser Marqueur ist ein sehr gesetzter Mensch, 50 und wohl darüber. Er ist natürlich frisirt. Ober jedem Ohre ein Würstchen, die Haare rückwärts als stattlicher Zopf, die Haare gepudert. Eine erge weiße Halsbinde rückwarts mit einer weißmetallenen großen Schnalle. Ein enges langes Gilet von rothem Tuche mit zwey Reihen grober Metallknöpfe; eine grüntuchene Jacke; enganliegende, kurze, schwarze Beinkleider mit Schnallen; gestreifte Strümpfe, Schuhe mit großen Schnallen, eine grüntuchene Schürze; rückwärts mit einer messingenen Kette oder Schließe!

So ist der liebenswürdige Junge beschaffen, der uns bedient. Marqueur: einen Weißen! Damahls gab es noch keine „Melange.“ Der Weiße kommt. Auf einer großen Messingtasse stehen zwey Kannen von demselben Metall: Milch und schwarz zu beliebiger Mischung, daneben eine ungeheure Zuckerschachtel auch von Messing in Gestalt einer Charnier-Dose, so voll gestoßenen Zuckers, daß er zu zwölf Portionen hinreicht. Man kann nehmen, so viel man will, es liegt gar nichts an diesem weißen Pulver; es wird aufgesetzt, wie das Salz in der ganzen Welt, wie der Käse in der ganzen Schweitz, wie die kleinen Gurken in dem ganzen Mähren ꝛc. Es kostet nichts! Nehme wer da will! Und man nahm aus dieser großen Dose mit messingenen Löffeln so viel man wollte, und eben

deßhalb viel weniger als jetzt. Auf der Tasse liegen zur Auswahl ein gewöhnliches Kipfel und ein sogenanntes eyernes; aber mit dem verdammten Glase Wasser auf der Tasse sind wir verschont.

Wir legen für den Caffeh drey Kreuzer hin, so wenig Geld gab es damahls; drey Kreuzer. Ein Paar Jahre darauf hieß es, er werde bald vier Kreuzer kosten. Richtig! Aber die Caffehsieder-Innung hielt den Fall für so erheblich, daß sie ihn durch die Zeitung bekannt machte, und sich darin höflich entschuldigte, um einen Kreuzer steigen zu müssen. Wie gewissenhaft!

Neben uns sitzt ein Herr, der schlürft ein großes Glas Aqua d'oro, in dem man die Goldplättchen umherschwimmen sieht. Die Triester Bastflasche bleibt auf der Tasse stehen. — Der Herr kann unbeobachtet eingießen so viel er will; er begnügt sich mit einem Glase, und legt einen Groschen hin.

In einem dunkeln Winkel huckt ein anderer Gast, im allerletzten Zimmer, wohl 40 Schritte fern. Welch aromatischer Duft bis zu uns her: die Citrone, der Rhum, der echte Thee! Der Gast schlürft ein Glas Punsch. Damahls gab es noch keine Essenz. Alles war frisch aus den Original-Ingredienzien selbst. Ein großes Seitelglas, Preis ein Siebzehner. Sehr natürlich, denn es gab damahls viel weniger Geld und viel weniger Gäste in den Caffehhäusern. Alles sehr natürlich.

Unter diesen nicht vielen Gästen spielen mehrere Damenbrett, viele aber Schach, so à la Allgayer und à la Ankerberg. Wenige lesen in den Zeitungen, deren es fast gar keine gibt. Da ist die Wiener-Zeitung, in klein Quart auf abscheulichem Papier, die nur Mittwoch und

Samstag erscheint; da ist die Augsburger NB. Moll'sche politische Zeitung; da ist die Neuwieder: Gespräche aus dem Reiche der Todten; Punctum mit den Zeitungen! Noch keine Spur eines literarischen oder belletristischen Journals. Man kümmerte sich blutwenig um die Comödie, um schönwissenschaftliche Literatur; man hatte noch kein Glas Wasser auf der Caffehtasse stehen.

Man hatte aber auch noch keine Fidibus. Kein Mensch rauchte Tabak, so gut als Niemand. Man hielt gar keine Pfeifen, höchstens ein Paar cölnische, für außerordentliche Fälle. Damals rauchten gerade so viele Leute, als jetzt nicht rauchen, wogegen es sich mit dem Tabakschnupfen vielleicht gerade umgekehrt verhielt. Hätte sich einer unterstanden, Tabak zu rauchen: „Der ungeschliffene Mensch; er stinkt vom Rauchtabak wie ein Kutscher; ich verbiethe ihm das Haus. Pfui! auf zwanzig Schritte schen riecht man ihn. Seine Kleider sind durchräuchert; er riecht aus dem Munde; es ist nicht auszuhalten! Marie mit dem Menschen darfst Du keinen Umgang haben!“

Aber ein Paar Dutzend Jahrr darauf lautet es ganz anders: „Das ist ein curioser Mensch; er raucht nicht einmahl Tabak; das ist ein wahrer Sonderling, das! Marie, laß den Menschen!“

Was stinkt denn da so unausstehlich? Ja, dort in der Fenstervertiefung da steckt ein alter Herr, der raucht aus einer langen cölnischen Pfeife. Er genirt sich; er bläst nur kleine Wölkchen vor sich hin; aber es ist doch nicht auszuhalten. Gehen wir da hinüber; sehen wir ein wenig Billardspielen zu.

Billard! Ha welch ein Elephant! Diese massiven Füße mit dicken Querbalken verbunden; die ganze unge-

heure Maſchine am Boden angeſchraubt, daß ſie ja nicht entwiſche. — Billard! Es iſt ja eine Kegelbahn! Wie ſchmal und lang! 3, 4 Quadrate in der Länge. Da ſtößt man mit ungeraden Stöcken aus einem Stück kleine Kügelchen herum. Fällt ein ſolches in ein Loch, ſo läutet ein unter dieſem Loch hängendes Glöckchen gar lieblich und hell, damit man doch höre, daß das Kügelchen hineingefallen, wenn man es nicht geſehen haben ſollte. Man ſpielt die langweilige ſpaniſche Parthie oder Pyramide, ſehr ſelten die italieniſche, noch ſeltener à la guerre; à la guerre ſpielt man mit ſo und ſo viel Bällchen als Spieler, dabey immer auf den entfernteſten Ball. Die dazwiſchen ſtehenden müſſen alſo weggenommen und ihre Stelle muß bezeichnet werden. Das iſt aber gar nicht umſtändlich: man macht den bezeichnenden Punct mit Haarpuder. Alle Spieler haben ja noch ſchneeweiße Haare.

Man ſpielte beſſer als jetzt, aber nicht ſo leicht und frey als jetzt; der Wendepunct der ganzen Spielpraxis war noch nicht eingetreten: Der epochenmachende trockene Stoß, coup sec (ſo häufig Coſett, ja ſogar Corſett benahmſet). Der coup sec machte Anfangs erſtaunliches Aufſehen; es war wie Hexerey. Er war die Reformationszeit des Billardſpiels.

Das Spiel war theuer; vier gute Kreuzer die Parthie, und man ſpielte mit Eifer und gut. Jetzt iſt es wohlfeil, und man ſpielt nachläſſig und ſchlecht.

Vor ein paar Dußend Jahren gab ein Caffehhaus im Zuſtande der Beleuchtung einen vollſtändigen Scandal, An einigen Wandleuchtern von Zinn einige tropfende Unſchlittkerzen; und dann erſt die Illumination der Billards! Ebenfalls mit ſolchen Kerzen, 4—6 auf jeder Seite; ein

Tragschämel dazu; der Marqueur hatte nichts zu thun, als auf und ab zu klettern, und zu schnäuzen. Die Herren Billardspieler warteten indeß ein wenig, bis es aufhörte stockfinster zu seyn. Man war in puncto des Lichtes überhaupt sehr genügsam. —

Denkt man noch an die Caffehhäuser in specie nach, so fallen Einem einige besonders interessante ein.

Da ist das Milano'sche in dem Locale des jetzigen Daum'schen. Vollgepfropft zum Ersticken, von lauter Leuten, die nichts verzehrten; lauter Gaffer, meist aus der Vorstadt im Hin- und Hergehen. Wirklich so vollgepreßt, daß man nicht schliefen konnte. Wie der alte Milano mit seinem originellen Nationalgesicht, mit seinem weißtuchenen weiten Frack, den abgetragenen dreyeckigen Hut auf dem Kopfe, sich kriechend herum drängt, vergebens bittend, flehend, drohend corpo di Dio maledetto, Alles umsonst; kein Mensch geht fort. Im letzten Zimmer, die zahlreiche à la guerre jeden Abend: guter uralter Banchieri, wie schwitztest Du bey Deinen zitternden Stößen, wie fluchtest Du in leisem Gemurmel, wenn Du gemacht wardst?

Bey Milano auf dem Kohlmarkt, wie bey ihm in seinem großen Zelte auf der Burgbastey, jenseits des grünen Wallbrückchens, das durch Georgels Memoiren historisch geworden (sein Abenteuer dort in Rohans Dienst —), bey Milano war Alles gut und billig wie bey seinem Übernehmer Corti. Seine Milch, sein Caffeh, seine Limonade, sein Punsch, sein Gefrornes waren einzig!

Corti's Zeit (Ecke der Nagler- und Bognergasse) fiel in die Periode der Continental-Sperre. Das war das

Caffeh-Interregnum: „Die caffehlose, die schreckliche Zeit!“ Wie köstlich schmeckte der Caffeh, weil er verbothen war! Der industriöse Corti ersann allerhand Surrogate; unter Andern rothen Würzwein; der war delicat, aber doch kein Caffeh!

Etwas früher imponirte eine Zeitlang ein silbernes Caffehhaus im Schabdenrüssel im ersten Stock. Da war wirklich Alles von Silber, war nur immer von Silber seyn kann, und Alles von Mahagony, was nur immer von Mahagony seyn kann. Der Caffeh selbst, nicht von Silber und nicht von Mahagony, wie billig nur Nebensache: nu, ganz passabel. Einige Zeit darauf dislocirte der Inhaber seinen Schank auf das Rothethurmthor. Da war ein artiges kleines Haus. Neu war da ein Pianoforte, aber nicht neu die Nebensache: der Caffeh.

Bey Hugelmann, Anfangs der Leopoldstadt, fand man die besten Billardspieler, wie in der Krone die besten Schachspieler. Man reiste zu Hugelmann, um zuzuschauen. Da war ein gewisser Reich, ein gewisser N. N.; ungarische Marqueurs spielten vortrefflich, machten drey Parthien auf einen Stoß aus mit den ersten enormen Bällen. Das war Alles noch in der antediluvianischen Periode, in der Zeit der lieben Unschuld, der glücklichen Unwissenheit, noch vor der Buchdruckerkunst, noch vor der Erfindung des welterleuchtenden coup sec, dieses entscheidenden Compasses. Bey Hugelmann war die Universität des Billardspieles. Jetzt geht die Universität zu Adami. —

Die Madame Lechner auf dem Hohenmarkt machte auch etwas Epoche. Dann wurde ein deutsches Frühstück erfunden, eine Art Weinsuppe, und Santé-Chocolade, in der Kärnthnerstraße zu den drey Löwen; wirklich recht

substantiös. Das kleine Kramer'sche Caffehhäuschen im Schlossergassel, in welches viele Schöngeister kamen, ist nicht zu übersehen; der vorige „Papagey“ und die „Wiener-Zeitschrift“ 1843 haben davon geschwätzt. Ein rundes Billard, Ecke der Rauhensteingasse und Himmelpfortgasse, wurde selbst bald wieder eckig; ein rothes, bald wieder vernünftig grün.

Eine Abnormität anderer Art war bey Werschmied (oder Wirschmitt, ich weiß nicht) auf dem Neuenmarkt. Bey Werschmied, wo der Caffeh immer vortrefflich, ganz vortrefflich (und fort bis auf seinen jetzigen braven Nachfolger inclusive), war es Jahrhunderte lang Tag und Nacht ewig Nacht. Wie vor der Schöpfung das Chaos, verschlang ewig dichter und dicker Nebel den wackern Werschmied sammt seinen Gästen und Getränken und Lichtern zu ebener Erde wie über der Erde. Hier auf diesem einzigen Punct wurde mehr und ärger Tabak geraucht, als in ganz Wien zusammen; in seiner Art gewiß nicht unmerkwürdig, denn hier athmeten Menschen 60 — 80 Jahre lang ꝛc. Es wurde damahls bey Werschmied so erschrecklich stark geraucht, als jetzt in allen Caffehhäusern und überall geraucht wird; wo irgend eine lebendige Seele Athem aushaucht, ist dieser Athem, diese Luft nichts Anderes als eine Tabakwolke.

O würdiger steinalter Stein, wie recht hast Du mit Deinem amor capnophilus!

Dieß sind so ziemlich alle meine Reminiscenzen, der ich nie ein eigentlicher Caffehhaus-Frequentant gewesen. Ein solcher wird Interessanteres, Richtigeres und mehr wissen. Möge er es auch ausplaudern!

Und schreibt irgend einmahl Einer etwas Durchge-

führtes über das Caffehunwesen, so möge er ja nicht verſäumen, unſers großen, preiswürdigen Hammer-Purgſtall köſtliche Worte anzubringen:

„Der Caffeh iſt wie das Mädchen, das braune
Das bey Tag uns erheitert, und bey Nacht uns den Schlaf raubt.“

Guten Tag! Gute Nacht!!

Billet an mich ſelbſt.

Wie konnteſt Du auf den marmornen Jüngling vergeſſen? Wenn Du nicht irrſt, ſo haſt Du geirrt. Aber waren denn jene niedern Marmorhallen nicht das Morgenroth des caffehhäuſiſchen Guſto? Wie iſt es möglich, Jünglings Caffehhaus nicht zu nennen?! Kannſt Du das verantworten, Du leichtfertiger Tavernen-Topograph? Und vermagſt Du Dich nicht zu beſinnen, damahls vielleicht ſelber ein marmorner Jüngling, ſo laß Dir ſagen, daß jene Hallen, als ſie ſich zuerſt aufgethan, in ganz Europa ſtaunende Bewunderung erregten. Der helle Glanz des ſchimmernden gelben und grünen Marmors der zwey Gemächer blendete Aller Augen; die plaſtiſchen Verzierungen, die Arabesken, die vergoldeten Lichterſtangen, das geſchmackvolle Ameublement feſſelten den Blick. Europa und die über den Donauſpiegel neidiſch heraufblinzelnde Türkey riefen Bravo.

Und von allem dem ſagſt Du kein Wort? Wo warſt Du denn damahls? He? Gewiß allzuoft darneben auf der hohen Schule des Billards, bey Hugelmann, oder wenigſtens hinter deſſen grünem Holzgitter unter den drittehalb Bäumen, auf die Equipagen zu gaffen? So vergißt

man oft das Nächste, bis es zu spät, wie jetzt, wo der marmorne Jüngling sich mit seiner Nachbarschaft verheirathet, und aufgehört hat, Jüngling zu seyn und Jüngling zu heißen.

Das ist Eins, mein luftiger Historiker. Das Zweyte ist das „National-Caffehhaus!“ Warum sagst Du kein Wort von dem National-Caffehhaus? Weißt Du nichts davon, der Du immer in nationalen Dingen travaillirst? Höre denn: Die National-Taverne war allerdings eine ganz gewöhnliche und zwar an der rechten Ecke der Schotten-Teinfaltstraße (wo jetzt der ehrenwerthe Kleger Caffeh und Zucker in etwas größern Portionen consumiren läßt); aber an den Läden stand mit großen Lettern gemahlt: „National-Caffehhaus.“ Wie kann man solche Sachen übergehen?

Gleich setze Dich hin und schreibe mir folgendes Billet:

Mit dem marmornen Jüngling und mit dem Eckcaffehhause hast Du ganz recht, aber Du mußt wissen, ich schrieb aus dem Stegreif, und betitelte mein Aufsätzlein: „Wiens Caffehhäuser,“ nicht „die Wiener-Caffehhäuser.“

Schließen wir das Geplauder mit einem Marqueur! Von Kolschitzky hat man noch mehr als Eine treue Abbildung (das treffliche Caffehhaus der Himmelpfortgasse hat auf dem Balken eine der besten). Wie aber vor etwa vierzig Jahren ein Marqueur ausgesehen: davon existirt meines Wissens nur Ein Conterfey, und zwar auf einem Fensterladen im Hof des Schlegel'schen Caffehhauses. Weder auf der Straße noch in einem Hofe schämten sich damahls die Caffehwirthe, aller Welt, also auch denen, die nicht lesen können, auf den ersten Blick sehen zu

laſſen, daß da ein Caffehhaus ſey, daß ihr werther Nahme einem Mann angehöre; der ein öffentliches Gewerbe hat.

Für die Erzgebirger.

„Wer ſchnell, gibt doppelt.“

Herr von Pſt that nichts als blättern.

Des Morgens, nachdem er ſich aus ſeinen Kiſſen und Decken herausgeblättert, ſchlürfte er ſeine Theeblätter. Dann verdampfte er ſeinen feinen Blättertabak. Dann blätterte er ſich in ſeine Kleider hinein. Dann ging er aus, die Zeitungen durchzublättern. Dann blätterte er ſich ein paar Stunden auf den Promenaden, unter den Leuten herum. Dann gab es in dem Speiſebuch des Caſino genug zu blättern, und endlich, aber etwas weniger an den langen und langweiligen Orten der langen Comödie. So und ähnlich blätterte, verblätterte und zerblätterte Herr von Pſt das Buch des Tages, ohne daß es deßhalb ein Tagebuch geweſen. Mitunter und das iſt das Natürlichſte, blätterte er auch in ſeiner Brieftaſche, in der kleinen eiſernen Caſſe, unter den Geldpapieren und Banknoten ſo herum. Manchmahl blätterte er auch in ſeinem Gedächtniß. Und ſo thut Herr von Pſt nichts als blättern.

Aber lieber Himmel, das thun ja alle Leute! Alle Leute ſind ſolche Pſt. Das iſt ja nichts Beſonderes.

Freylich, freylich. Wir kommen ja ſchon zur Sache. Nur Geduld. Herr von Pſt war ein ordnungsliebender, methodiſcher, regelrechter Mann. Er hatte für jeden Tag ſeine Eintheilung, ſeine beſtimmte Zeitausfüllung. Aber ſie beſtand durchaus nur im Blättern. Er thut nichts Anderes. Sehen wir ihm zu; Tag für Tag; die ganze Woche durch.

Herr von Pst ist ein passionirter Botaniker und Dendrolog. Er bringt fast den ganzen Tag damit zu, in seinem Herbarium zu blättern, seine Baumschule, sein Glashaus zu besuchen. Da kommt er, da mustert er jedes Blatt. Er vergleicht die natürlichen mit den prächtig illuminirten Blättern des Duhamel. Er blättert die Stunden des Tages aus. Dieser Tag ist der Montag. Der Montag ist dem Botanisiren und Dendrologisiren gewidmet. Wir fangen nun an, den blätternden Herrn Pst kennen zu lernen. Fahren wir damit fort.

Da es schon Tag ist, so ist Dinstag. Heute hat es Herr von Pst mit interessanteren Blättern zu thun, als die gestrigen. Herr von Pst nimmt von einem großen Repositorium große, schwere Portefeuilles herab. Er öffnet sie. Eine Welt von Blättern enthüllt sich. Herr von Pst besitzt eine reiche, kostbare Kupferstichsammlung; viele Tausende von kleinen und großen Blättern. In dieser Welt verblättert er sich so ziemlich den ganzen lieben Tag, den Dinstag.

Heute soll es nicht so ruhig hergehen, als gestern und vorgestern; das leise, bescheidene Geräusch der Baum- und Kupferstichblätter soll hoch überbothen werden. Heute wird Musik gemacht; heute ist Musikmacherey, Herr von Pst ist ein Musikmacher. Es kommt eine Menge lärmender Leute, Künstler par excellence, musikmachende Künstler. Man macht Musik den ganzen Tag, die Notenblätter fliegen. So verblättert sich der unschuldige Mittwoch, und der ist dem Herrn von Pst sehr interessant.

Noch interessanter jedoch ist ihm der Donnerstag, denn Herr von Pst ist nicht so ordinär und sinnlich, daß ihm das Musikmachen und Musikhören und Musikaus-

halten eine ſo wichtige Sache ſeyn könnte. Alſo, da heute Donnerſtag, langte von Pſt aus mehreren Schubladen einige Päcke einzelner Blätter heraus, und blätterte in ihnen liebäugelnd und reſpectvoll, leſend, ſinnend, mannigfach angeregt, mitunter meditirend ſo gut als den ganzen Tag. Es iſt ſeine unſchätzbare Sammlung von Autographen der brillanteſten und merkwürdigſten Menſchen, unter denen ſich auch viele Muſikmacher und Comödieſpieler befinden. Dieſes ſchöne Blättern füllt den Donnerſtag aus, dieſes ernſthafte Blättern, um Tags darauf wieder ernſthafteren Blättern Platz zu machen.

Denn heute Freytags hat Herr von Pſt es mit Kartenblättern zu thun. Es iſt Spiel; Tarrok, Whiſt, und wie dieſe Spiele alle heißen mögen. Wir verweilen aber nicht ſo lange dabey, als der blätternde Herr von Pſt. Wir verlaſſen ihn; ſtören wir ihn nicht. Nun thun wir dies noch weniger

Samſtags, an welchem Tage er in dem Herzen ſeiner Geliebten zu blättern pflegt.

Die Woche iſt nun durchgeblättert. Wir haben geſehen, wie? Herr von Pſt hat nichts gethan als Blättern. Die Blätter der Pflanzen und Bäume, die Blätter der Kupferſtiche und Muſikalien, die Blätter der Selbſtſchriften und Spielkarten, die Herzensblätter Lauras haben die Woche ausgefüllt, von Montag bis Samſtag.

Von den wenig duftenden Erinnerungen der Samstagsfolien noch halb träumend blättert ſich von Pſt Sonntag früh ziemlich nicht früh aus ſeinem einſamen Lager heraus. Er ſchreitet zu den Spätſtücktiſchchen. Er ſetzt ſich. Aber was iſt das? Das ſieht ſo aus wie eine Zeitſchrift. Es müſſen Nummern ſeyn; faſt banddick. Richtig es iſt

ein Journal. Es sind die Sonntagsblätter, eine Überraschung vom Buchhändler.

„Sonntagsblätter.“ Das gefällt Herrn von Pst. An Sonntagen denkt er, haben die meisten Leute kein bestimmtes Geschäft. Also Blätter für den Sonntag? Sonntagsblätter; da ist mein leerer Sonntag besetzt. Der Gedanke ist practisch, ist gut. Herr von Pst klatscht Beyfall.

Herr von Pst blättert und blättert in den Sonntagsblättern. Er liest und liest. Er nimmt die Nummer 9 zur Hand. Groß gedruckt springen ihm fünfzig Exemplare in die Augen, und diese Augen werden etwas feucht. Das Herz des Herrn von Pst ist auch nichts weniger als trocken; es ist warm und weich, denn Herr von Pst ist ein Österreicher. Er liest das von den 50 Exemplaren für die Erzgebirger, und die Epistel an den Bergfürsten.

Herr von Pst springt auf. Er langt nach seiner Brieftasche, und blättert nicht lange in seiner Brieftasche. Fünf Blätter nimmt er heraus, fünf feine Blätter mit feinen Zeichnungen dem füllhornumkränzten Kopf der goldigen Austria. Jean, Jean! Augenblicklich abonirst du auf fünf Exemplare. Vier davon trägst du zu Freunden, zu welchen du willst, gibst den Schein dazu und sagst: ein Präsent von Rübezahl. —

Jean fliegt.

„Pst! Pst!“

Kein Mensch hörte.

1843.

Klemm.

Kein Mensch denkt mehr an ihn. Klemm war Lehrer (damahls sagte man noch nicht „Professer“ wie jetzt von jedem Lehrer der Fidel oder Maultrommel) der deutschen Sprache in Wien. In den Neunzigern war er ein Achtziger, noch voll Kraft und Feuer. Der kleine dicke, lebhafte Ausländer machte uns viel zu schaffen. Er hatte eine gute Methode. Wie im Conversationston erzählt er, auf- und abgehend, eine kleine Geschichte, das Räuber-Abenteuer Tottlebens. Nun Freunde, sagt er, sogleich schreiben Sie die Geschichte nieder, jetzt auf der Stelle. Das geschah. So lernte er seine Leutchen kennen, corrigirte sie individuell. 1769 hatte er in Wien eine Zeitschrift herausgegeben: Der österreichische Patriot, moralisch, belletristisch. Am Schlusse des zweyten Jahrganges nimmt er Abschied, sich dem Theater zu widmen. Er schrieb: Der auf den Parnaß erhobene grüne Hut, (Satyre auf Sonnenfels) Lustspiel 1767; Beyträge zum deutschen Theater 1. Theil 1776; Kunst auf Kosten anderer Leute zu leben, Lustspiel 1776 und Anderes, das man in Kayfers Bücher-Lexicon findet wo aber der Patriot fehlt. Klemm hatte eine Tochter, die eine renommirte Schauspielerin war, von der er selbst in der Schule (noch nicht Collegium) schwärmte. Klemm war ganz Vater. Ruhe sanft, Du würdiger Lehrer!

Wähner

hätte wohl einen förmlichen Necrolog verdient. Als Hellenist und Bibelkenner hatte er nicht Viele seines Gleichen. Sein Character war mammuthisch wie seine Person. Er war

Prediger in Dessau gewesen, kam nach Wien, philologische Unterrichtsstunden zu geben. Mit tüchtiger Kenntniß und guten Empfehlungen fand er bald Eingang. Aber sein absprechendes, brüskes, unleidliches Wesen konnte ihn nicht gedeihen lassen. Dazu seine bacchanalischen Excesse. Nun gab er die Zeitschrift Janus heraus. Sie war der Schauplatz der brutalsten Klopffechtereyen, ein feiles Organ der Animosität Anderer. So lange man nöthig hat, auf die Welt zu kommen, genau so lange brauchte der Janus, um zu Grabe zu gehen. „Noch einen Pränumeranten“ her, hieß es im Lamm. Das Janus-Abonnement kostete 6 fl. wie die Maß Mordianer. Wähner verließ Österreich, kam aber, wie Dieser und Jener, wie so mancher Andere bald wieder. Es ging ihm, abermahls durch eigene Schuld, noch schlechter; und er starb armselig. Gegen die Ahnfrau war er zuerst in der Hallenser Literaturzeitung aufgetreten; den Vorwand gab das Princip des Fatums. Die Recension war brutal, indignirte um so mehr, als Jedermann Grillparzers Höhe in diesem Product voll Mark und lirischer Schönheit schon ahnen mußte. Dessen ungeachtet druckte man den Aufsatz Wort für Wort im Sammler nach. In die Jahrbücher der Literatur lieferte Wähner gediegene Berichte; den schärfsten über Hormayrs Supplement zu Millot, im ersten Jahrgang des Hermes. Schade um Wähners Wissen und Kraft! Seine Tinte war Scheidewasser.

Keppler,

armer Keppler: warum warst Du arm, und starbst Du arm? Weil Wallenstein Dir Deine so und so viele 1000 Gulden nicht auszahlte. Warum zahlte er sie Dir nicht aus?

Etwa, weil sein Herr und Kaiser es ihm aufgetragen? Armer Keppler, mit diesem Geld wärst Du reich gewesen. Und dieses Geld war Deine rückständige Besoldung. Was nützte es Dir, nach Brahe's Tod kais. Mathematiker zu heißen mit der Zusage eines Gehaltes? Es ist wahr, der Herzog nahm Dich recht gut auf. Aber Du warst kein Soldat; warst zwar Astronom aber nicht Astrolog. Armer Keppler! Freylich, jetzt bist Du selbst ein großer Stern, hast auch ein artiges Denkmahl, das die Regensburger sehen wenn sie zu Biere gehen.

Pezzl.

ist der österreichische Voltaire. Frappirt das? Nun man lerne ihn kennen; man wird dann sagen: es ist wahr. Sein Faustin, sein Unkenbach, sein Gabriel sind Schriften von Voltaire. Sie haben aber noch mehr Substanz, Gehalt und Kern. Faustin ist die geistvollste Satyre auf das philosophische Jahrhundert, wie Unkenbach auf die Phrenologie. Pezzl in Geist, Anmuth, Zauber, Schärfe und Leichtigkeit steht über dem Mann von Ferney. Montesquieu's persische Briefe haben mehr philosophische Tiefe, aber weniger schneidendes Leben als Pezzl's maroccanischen. Gegen seine ältere Skizze von Wien ist Merciers Gemählde von Paris oberflächliches Gewäsch. Ist es nöthig, sich gegen den Verdacht vaterländischen Optimismus oder des Outrirens überhaupt festiglich zu verwahren?

Berghofer

war ein überspannter Philanthrop. Er hatte wohl redlichen Willen; aber ohne alle Besonnenheit und Prudenz. Naturmensch, Naturſohn, wie er ſich immer ſelbſt fatirte, war er allerdings. Das iſt jedoch nicht ausreichend, um auch philoſophiſcher Schriftſteller zu ſeyn. An wiſſenſchaftlicher Grundlage fehlte es ihm durchaus. Er war Denker, aber ſtets malcontent, ſich ſelbſt zu einer gewiſſen enragirten Humanität hinaufwirbelnd. Naturſöhne, wenn ſie ihre Sprößlinge ſpartaniſiren wollen, pflegen wohl auch ſie nackt herumlaufen zu laſſen, nicht aber ſie zu zwingen, auf einem Dache zu ſchlafen. Wieland hatte den Einfall, Berghofern den öſterreichiſchen Rouſſeau zu nennen (vielleicht im Merkur). Das entzückte ihn noch im 80. Jahre; ſein letztes. Die zweyte Auflage ſeiner „Schriften“ kürzte er ab, auf dem Titel ſagend: verminderte, verbeſſerte Auflage. Das vulgo war gut. Um ſeine Quiescirung ſchritt er ungefähr mit den Worten ein: „Ich bitte nicht mehr ſeyn zu dürfen Dero ergebenſter Diener.“ In Straubing erſchien 1810 ein Buch in 2 Theilen, betitelt: Verbothene Schriften. Dieſe ſind von Berghofer, was in den Catalogen nicht angemerkt iſt. Sie enthalten das, was man Raiſonnuren nennt. Sonſt war Berghofer ein Ehrenmann.

Doctor Barth,

der berühmte Augenarzt, hatte viele Eigenheiten, beſonders in ſeinen letzten Jahren. Da ſah man ihn als Sanſculotte umher gehen, bloß in einem ſchwarzen weiten Überreck, einer Art Kutte; den Hut ohne Boden. Von unten und von

oben freye Luft. In seinem Hause in der Heugasse unterhielt er eine künstliche Hühnerausbrütungs-Anstalt auf egyptische Manier. Da spazierte er mutternackt einher. Um Anatomie und Physiologie hatte er große Verdienste. Er ist es, dem wir das große anatomische Theater verdanken. Seine anatomisch-pathologische Praparaten-Sammlung kaufte Kaiser Joseph für 2000 Ducaten, und schenkte sie der medicinischen Facultat. Den Riebe Torso, welchen der damahlige Kronprinz von Bayern 1815 ihm für so und so viele Tausend Ducaten abkaufte, hatte er in Prag auf einem Steinmetzplatz bemerkt, erkannt und um einen Spottpreis an sich gebracht. Unser großer Statuar Fischer machte die Arme dazu.

Stoll der Sohn.

Unser großer Arzt Stoll (gloßischer Nahme) hinterließ einen sehr talentreichen Sohn, Ludwig. Der war Dichter voll Beruf. Er war mit Schiller persönlich bekannt, machte mit ihm kleine Reisen. Schiller ehrte ihn. Stoll wies gern zwey recht freundschaftliche, achtende Briefe vor, des großen Dichters an ihn. 1808 lebte der junge Stoll in Wien, ein hübscher, schlanker Mann, blond und blaß. Sein Schnecken-Almanach ist genial, besonders der Chor der Schnecken. Goethe sandte ihm Beyträge für seine Zeitschrift Prometheus. 1809 kommt der Feind nach Wien. Napoleon hört den Nahmen Stoll. Ein hoher Verehrer des classischen Arztes, setzte er dem Sohne eine Pension von 500 Franken aus. Der junge Stoll stirbt 1815. Was er gedichtet, geschrieben, ist auch noch nicht gesammelt.

Wiens Kunsthandlungen vor einigen Decennien.

Wollen wir sie besuchen?..... Gut!

Wir sind auf dem Kohlmarkt. Welche Firma! Schon die erste Sylbe, wie die drey andern spricht „Kunst.“ Artaria: welcher Klang, welch globischer Klang! Das Local nichts weniger als günstig; dunkel, seicht, ungeräumig. Doch der Posten! Nun ja. Aber den Schätzen des Inhalts würde man zupilgern, und steckten sie am äußersten Ende des Bandwurms Sievering. Alte und neue Kupferstiche; ein reiches, reiches Lager. Du frägst um irgend ein Oeuvre (wie richtig bezeichnet man artistisch die Gesammtleistung gegen das literarische Oeuvres; multum multa): es ist da; ganz und einzeln, in mehrfachen Abdruck-Schattirungen. Du willst kostbare Handzeichnungen? Hier hast du sie in so und so vielen Portefeuilles. Geographische Charten verlangst du? Nenne welche immer; des In- oder des Auslandes, da sind sie. Musicalien, alle die du willst. In all diesen Zweigen findest du mächtigen, eigenen Verlag. Hast du Lust eine Auctien zu geben? Das ist die globische Firma, denn selbst aus Peking mag dir Bestellung werden. Artaria ist ein hübscher Mann, mit ausgeprägter National-Physiognomie; höflich, gefällig, bescheiden. Gegenwärtig ersetzt, wie schon lange, durch einen Sohn von Kenntnissen, distinguirter Bildung, feinen, liebenswürdigen Sitten. Artaria und Comp. ist das, was man ein „Haus“ nennt. Gehorsamer Diener!

Ein paar Schritte, und wir sind bey dem gehorsamsten Diener des schlechten Geschmacks, der da selbst wieder der gehorsamste Diener des Firmaträgers ist: bey Löschen-

kohl, im vorigen Local des würdigen Müller. Löschenkohl ist der unermüdliche sirfingerige Fabrikant des Tages, der Stunde, des Augenblicks. Seine bemahlten Zeitbilder sind erecrabel; aber der Nahme des Gegenstandes steht darunter, und sie werden gekauft. Man balgt sich um sie. Löschenkohl ist der iconographische Zeitungsmann. Die Neunziger und die neuen tumultuarischen Jahre sind überreicher Stoff. Heute langt die Nachricht einer Schlacht an; morgen liefert Löschenkohl sie gestochen. Er improvisirt, er anticipirt Scenen der Tagesgeschichte. Robespierre dictirt noch; auf dem Kohlmarkt ist er schon guillotinirt. Der Mann, nähmlich Löschenkohl, als Kaufmann hat die rechte Industrie; er macht den Leuten Unterhaltung und sich Geld. Er ist sonst brav, bey ordinärem Äußern sehr verständig und lustig, wenn er zufällig nicht krank ist.

Empfehlen wir uns diesem Speculanten, um in einigen Minuten bey Sauer zu seyn. Wir sind in der Naglergasse, eines der Urgäßchen der City, wie das Rothgäßchen und die Goldschmiedgasse von pestelementschwangerer Exhalation. Hier gewahren wir den Ladenschild: „Zu den sieben Schwestern.“ Der Vater ein Coloß mit einer Rohrdommelstimme, wenig und langsam sprechend, aber viel und geschwind schnupfend, ist ein Mann von vielerley Kenntnissen. Er hat das Frohnleichnams-Waisenkinderlied componirt: er hat eine Baumschule angelegt; er hat eine Schrift verfaßt: „Monographie des Perlhuhns.“

Wir verlassen mit Vergnügen die sieben Schwestern und die übrigen Perlhühner. Zehn Schritte, im Rücken der mephytischen Gasse und wir sind auf dem Hofe. Wir stehen vor der Kunsthandlung Tranquillo Mollo. Ah, allen Respect! Mollo unvergeßlich als Mensch, wie als Kauf-

mann! Anmuthiger, freundlicher, herzlicher Mann! Mollo du trefflicher Kopf, mit dem richtig durchschauenden Blick: Du begreifst den Pulsschlag der Zeit. Deine Charten, deine Prospecte, deine militärischen Bilder, deine Globen sind dein ehrenwerthes „Oeuvre.“ Mollo war der Anton Doll des Kunsthandels. Mollo schwang sich und glänzte. Das Haus Mollo ruhte auf einem Fundament von Granit. Aber.... wo ist sein Aufbau?

Glückwünschend und Glückgönnend nehmen wir Abschied von dem liebens- und achtenswerthen kleinen dicken Mann. Wir schreiten durch das Kriegsgebäude gegenüber und sind in der Seizergasse. Eine Höhle gähnt uns an, in Gestalt eines Kaufladens, seicht, dunkel, im Wortsinn ein Gewölb. In dieser Casematte gewahren wir einen rüstigen Mann mit frischem Antlitz. Er ist in Rembrandt'sche Schatten gehüllt; allein wir unterscheiden ihn hinlänglich. Von Protefeuilles ist er umlagert, von Päcken umthürmt. Es ist Stöckl. Inmitten dieser Massen, hinter einem kleinen vollbelegten Ladentisch wurzelt der Mann, die ganze Außenwelt vergessend. Er unterwühlt und durchwühlt ein Portefeuille. Er scheidet aus; er theilt ein; er wählt; er prüft, die Augengläser über der Stirne; er tarirt; er sichtet und ordnet und sinnt. Wir besehen; wir kaufen; Alles recht billig. Von gar Manchem trennt sich der Crösus nicht gerne. Es ist eine vermischte Waarenhandlung von Kupferstichen. Der Vorrath ist unermeßlich, ein Miscellen-Ocean. Viel Altes, Seltenes, Wichtiges. Seine Speicher sind überfüllt. Stöckl ist der kunsthändlerische Haselmayer. Er wird so alt wie dieser, auf daß seine Magazine einst übergehen auf den unterrichteten, gebildeten, gründlichen Kenner Sigm. Vermann.

Wir rollen unsere Porträts (in welchem Zweige Stöckl außerordentlich stark ist) zusammen; 20 Schritte, und wir sind in der chemischen Druckerey. Chemische Druckerey? Was ist das, hier im Paternostergäßchen? Sie heißt so par excellence. Sigm. Steiner hat hier mit Senefelder, dem lithographischen Gutenberg, diese Kunst zuerst auf den Musiknotendruck angewandt. Die ersten Versuche sind abscheulich. Man kommt bald davon ab. Steiner im Bunde mit dem tüchtigen Tob. Haslinger, cultivirt die Sache auf anderen Wegen. Sie nimmt und behauptet den schwunghaftesten Flug. Wir ahnen diese leuchtenden Erfolge; aber für den Augenblick schreiten wir den Graben entlang, wo schon von ferne her Eders Kunsthandlung blinkt und winkt.

Für Jugend und Volk ist hier ein wahres Dorado, wohl auch viel Ernsteres, Kunsthältiges und Bedeutsames. Bilderbogen, Farbengeräthe, Zeichnungsrequisiten, Kupferbücher, Spielwaaren, feineres Technisches: Alles gut, schön und wohlfeil. Eigenthümlich aber sind die Visite-Billets und Neujahrsgeschenke, mit denen Eder ein so außerordentlich lebhaftes Geschäft macht, daß es sich unmöglich schildern läßt. An gewissen Nahmens-, besonders aber an den Neujahrstagen wogen viele Hunderte von Käufern da aus und ein; der Laden im Zustand der Bestürmung. Wachen müssen Ordnung halten, Tausende solcher Billets mit Flittern gestickt, mit einem gedruckten Verschen, in farbigem Couvert, 1 bis 2 fl. im Preise, werden für hier und die Ferne verkauft. Eder erntet und verdient es, zu ernten. Sein einfaches unscheinbares Äußere birgt das reellste, herzlichste Wesen; das Prototyp österreichischer Biederkeit. Sehr gealtert, thut er wohl Recht, sich mit einem so wackeren Gesellschafter wie J. Bermann zu versippen.

Der dienstfertige Mann weiset uns mit einer geographischen Anfrage empfehlend an das Kunst- und Industrie-Comptoir auf dem hohen Markt. Wohlan, jedenfalls gehen wir dahin. Schon der eine der Chefs interessirt uns: Schreyvogel (literarisch West), Österreichs Lessing. Seine Characteristik gehört einer andern Sphäre an, wie seines Compagnons Riedl, eines guten Mathematikers. Wir erinnern uns an Schreyvogels siegreiche Wiener-Zeitungskämpfe, mit dem unermüdlichen unglücklichen Liechtenstern, und verlassen das imposante Local, voll Verlag von geographischen Charten, um noch Frister und Reilly zu besuchen.

Frister, obwohl ein Tausendkünstler, ist auf allen Märkten, ohne je selbst einen erklecklichen zu machen. Zuerst auf dem Kohl- dann auf dem Bauernmarkte, ist er jetzt auf dem neuen Markt. Er selbst verfertigt allerhand Quincaillerie-Sachen; er ist der Erfinder der mechanischen Visitbillets (durch einen Fingerdruck fliegt eine Taube, den Wunsch im Schnabel, aus einer Baumgruppe hervor) die Furore machen. Aber des geschickten, fleißigen Mannes eigene Wünsche bleiben meist unerfüllt. Noch sieht man ihn, den hageren Mann, mit dem scharf geschnittenen Ovalgesicht, frisirt, Frack, Weste und Beinkleid von schwerem Gold-Brocat, in seiner Vorstadtwohnung physikalische Experimente machen, gratis für Freunde; alles charmant. Er ist ein Zauberer, muß aber zuletzt kärglich Papparbeiten auf Bestellung machen.

Den unterrichteten, gelehrten Reilly finden wir nicht in seinem Laden in der Rauhensteingasse. Er ist ein ewiger Patient und liegt zu Bette. Man kennt seinen Atlas; sein Schema der Armee (Letzteres à la Löschenkohl). Reilly ist

ein guter Kopf. Was er geschrieben, verdient Würdigung. Seine Bibliothek der Scherze, mit fleißiger, ehrlicher Nennung der Quellen, ist noch jetzt selber eine Quelle; sein Norradin ist gut; seine Epigramme sind besser als die Sinngedichte Kästners und Lessings, welch beyde Classiker, mathematische Köpfe, Alles in der Welt waren, nur nicht witzig. Auf unserer kleinen Wanderung übersahen wir wohl nicht die Handlungen Hohenleithner (Kohlmarkt), Weigl (Graben), Maisch (Bauernmarkt), Otto (Seilergasse) und Mechetti (Lobkowitzplatz); doch weder persönliches noch sächliches Interesse reizte uns, einzusprechen.

In der Hofbibliothek zu Wien vor 170 Jahren.

Leopold I. war in seinem musicalischen Arbeitszimmer beschäftigt. Er hatte so eben einige italienische Arien componirt, und blätterte jetzt in der deutschen Übersetzung eines festlichen Opernstückes mit dem Titel: „Das westalische ewige Feuer, zur Geburtsfrohlockung deren römischen kaiserlichen Majestäten Leopold's und Claudia, durch Prinzessinn Anna Maria, auf der großen Schaubühne gesungener vorgestellt, aus dem Wälschen in das Deutsche übersetzt. Gedruckt zu Wiena 1674."

Dies Festspiel war bestimmt, an demselben Abend aufgeführt zu werden, nähmlich in dem Theater, das sich auf dem jetzigen Josephsplatz befand, und in welchem zur Faschingszeit verschiedene lustige Stücke, sonst aber auch, bey feyerlichen Gelegenheiten, anderweitige theatralische Stücke gegeben wurden. So z. B. erst in der letztern Zeit „Cidippa, gesungener vorgestellt an dem Geburtstag Ihrer

Majestät Frauen Eleonora, verwittibten römischen Kaiserinn, auf gnädigsten Befehle Ihrer Erzfürstlichen Durchlaucht Erzherzoginn Maria Anna. Gedruckt zu Wien, in Österreich bey Math. Cosmerovic."

Der Kaiser stand jetzt auf, und sah nach der ungeheuren Pendeluhr, als ein Kammerdiener eintrat, anzumelden, daß der Bibliothek-Vorsteher Herr Lambeck so glücklich zu seyn wünsche, Seine Majestät zu sprechen. Leopold winkte, und Jener trat sogleich wieder ab.

Ein mit dem Costum Unbekannter hätte die beyden Männer wahrscheinlich mit einander verwechselt. Der Anzug des Monarchen war äußerst einfach, durchaus schwarz; das kurze Wamms, die Weste und das Beinkleid von Sammt ohne alle Verzierung; eine kurze Perrücke. Der Kammerdiener hingegen, in Seidenstoff, war überladen mit Spitzen, Schleifen und Schnüren (ebenfalls Alles schwarz); er trug eine lange Perrücke und einen stattlichen Degen.

Alsbald nachdem dieser sich entfernt hatte, erschien der Angemeldete. Er war ein schöner Mann von kaum fünfzig Jahren, einfach in schwarzes Tuch gekleidet; trug ein schwarzseidenes Mäntelchen und an einer Goldkette eine große goldene Medaille. Sein eigenes dunkles langes Haar fiel glatt über die Schultern herab. Er war etwas fettleibig, und sein obschon ziemlich fleischiges Gesicht ließ den Denker und geistigen Arbeiter wohl erkennen.

Der Monarch winkte ihm huldvoll zu, und sagte in lateinischer Sprache: Nun mein lieber Lambecius! Ihr seht so zufrieden und heiter aus, als hättet Ihr Uns angenehme bibliothecarische Neuigkeiten zu vermelden?

Lambecius, nachdem er sich von seinem eben nicht gar zu tiefen Bückling erhoben hatte, entgegnete: So ist es

auch mein allergnädigster Gebiether. Die spanische Sammlung des Marchese Gabrega in Madrid, ist gestern glücklich hier angekommen; es sind sämmtliche 2498 Bände bereits ausgepackt, und zurecht gestellt, um von Eurer Majestät in Augenschein genommen werden zu können.

Der Kaiser war angenehm überrascht. Er sprach, beyfällig das Haupt neigend: Wir geben Euch Unsre Zufriedenheit zu erkennen; Ihr sorgt recht väterlich und eifrig für Unsre Bücherey, die Wir, wie Euch wohl bekannt, lieben, wie Unsern Augapfel. Wir werden auch nie aufhören, es Euch Dank zu wissen, daß Ihr Uns Eure eigene Sammlung für den wirklich recht bescheidenen Preis von 23,000 Gulden abgetreten habt. Eben so freuen Uns die 21 griechischen Manuscripte aus Venedig, die Eure Thätigkeit Uns zugebracht hat. Fahret immer so fort.

Bey diesen Worten klingelte Leopold, und der Kammerdiener trat ein. Während dieser seinem Herrn eine Allonge-Perrücke aufsetzte, den Mantel umlegte, und den kleinen dreygestülpten Hut bereit hielt, nahm Lambecius Gelegenheit, sich weiterhin auszusprechen.

In der That, sagte er, ist meine Wenigkeit auch so glücklich, Allerhöchstdenselben ankündigen zu können, daß die Unterhandlung um die Polyglotten-Bibel des Ximenes so gut als beendigt ist, und das seltene Werk, mit welchem Eure Majestät sofort alle vier berühmten Polyglotten besitzen werden, in wenigen Monathen sicherlich hier eingelangt seyn werde. Nicht minder ist, in Folge meiner Einleitung, die gegründetste Aussicht vorhanden, die sieben persischen Codices in Constantinopel zu erwerben; und möchte ich unterthänigst bitten, daß Eure Majestät geruhen wollen,

mein Tagebuch über alle diese und mehrere andere Acquisitions-Geschäfte einzusehen.

Wir werden dieses bey nächster Gelegenheit thun, bemerkte der Kaiser in fröhlicher Stimmung, um schon zum Voraus die edlen Merkwürdigkeiten zu genießen, um die Ihr für Unsere geliebte Bibliothek fort und fort werbet. Für jetzt aber wollen wir, die Spanier zu betrachten, in Unsere Bücherey hinuntersteigen.

Die Hofbibliothek war damahls in jenem Theile der Burg selbst, in welchem sich gegenwärtig die k. k. Schatzkammer befindet; dahin war sie wegen Mangel an Raum aus ihrem vorigen Locale im Minoriten-Kloster, 1663 übersetzt worden. Auch jetzt wurde sie durch die ununterbrochen anschwellenden Vermehrungen schon zu enge; man hatte Mühe, sich zu behelfen und eine klare Anordnung zu beobachten. In der Mitte des Saales waren für die Besuchenden zwey lange derb gezimmerte Tische, an der Seite mit Kreuzfalzen versehen, und mit Fußtrittleisten, aufgestellt; an jedem zwey eben so lange gleichfalls äußerst einfache Bänke ohne Lehne. Gewöhnlich waren, da die Bibliothek noch keine öffentliche war, nur zwey bis drey Gelehrte oder Literaturfreunde anwesend, den Mantel um, den Degen an der Hüfte, die Hüte auf dem Kopf; oder wandelten auch, das Buch in der Hand, im Saale umher, oder setzten sich beliebig auf irgend einen der hohen ledernen Lehnsessel; sie machten es sich bequem, saßen da mit übereinander geschlagenen Beinen, das Buch auf einem Knie, und nahmen sogar ihre Windhunde mit.

An dem einen Ende dieser Tische saß ein Mann, der sehr vertieft in einem Quartanten las, häufig in einem daneben liegenden Wörterbuch nachschlug, und dann auf ei-

nen Fascikel in Folio schrieb; es war augenscheinlich, daß er mit einer Übersetzung sich beschäftige. Der Mann war corpulent, hatte ein markiges, frisches, stark backenknochiges, aber angenehmes, bedeutsames Gesicht, in welchem sich der würdigste Ernst mit der launigsten Schalkhaftigkeit ausprägte; er trug einen kurzen Schnurr- und Knebelbart, sein geistlicher Habit war schwarz. Das war der berühmte Pater Abraham a Sancta Clara. Das Buch, aus welchem er übersetzte, war Prynnes »Histriomastix« ein sehr seltenes Werk, dessen vollständiger Titel dieser ist: »Histriomastix, the players scourge or actors tragedy, wherein it is largely evindenced by divers arguments, that popular stage plays are sinful, heathenis, lewde, ungodly spectacles. London, 1633.

Die Arbeit fiel dem Manne sehr schwer; er zeigte sich oft ungeduldig, und schien die Sache aufgeben zu wollen, ohne Zweifel, weil er der englischen Sprache nicht genugsam kundig war. Allein, der Gegenstand, für den er begeistert seyn mochte, zog ihn stets wieder an, und so nahm sich bey der Lebhaftigkeit seines Temperamentes, die Arbeit, wie ein immerwährender Kampf aus.

Eben wollte der mit überschwänglicher Einbildungskraft begabte Autor, nicht gewohnt, eines einzelnen Wortes wegen erst ein Auskunftsbuch zu befragen, schier unwillig werden, da öffneten sich plötzlich beyde Flügel der Eingangspforte und herein trat der Kaiser. Pater Abraham erhob sich schnell, sein Käppchen abnehmend; die drey andern Gäste sprangen hastig von ihren Sitzen auf, rissen augenblicklich die mächtig breitkrämpigen Hüte von den Allonge-Perrücken, und zogen sich in tiefgebückter Haltung, so daß die Perrücken in Gefahr geriethen vom Kopf zu fal-

len, und mit verſchobenem Degengehäng in den Hintergrund zurück.

Leopold, von den Anweſenden keine Kenntniß nehmend, ſchritt, gefolgt von Lambecius und zwey Dienern, zwiſchen mehreren Kiſten und groſſen Bücherpäcken, die auf dem Eſtrich lagen, hindurch zu der groſſen Tafel, auf welcher die ſpaniſchen Werke aufgeſtellt, oder aufgelegt waren. Er betrachtete ſowohl die Autoren an und für ſich, als auch die Beſchaffenheit der Exemplare mit Kennerblick, und machte mancherley Bemerkungen hierüber.

Gut, ſagte er unter Anderm: auch die erſte Edition des »Don Quixote;« ſchön! Aber wo iſt der viel ſpäter erſchienene zweyte Band?

Lambecius reichte ihn ſogleich dar; er war anders gebunden. Dann ſagte er: Und hier, Euere Majeſtät, alle im »Don Quixote« citirten Ritterbücher und Romane.

Der Kaiſer fuhr fort, die ſpaniſchen Bücher eifrig zu muſtern. Ah, rief er plötzlich aus, allerliebſt: endlich auch Lope de Vega.

Obſchon nicht vollſtändig, bemerkte Lambecius, wie denn wohl überhaupt nicht leicht irgend ein completes Exemplar zu finden ſeyn dürfte, das heißt, auf ein und derſelben Stelle.

Gut geſagt, ſetzte Leopold hinzu! Gewiß habt Ihr ſchon vor, Euch mit andern Eigenthümern in Verkehr zu ſetzen, da mehrere Dupplicatbände vorhanden ſind.

Nicht anders, erwiederte Lambecius, und brachte ſchnell ein Einſchreibbuch in Folio herbey. Hier iſt meine Agenda. Geruhen Euere Majeſtät, wahrzunehmen, daß dieſer Gegenſtand hier ſchon notirt iſt.

Ich lobe Euch deß! Ihr ſeyd die Umſicht und Thä-

tigkeit selbst. Versäumet darob aber ja nicht allzusehr die Fortsetzung Eurer schon so berühmt gewordenen Commentarien. Über den historischen Artikel der Benennung „Wien“ im ersten Bande, zerbrechen sich die Geschichtsforscher schier die Köpfe.

Nachdem die Musterung zu Ende war, und der Kaiser seine volle Zufriedenheit geäußert hatte, sah er sich weiter hin um, und gewahrte zuerst den Pater Abraham, der während der ganzen Zeit an seinem Arbeitplatze ruhig geblieben war. Als dieser sah, daß Leopold ihn bemerke, wollte er auf ihn zuschreiten. Der Kaiser aber gab ihm ein Zeichen mit der Hand zu bleiben, und näherte sich ihm.

Siehe da, sagte er im Tone der angenehmen Überraschung: Unser lieber Hofprediger, willkommen; Wir werden Euch Euren Besuch bald zurück geben. Wir wollen auch die Augustiner-Bibliothek ein wenig inspiciren, um dort einige Lücken aus Unserem eigenen Überflusse auszufüllen.

Pater Abraham verneigte sich dankend.

Wie ich sehe, sagte der Kaiser, einen Blick auf das Lexicon werfend, so hat es Unser Hofprediger mit einer Übersetzung zu thun. Wie aber kann sich ein so fruchtbares Genie mit einer so mechanischen Function befassen? Welchem Werk diese wohl gelten mag?

Pater Abraham ergriff sogleich den Quartanten des Prynne, schlug den Titel auf, und wies ihn dem Kaiser vor.

Leopold stutzte. Wie? sagte er, sogar Englisch, und Prynne, den Prynne? Bey diesen Worten sah er Lambecius wie fragend an. Dann fuhr er fort: Was sieht Euch denn an, mein verehrter Pater? Ein so verrufenes Buch? Wißt Ihr wohl, daß selbes durch des Henkers Hand verbrannt wurde?

Pater Abraham erstaunte. Er zuckte die Achseln und sagte, einigermaßen in Verlegenheit: Das ist mir nicht bekannt, Eure Majestät. Ich bin auch bis jetzt noch auf Nichts gestoßen, was zu einer so schreyenden Verfahrungsweise hätte Anlaß geben können. Das Werk ist gegen das Comödienwesen gerichtet.

Uns sehr wohl bekannt, fiel Leopold ein; aber mit einer solch fanatischen Heftigkeit und ausschweifenden Übertreibung, daß man die Unterdrückung nicht tadeln kann.

Der Kaiser wendete sich zu Lambecius und sprach: Solch ein Buch, als große Seltenheit, soll sich in einer Bibliothek wie die Unsrige wohl allerdings befinden; es sollte aber eigentlich Niemanden zur Benützung mitgetheilt werden.

Nach einer kleinen Pause setzte Leopold rasch und mit einer freundlichen Kopfneigung zu Pater Abraham hinzu: Niemanden, als einem Manne, wie unser werther Hofprediger. Ihr habt also vor, fuhr er fort, die Übersetzung in Druck ausgehen zu lassen?

Nicht anders, Eure Majestät, erwiederte der Gefragte. Und ich glaubte dadurch den guten Sitten einen wesentlichen Dienst zu erweisen, da nach meiner Überzeugung der Moralität, besonders der Jugend, Nichts so nachtheilig und zerstörend seyn kann, als das profane Comödienzeuch. Denn wenn schon die jungen Kinder alle die Liebeshändel und Löffeleyen, dann auf der andern Seite die Schlechtigkeiten der Menschen so anschaulich kennen lernen: was soll aus ihnen werden? Die Comödie ist eine Schule des leidigen Satans. Ich will von der Kanzel dagegen donnern, und hernach den Prynne im Auszuge mit Anmerkungen und

Nutzanwendung, auch mit unterſchiedlichen Kupferſtichen herausgeben.

Pater Abraham holte jetzt Athem. Der Kaiſer aber ſagte: Mein lieber Hofprediger, Ihr gerathet da in eine wahrhaft mönchiſche Ereiferung. Wir ſind weder mit dem Prynne, noch mit dem Pater Abraham einverſtanden, wenn von der Comödie die Rede iſt. Wiſſet, daß es Uns lieb ſeyn werde, wenn Ihr von dieſen Euren Donnerkeilen abſteht. Ihr würdet ja ſelbſt Uns Unſchuldige verſengen, die Wir die Comödie, die auch ſehr viele Gründe fur ſich hat, nun einmahl protegiren. Was ſaget Ihr dazu?

Pater Abraham machte einen Buckling, ſchlug den Prynne und das Lexicon zu, nahm von dem Papierfascikel die zwey halbbrüchig beſchriebenen Bogen ab, und zerriß ſie zweyfach, aber mit der größten Ruhe und Anſtändigkeit. Dann legte er dieſe Fragmente dem Kaiſer zu Füßen. Alles das ohne ein Wort zu ſprechen.

Der Kaiſer hierauf erhob ſich, und wendete ſich mit einem ſehr huldvollen Blick zu Pater Abraham mit den Worten: Ich ſehe mein verehrter Hofprediger: Wir verſtehn Uns in All und Jedem. Lebet wohl!

Des Herzogs von Reichſtadt Anlage im Schönbrunner-Parke.

(An Ort und Stelle niedergeſchrieben 1820.)

Wenn man durch das majeſtätiſche Schloß in den Garten tritt, und die ſanfte Anhöhe rechter Hand hinanwandelt, ſo gelangt man alsbald zu einer ſchönen Anlage, welche dem Herrn Erzherzog Johann gehört. Hier hatte dieſer um Wiſſenſchaft, Humanität und Kunſt gleich hoch-

verdiente Prinz, dessen Tugenden ganz Europa bewundert, ein Haus im Tyrolerstyl erbaut, um daselbst manch einsames Stündlein hinzubringen. Ungefähr 200 Schritte von dem Hause entfernt, stößt man auf eine kleine, nur wenige Klafter betragende, schlichte Umzäunung. Diese enthält zwar nichts; als einige Eichen, und ein kleines von rohen Bretern ganz einfach gezimmertes, nicht einmahl angestrichenes Tischchen und Bänkchen; aber dieses Wenige ist ein Besitzthum des jungen Herzogs von Reichstadt. Er hatte sich diese kleine Scholle, wie mir der Führer erzählte, von seinem Großvater, dem Kaiser Franz erbethen, der ihm zwar bemerkt haben soll, daß dieser ganze Theil des Schönbrunnergartens ja seinem Bruder, dem Erzherzog Johann gehöre, ihm aber dann den kleinen Fleck gleichsam auf eigene Verantwortung überließ. Dieses winzige Fleckchen Erde besucht der kleine Prinz zur Sommerszeit, wo er im Schönbrunner-Lustschlosse wohnt, täglich um die eilfte Stunde, nicht aber um sich einem müssigen Beschauen der mahlerischen Umgebungen zu überlassen, sondern sich mit Gartenarbeit zu beschäftigen.

Er hat dazu seinen eigens für ihn angefertigten Apparat von Spaten, Rechen, Sägen u. dgl., versteht sich Alles im verkleinerten, für sein zehnjähriges Alter passenden Maßstab. Die Werkzeuge sind aus dem gewöhnlichen Material verfertigt, bloß das Holzwerk ist bey einigen schwarz gefärbt, etwas zierlicher und bequemer gearbeitet. Diese Sachen befinden sich in einer kleinen Requisitenkammer, welche im Rücken der Umzäunung in dem Bauche eines künstlichen Hügels, angebracht ist. Der Prinz arbeitet da mit vieler Lust und Gewandtheit; er gräbt um, pflanzt, begießt ꝛc., wobey seine natürliche Wißbegierde ihn unaufhörlich an-

treibt, ſich nach der Beſchaffenheit, Behandlungsart und Beſtimmung dieſer vegetabiliſchen Gegenſtände zu erkundigen.

Iſt dieſe Arbeit vorüber, ſo begibt er ſich nach dem Sommerhäuschen, welches ihm kürzlich erbaut wurde. Es liegt ein paar hundert Schritte entfernt, auf der Spitze dieſer Anhöhe, und gewährt eine vortreffliche Ausſicht in die Gegend von St. Veit. Das Häuschen iſt bloß von Holz, aber ſehr geſchmackvoll und compendiös. Es iſt eigentlich nur ein einziges ſehr kleines Cabinet mit einem Dache, etwa eine Klafter raumhältig. Mehr bedarf es auch nicht, um vor Sonne und Regen geſchützt, auszuruhen. Die Einrichtung beſteht auch bloß aus einem einfachen Sopha und zwey Stühlen. Die Wände ſind mit allerley Kupferſtichen und Zeichnungen bunt durch einander à la quodlibet beklebt! Es hatte ein ganz eigenes Intereſſe, dieſe vielleicht aus tauſend Stücken beſtehende Wandbekleidung faſt Stück für Stück zu muſtern. Hätte ich nicht gewußt, für wen dieſes Ruheplätzchen beſtimmt ſey, ſo würde ich es bey einer genauern Durchforſchung dieſer Bilder vielleicht haben herausbringen können, ſo characteriſtiſch iſt die Wahl derſelben. Der Geſchmack, ſolch ein kleines Cabinett eben mit Quodlibetbildern auszuſtatten, verdient wohl Billigung, weil ſie den Sinnen das bewegliche Spiel einer reichen Mannigfaltigkeit gewähren, was bey einer andern Decorirung nicht wohl möglich wäre. Man iſt alſo hier entweder ein Einſiedler, oder kann ſeine Phantaſie eben ſo lebhaft beſchäftigen, als in der größten und koſtbarſten Bildergallerie, wie man will und geſtimmt iſt.

Was mich betrifft, ſo war ich durch den Anblick all dieſer kleinen Dinge ſehr angeregt, und in meinem Inner-

ſten ergriffen. Da dieſe meine Gedanken aber kein Gegenſtand dieſer Zeilen ſeyn können, ſo wird es genug ſeyn, wenn ich ſage, daß jenes paar Eichen, jenes Tiſchlein und Bänkchen, jene kleine Rumpelkammer, und dieſes eben ſo kleine Sommerhäuschen, mir als hohe Merkwürdigkeiten erſchienen. Ich machte den nähmlichen Weg zurück, und verließ in ernſter Stimmung einen Aufenthalt, der mich mit ſo vielen Eindrücken erfüllt hatte.

An der Tafel des großen Eugen.

Eugen. Ich bin mit dem Gemählde zufrieden. Ein feiner Pinſel, weich wie Paſtell, und doch kräftig und warm wie Titian. Wäre es nur nicht wieder der Liebesgott! Das verbrauchteſte, abgedroſchenſte Thema von der Welt, dieſe ewige Geſchlechtsliebe! Was ſagen Sie, mein guter Hofpoet?

Rouſſeau. Und doch ewig neu, und ewig hinreißend. Laſſen Sie Uns darunter die Dichterworte ſetzen:

Qui que tu sois: voici ton maître!
Il l'est, le fut, ou le doit être!

Eugen. Aus Voltaires Papierkorb, im Stillen gewidmet dem Grafen Tarouca. Nun Graf, ich gratulire zur Eroberung!

Tarouca. Ey mein Prinz! Die Lady iſt keine türkiſche Feſtung, und ich bin kein Eugen. Nie werde ich den 1. Jänner 1717 verwinden.

Eugen. Als Sie geſtern mit ihr ſo unter meinen Quartanten und Folianten herum muſterten, hielt ich Sie für glücklich.

Rouſſeau. Ich hatte ſchon ein Liedchen fertig, aber gegen dieſe Lady Montague. Eine Reiſende, die den Erd-

ball durchzieht; und Graf Tarouca anerkannt der schönste Mann dieses Erdballs.

Tarouca. Ich erlaubte mir, dieser Engländerinn meine Glut zu mahlen. Ich schlug die schönsten Capitel des Longus auf. Ihre Antwort war: Mein Herz verpfändet sich nicht; und ich bin nicht Willens, es hindan zu geben. Dann wurde sie sogar boshaft. Sie gab mir ihr Ehrenwort, daß sie unsre Unterredung Wort für Wort Tags darauf ihrem Freund Pope berichten werde, daß diese ihre Briefe eines Tags sogar gedruckt werden sollen.

Eugen. Nun das hätte eben nichts zu bedeuten. Die Lady liefert dann zugleich ihr eigenes Portrat, das wohl der seltsamen Eigenheiten genug hat. Sie vereinigt die Kälte der Engländerinn mit der Coquetterie der Französinn und dem Feuer der Spanierinn.

Tarouca. Und der Verschmitztheit der Italienerinn.

Eugen. Aber sie hat Geist; deßhalb ist sie gefährlich. Indeß Tarouca hat auch Geist, und was so selten, auch Ruhe.

Tarouca. Ach wo ist die! Und wo wird die Lady selbst seyn? In ein paar Tagen geht sie nach Constantinopel, und sieht Wien in ihrem Leben nicht wieder.

Rosseau. Darauf geht Graf Tarouca nach London und Rousseau zieht mit ihm. Es ist der Probirstein Ihrer Flamme Herr Graf. Gehn Sie nicht nach London, so sind Sie geheilt. Was mich betrifft, so muß ich dorthin; nirgend als dort kann ich meine Poesien ediren. In Frankreich würde man mich ein zweytes Mahl verweisen; in Deutschland versteht kein Mensch französisch und in Deutschland gibt es Censur.

Eugen. Wir haben hier einen Drucker Kaliwoda, und

Sie ſetzen Amſterdam auf den Titel. Aber was fangen wir mit unſrem blutenden Portugieſen an? Wie gern ertheilte ich ihm das Imprimatur.

Tarouca. Es kommt dem Patienten vor, daß die Wunde ſchon anfange zu heilen. Rouſſeau iſt ein guter Chirurg.

Eugen. Siehe da unſer Bonneval!

Bonneval. Unſer Bonneval kommt als Bothſchafter.

Eugen. Dazu hat der geniale Etourdi verdammt wenig Geſchick.

Bonneval. Aber aus Amors Reich. Graf Tarouca: man hat Sie geſtern verletzt, beleidigt.

Tarouca. Verſtehe ich den General Bonneval?

Bonneval. Als Ihr Feind bey jenen Büchern ſtand, von denen ich erzählte, daß ſie in Häuten von Spahis gebunden ſeyen.

Tarouca. Ich verſtehe Sie vollkommen.

Bonneval. Genug alſo. Ich komme von der Lady. Sie las mir einen eben beendigten Brief an ihre Gräfin vor. Des Briefes Gegenſtand iſt der Graf Tarouca. Und dieſer Glückliche iſt zum Thee gebethen durch mich.

Tarouca. Wie?

Bonneval. Aber in der Geſellſchaft des Grafen Bonneval.

Rouſſeau. Triumph. Ich werde meine ſchönſte Ode darauf machen.

Eugen. Und ich gebe meinen väterlichen Segen dazu.

Kein Redacteur da?

Einer der zwey Spazierenden aus einer Porzellanpfeife unaufhörlich rauchend, wurde schon etwas ungeduldig: Doctor Schultes. Mit Lebhaftigkeit und scharfem Tone rief er aus: Ich sage Ihnen, der Mann wird sich noch aufreiben mit lauter mechanischem Zeug. Geht um halb fünf des Morgens in den Prater, um Correcturen zu lesen. Paßt das für einen ingeniösen Verleger? Huckt bis 8 Uhr in der Handlung mitten im Gewühl des Plebs, statt sich ein abgesondertes Comtoir zu halten. Bestellt die Autoren auf das Glacis, und läßt sie warten.

Nu, nu, entgegnete der Andere mit seiner weichen, vollmundigen, fast elegischen Stimme, der Prediger Glatz, wie begütigend: seyen Sie wohlwollend Doctor; beruhigen Sie Sich. Unser Freund wird gleich hier seyn. Es bleibt Uns noch immer Zeit genug.

Donner auch versetzte Schultes unwillig. Ich bin schon so gut, als auf der Reise nach Krakau. Und was kann ich ihm für Redactionsgeheimnisse sagen? Ich? Und Geheimnisse? Ha ha! Diese Annalen der Literatur habe ich mit der größten Einfachheit und Unumwundenheit redigirt. Das Publicum war zufrieden; Degen war es nicht. Das geht mich nichts an. Er hätte ordentlich Honorar zahlen, die rechten Nova beytreiben sollen. Was habe ich mich da geplagt, und mein Dank ist, daß man mich derb und bissig nennt, daß die Schwarzröcke mich verketzern.

Glatz stutzt und lächelt. Ja, sagt er, mit einer Literatur-Zeitung ist es kein Spaß, besonders wenn das Publicum noch nicht reif ist.

Was fällt Ihnen ein, Würdiger, ruft Schultes aufge-

regt aus: ich sage Ihnen, das Publicum ist reif genug; aber die Autoren haben noch nicht gelernt, den Tadel zu vertragen.

Ja wohl, ja wohl, werther Doctor. Nu, wie es scheinen muß, soll man milde seyn, soll man freylich mit einer Discretion auftreten...

Schultes stampft, und will eben antworten, als sein großer Hund aufspringt, bellt, wedelt, und zwey eilfertig heranschreitenden Männern entgegen galoppirt. Anton Doll voraus, keuchend; der schöne blühende Schwaldopler in gemessener Haltung nach.

Als Doll sich entschuldigen will, sagt Schultes rauh aber freundschaftlich: Sie sollen nicht schnell gehen, das habe ich Ihnen schon Hundertmahl eingeschärft; Ihre Lunge bedarf sehr der Schonung; glauben Sie mir.

Schwaldopler nickt beyfällig, und scheint zu seufzen.

Ich glaube und danke, entgegnet Doll. Nun aber was glauben Sie meine Herren und Freunde: was soll ich mit meinen Annalen anfangen, damit sie so kernhältig werden, wie die bey Degen. Sartori gibt sich freylich alle Mühe!

Schultes lächelt; Glatz ist stumm; Schwaldopler sieht den Doctor Schultes fragend an. Niemand spricht. Endlich sagt Schultes: Sartori und ich sind gute Freunde und Literatur-Collegen; ich aber bin stets gerade heraus. Ich sage Ihnen, mit Sartori haben Sie den Annalen keinen Gefallen erwiesen. Er sitzt zwar an den Quellen; aber er hat meine eigenen Fehler: er ist einseitig. Solch ein Redacteur muß etwas Universalist seyn, eine Art Polyhistor.

Glatz fällt in die Rede: Sie verlangen ja gar einen Leibnitz; ich erlaube mir, anzunehmen, man müsse billiger, bescheidener seyn; entschuldigen Sie!

Nichts da! Warum nicht gar, fährt Schultes fort! Von Gründlichkeit in allen Fächern kann und darf dabey keine Rede seyn; aber von einer leichten, rapiden Sachkenntniß, von generellem Beurtheilungstact, erworben durch befreundete Kunde der Literargeschichte und ausgebreitete Belesenheit. Sartori, wie ich, klebt zu sehr am Naturwissenschaftlichen. Ich muß sagen, für die Annalen gefällt mir dieser Herr besser.

Bey diesen Worten deutet er auf Schwaldopler. Glatz sagt: Ich theile des Herrn Doctors Meinung. Wer solch ein historisches Taschenbuch geschrieben; wer den Haupttert der Schützischen Weltgeschichte bearbeitet, vornehmlich aber der kenntniß- und geistvolle Verfasser des Handbuchs der Dicht- und Redekunst mit diesem leichten und doch so gediegenen Styl ....

Schwaldopler wird verlegen und macht eine Verbeugung. Mein Gott, entgegnet er, das ist Alles nichts weiter als Gesundheit; und die ist's, die unserm Sartori mangelt; sein Nervensystem muß gelitten haben.

Als Doll das hört, schüttelt er den Kopf. Seine Reise sagt er, soll günstiger für ihn zeugen.

Lassen Sie mich nur mit der Reise, versetzt Schwaldopler. Die ist das Krankhafteste von Allem. Der dritte Theil, Inneröesterreich behandelnd, ist gesünder, nur für Sartoris Feder zu gesund; und wie ich höre schreibt der Gouverneur Enzenberg selbst gegen die Invectiven. Ich wünsche Ihnen Freund Doll, den besten Erfolg, da Sie auch die Kosten des Reisens selbst mäcenisch tragen. Übrigens meine Herren, so schmeichelhaft mir Ihre Beurtheilung ist, so würde ich mich doch nimmermehr entschließen, die Annalen zu redigiren. Ich gebe Ihnen mein Wort.

Ich komme alſo, ſagt Doll, auf meinen alten Satz zurück. Ich wünſche von dem werthen Doctor Schultes, bevor Er uns leider verläßt, einen kurzen Leitfaden aus ſeiner mehrjährigen Erfahrung; dann, daß Sie meine beyden Herrn die Annalen mit Rath und That unterſtützen. Das Inſtitut iſt noch jung; ich will alſo zuwarten, und pränumerire im Fall einer Änderung auf die gütige Übernahme des Herrn Predigers Glatz.

Glatz lächelt höflich und ſehr ſanft. Schultes aber ſagt: Nichts von einer Theorie, Freund Doll; nichts von etwas Schriftlichem. Ich beſchränke meinen Rath auf ein paar Worte, und das ſind dieſe: Außer den bemerkten Eigenſchaften, und jener, leicht und ſchnell und fleißig zu arbeiten, iſt noch nöthig: von Innen heraus anregen; encyklopädiſches Augenmerk; concentriſche Haltung; und der Grundſatz: Durch Loben wird mehr Gutes verdorben, als durch Tadeln Schlechtes gebeſſert.

In dieſem Augenblick erhebt des Doctors großer Cerberus ein Gebell. Man wird aufmerkſam und nimmt bey dieſer Gelegenheit auf ſeinem metallenen Halsband eine eingegrabene Schrift wahr. Man lieſt: „Ich bin des Doctor Schultes Hund; und weſſen Hund biſt Du?“

Man lacht, ſieht nach der Uhr, und bricht auf.

Schultes reiſt fort. Die Annalen gehn fort. Schwaldopler ſtirbt fort.

Wien wie es nicht iſt.

Die Umgebungen.

Wir beſtiegen eine der unzähligen Miethkutſchen, die auf der ſchmalen Chauſſée unmittelbar vor dem Burgthore ſtationiren. Binnen wenigen Minuten hatten wir die Mariahilferſtraße zurückgelegt, wie das Dach einer Caleſche. Der Weg iſt unausſtehlich holprig; die Straße ſchmal. Die Häuſer, mit Schindeln gedeckt, haben meiſt nur Erdgeſchoß. Ein hervorragendes gothiſches Schloß rechter Hand war die Wohnung eines gewiſſen Kaunitz, der uns Preußen einſt ſo viel Verdruß gemacht.

Wir fuhren nun zur Linie hinaus, hierorts Barriere genannt. Die Straße führt durch herrliche Weingärten. Zur Linken imponirte uns die Stadt und Feſtung Ottakrin mit ihrer wolkengetränkten Citadelle, ihren vielen Thürmen und 73 Kanonen. Bald befanden wir uns an dem Ufer des Wienfluſſes, eines der breiteſten, tiefſten, reißendſten und großartigſten Ströme Europa's. Sein tobendes, brandendes Rauſchen hatten wir ſchon von Ferne vernommen. Von dieſem Rieſenſtrome hat die Stadt Wien den Nahmen geborgt, was er mit Vergnügen bewilligt. Sein Waſſer iſt kryſtallhell; Fiſche führt es nicht, ſondern kleine bräunliche vierfüßige Thiere, die ſich nicht leicht fangen laſſen. Die lange Brücke iſt von Holz, um die zahlreichen Schiffe mit ihren Maſten und Segeln hindurch zu laſſen. Eine volle Stunde mußten wir warten, da eben mehrere Dreymaſter, nebſt verſchiedenen Kauffahrteyſchiffen und Tartanen vorüberzogen.

Der Brücke gerade gegenüber gewahrten wir ein artiges Schlößchen mit einem niedlichen Gärtlein. Das iſt

Schönbrunn, ein gewöhnlicher Landsitz, auch ohne irgend ein historisches Interesse. Wir fuhren längs des Wienstromes weiter, um das geschichtlich äußerst merkwürdige Hietzing zu erreichen, woselbst wir frühstücken wollten. Spät genug für unsere nordischen Mägen langten wir an. Hier ist ein Dom, den bey einer türkischen Invasion ein in sich gegangener Muselmann erbaut hat. Früher war hier nichts vorhanden als dieser Dom und gegenüber eine Meyerey, daher denn auch der Nahme Dommayer, in dessen Casino wir nun eilten. Wir durchschritten den ansehnlichen Park dieser Restauration. Die zwey Cabinete derselben kamen uns vor wie der Handschuh eines Kindes neben dem eines Riesen. Das Ameublement erschien uns sehr ordinär, hingegen die Livrée der höchst aufmerksamen und prompten Garçons überaus elegant; die Garderobeanstalt grandiös. Wir fourchettirten außerordentlich gut und wohlfeil heraußen im Parke, der dem Schönbrunner Schlößlein und Gärtlein gerade gegenüber liegt.

Befriedigt und vergnügt verließen wir Hietzing, das eine Krankheit der Wiener seyn soll. Rechts auf unserm Wege bemerkten wir aus einem Thale einen Kirchthurm aufragen. In diesem Thale liegt St. Veit, berüchtigt durch seine mephitische Luft. Wessen Lunge nicht von Eisen, der wird hin. Wir verhielten Mund und Nase und bogen schnell seitwärts ab. „An den Busen schlug das Männerherz,“ an zahllosen Stangen aber in geringer Ferne sahen wir eine Menge Waschzeug zum Trocknen aufgesteckt. Näher kommend, gewahrten wir jedoch unsern Irrthum. Es waren die Segel einer Flotte, mit erotischen Victualien für Dommayer befrachtet. Stolz zog sie dahin, Tag für Tag von einer andern gefolgt.

Nahe am Ufer ist eine Kneipe, wo man Bier macht,

das ſehr ſubſtanziös und ſehr wohlfeil ſeyn ſoll. Dieß iſt Hütteldorf. Da ſahen wir auch das Palais Caſtelli. In der Nähe wies man uns die Stelle, wo ſo eben eine Forſtlehranſtalt gegründet wird. Dann paſſirten wir den Strom, gelangten nach Weidlingau, das am Rande einer Schlucht liegt. Das Gaſthaus, welches den Schild irgend eines Corporalen trägt, fanden wir jämmerlich und ſtiegen ſogleich in das waldige Thal hinunter, um baldmöglichſt nach Dornbach zu kommen, wo wir unſer „Spätſtück“ einnehmen wollten. Dieſe Stadt aber gefiel uns nicht, einen zierlichen Garten ausgenommen, der dem k. k. Oberlieutenant Lacy gehört, welcher uns mit Kaffeh bedienen ließ.

Währenddeß war unſer Wagen eingetroffen. Wir nahmen Platz und fuhren durch allerhand Felſenpartien an mehreren Seen vorüber, als wir plötzlich auf einem hohen Berge die wohlbefeſtigte Stadt Grinzing erblickten. Wir beſuchten die Reſte der hadrianiſchen Bäder, dinirten ſehr mittelmäßig, und da die ganze Gegend von mahleriſchen Reizen völlig entblößt iſt, machten wir uns ſo ſchnell als möglich über die flachen unabſehbaren Haiden davon, bis uns ein Bach aufhielt, nämlich die Donau. Einige Hügelchen, darunter einer ſehr kahl, auch ſo genannt von einem ſchnackiſchen alten Major, der einſt da gehauſt haben ſoll, Nahmens Pfaff; ein unausgebautes Kloſter, in welchem man eine Hollunderſtaude aufbewahrt; gegenüber dem Bach einiges Gebüſch, das iſt die ganze Landſchaft. Mißmuthig ob ſolcher Täuſchung kehrten wir in dem Kahlenbergerdörfchen ein, deſſen Benennung aber ironiſch iſt, denn dieſes Dörfchen iſt das größte aller Dörfer dieſes Herzogthums, weil es zwiſchen 4 und 500 Häuſer zählt.

Nach einem vortrefflichen Imbiß ſahen wir nach der

Uhr des Stephansthurmes, und brachen auf, Willens in dem Weiler Döbling den Caffeh zu nehmen. Am Rande des Donaubaches dahin rollend langten wir binnen fünf Minuten an, mußten aber vorerst noch den Nußwald paſſiren, in welchem auf einer Anhöhe das gleichnahmige Wirthshaus liegt. Bey Negerzitz tranken wir ſchlechten Caffeh; amüſirten uns aber an der Elite der eleganten Welt, die hier zuſammen ſtrömt. Wir ſahen wieder nach der Uhr, und fanden, daß wir die Umgebungen Wiens bereits vollkommen durchwandert und gründlich kennen gelernt, denn es war Zeit ins Theater zu gehen. Wir kutſchirten alſo wieder nach der Stadt zurück. Unterweges erfuhren wir zufällig, daß auf der Oſt- und Nordſeite ſich auch noch einige Umgebungen befinden ſollen. Allein heute mußten wir in der Burg noch Hanns Dollinger ſehen, und morgen mit dem Früheſten abreiſen. Wir nahmen alſo mit dieſen ſo ziemlich acceptablen Environs vorlieb, und dachten ſo in unſerm beſcheidenen vaterländiſchen Selbſtgefühle: Nu nu! Unſer gutes Berlin hat ja doch wohl auch ſeine Umgebungen!

Der Fremde in Wien's Vorſtädten.

Ich wohnte auf dem Stephansplätzchen. Ich hätte nie geglaubt, daß eine ſo niedliche Kirche ſich in der Vorſtadt befinden könne, wie es meine hiſtoriſchen Beſchreibungen Wiens beſagen.

Nun wollte ich vor allen Dingen meinen Empfehlungsbrief an Herrn C*** abgeben. Der nächſte Weg war durch die Schloſſerſtraße. Bald befand ich mich neben dem artigen Hauſe, welches Herrn Trattnern gehört. Herr C*** iſt klein und ſehr dick, ein junger Mann von 26 Jahren; düſter,

mürrisch, schroff. Er saß, obwohl es erst 8 Uhr, unter seinen Büchern. Herodot von Wesseling im griechischen Original; Du Cange Glossarium medii aevi; Bacos von Verulam Werke, dann mehrere Incunabeln lagen aufgeschlagen. Einen lebenslustigen Dichter hätte ich mir so nicht vorgestellt. Da ich sah, daß der Mann in abstracte Dinge vertieft sey, voller Metaphysik, so ging ich bald fort, um zu frühstücken.

Über einen kleinen Platz, den Graben, gelangte ich zu einer breiten Straße, zur Naglerstraße, und durch eine noch breitere die Glockenstraße, auf einen heitern, niedlichen Platz, der Hof genannt. Ich ging quer über ihn weg, des Hoffriedens Gebäude und eine große Zeug-Niederlage vorüber in die Färberstraße, die mit dem Corso in Rom viele Ähnlichkeit hat. In dieser Straße liegt das Café de mille colonnes. Hier trank ich Chocolade, die ich um zwey Drittel zu gut und zu wohlfeil fand, ich wühlte in den Zeitschriften herum.

Nachdem es nun bereits halb 9 Uhr, brach ich auf, meine Tour durch diese weitläuftigen Vorstädte fortzusetzen. Zuerst fiel mir das grandiöse Municipalitäts-Gebäude auf, welches mir für einen Ort wie Wien viel zu geräumig vorkam. Gegenüber ist eine Kanzley für Böhmen, mir für ein Königreich wieder zu klein erscheinend.

Nachdem ich dieß in meine Schreibtafel notirt, schritt ich durch das Wipplingergäßchen rüstig fort, und kam bald auf einen öffentlichen Platz. Hier soll noch vor 3 — 4 Jahren stark geköpft und gerädert worden seyn.

Von Ferne erblickte ich eine stattliche Burg. Ich war der Meinung, der Weg führe hier durch das Burgthor in die Stadt hinein. Ich hatte mich aber geirrt, was man einem Fremden wohl verzeihen kann. Diese Burg ist das

Lugeck, einſt dem Erasmus Lueger gehörend, der hier gefangen, und auf dem benachbarten hohen Markt gleich abgethan wurde. Dieſe hiſtoriſchen Erinnerungen beſchäftigten meine ganze Seele. Ich ſetzte mich in einen dortigen Fiaker, und ſchrieb in mein Taſchenbuch die ganze Geſchichte nieder. Ich mahlte ſie recht novelliſtiſch aus, brühwarm, wie ich ſie empfangen. Nur ſo ſoll man Geſchichte ſchreiben. Die Erzählung wird einen halben Druckbogen geben, und mir wenigſtens 1 Thaler Courant Honorar eintragen.

Meine geſchichtlich topographiſchen Forſchungen in dieſen nicht ſo ganz unintereſſanten Vorſtädten zu continuiren, ſtieg ich aus dem ſtehen gebliebenen Miethwagen, und wandelte rechts das Gäßchen hinunter, in eine der 3 oder 4 Bäckerſtraßen. Es regnete. Ich trat in ein Haus. Es war eine Halle. Ich fragte, ob dieß vielleicht die Getreidehalle ſey. Man ſagte mir, ſie ſolle wohl zu dem führen, was man aus dem Getreide macht. Es war die Univerſität. Da ich nun, wie der ſelige Conring, welcher es ſeiner Braut überließ, in welcher Facultät ſie ihn graduirt haben wolle, in ſämmtlichen Hauptwiſſenſchaften ſtark bewandert bin, ſo beſchloß ich, die guten Leutchen hier ſelbſt ein wenig auf die Probe zu ſtellen. Ich fand aber zu meinem Erſtaunen, daß ſie gar nichts wußten, und ging, weil es eben aufgehört zu regnen, triumphirend davon, beſchleunigte meine Schritte, und kam durch allerhand Gegäſſel zu einem impoſanten Pallaſt, der orientaliſchen Akademie. Das ganze Lexicon des Meninski und jenes des Freytag wußte ich nun wohl allerdings auswendig. Ich wollte aber die ebenfalls guten Leutchen nicht in Verlegenheit ſetzen, und wandelte fürbaß.

Ich legte dieſen orientaliſchen Palaſt bald zurück, ſtieß aber ſogleich auf einen andern. Ich befand mich nähmlich auf der Seilerſtätte, und betrachtete lange dieſes artige, niedliche Bauwerk, das übrigens noch nicht vollendet. Wäre ich nicht ſchon in der Färberſtraße geweſen, ſo würde ich glauben müſſen, dieſes Haus ſey das Café de mille colonnes. Nicht gewohnt, ſo ununterbrochen herum zu ſteigen, ſprach ich in der gegenüber befindlichen Bierſchenke ein, ſtopfte meine Pfeife und trank ein Glas Bier, welches ich äußerſt kräftig und wohlfeil fand. Die ungemein elegante Stube war voll von Gäſten des ſchönen Geſchlechts. Es waren meiſt Frauen in reiferem Alter, welche in einem genialen Dialect converſirten. Auf meine Frage erfuhr ich von dem Aufwärter, daß es Kaufleute ſeyen, welche beſonders mit Hühnern ſtarken Handel trieben. Zu meiner Verwunderung ſprachen ſie über Literatur. Ihre Controverſen waren ſehr lebhaft. Das Werk, über deſſen Inhalt ſie debattirten, ging von Hand zu Hand. Es war ein kleiner Octav-Band, in roſenrothem Umſchlag, mit einem illuminirten Titelbilde. Soviel ich in der Entfernung unterſcheiden konnte, waren es Briefe eines gewiſſen Gumpoldskirchen. Dieſe literariſchen Frauenzimmer erfüllten mich mit Achtung. Ich ſah ein, wie irrig die Urtheile des Auslandes über die Wiener ſeyen, verbeugte mich vor den Schönen; wünſchte ihnen Glück zu ihrer höhern Bildung, und verließ das Hotel, deſſen Gäſte nun, ich weiß nicht warum, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Ich ließ mich gehen, und ſtand bald vor einem Stadtthore; man kommt durch daſſelbe in das Kärnthnergäßchen. Ich ging die Comödienſtraße vorüber, ſah viele Leute heraus und hinein ein Hausthor paſſiren, ſchritt ebenfalls hinein

und hörte, daß es das Bürgerſpital ſey. Ich hatte ſchon davon vernommen, machte mich aber bey meiner Scheu vor allen Kranken und Spitälern ſchnell von dannen; und da ich Hunger verſpürte, beſchloß ich in der Schwanenburg zu ſpeiſen. Die Schwanenburg iſt die Beherrſcherinn zweyer Straßen und eines öffentlichen Platzes. Ihre Ecken ſind Erker. Sie ſoll aus der Vor-Jaſomirgottiſchen Zeit ſtammen; der Schwanenritter mächtiges Eigen. Ihr Waſſergraben iſt von außen nicht mehr ſichtbar. Durch ein Chaos von Wohlgerüchen trat ich ebenerdig in den blendend lichten großen Spiegelſaal. Ich ſchmauſte fein à la Parisienne, zahlte wenig und verweilte lang genug. Gegenüber trank ich den herrlichſten Caffeh von der Welt; da man daſelbſt aber nicht Tabak rauchen darf, ſo entwich ich und kam bald auf einen großen Platz mit einer zierlichen kleinen Reiter-Statue; ſie ſtellt Joſeph den Erſten vor.

Alsbald gelangte ich durch die Neuburg auf einen Platz, der die Kanzley dieſes Reiches trägt und kam in ein enges Gäßlein, welches der Kohlmarkt genannt wird. Drey Mahl wurde ich nicht überfahren, ſchritt auf's Geradewohl zu, und gerieth in einen Graben, in welchem ich höfliche Frauenzimmer, polniſche Juden und eine Menge Fiſche antraf. Ich ſchlug mich entſchloſſen und glücklich durch.

Von meiner Wanderung durch dieſe verſchiedenen Vorſtädte ermüdet, ſehnte ich mich nach Hauſe. Ich befand mich zum Glück in der Nähe des Stephansplatzchens und brachte nun die Reſultate der Erfahrungen dieſes Tages zu Papiere

Unter Anderm hatte ich gefunden, daß die Stadt Wien von übel unterrichteten Reiſenden, oberflächlichen Topographen arg verläumdet worden, indem man ihren Umfang

als ſehr klein angegeben. Ich hatte das Gegentheil wahrgenommen. Denn ſo oft ich bey den vielen Stadtthoren in die innere Stadt hineingeſehen, hatten ſich mir nur ſehr ausgedehnte Häuſer, Straßen-Parthien und Alleen gezeigt. Mit eigenen Augen und ernſthafter Wißbegierde muß ein Reiſender ſchauen und beobachten, ſonſt verwechſelt man die Dinge mit einander und läuft Gefahr, ſich lächerlich zu machen.

Bey de Ligne.

Was, bey de Ligne im Regiment?

Bey Leibe nicht. Bey de Ligne und einer Dame in Wien.

* * *

„Und nun endlich einmahl das Räthſel, Prinz, das Räthſel.“

„Ey! Eine Staël, und ſo neugierig!“

„Eigenſchaft des Weibes, Lieber, und ich bin vielleicht ein doppeltes Weib.“

„Aber die Ungeduld! Geduld iſt ja der Schönen Vorzug.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß es ohne Ungeduld keine Neugierde gibt. Und auf Schönheit mache ich keinen Anſpruch.“

„Sehr eitel!“

„Was iſt der Gegenſtand des Räthſels?“

„Ein Buch.“

„Vielleicht Sie ſelbſt, Prinz, Sie ſind Buch genug.“

„Nicht ſo beredt, wie ein anderes Buch, welches Staël Holſtein heißt.“

„Schade dann, daß dieſe zwey Bücher nicht in einen Band gebunden.“

„Leicht zu machen. Das eine Buch wäre bereit. Bedarf es da eines Buchbinders, eines zünftigen Menſchen?“

„Ihre Oeuvres mêlées, mein lieber Fürſt!“

„Ihre Delphine, meine liebe Baronne!“

„Das Räthſel zuerſt, dann die Löſung. Das Object alſo iſt ein Buch —“

„Von vier und zwanzig Blättern.“

„Auf jedem Blatte ein Buchſtabe. Ein A-B-C-Büchlein, liebes, roſiges Kind! He?“

„Nichts da! Auf jedem Blatte ſehr viele Buchſtaben, das heißt, auf zwölf Blättern, und auf den zwölf andern ſehr viele Figuren.“

„Was für Figuren? Ein Buchſtabe iſt auch eine Figur.“

„Leute, Menſchen, Perſonen, kurz, geſchichtliche Scenen; und auch Götter, was wollen Sie mehr?“

„Sie ſind auch darunter? Wie alt iſt das Buch?“

„Man fragt mir das Räthſel ab. Das Alter jedoch darf ich ſagen. Es iſt gar zu ehrwürdig: ungefähr drey Mahl ſo alt, als wir Beyde zuſammen.“

„Welche Sündfluth von Jahren! Und dabey dennoch ein Kind, ſo ein Incunabel, vulgo Wiegenſtück der Druckerey?“

„Mit nichten, und da eben liegt das Räthſel mit ſeiner ganzen Pointe. Das Buch alſo, Madame.“

„Gott ſey Dank!“

„Das Buch alſo, von vier und zwanzig Blättern hat Text und Bilder.“

„Gott gebe.“

„Aber dieſer Text und dieſe Bilder: was glauben Sie? Weder gedruckt ſind ſie, noch in Kupfer geſtochen, noch in Holz geſchnitten, noch mit der Feder gemacht oder mit dem Pinſel, noch mit irgend einem Stifte; kurz, ſie ſind keineswegs aus einer ſoliden, greifbaren Materie: eigentlich körperlos, eigentlich nichts. Nun: was iſt das für ein Buch?“

„Aus Luft.“

„Sie überraſchen mich. Verſtehe ich Sie recht?“

„Ich habe Sie recht verſtanden. Alles iſt ausgeſchnitten! Haha!“

„Alles aber präſentirt ſich blau abgedruckt.“

„Thut nichts. Ein Stück italieniſcher Himmel iſt untergelegt, oder blaues Papier. Das Format, wenn ich bitten darf?“

Nicht größer, als das kleinſte Gebethbuch einer Dame. Im Vergleich zu der Geſtalt eines Incunabels ein Nachbar der Unſichtbarkeit.“

„Deshalb muß Ihr Räthſel aus Pergament beſtehen.“

„Wie fein!“

„Die Linien könnten ſich ſonſt nicht halten. Die Blätter ſelbſt ausgenommen: ein Buch aus Nichts.“

„Und doch zugleich ein Alles.“

„Schon wieder ein Räthſel! Das iſt gegen die Billigkeit, mein Prinz.“

„Sie haben Recht; Entſchuldigung. Hier iſt das Buch.“

* * *

Es war das „**Liber passionis**,“ das Wunderbuch, für welches Kaiſer Rudolph II. der Familie De Ligne vergebens die Summe von eilftauſend Ducaten angebothen.

Schreit das? Gut! So erinnere man sich an den kleinen Stein der Apotheose des August im kaiserlichen Antiken-Cabinett. Zwölftausend Ducaten hat der nähmliche Rudolph dafür bezahlt.

Unica haben keinen Preis. Man kann für eine Stecknadel eine Million verlangen.

Und — eine Stecknadel kann auch eine Million werth seyn.

Eine Stecknadel z. B. aus dem Nachlaß eines weiblichen Wesens, das vor 1843 Jahren geblüht. Jede Nadel ist eine Stecknadel.

Heutzutage, ja, da ist man sehr flink, und sehr wohlfeil mit dem, was man macht, und mit sich selber. Man tarirt sich billig, man gibt sich billig, à la Ausverkauf. Man nimmt die Zeichnung, ein Stück Pergament; eine kleine Schneidemaschinerie von Stahl, einen Hammer, eine kleine Faust: man klopft, und das „Liber passionis“ ist fertig und kostet 2 fl. 45 kr., aber W. W.

Freylich, jenes Passionsbuch ist uralt, ehrwürdig. „Uralt? Ehrwürdig? Was liegt daran? Pietät? Wie kindisch?“

Dann: Es ist das Original; ein Unicum! „Ey, darüber sind wir hinaus.“

Ferner: seit Jahrhunderten sind die Ältesten der De Ligne eingeschrieben, daß es stets bey der Familie bleibe; auch ein König, Heinrich VII., steht da; gute Autographe, merkwürdige Reliquien. „Was Autographe? Welche Possen! Wie albern das. Ein Facsimile thut dieselben Dienste.“

Endlich: die zwölf französischen Verse jenes De Ligne vom Jahre 1609, die Verfügung bestätigend. „Französische

Verse und Lesen? Ha, wir hören derley lieber commod und schön deutsch in der Comödie.

Wie konnte man denn also Eclat machen, daß dieses Buch ein erstaunlicher Schatz, in Bel-oeil? Das fiel mir auf. Der Phönix mußte also in den Händen der Familie seyn? Wieder? Oder wie sonst? Vor 25 Jahren war dies wohl nicht der Fall. Wie ich im »Humoristen« sage, hatte ich das Buch aus den Händen des fremden Eigenthümers, wie es scheinen mußte, eine volle Woche in den meinigen. Hr. von F**** legte es bey mir zur Verwahrung nieder. Da schwelgte ich denn im Anschauen der wundervollen Details. Wenn der Kopf eines römischen Lanzenknechts nicht größer ist, als ein Stecknadelkopf und 10 — 20 Linien dessen Gesicht durchkreuzen! Wenn .... aber reden läßt sich nichts.

Nichts Anderes bleibt übrig, als dies: Man muß zuerst die Beschreibung lesen, die der französische Denis-Debure, in seiner Bibliographie instructive gibt, und dann einspannen lassen, nach Bel-oeil im Niederland zu reisen.

Zuerst bewundert man den Park, den unser eigener De Ligne zugleich mit den andern schönsten Gärten Europa's so voll Geist geschildert; dann steigt man die Schloßtreppe hinauf, und fragt nach der Schatzkammer.

Doch ist daselbst kein Liesinger, und überhaupt kein rechtes Bier, denn sie machen es dort aus Hopfen.

Laß Dir Glück wünschen, uraltes, ehrwürdiges, echt ritterliches Haus De Ligne, wenn Du Dein Familien-Kleinod wieder besitzest.

Wiener-Zeitung aus der Zukunft.

„Vergangnes biethet nimmer uns Genüge:
Wer bürget, daß nicht auch die Zukunft trüge?
Die Gegenwart iſt eine große Lüge."
Witthauer.

Die Zeitungen pflegen ſich nur mit der Gegenwart und der Vergangenheit zu beſchäftigen. Aber an die Zukunft denkt überhaupt leider kein Menſch.

Machen wir dieſe Ungebühr gut! Denken wir an die Zukunft! Schreiben wir von der Zukunft! Geben wir eine Zeitung aus der Zukunft heraus! Wohlan!

Publicum, das Du leider mehr an dem Unwahren hängſt: wiſſe zu unterſcheiden! Publicum ſey unſerem Vorhaben günſtig!

Das Anticipations-Bureau.

Öſterreich.

Wien. So wie vor 50 Jahren, alſo genau wie im Frühjahre 1843, erſchien geſtern das Cartgeſtirn am Himmel wieder, doch viel deutlicher und leuchtender. Es war eine großartige und ſchöne Idee der damahligen Zeitgenoſſen, dieſem Anfangs ſo geheimnißvollen Cometen den Nahmen jenes erhabenen Helden zu verleihen, deſſen Jubelfeyer merkwürdig genug, mit dieſem Geſtirn zuſammengetroffen. Die Idee lag auch ſehr nahe: Der Himmel ſelbſt ſprach ſich aus; das Firmamentzeichen war die Ankündigung des Feſtes. Die Aſtronome hat berechnet, daß das Cartgeſtirn regelmäßig in jedem halben Jahrhundert ſichtbar ſeyn werde; aber fort und fort ſtets klarer und ſchärfer, glänzender und ſtrahlender; fort und fort im Laufe der Jahrtauſende, durch alle Strömungen der Zeiten. So

läßt die Begeisterung der Menschen den Himmel selber in seinem eigenen unermeßlichen Raum ein Monument stiften zu unvergänglicher Verherrlichung der wahren und echten Heroengröße. Und wenn vielleicht dereinst im unerforschlichen Gang der Weltgeschicke die Aufbewahrungen der Schrift, des Buchdruckes, des Marmors, der Münzkunst, der Plastik untergegangen in ewige Nacht, dann wird die ungleich dauerhaftere mündliche Überlieferung jubelnd ausrufen: Sehet, sehet da das Carlgestirn!!

— In der Mitte unseres Jahrhunderts war die Stadt Wien im Verhältniß zu ihrem Bevölkerungsstand noch viel zu enge; sie war gleichsam noch nicht fertig. Es fehlte ihr noch das ergänzende Fünftel, also nicht eigentlich ein neues Viertel, da ein ganzes nicht fünf Viertheile haben kann. Nun aber ist die Stadt Wien completirt. Das neue Fünftel, gerade von da an, wo früher das neue Thor, im Angesichte der Roßau, zieht sich am Donaucanale hin. Von einem der cetischen Berge, oder vom Stephansthurme aus, gewährt dieser Neubau einen höchst interessanten Anblick. Diese Wiener-Neustadt hat drey große Plätze mit imposanten Statuen geschmückt. In gerader heller Richtung ziehen sich die Hauptstraßen hin. Die Kolowrat-, die Kubeckstraße, die Hammer-Purgstallstraße, die Grillparzer- und Amerlingstraße, die Czapkastraße ꝛc. Viele Bauten sind schon bewohnt. Die Beschreibung dieses neuen Fünftels wird in einem illustrirten Prachtwerke, bei dem verdienten Jubelgreise Sollinger erscheinen.

— Der zweyte Stephansthurm schreitet seiner Vollendung entgegen. Diese wird den letzten December 1899 Statt finden; pünctlich in dem gemessensten Augenblicke der Mitternacht; in der Neujahrs- und Neuhundertjahrs-

nacht zugleich wird das Kreuz auf seine Spitze gesetzt. Mit welch eigenthümlich, wahrhaft romantischer Feyerlichkeit dies geschehen werde, kann man sich nicht vorstellen. Das Material, aus welchem dieser Thurm erbaut, ist nichts weniger als Stein. Es ist Holz, und zwar, zu Ehren jenes Architecten, der 1433 den alten Thurm vollendet, von dem Holze, dessen Rahmen er geführt: von Buchsbaum. Dieses neue Bauwerk kostet eine Kleinigkeit, und wird lange genug dauern.

— Die seit zehn Jahren bestehende Kleiderordnung hat bereits vielfach die segensreichste Wirkung bewährt. Man findet sich mit Behaglichkeit darein. Die unglaublichen Ersparnisse machen, daß Niemand Geldmangel hat. Vom Bürger an aufwärts ist staubgrau die Farbe der Trachten. Die von einem gewissen Fadenschein ausgebotenen Frühlingspelze finden allgemeinen Beyfall.

— Die Literatur fährt fort, sich zu veredeln. Von dem unbegreiflichen, vor einigen Decennien wieder aufgetauchten Spuk der Geister-, Ritter-, Zauber-, Räuber- und Schauer-Romane ist keine Spur mehr vorhanden. Die historische Novelle hingegen ist fruchtbringend angebaut; ihr Boden größtentheils die vaterländische, insonderheit die Geschichte Wiens. Characteristisch und bemerkenswerth ist die Veränderung in der Schreibweise. Nichts mehr von gesponnenen, gedehnten Constructionen, von pyramidalischen Perioden, von kunstmäßig gerundeten, geschraubten Formen; nichts mehr von jenem gewissen schwerfälligen Ton der Abhandlung: Alles athmet Natürlichkeit, Leichtigkeit; kurze Sätze, fast nur Skizze, aber scharf, kernig, lebensvoll; der Styl ist epigrammatisch geworden, ohne die Deutlichkeit oder den Geschmack zu verletzen.

— Die große Wiener-Lach-Anſtalt iſt auf dem Gipfel des Gedeihens. Vor ſo und ſo vielen Jahren, da ſie gegründet worden, lachte man über das Project, was aber eben ſelbſt zum Lachen war. Und nun ſtrömt man täglich des Morgens ſcharenweiſe hinein, ſich recht herzlich zu zerlachen, friſchen Blutumlauf, erneuerte Geſundheit zu holen. Hunderte von Patienten aus den entfernteſten Himmelsſtrichen kehren geheilt, dem neuen friſch freudigen Leben wieder geſchenkt, voll jubelnden Dankes in die Heimath zurück. Die Unternehmer befinden ſich ſo wohl dabey, wie das Publicum. Vergebens haben andere Länder verſucht, dieſe Anſtalt nachzuahmen; nur in Wien ſind die Elemente dazu vorhanden.

— Der Rollſchuhe bedient ſich nun faſt Jedermann, beſonders, wer entfernte Gänge zu verrichten hat. Die Roll- oder Schnellſchuhe ſind bekanntlich eine Sohle, die auf fünf ſehr kleinen Metallrädern ruht, und an den Stiefel geſchnallt wird. Man kann, wenn man will, ſo ſchnell damit fahren, als mit Schlittſchuhen auf dem Eiſe. Iſt man am Ziel, ſchnallt man ſie ab, rollt ſie zuſammen, und ſchiebt ſie in die Taſche. Das Volumen iſt ſehr klein.

— Bücheranzeigen. Grillparzers ſämmtliche Werke, 21. Auflage, 5 Bände, 8.

Abhandlungen der ungariſchen Gelehrtengeſellſchaft (in ungariſcher Sprache), 36. Bd., 4.

Sonnenberg's dichteriſche Werke, 4. Aufl., 3 Thle., 8.

Triumph der Judenſchaft, erklärt aus ihrem Gemeingeiſt, oder Darſtellung ihres neuen ſyriſchen Reiches, 3 Bände mit Kupfern und Karten, 8.

Pezzl's ſämmtliche Werke, 12 Theile, 8.

Geiſt aus Sonnenfels's Schriften, 3 Bände, 8.

Maria Thereſia, ihre Zeit und ihre Helden, Prachtwerk mit 1000 Kupfern, 4 Bände, 8.

Polyglotten-Lexicon ſämmtlicher ſlaviſcher Sprachen, 6 Bände, 4.

National-Encyklopädie, öſterreichiſche, 9. Auflage in 50 Bänden, 8. Mit herald. Atlas.

Denis geſammelte kleine Schriften und Gedichte, 5 Theile, 8.

— Unſer Glacis, wie wir es ſeit Joſeph II. haben (vor ihm war es ein baumloſer, ſchutt- und kehrichtbewerfener, ſtaub- oder kothbedeckter abſcheulicher Anger, auf welchem man beliebig die kreuz und quer bunt durcheinander ging, rannte, fuhr und ritt), war etwas Rechtes, aber nichts Schönes. Seit aber die innere wie die äußere Stadt allmählig den Gipfelpunct der Verſchönerung erreicht, iſt auch der Zwiſchenraum, die Esplanade übereinſtimmend umgewandelt. Das Glacis iſt jetzt ein Garten, ein Park, ein kunſtgerechter Park, ein äſthetiſcher Aufenthalt; eine ideale engliſche Anlage, voll der ſchönſten Baum- und Blumen-Parthien, Pavillons, luſtigen Tempeln, Fontainen ꝛc. Der Wächter, die hier aufgeſtellt, bedarf es kaum; die Geſittung und das Gefühl des Anſtandes, wie der dankbaren Anerkennung würden es ſogar überflüſſig machen, wie in der nächſten Umgebung einer norddeutſchen Großſtadt Täfelchen anzubringen mit der Aufſchrift: dieſe Anlagen ſind der Schonung des Publicums empfohlen. Die gefühl- und tactvollen Wiener bedürfen ſolcher Ermahnungen nicht mehr. — Frau von Staël ſagte einſt: „Wien iſt ein unſchätzbarer Diamant, in Smaragde gefaßt.“ Mit den Smaragden war es Schmeicheley. Jetzt wäre es keine mehr.

— Der Character der Wiener hat ſich wieder ſo ſcha-

henswerth und liebenswürdig geſtaltet, wie er am Ende des vorigen und zu Anfang des nun ablau'enden Jahrhunderts geweſen. Daß er manche ſeiner Vorzüge eingebüßt, viele andre ſich arg modificirten, wird kein Freund der Wahrheit in Abrede ſtellen. Insbeſondere war der Dämon des Egoismus eine grelle, unheilvolle Erſcheinung. Wie ganz anders, wie ſegenbringend iſt nun in ſo kurzer Zeit Alles wieder geworden. So wahr iſt es, daß echte, tüchtige Grundanlagen nur vorübergehend abirren können. Da auch dieſe reizende, preiswürdige Regenerirung erſt durch geſchichtliche Gegenſätze ihre helle Beleuchtung und richtige Würdigung gewinnen kann, ſo erweckt eine ſo eben herausgekommene Schrift über die Zuſtände in der Mitte dieſes Jahrhunderts zweyfaches Intereſſe. Sie iſt betitelt: „Memoiren eines Sperl-Phäaken. Verfaßt von einem 23jährigen Greiſe; vervollſtändigt von einer 20jährigen Greiſin, ſeiner Frau. Ein hinterlaſſenes Manuſcript. Erſt nach 40 Jahren in Druck zu legen. Mit vielen Kupfern und Porträten.“

Zur Naturgeſchichte der Domeſtiken.

Niemand noch hat das Domeſtikenvolk ſo treffend geſchildert, wie Lichtenberg; Niemand noch es ſo treffend in Kupfer geſtochen wie Chodowiecki. Jener war der Chodowiecki mit der Feder; dieſer der Lichtenberg mit dem Stichel.

Wie man die kleinen Figuren da ſieht, iſt kein großer Unterſchied zwiſchen den großen Figuren in den 90er Jahren, wohl aber ein ſehr großer, verglichen mit den jetzigen.

Die, welche man ſo überhaupt Bediente nennt, mußten ſich von jeher am geſchmackloſeſten kleiden laſſen, am

meisten die in vornehmen Häusern. Man überlud und überladet diese unterworfenen Geschöpfe mit Sammtkreifen, mit Achselschnüren, mit Tressen und solchem Plunder. Man verunstaltete sie zu Lastträgern, zu Caricaturen. Alle Nähte des Rocks z. B. mit Gallonen besetzt: wie abgeschmackt. Das Costum derer in minder großen Häusern war und ist noch am Erträglichsten: ein einfacher Rock mit farbigem Kragen, derley Aufschlägen oder Vorstößen. Die schlotternden Camaschen vollends, lieber Himmel, welche echt englische Plumpheit und Lächerlichkeit.

Läufer gibt es jetzt eben so wenige, als damahls viele. Fast Jeder, der 2 Pferde hatte, hielt sich einen Läufer, einen Vorläufer. Diese Dinger wurden meist zum Herumtragen verschiedener Geschäftsachen, von Briefen, Meldungen ꝛc. verwendet; sie waren eigentlich Ausläufer, wie man jetzt Laufbursche hält, Ausgeher, Ausgeherinnen. Magnaten, nun die hielten deren wenigstens 2, mit einem langen schweren Steck vor dem Viergespann hertrippelnd, des Nachts mit Fackeln, die sie keck und leichtsinnig an die Straßenecken schlugen, die Flamme aufzufrischen, mit denen sie selbst beym stärksten Wind (Windlichter) an offnen Läden, Kellerlöchern, an Holzbuden ꝛc. einher trabten, wohl auch in den ersten und zweyten Steck leuchteten, wie man denn in vielen Häusern noch derley Löchersteine zum Auslöschen sieht. Dieser dumme Unfug ist so ziemlich vorüber. Die Läufer sind nur noch sehr unstrappazirte Paradepuppen; und wenn der Ultraphilanthrey Berghofer in seinen »Verbothenen Schriften:« wenn der Nichtultraphilanthrop Hanns Jörgel in seinen allerliebsten gut gewürzt und gesalzenen lustigen Briefen gegen das Läuferwesen eifert, so erlauben wir uns hinwieder, gar nicht einzusehen: warum?

Ob Reiten oder Fahren, ob Sitzen oder Marſchiren, ob Gehen oder Laufen: gleichviel. Thier bleibt Thier; Säugethier bleibt Säugethier.

Eine eigene Bewandtniß hat es mit den Jägern. In reichen Häuſern, bey Herrſchaften, die Herrſchaften haben: gut! Sonſt aber: eitle, prätioſe Paradeſtücke dieſe Jäger mit ihren Gold- oder Silberverbrämungen; die wohl einen Hirſchfänger umhängen haben, aber alles Mögliche in der Welt zu thun, nur keinen Schuß. Wenn ſie ſo auf einem Fiaker aufſtehen, oder hinter einem Dämchen, einen Shawl oder Frauenhut, oder ein Körbchen Obſt, oder einen kleinen Nickel nachtragen! Freylich koſtet ſolch ein Decorationsmenſch viel Geld; aber er macht auch viel Aufſehn; er verſchafft Credit. Was koſtet dieſes Buch? »24 Kreuzer.« Hier ſind 20; es iſt genug. Ich werde es durch meinen Jäger holen laſſen. Adieu!

Dann die Leibhuſaren! Was iſt ein Leibhuſar? Gerade das, was ein Jäger, ein Leibjäger. Er iſt abgethan.

Ein Heiduck war ein Ding, ein Inſtrument, deſſen ſich ſonſt die alten Damen bedienten, ihnen die 2 — 3 großen franzöſiſchen Gebethbücher und den Kniepolſter in die Kirche nachzutragen. Das iſt vorbey. Es gibt jetzt keine alten Damen mehr, keine Heiducken und keine Knievölſter.

Ferner die Jokeys, feine zarte Zuckerwaare, viel ſeltner als jetzt wo es noch keine Pferderennen gab, wo man überhaupt nicht rannte, außer bey Gelegenheiten, die jetzt Gott und der Vernunft ſey Dank, ſo gut als nicht mehr exiſtiren: bey Parforce-Jagden. Aber — das Pferderennen, iſt ja auch eine Parforce-Jagd, wo der Jäger, der Jagende zugleich ſelber das Wild iſt. Ach, laſſen wir das Capitel, und ſchauen wir uns lieber um, ob es unter den

Domestiken keine Mohren mehr gibt? Auch Gott und der Vernunft sey Dank, so gut als keine mehr. Wie gut müßte es sich ausnehmen, wenn ein mohrischer Häuptling oder Magnat, auch so zum curiosen Schaugepränge einen Weißen in Livereh hätte, einen Weißen als Mohren? He?!

Zuletzt, anstatt zuerst kommen wir zum Portier. Nun da können wir uns freylich nicht aufhalten, wenn er selber sich aufhält und grob wird, und impertinent, wie es seine Rolle mit sich bringt. Was? mit sich bringt? Man sollte vielmehr glauben, der Pförtner eines großen Herrn, der Pförtner, an den sich leider Jedermann wenden muß, sollte gehalten, verpflichtet, es sollte seine unerläßlichste Schuldigkeit, sein erstes Gesetz, und Bedingung seyn sine qua non; ja es sollte sich von selbst verstehen: die Höflichkeit, die Artigkeit, die Zuvorkommenheit, die Dienstbeflissenheit selbst. Sehe man hingegen diese Bengel an mit ihren vergoldeten Knittel und Bandelier; nein sehen wir sie nicht an; ignoriren wir sie, denn über die Achsel können wir die Colosse leider nicht ansehn: kurz, sie seyen für uns gar nicht da, und das so lange, als sie Flegel sind. Ha, welch ein Spaß beym Frieslschen Palais vor ziemlich vielen Jahren. So oft ich vorbey gehe, mache ich ein Compliment. Der Mensch natürlich deutet das auf seine betreßte Personnage, und thut stets dergleichen, als mache er Miene, das höfliche Compliment einiger Maßen in Gnaden zu erwiedern. Eines Tages aber nehme ich Rache; ich reiße den Povanz aus seinem Traum: ich deute auf einen unbeweglichen Reiter gegenüber, der gar nicht betreßt ist: Diesem Herrn da sage ich, galt stets mein Compliment. Wahnsinnig roth vor Zorn ward der Kerl.

Wenn man selten oder gar nie fährt, so vergißt man

auf die Kutſcher. O wäre das nur möglich! Die Wieneriſchen ſind geſchickt, das iſt wahr; die geſchickteſten in der ganzen Welt; aber ihre größte Geſchicklichkeit beſteht darin, die Fußgeher zu überfahren. Das kann man täglich ſehen, ja faſt ſtündlich. Es iſt menſchenfreundliche Sitte, nur ſo etwa einen Fuß, oder einen Arm zu überrädern; ſelten die Bruſt, oder den Hals, oder Kopf, obſchon über Hals und Kopf gefahren wird. Die Eile iſt es, ja, die Eile! Was thut man in der Geſchwindigkeit nicht, in der Übereilung. Und wenn es aber preſſirt? Wenn es ſich beym Fahren um ſehr wichtige Zwecke handelt, die keinen Aufſchub leiden: zu einer Schönen; zu einem Geuter, zu einem Spielchen? Sey man doch ja nur gerecht! In den 90er Jahren, da mochte ſich ein ſo elender Fußgeher alle erdenkliche Mühe geben, überfahren zu werden: es war nicht möglich; es gelang ihm nicht. So unvernünftig und ignobel ward damahls gefahren. Es iſt wirklich eine Schande!

Und nun: geben wir uns auch mit den weiblichen Domeſtiken ab? O recht gern; mit dem größten Vergnügen; aber nicht gar lange.

Nehmen wir zuerſt eine Köchinn, eine Köchinn aus den 90er Jahren. Wie geſetzt und ehrbar die Perſon ausſieht, wenn ſie auch noch ſo jung; es iſt frappant. Sie macht faſt eine Amtsmiene; es ſpricht ſich ein gewiſſes Gefühl von Berufswürde in ſelber aus. Welche Solidität der Haltung, welche Gemeſſenheit der Bewegungen, welch ernſte Aufmerkſamkeit in allen Verrichtungen. Nicht leicht läßt ſie ſich mit einem „Amanten“ ein; es muß Ausſicht da ſeyn. In der „Fleiſchbank,“ nun, da muß ſie freylich ein wenig tolerant ſeyn; ſie würde ſonſt Alles riskiren. Betrachten wir ihren Anzug: wie einfach, wie ſolid! Der Stoff Leinwand-

oder Wollzeug oder „Gradel;“ eine blaue linnene Schürze; ein Busentuch von Cattun; die Arme bloß; selbstgestrickte blauliche oder schwarze Strümpfe; eine schwarze gegupfte Drahthaube: die Haare als Chignon; um den Hals ein Schnürlein mit einem geldnen Kreuzchen. An Festtagen derselbe Schnitt: der Stoff aber hie und da etwas von Seide, z. B. das Busentuch, und die Haube, vom ersparten Lohn, von Geldstoff: eine „reiche Haube.“ So geht die „Jungfer“ Köchinn mit ihrem Amanten in den Augarten, und im Rückweg in ein „Methhaus“ auf ein Seitel Zwölfer, dazu 2 Kipfel. Sie hat noch keinen Einkaufkorb; sie hat bloß einen grobleinwandenen Sack: das „Marktsackel;“ unten das Fleisch, oben auf das Gemüse, das Grünzeug, so vorn herausgucken muß; das ist Regel. Den Brodlaib trägt sie meist auf dem Arm; sie setzt das Groschenlaibel noch nicht 4 kr. an; deßhalb begrüßt sie auch noch häufig mit einem, jetzt selbst schon beym Landvolk ganz aus der Mode gekommenen. „Gelobt seys Christus,“ worauf entgegnet wurde: „In Ewigkeit.“

In Ewigkeit werden wir aber nicht mehr jene allerliebsten Geschöpfe zu sehn bekommen, die unter dem Nahmen Stubenmädchen ganz Wien begeisterten, und die Federn aller Broschurisken in Bewegung setzten. Gehn wir also jetzt von der Köchinn ein wenig zum Stubenmädchen hinein! Wie nett es aussieht, das niedliche Ding! Wie köstlich ihm die böhmische Haube, das enge Corsettchen, das kleine, kleine Halstuch lassen? Und diese Munterkeit, diese Gewandtheit, dieses schalkhafte, schelmische naive Wesen gepaart mit dem feinen neckischen Ernst? Ach diese eigenthumliche Race ist ausgestorben. Die jetzigen Stubenmädchen überladen sich mit Putzstucken, wollen vor force so

aussehen, wie ihre Gebietherinnen, während die an der Seine, selbst gebildet wie sie sind, die gröste Einfachheit beobachten. Keine Parallelen!

Noch könnten wir von den Kammermädchen plaudern; aber wir geniren uns eben so wie bey den Kammerdienern, sie in die Classe der Domestiken zu werfen.

Lassen wir das, und schließen wir mit dem wahren practischen Wort eines Gebiethers, der zu seinem Bedienten sagte: „Ich bin so schlecht bedient, als wenn ich 6 Domestiken hätte.“

Das Bedientenwesen war stets ein Unwesen, aus dessen Fermentation sich ein Wesen entwickelt hat, das weder ein Wesen, noch ein Unwesen ist, ein Zwitter, ein mestitzisches, amphibioses je ne sais quoi. Daher vielleicht auch der corrupte Ausdruck „Bedienter,“ wie denn eigentlich die Frau der Herr, der Herr der Dienende, der Dienende der Herr; der Hund der Herr; der Herr der Hund. Doch — verstricken wir uns nicht weiter, und fahren wir fort, dergleichen zu thun, als würden wir für unser gutes Geld auch nichts weniger als sehr schlecht bedient.

Paracelsus in Wien.

In der Schönlaterngasse zu Wien steht ein uraltes Haus. Es ist jetzt ein Bäcker darin. Zwischen den Fenstern des zweyten Stockwerks sieht man eine aus Stein gehauene, verwitterte Figur, den Basilisk vorstellend, welcher, der Sage nach, vor einigen hundert Jahren, in des Hauses Brunnen vieler Menschen und Thiere Verderben gewesen.

In diesem Hause hatte in der Mitte des 16. Jahrderts der Buchhändler Spannring seinen Kaufladen.

An einem Herbstmorgen um acht Uhr verzehrte er, seiner Gewohnheit nach, im dunklen Hintergrunde des Ladens sein Frühstück, welches aus einer Schale kalter Milch und einem Wecken bestand. Von diesem Letztern erhielt sein Laufbursche, Caspar, die gewissenhafte Hälfte. Gierig davon verschlingend, sagte dieser zu seinem Prinzipal: „Ey, seht doch, Herr Spannring, was für eine absonderliche Menschengestalt es sich da drüben so bequem macht?“

Spannring, ohne von seinem hölzernen Drehsitz aufzustehen, lugte hinaus. Gegenüber an der Wand, lehnte ein Mensch, nicht viel über vier Schuh hoch, gehüllt in eine Art Kutte von lichtgrauem Tuch; das Gesicht war das eines Kindes. Er hatte runde Wangen, ein vorstehendes, rundes Kinn, einen kleinen Mund, eine, wie noch unentwickelte Nase, mehr kleine lichte, wenig sagende Augen; keine Spur von Bart, auch fast gar keine Kopfhaare, was man bemerken konnte, da er eben das rothe, schmierige Barrett abnahm, mit dem Ärmel sich die feuchte, stark gewölbte Stirn abwischend. Das Männchen trug plumpe, schwere Schuhe, ein Reisebündel, in Wachsleinwand gewickelt, der Länge nach auf dem Rücken, und einen langen Knotenstock.

Diesen setzte er jetzt an, und schritt auf den Buchladen zu. Er trat ein, eben als Spannring mit dem Frühstück zu Ende war. Hatte diesem die wunderliche Gestalt schon überhaupt auffallen müssen, so war solches noch mehr der Fall, als der Fremde zu sprechen begann, denn seine Stimme war so fein, und schwach, wie die eines Kindes, während sich doch kund gab, daß sie einem Manne von wenigstens 30 Jahren angehöre.

Der Fremde sagte, ohne das Barrett abzunehmen:

„Seyd gegrüßt, Herr. Ich frage Euch, ob Ihr von Eurem Collegen, dem achtbaren Herrn Frobenius in Basel, ein Packet eingesendet erhalten habt mit der Adresse: „An den weltberühmten Philosophen, Naturforscher und Medicus Professor Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim.“

„„Allerdings,““ antwortete Spannring, „„ist hier ein solches Packet; es ist in Quarto; und so Ihr mir, mein Freund, von Eurem Gebieter eine Anweisung oder Empfangsbestätigung vorweiset, soll es Euch unverweigerlich und portofrey ausgefolgt werden.““

„Nun gebt Papier und Feder her,“ erwiederte das Männlein, „ich will Euch diese schreiben, denn wisset, Derjenige, mit dem Ihr in diesem Augenblicke redet, ist Paracelsus selbst; ich bin Paracelsus.

Spannring ward blaß vor Überraschung. „„Wie?““ stotterte er, „„Ihr Selbst wäret dieses Weltwunder von einem Gelehrten! Das wäre Segen meinem kleinen Kram! Gestattet, Weiseſter unter den Weiseſten, daß ich, als Euer erbärmlichſter und jämmerlichſter Knecht, Euch huldige!““

Der Mann geberdete sich wie ein Verrückter. Endlich sprach Paracelsus: „Möge mein Erscheinen Euer bürgerliches Gemüth erfreuen und erquicken. Für jetzt aber stellet mir mein Packet zu. Es ist ein Buch darin für den preiswürdigen Doctor Lazius, und ich ersuche Euch, mir durch diesen Euern Diener dessen Wohnhaus weisen zu lassen.

Spannring that, wie ihm geheißen, und Caspar ging mit dem Packet vor Paracelsus her. Die Mütze zwischen

den Händen ſtumm und ſtarr blickte der Buchhändler ihm nach.

Der Lazenhof war damahls ein wahres Muſeum von Alterthümern und curioſen Sammlungen jeglicher Art, beſonders vieler römiſcher Denkmähler, die des Doctors Laz Oheim Schallautzer, in und um Wien durch Nachforſchungen und Ausgrabungen angehäuft hatte. Durch mehrere damit angefüllte Gänge gelangte Paracelſus zu dem Studirgemach des Doctors.

Lange pochte er vergebens. Endlich öffnete ein Diener die Thür, und Paracelſus trat ein. Lazius war nicht ſichtbar; ſo ſehr war er inmitten von Folianten, mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, auch naturhiſtoriſchen Gegenſtänden an ſeinem Arbeitstiſche vergraben. Paracelſus hatte ſich indeß auf einem alten Stein voll hebräiſcher Inſchriften niedergelaſſen, und das Packet geöffnet; auch in dem darin befindlichen Briefe geleſen.

Nach wiederhohlter Meldung des Dieners ſtand Lazius auf. Er war ein ſchöner Mann von mehr großer als kleiner Geſtalt, ſchlank; hatte ein gebräuntes Geſicht, dunkle, lebhafte Augen, ſchwarzes Haar. Er trug ein dunkelgrünes Wamms, eine derley hohe Mütze, eine ſchmale Halskrauſe, ſchwarze Beinkleider und ſchwarze Strümpfe. Lazius zählte noch nicht viel über 20 Jahre; aber ſeine Reiſen, ſeine unabläſſigen Studien in allen Fächern des Wiſſens, und ſeine Anſtrengungen als Feldarzt in Ungarn hatten ſeinem ganzen Äußern den Stempel eines viel höhern Alters aufgedrückt.

Paracelſus trat ihm entgegen; Lazius aber that einen Schritt zurück. „Wie?“ rief er erſtaunt aus, „Bombaſtus in Wien? Wollt Ihr auch hier, wie in Ingolſtadt

unter meinen Augen, und wie überall in der Welt, die echte Gelehrsamkeit mit Euren mystischen Träumereyen bekämpfen? Was sucht Ihr in Wien?«

Paracelsus wurde durch diesen grellen Empfang nicht im Mindesten beirrt. Er setzte sich uneingeladen auf einen Stuhl, und sagte mit voller Gelassenheit: »»Herr Doctor Lazius, ein Einschluß für Euch aus Basel. Ferner, leset diese Zeilen.««

Bey diesen Worten zog er aus seinem Gürtel ein beschriebenes Quartblatt hervor, und reichte es Lazius.

Dieser war auf das äußerste überrascht, ja, im hohen Grade betroffen, so, daß das Blatt seinen Händen entfiel. Schnell raffte er es wieder auf, und durchlas es neuerdings. Er rief aus: »Von Luther! Ha, von Luther ein Empfehlungsschreiben an Groß und Klein! Wodurch, Bombastus, habt Ihr Euch solch ein Kleinod verdient? Aber verzeiht, verzeiht; und redet, redet!«

Paracelsus nahm das Blatt wieder an sich, und sagte ganz kalt: »»Ich rettete dem Reformator mit meiner Kunst das Leben, was Ihr Andern alle mit euren gepriesenen Schulkenntnissen nicht vermocht hättet. Es war in Schmalkalden; da lag er hart darnieder an dem kläglichsten und ekelhaftesten Übel von der Welt. Durch zwey Häringe und zwey Maß Wasser curirte ich ihn. Und jetzt will ich Euch sagen, was ich in Wien beabsichtige. Durch dieses Blatt will ich Euren Kaiser und Herrn bewegen, daß er die Druckkosten einiger meiner Werke auf sich nehme.«

Lazius lächelte und sagte: »»Ihr seyd schlau, Paracelsus. Ihr berechnet wohl, und nicht ohne Grund, daß der aufgeklärte, menschenfreundliche Ferdinand I. nicht so unduldsam sey, als man es glaubt, und eine gewisse Par-

they es wünscht. Ihr rechnet auf seine Großmuth. Aber es sind eigene Gründe vorhanden, die Euren Zweck vereiteln werden.““

Paracelsus entgegnete: „Vorerst hatte ich auf Eure Verwendung gehofft.“

„„Auf diese dürft Ihr schlechterdings nicht zählen,““ erwiederte Lazius mit Festigkeit. „„Ich gebe Euch mein Wort darauf.““

„Wenn dem so ist,“ sagte Paracelsus,“ so lebt wohl! Ich verzeihe Euch. Und zum Beweise divinire und verkünde ich Euch eine ruhmvolle Laufbahn. Ihr werdet zu hohen Würden steigen an diesem Hofe, geadelt werden, und in Eurem Wapen die kaiserlichen Lerchen führen. Lebt wohl! Ich grolle Euch nicht, finde mich aber auch nicht verpflichtet, Euch eine neue Arzneikraft, zugleich ein köstliches Nahrungsmittel kennen zu lehren, das für Leute, die viel studieren, von besonderer Wichtigkeit ist. Ich habe es in Arabien kennen gelernt; ihm verdankt mein Geist seine Heiterkeit nach den anstrengendsten Studien.“

Lazius ward aufmerksam.

Paracelsus öffnete seinen Ranzen, nahm Etwas aus einem Papiere, und fuhr fort: „Seht hier diese kleine, grüne Bohne. Wenn die Lämmer und Böcke sie von ihrem Strauche abpflücken und einige Stücke davon verzehren, so werden sie alsbald munter und hüpfen fröhlich umher. Geröstet, zerrieben, auch mit Milch vermischt, genossen, bringt sie Licht in das Dunkel des Menschengehirns, erheitert und beflügelt sein ganzes Seelenvermögen. Es ist die Caffehbohne. Hier nehmt drey Stücke davon zum Andenken; mehr verschaffen könnt Ihr Euch leichtlich; erkennet, daß ich großmüthiger seyn könne, als Ihr, und lebt wohl.“

Paracelſus entfernte ſich ſchnell.

Bey dem neuen Hausthore angekommen, verwunderte er ſich ſehr, den Jungen des Buchhändlers Spannring zu finden. Dieſer hatte von ſeinem Herrn den Auftrag erhalten, dem Fremden bei ſeinen fernern Gängen zum Wegweiſer zu dienen. Paracelſus ließ ſich dies recht gern gefallen. Er zog eine kleine türkiſche Goldmünze aus dem Gürtel, reichte ſie dem Jungen und ſagte: „Nimm dies, mein Sohn, für deinen Eifer, und ſey klüger, als der Hauswirth in der Adlergaſſe, bey dem ich heute übernachtet. Nun küſſ' den Pfennig und fürchte dich nicht, ſie iſt und bleibt von Gold. Jetzt aber zeige mir den Weg zu dem Serviten-kloſter. Dann bedarf ich deiner nicht mehr.

Der Prior war im höchſten Grade erſtaunt, den Wundermann Paracelſus bey ſich zu ſehen. Er empfing, behandelte und bewirthete ihn mit Feyerlichkeit. Nachdem Paracelſus ſich erquickt hatte, ſagte er zu dem würdigen Obern: „Vor einigen Jahren hat der Euch wohlbekannte Doctor Luther einen jungen Menſchen an Euch geſendet, mit einem Empfehlungsſchreiben von ſeiner Hand. Er wünſcht zu wiſſen, ob er wohlbehalten bey Euch angekommen, und wie es ſich weiterhin mit ihm verhalte.“

Der Prior ertheilte die gewünſchte Auskunft und lud Paracelſus ein, einige Zeit im Kloſter zu verweilen, um ſich zu erhohlen. Dieſer nahm aber die Einladung nur für die Nacht an. Länger, ſagte er, ſey es ihm nicht geſtattet. In zweymahl 14 Tagen müſſe er wieder in Salzburg eintreffen, wo nun ſeine bleibende Wohnſtätte ſey. Des Abends verabredete er mit dem bereitwilligen Prior das Nöthige, um ſeinen Zweck bey dem Kaiſer zu erreichen.

Des andern Morgens nahm er die Kirche in Augen-

schein. Lange haftete sein Blick auf einem Gemählde der Decke.*) Es überkam ihn, wie das öfter der Fall war, der Geist der Weissagung. Der Prior fragte nach dem Gegenstand.

„Durch dies Gemählde," erwiederte Paracelsus, „wird diese Kirche einst gerettet werden. Gegen das Ende des nächsten Jahrhunderts werden Eure glücklichen Gefilde, wie vor zehn Jahren, neuerdings von dem Erbfeinde der Christenheit mit Krieg überzogen, und Alles wird da ringsum verheert werden. Die Türken aber werden dies Patriarchen-Gemählde für ein Mahomedanisches halten, und Euer Gotteshaus verschonen. Dies zum Abschied und Trost. Lebet wohl! Der Herr schirme Euch fort und fort. Diese Recepte hinterlasse ich Euch, Ihr ehrwürdiger Vater, zu heilsamer Erinnerung. Gedenket auch meiner in Eurem Gebeth. Ich werde deß vielleicht bald nöthig haben. Das Jahr 1541 habe ich Grund zu fürchten. Neid, Rachsucht, Mißgunst, Bosheit lauern auf mich."

Auch diese Ahnung, wie die Prophezeyung des türkischen Einfalls (zweyte Belagerung Wiens 1683) und des Umstandes mit dem Gemählde, ging in Erfüllung; nicht minder jene Laz betreffend.

---

*) Dem Verfasser ist wohl bekannt, wann das neue Gebäude durch Ottavio Piccolomini aufgeführt. —

Inhaltsverzeichniſs.

Erſter Theil.

Hermannsſchlacht (Bohdanowicz) 1
Saphir beym Converſationsblatt 5
Theatergeſchichte, zur ältern 8
Kircher 13
Dampfmaſchine 14
Mäßigkeitsanſchläge 15
Balle, auf dem (röm. Kaiſer) 17
Jörger, Tod des jungen 19
Flucht, letzte (Caſanova). 20
Igel, zum rothen (Notabilitäten) 34
Alexander von Rußland, bey. 39
Ur-Einwohner 44
Joujou 45
Niederleger 46
Lannes 47
Probe, eine (dramat. Auto) 48
Graben, auf dem, vor 40 Jahren 49
Kramer'ſche Caffeehaus, das. 54
Studenthor, vor dem (Oeffentheilung) 62
Eugen auf der Hofbibliothek 70
Glückshafen 75
Joſephſtadt, in der, (Theater) 77
A B C, ich zum goldenen 79
Magikers des (St. Germains) früherer Beſuch 81.
Magiker, der, in neuerer Zeit 89
Sylveſter-Nacht, eine (St. Germain) 95
Volks-Plutarch 102
Capiſtrano 109
Spielhaus, franzöſiſches 110
Burgthor und Baſteyrunde vor 40 Jahren 112
Autograph, ein (Herzog von Reichſtadt) 120
Beggiana (des genialen Bäckers W—r) 125
Abenteuer 1809 (Landwehr; Invaſion; Audienz bey Napoleon ꝛc.) 128
Diner, ein (ſchöner Geiſter, im römiſchen Kaiſer) 141
Prinz, ein ſchwarzer (Angelo Soliman) 146
Reunion auf dem Eiſe, (Canal-Haſen) 149
Puffert, der (Friſeur) 151
Hannswurſt 153
Duell einer Dame (Montague) 161
Tabakiſches 166
Bohrer, Monſieur (Hunde-Doctor) 168
Metaſtaſio (und Caſtl) 171
Blendung als Strafe 172

Gast, der, im Federlhofe (Leibnitz) 173
Blumauer auf dem Sterbebette 181
Hirschgeweihe auf dem Stephansthurm 183
Gefahr, höchste (Kaiserinn) 184
Ob er es war? (der Friedländer) 185
Leidtragende, für (Restaurationen) 188
Sachs, Hanns (Schmälzel) 189
Schmälzel, wie er ansonst 197
Augarten-Vision (Joseph II.) 204
Baden, ein Tag in, vor 40 Jahren 203
Timlich. 221
Krapfen, kupferne (Polturaken) 223
Mozart-Haus, das ꝛc. 224
Mozarts Grab 227
Lerchenfeld, das neue 229
Schmuggel-Histörchen 230
Laz beym Herrn 231
Mord aus Künstlerneid (Oeser) 240
Urhaus, ein. 242
Bravour, enorme (auf d. Stephansthurm) 244
Redoute, in der, vor 40 Jahren 245
Obersten, des, letztes Duell (Engländer) 254
Reliquie, eine (Napoleons Feldbecher) 257

Zweyter Theil.

Koch, ein distinguirter (Bretschneider) 1
Wien, wie es nicht ist. 5
Fiaker-Anatomie 14
Reise, neue, mahlerische (Stadtgraben) 16
Sonderlinge, drey (Binz, Haselmayer, Kupffer) 18
Kleinod? welch ein (Servetto) 30
Ihn, neuerdings über (St. Germain) 33
Kaiseraugenblau 36
Brentano 37
Schmidl, Michael 38
Ankerberg 39
Mehlgrube 40
Jagd mit Leoparden 41
Gasthäuser, Wiener 41
Titanen-Kampf (Soubiran ꝛc.) 48
Wackerbarth 50
Audienz bey Maria Theresia 51
Ligne, De. 61
Müller, Adam 67
Kotzebue 67
Lindenau 68
Kanne 70
Alxinger und Haschka 71
Bretschneider 71
Griffith 72
Sonnenfels 73
Ligne, De, zuletzt 74
Dejeuner, ein (Beethoven, Haslinger ꝛc.) 75
Bäckerwippe 79
Er bey den Herzen (Napoleon) 81
Span 82
Gall 84
Schreyvogel 85
Luca, De 87
Joseph II., bey (Audienz) 88

Kurz 96
Rautenstrauch 97
Mayrhofer 97
Arnstein B. D. 99
Casino 99
Hochgericht 100
Dreyfaltigkeitssäule 100
Zeitungen 102
Quarin 103
Damen-Caroussel (1743) 104
Lever, ein (bey Kaunitz) 107
Thierhetze, eine 114
Sünderinn, eine arme 124
Wienerinnen, die 126
Lachanstalt; was ist es mit ihr? 127
Blanchard 128
Souper, ein (Dichter rc.) 128
Matschakerey 133
Kaunitz zu Pferde 134
Saint-Germain bey den Adepten 136
Allwin, Baron (St. Germains Sohn) 150
Ankündigung, bluttriefende (Hetzzettel) 162
Denis, Erinnerungen 166
Tag, ein, in Wien vor 40 Jahren 171
Buchhandlungen vor ein paar Dutzend Jahren 176
Wien wie es nicht ist. 2tes Alphab. 182
Weißenbach 188
Klopstocks Bruders 189
Gretzmiller 191
Enk 192
Löschenkohl 193
Retzer 194
Casanova dem Mahler, bey. 196
Häuser-Facsimile und noch Etwas 204
Lambecks Commentare 211
Josephsplatz 212
Aufgeboth 1797. 213
Bürgersmann, unser, vor 40 Jahren 216
Caffehhäuser vor etwa 40 Jahren 221
Erzgebirger, für die. 231
Klemm 235
Wähner 235
Keppler 236
Pezzl 237
Berghofer 238
Barth, Dr. 238
Stoll der Sohn 239
Kunsthandlungen vor einigen Decennien 240
Hofbibliothek, in der, vor 170 Jahren 245
Reichstadt, des Herzogs, Anlage in Schönbrun 253
Eugen, an der Tafel des großen. 256
Redacteur, keiner da? 259
Wien, wie es nicht ist: die Umgebungen 263
Fremde, der, in den Vorstädten 266
Ligne, bey De (und Staël) 271
Wiener-Zeitung aus der Zukunft 276
Domestiken, zur Naturgeschichte der 281
Paracelsus in Wien 287

Gedruckt bey A. Pichlers sel. Witwe.

HOFRATH v. SONNENFELS.

Kleine
Wiener Memoiren:

Hiſtoriſche Novellen, Genreſcenen, Fresken, Skizzen, Perſönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curioſa, Viſionen und Notizen

zur

Geſchichte und Characteriſtik Wien's und der Wiener,

in älterer und neuerer Zeit.

Von

Franz Gräffer,

(Inhaber der goldenen Schriftſteller-Medaillen des Kaiſers von Öſterreich und des Königs der Franzoſen.)

Dritter Theil.

(Mit dem Porträte des Hofraths v. Sonnenfels.)

WIEN.
Fr. Beck's Univerſitäts-Buchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Diese Memoiretten fahren fort, recht günstigen Eingang zu finden.

Kaum war der erste Theil verbreitet, so ward schon der zweyte gewünscht. Rasch ließ ich ihn folgen, und siehe: eben so wünscht man die Fortsetzung. Unverzüglich also biethe ich hier den dritten Theil.

Solch thatsächlich schmeichelhaftem Wohlwollen aber statte ich den innigsten Dank ab.

Dieser dritte Theil bringt wieder Einiges, was ich für Zeitblätter geschrieben; mehr aber als die Hälfte erscheint zum ersten Mahle gedruckt.

Was nicht rein factisch ist, habe ich bey der Übersicht mit „Novellistisch", „Vision", oder sonst characterisirt, und zwar aus gutem Grunde.

Den Styl anlangend, ſo iſt er ſo verſchiedenartig wie früher. Ich habe ſtets die Meinung gehegt, die Form müſſe dem Stoff oder der Tendenz entſprechen. Deßhalb werde ich nie aufhören, die Freske nicht in das Gewand der pathetiſchen Erzählung zu hüllen, und nie anfangen, Geſchäftsaufſätze belletriſtiſch zu geſtalten.

F. G.

Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Wohnzimmer des Herrn v. Gentz.

Die Wohnungen merkwürdiger Menſchen ſind nicht minder intereſſant, wie Alles, was ihre äuſsere Perſönlichkeit betrifft. Des berühmten Herrn von Gentz äuſserliches Hausweſen, ſowohl in der Stadt als in ſeiner Villa zu Weinhaus zeigte ſich ſehr einfach. Sein Logis in den Kleyerſtällen, 3. Stock, mit der Ausſicht auf und über die Baſtey und einem ſehr ſchmalen Seitenfenſter gegen Weſten zu, beſtand aus [illegible] Appartements, nichts weniger als geräumig. Es ſind ganz gewöhnliche Wohnzimmer, niedrig; die Zugänge von der Teinfaltſtraße, der Hof, die Stiege ziemlich unſauber. Die Wohnung hat aber die Annehmlichkeit eines Eingangs von der höher liegenden Baſtey aus, wobey ein Stockwerk erſpart wird. Beſonders aber ſind da intereſſant: mahleriſche Ausſicht, beſſere Luft, helleres Licht und Ruhe; Dinge für Männer, die geiſtig arbeiten, von groſser Wichtigkeit, und in einer Stadt wie Wien, ſo gar ſelten anzutreffen.

Die Einrichtung des Herrn v. Gentz war durchaus nicht im Mindeſten vornehm, kaum elegant, kaum modern. Die Meubel ſowohl in Stoff als Geſtalt waren gemiſcht, auch ziemlich ſtark benützt. Man erſah aus Allem, ſelbſt aus der Placirung der verſchiedenen Gegenſtände des Hausrathes, daſs es eigentlich nur auf das Practiſche, auf den unmittelbaren Zweck ſelbſt, beſonders aber auf möglichſte Bequemlichkeit abgeſehen ſey; gewiſs nicht anders als echt

philoſophiſch. Einen großen Theil des Tages und der Nacht pflegte Herr von Gentz zu leſen; er liebte dabei die liegende Stellung und daher die Menge von üppig gepolſterten Ottomanen, Canapé's und ſogenannter Lits de repos. Mehr als eines dieſer Meubles befand ſich in jedem Zimmer. Eben ſo ſah man wohl ein halbes Dutzend jener gewiſſen ſchmalen Drehtiſche, auf der einen Seite offen, beſtimmt neben ein Sopha oder Bett geſtellt zu werden, ein Buch oder Sonſtiges darauf zu legen, oder darauf zu ſchreiben (Bett- oder Krankentiſche; man dreht ſie quer über den Leib); Fauteuils und Sitze à la Voltaire bemerkte man in Anzahl. In jedem der 2 größern Zimmer ſtand ein Tiſch mit Schreibrequiſiten; eine große platte Tafel ohne Pult, voll belegt mit Bley- und Rothſtiften, die oben und unten zugeſpitzt waren. Dieſe Tiſche ſtanden ſcharf an den Fenſtern und zwar ſo, daß der Sitzende ſich dieſer en face gegenüber befand, eine Gewohnheit, die dem Auge ſehr nachtheilig iſt. Von Schreibfedern war immer ein ſtarker Vorrath da, denn Herr v. Gentz brauchte deren viele, weil er, wie ſeine Handſchrift zeigt, die weichen liebte. Es iſt dabey bemerkenswerth, daß er ſich keiner glatten Papiergattung bediente.

Von Kleider-Meubeln, Schubladkäſten, Garderobe-Schränken nahm man ſehr wenig wahr; von Spiegeln, Bildern, decorativen Dingen und Luxus-Stücken deßgleichen. Teppiche aber liebte der Mann ſehr; es war eine Luſt, wie ganz eigens weich und behaglich man auf ihnen ging; ſie waren wohl unterlegt, vielleicht mit einer Gattung Moos; ſie ſchienen zu duften. Als Beleuchtung ſah man ſowohl ſehr luxuriöſe Lampen als Wachskerzen.

Die Bibliothek des Herrn v. Gentz befand ſich in dem

vorletzten Zimmer; irre ich nicht, ſo war das auch ſein Schlafgemach. Sie war in offenen Regalen aufgeſtellt. Sie war weder groß noch gewählt, welch Beydes ſehr erklärbar. Zu voluminöſen Werken iſt in Wien überhaupt wenig Raum, oder vielmehr, dieſer iſt zu koſtbar. Dann ſtanden dieſem diſtinguirten Geſchäftsmann alle öffentlichen, auch ſonſtige Bibliotheken dergeſtalt zu Dienſten, daß er die Bücher nach Hauſe haben konnte. Er beſchränkte ſich alſo auf kleinere Nachſchlagwerke; das bändereichſte Buch war die **Biographie universelle**. Gewählt konnte die Bücherſammlung nicht ſeyn, weil ſie wirklich keine planmäßige Sammlung war, noch zu ſeyn brauchte. Es handelte ſich um die hiſtoriſchen, politiſchen ꝛc. Schriften des Tages. Mehrere National-Claſſiker waren aber doch vorhanden, beſonders der Engländer. Eine ganz eigene Merkwürdigkeit des Gentzſchen Büchervorrathes war die ſo gut als vollſtändige Collection jener Schriften, welche den Verfaſſer der Junius-Briefe betreffen. Dieſe bildete eine ziemlich lange Reihe. Herr v. Gentz hatte dieſe Piecen ſelbſt geſammelt, da er ſich jahrelang damit beſchäftigt, jenen Autor zu ermitteln und jene weltberühmten Briefe ſelbſt zu illuſtriren, was er zum Theil in den Wiener-Jahrbüchern der Literatur gethan. Auch botaniſche Literatur war da, z. B. Linné; man weiß, daß Herr v. Gentz Botanik verſtand und trieb. Eine Pflanze glaube ich erhielt ihm zu Ehren ſeinen Nahmen?

Ganz eigens iſt aber hier anzumerken und geltend zu machen, daß unter dieſen mehreren Hundert Bänden ſich nur äußerſt wenige befanden, in welche Herr v. Gentz nicht Bemerkungen geſchrieben hätte, entweder an den Rand mit

Bleystift, oder auf eigene Blätter auch mit Tinte. In manchem dünnen Buch lagen mehrere solche Blätter, kleinere und größere zugleich; und hier stellte sich die Thatsache heraus, daß Gentz wie der große Eugen mit der Feder in der Hand zu lesen pflegte.

Auf Einbände mußte er sehr wenig gehalten haben; diese waren ziemlich ordinär, wie gewiß auch der Buchbinder selbst, denn so miserable Arbeit war mir noch nie vorgekommen. Armbruster (der Buchhändler) und ich hatten bei der Inventur dieses Nachlasses Gelegenheit all dieses so zu finden.

In der Wohnung des Herrn v. Gentz, in dessen eigenem Hause zu Weinhaus verhielt es sich, wie in jener in der Stadt. Bücher wurde stets eine sehr große Menge mit hinaus geschafft. Der Schreibtisch stand eben so am Fenster, welches in den kleinen durch einen schmalen Graben getrennten Garten die Aussicht hatte.

Herr v. Gentz hatte auch Equipage, bediente sich deren aber in der letzten Zeit nicht mehr. Er hatte 2 ziemlich corpulente Schimmel. Diesen Thieren, da sie schon alt, gab er jahrelang das Gnadenbrod, ohne sie zu benützen; gewiß ein hübscher Characterzug.

Vom rothen „Mandl".

(Prophetische Sagerey.)

„Oy ey das wäre?"

Herodot.

Liebe gute Sage, du Urquell gleichsam der Geschichte: warum sagt man „Sage?" Deßhalb wohl, weil du meist

nur ein Gesage bist, vornähmlich, wenn du deine endlose Runde machst durch den Mund der Phantasie. Es geht wie mit den unschuldigen Kindern, die durch Putz und Überladung verdorben werden.

Was hat die Sage oder das Gesage nicht Alles mit den verschiedenen Männchen, Männeln, Mannerln oder Manderln, Mandeln und Mandln angestellt? Da haben wir ein grünes Mandel, ein weißes Mandel, ein schwarzes Mandel, ein rothes Mandel und weiß Gott, was noch für Mandeln. Ein schwarzes Mandel ließ sich erst unlängst wieder sehen, verschwand aber recht geschwind; ein weißes klopfte an, kam aber nicht herein. Und nun taucht das rothe Mandel wieder auf, oder vielmehr ein rothes, als Alraun Napoleons, dem es prophezeyt, den es gewarnt, den es theils sichtbar, theils unsichtbar begleitet; und soll selbiges rothes „Mannerl“ ein geborner, oder gebornes Straßburger gewesen oder wohl noch seyn.

Dieses Straßburger rothe Mannerl aber interessirt uns ungleich weniger als unser eigenes, unser Wienerisches rothes „Mandel“, welches eigentlich das Hauptagens bey der bekannten Stockimeisen-Historie gewesen. Und von diesem rothen Mandel, einer der mancherley Repräsentanten des bösen Princips, finden sich, wenn es beliebt, gar allerhand Spuren in der Geschichte unserer guten Stadt Wien, oder können sich finden lassen, wenn sie auch nicht in der Sage, oder in dem Gesage, Gerede oder Geschreibe leben. Daß diese Spuren in neuerer Zeit deutlicher erscheinen, wird man ganz natürlich finden.

Nehmen wir z. B. die große Pest von Anno 1679! Ja, da ist kein Zweifel, daß das rothe Mandel sie zu uns

gebracht, aus purem Neid, aus purem Antagonismus. Es war aber ſo unvorſichtig, daß es beynahe erwiſcht worden wäre. Deßhalb wählte es bey ſeiner Einſchleppung der Peſtilenz von 1713 die Maske eines Weibsbildes, ſchlich ſich, durch und durch inficirt aus der Türkey nach Ungarn, und über Preßburg nach Wien.

Die Feuersbrünſte betreffend, von denen Wien ein paar Mahl ſo ſchrecklich verheert worden, ſo iſt es ausgemacht, daß das rothe Mandel ſeine frevelhafte Hand dabey im Spiel gehabt. Bey dem erſtaunlichen Brand in der Singerſtraße im 16. Jahrhundert ſah man aus dem Feuermeer des erſten in Brand gerathenen Gebäudes eine einzelne Flamme ſich erheben, von ihren Collegen ſich trennen, und wie auf eigene Fauſt auf die Dächer der benachbarten Häuſer hinhüpfen, auf jedem durch einige Augenblicke verweilen, bis es entzündet. Die Geſtalt aber dieſer ſolitären Flamme hatte ſchier jener eines Menſchen geglichen. Wer ſonſt alſo ſollte dieſer Menſch geweſen ſeyn, als das rothe Mandel?

Nehmen wir die unſeligen Brunnenvergiftungen! Kann es denn etwas Vermaledeyteres geben, als das Waſſer vergiften, wodurch nicht nur eine unzählige Menge ſchuldiger Menſchen, ſondern auch eine unermeßliche Anzahl unſchuldiger Thiere, die als beliebte Nahrungsmittel dienen, gräßlich zu Grunde ging. (Wäre es noch Wein geweſen, nun, deſſen enthält ſich das liebe Vieh aus weiſem Inſtinct, da er nicht leicht anders zu finden, denn vergiftet). Alſo dieſe Brunnenvergiftungen, die man ſo brutal und kurzſichtig geweſen, den guten, lieben, ehrlichen Juden zur Laſt zu legen, rührte nicht von dieſen guten, lieben, ehrlichen Juden her, ſondern von dem böſen, abſcheulichen, ſpitzbübiſchen, rothen

Mandel. Als man in der Schönlaterngaſſe den giftſchwangern Baſilisk aus dem Brunnen zog im Beyſeyn vieler noch unvergifteter Waſſertrinker, ſtand ein roth Kerlchen dabey, das Niemanden bekannt war. Es ſchnitt verdrießliche Geſichter, reckte eine lange feuerrothe Zunge heraus, drehte ſich um, wedelte mit einer Art borſtigem Schweif, und ſprang davon, ſo geſchwind aber, daß man es nicht einholen konnte. Da ſelbiges Kerlchen einen verdächtigen Bart hatte, ſo hielt man es natürlich für einen Juden; es hieß der rothe Jud hat es gethan, genug ein Jud, und ſo ging es alſo über dieſe armen Leute her. Das Beſondere aber bey der Sache iſt, daß das rothe Mandel gar kein Jude war, ſondern überhaupt nur ſo ein biſſiger Dämon.

Sehen wir uns weiter um!

Als Torſtenſon heimlich in der Stadt war, hatte ihn das rothe Mandel durch ein heimlich Thürl am Schanzel hinein geführt.

Als der Türk die unterirdiſchen Gänge bis zum Heidenſchuß gegraben, war es das rothe Mandel, welches die Direction geleitet. Und wie man ſpäter dahinter kam, beging es dieſe neue Impertinenz bloß aus Privat-Bosheit. Es war nähmlich erboſt darüber, daß man es, das rothe Mandel, als Schild eines Gewürzladens auf der Freyung abgeconterfeyt und dadurch proſtituirt vor aller Leute Augen. Bis zu dieſem Eckhaus des tiefen Grabens leitete das rothe Mandel die Minen, Willens dieſes Haus in die Luft zu ſprengen. Der Anſchlag hatte alſo „keinen politiſchen Character.“

Wohl aber hatte das rothe Mandel mit angehetzt in

der Bedrängniß 1619 in der Burg. Man fahndete nach ihm; verschmitzt aber entkam es als Page maskirt.

Bey der famösen Wachskerzen-Fabrication zur Zeit Leopolds I. hatte auch das rothe Mandel machinirt. Der Italiener Borri, welcher diesen Anschlag enthüllt, läßt in seiner zu Papier gebrachten Nachricht so Etwas durchblicken, nicht um den Wachslieferanten zu schonen, sondern weil er, wie alle Italiener, sehr scharf sehend, den wahren Urheber heraus combinirte.

Kommen wir gegen unsere eigenen Tage zu, so giebt es Allerhand. Unter diesem Allerhand ist die Explosion des Pulverthurms bey der Nußdorfer-Linie. Noch ist es ein Räthsel, wie dieß Unglück entstanden. Es ist aber kein Räthsel mehr, wenn man sich erinnern will an einen kleinen versoffenen hausirenden Flickschuster mit weinrothem Gesicht, der die Soldaten so gern hatte, und ihnen so manchen Dienst gratis geleistet. Der hatte sich an einen Martissohn gemacht, welcher eine Stunde darauf im Innern des Pulvermagazins selbst einen Wachtposten zu beziehen gehabt. Der Schuster reparirte ihm die Sohlen umsonst, schlug aber in die Absätze scharfe Nägel ein. Die Schildwacht geht ein paar Schritte auf und ab, tritt auf ein paar Körnchen verstecktes Pulver; ein Knall u. s. w.

In den Tagen der Jacobinerey spazierte ein elegantes Kerlchen mit rothem Gesicht und rothen Händen, französisch parlirend, herum.

1805 in einem Bäckerladen auf der Wieden fängt ein kleiner Handwerksbursche großen Streit an. Dieser Streit ist die Veranlassung zu dem dummen Bäckertumult, der

mehrere Tage gedauert. Wer dieſer kleine Handwerker war? Es beantwortet ſich von ſelbſt.

Aus neueren Memoiren geht auch hervor, daß es der nähmliche rothe Knirps iſt, welcher in demſelbigen Jahr dem Kanonier bey der Taborbrücke die brennende Lunte aus der Hand geſchlagen.

Lauter ſolche heilloſe Affairen hat das rothe Mandel auf dem Gewiſſen. Iſt doch ſonſt kein einziges großes öffentliches Malheur (und deren muß nun einmahl jede Stadt ſo gut haben, wie jeder einzelne Menſch; das iſt der Lauf der Welt, die unerläßliche Schattenſeite aller Dinge ꝛc.), bey dem das rothe Mandel nicht als Urheber oder Rädelsführer anzunehmen, gleichwie die Idee des Antagonismus im großen Schickſal ſelbſt.

Doch jetzt können wir ruhig ſeyn, und uns bey der Cholera bedanken. Auch mit dieſer Geiſſel, 1830, hatte das rothe Mandel uns heimgeſucht, und wir bedanken uns für dieſes verdammt ernſthafte Abenteuer, weil das rothe Mandel ſelber ein Opfer deſſelben geworden. Dieſes Unholds Zeit mußte abgelaufen geweſen ſeyn, des rothen Mandels Rolle aus, ſein Spiel zu Ende, ſeine Beſtimmung, ſein Geſchick erfüllt, ſein Maß voll oder wie man immer ſagen will. Genug, in jener intereſſanten ſchauderhaften Cholera-Periode kam dieſer rothe Dämon ſelber um.

Ich würde es vielleicht nicht recht glauben, wäre ich nicht zufällig ſelbſt Augenzeuge davon geweſen.

Eines Nachmittags, es begann ſchon zu dunkeln, hole ich meinen verehrten Freund Cſaplovics im gräflich Schönbornſchen Palais ab, mit ihm zu Daum in die Reſtauration auf dem Kohlmarkt (beym Faſſel) zu gehen, wohin

wir uns in jener verhängnißvollen Zeit täglich begaben, eine Portion Suppe und ein Glas rothen Wein zu uns zu nehmen. Wie wir so am Straßenfenster sitzen, die Cholera-Leichen hin und her tragen sehen, gewahre ich von dem Hause gegenüber einen kleinen Menschen scharf quer herüber schreiten, als wolle er herein zu uns. Sein fatales Gesicht sah ganz roth aus: es zerrte und zuckte in diesem Gesicht die Kreuz und Quer; die Augen quollen heraus; das Maul stand offen; starr heraus reckte sich eine unbegreiflich lange dünne Zunge, wie so die Schweinszüngel sind, die man beym Heurigen aufträgt. Ein kurzes Mäntelchen hatte er um. Das Gesicht war glühend roth; auf einmahl aber war es kohlschwarz; roth war schwarz und schwarz war roth. Der kleine Mann stürzt nieder und ist hin.

Seitdem hat man nichts mehr von dem rothen Mandel gehört, und wird wohl auch nie wieder Etwas von ihm hören.

Wir können uns also sammt und sonders wieder unserm gewohnten Schlaraffenleben überlassen (worin wir, aufrichtig gestanden, redlich und virtues fortfahren), ohne solche fatale und wahrhaft überflüssige Heimsuchungen befürchten zu müssen.

Dem Himmel sey Dank, daß dieser rothe Spuk vorüber. Und jetzt geschwind zum Sperl.

Zwey Mahl hingerichtet.

Der große van Swieten wurde einst in später Nacht geweckt. Ohne sich von dem Bedienten zurückhalten zu lassen, stürzte der Professor der Universität in das Schlafgemach.

Euer Gnaden rief er faſt athemlos, geſchwind, geſchwind, wenn ich bitten darf. Die Sache hat die allergrößte Eile.

Ohne erſt mit Fragen, um was es ſich handle, Zeit zu verlieren, ſtieg der Baron ſchnell aus dem Bette, und entfernte auf einen bittenden Wink des Profectors den Bedienten.

Wir haben, berichtete der Profector jetzt ganz leiſe, einen lebendigen Todten auf dem anatomiſchen Theater. Der Delinquent, welcher geſtern gehenkt wurde, und uns Abends abgeliefert, um ſeccirt zu werden, iſt ins Leben zurückgekehrt. Was iſt da zu thun, gnädiger Herr?

Wir werden ſehen, ſogleich, ſogleich, entgegnete Swieten, trotz ſeiner ſonſtigen Bedächtigkeit und Gemeſſenheit in einer gewiſſen Haſt, und kleidete ſich raſch an ohne Hülfe des Dieners.

Unverzüglich begab er ſich nun mit dem Profector eiligſt in das Univerſität-Gebäude.

Die Sache war ſo, wie der Profector angeſagt. Augenblickliche Hülfe aber war nöthig, ſollte der dem Leben wieder Geſchenkte nicht wirklich eine Beute des Todes werden. Swieten gab Befehl, den Menſchen zu retten, und legte, als man zu zögern ſchien, ſelbſt Hand an.

Binnen einer halben Stunde war ein Menſch dem Leben wieder geſchenkt.

Während der Operation hatte der Profector mehrere Mahle Bedenklichkeiten geäußert, und Zeichen der Furcht wahrnehmen laſſen vor etwaiger geſetzlicher Ahndung. Swieten ſah ſich dadurch veranlaßt, dieſen am Buchſtaben klebenden Geiſt mit durchgreifenden Gründen zu beruhigen. Ich

nehme Alles auf mich, sagte er unter Anderem. Mein Beruf ist zu helfen und zu retten. Ich habe es lediglich mit dem Menschen, mit dem Geschöpf Gottes zu thun. Alle anderweitigen Cathegorien und Rücksichten müssen hier in den Hintergrund treten.

Der Hingerichtete war ein Mörder. Seiner Sinne wieder mächtig, begriff er sogleich seine Lage. Er fiel seinem Retter zu Füßen, stammelte Worte des Dankes, vergoß Thränen und bath und flehte um des Himmels Willen, ihn nicht auszuliefern, denn er hegte die Meinung, man habe das vor.

Dieser Irrthum aber wurde ihm zu seinem unsäglichen Entzücken sogleich benommen. Der Baron gab dem Prosector den Cassaschlüssel, ersuchte ihn, sich in seine Wohnung zu begeben, die Summe von 200 Gulden an sich zu nehmen und zu bringen, Alles so schnell als möglich.

Während der Abwesenheit des Prosectors sprach Swieten der Weise, der Menschenfreund zu dem Gewissen des Unglücklichen, forderte ihn auf, sich eines rechtschaffenen Wandels zu befleißigen, um dadurch den Himmel zu versöhnen, und machte zur Bedingung seines großmüthigen Rettungswerkes, daß der Mensch augenblicklich Stadt und Land verlasse, um nie wieder zurück zu kehren. Insbesondere aber verlangte und erhielt er von ihm das feyerliche Versprechen des unverbrüchlichsten Stillschweigens über diesen ganzen Vorfall.

Der Prosector brachte das Geld. Swieten überreichte es dem Geretteten als Geschenk und begab sich wieder nach Hause, nachdem ihm der Prosector gleichfalls die strengste Geheimhaltung zugesagt hatte.

Der nicht nur dem Leben, sondern auch der Freyheit wieder Gegebene fiel vor Freude faſt in Ohnmacht. Der Proſector ſorgte für Speiſe und Trank, und nachdem der Gerettete ſich erquickt und noch eine kurze Zeit geruht hatte, machte er ſich auf den Weg.

Ganz verſchwiegen blieb der Vorfall nicht. Maria Thereſia erhielt Kunde davon. Einige Zeit hindurch ſoll ſie gegen van Swieten eine gewiſſe Kälte gezeigt haben, wohl aber nur gezeigt.

Drey Jahre waren verfloſſen. Da ging von einem ausländiſchen an das Wiener-Criminalgericht die Anfrage über ein Individuum ein, welches ſich des Todſchlages ſchuldig gemacht, und eingeſtanden hatte, daß es eines verübten Mordes halber in Wien bereits abgeurtheilt und effective aufgeknüpft worden. Die Auskünfte erfolgten und die Hinrichtung ging vor ſich, doch definitiver als das erſte Mahl.

Es erinnert dieſe Geſchichte an den Profeſſor Junker in Halle, der einen Delinquenten wieder zu ſich, und dadurch aus dem, des Nachts geſchloſſenen Stadtthor brachte, daß er ihn, wie ſeinen Bedienten mit der Laterne vor ſich her gehen ließ. Dieſer Gerettete ſoll ſich aber einer ſolchen Wohlthat würdiger gezeigt haben.

Hofquartiere.

Unter „Hofquartier“ verſteht heut zu Tage kein Menſch etwas Anderes, als eine Wohnung, deren Fenſter in den Hof des Hauſes, oder überhaupt in einen Haushof gehen, Vor 1781 aber hieß ein Hofquartier das zweyte Stockwerk, als Freyquartier für die Angeſtellten und ſonſtige Diener-

schaft des Landesfürsten. Es war nähmlich in Österreich schon von früheren Zeiten her gebräuchlich, daß die Städte, in denen sich das Hoflager befand, aus Rücksicht für die Vortheile, die durch selbes dem Nahrungsstand der Bürgerschaft erwuchsen, dem Beamtenstand und Dienerpersonal des Hofes unentgeltliche Wohnungen einräumten. In Wien bestimmte man dazu den zweyten Stock, als den vorzüglichsten: die bel étage. Vorübergehend ward davon abgekommen, als Rudolph II. das Hoflager nach Prag verlegte. Mathias wieder in Wien residirend, nahm unterm 3. Nov. 1616 die vorige Ordnung in Anspruch; und Leopold, 1668 und 1669 ließ gesetzliche Bestimmungen über Quartierfähigkeit und Quartierfreyjahre ergehen. In neuerer Zeit, als der Werth der Wohnungen so sehr gestiegen, war jene Hofquartierschaft den Hausbesitzern eine sehr beschwerliche Last. Die große Maria Theresia, welche in All und Jedem billig und edel dachte, hatte längst vor, eine angemessene Einrichtung zu treffen. Bevor aber dieß geschehen konnte, entriß sie der Tod. Kaiser Joseph befreyte sofort die Hauseigenthümer von der Verbindlichkeit der Hofquartiere gänzlich, gegen eine jährliche Abfindungssumme, die im Verhältniß mäßig genug angeschlagen war. Das betreffende Edict ist vom 16. Febr. 1781.

Das Schottenkloster und Maria Stuart.

(Novellistisch.)

Der Naturforscher, Physicus und Alchymist Doctor Dee war so eben aus London wieder nach Wien zurück gekommen.

Bekümmert und nachdenklich ritt er über den Burgplatz. Zögernd ſtieg er vom Gaule; zögernd ging er nach den Gemächern des Gebiethers, Kaiſers Rudolph II.

Im Vorſaale traf er mehrere vornehme Herren, auch Abgeſandte, Generale und den Abt des Schottenkloſters Johann VII., der auch einer der Räthe des Kaiſers war. Damen waren ebenfalls zugegen; aber ſelbſt dieſe warteten bereits ſeit zwey Stunden auf Einlaß, denn der Doctor Matthioli war beym Monarchen.

Matthioli war eigens von Trient, wohin er ſich zurück gezogen, nach Wien gereiſet, um dem Kaiſer, in deſſen Dienſt er früher geſtanden, ein von ihm ſelbſt colorirtes Exemplar ſeines berühmten Pflanzenwerkes *) zu Füßen zu legen. Aber die Durchſicht und Bewunderung dieſer prächtigen Arbeit waren es nicht allein, die den Kaiſer ſo anhaltend beſchäftigten; es waren mehr die Auskünfte, die der Doctor in Bezug auf die chemiſche Natur der Pflanzengattungen zu ertheilen hatte.

Doctor Dee war kaum angemeldet, als er auch ſchon vorgelaſſen wurde.

Als er eintrat, ſchlug der Kaiſer das Buch zu, verabſchiedete Matthioli, und fragte haſtig den Doctor Dee nach dem Ergebniſſe ſeiner Sendung.

Der Doctor zuckte die Achſeln, und getraute ſich kaum zu antworten. Ich habe es an nichts fehlen laſſen, liſpelte er kleinlaut.

---

*) Dieſes merkwürdige Buch, ein Unicum, befindet ſich jetzt in der koſtbaren Bibliothek des Herrn Doctors Biſchoff Edlen v. Altenſtern in Wien.

Aus der Geſchichte wird alſo nichts, ſagte Rudolph mit von Ärger unterdrückter Stimme. Und warum? fuhr er fort; 20000 Ducaten ſind doch eine ſtarke Summe. Habt Ihr das Kunſtwerk geſehen?

Allerdings, gnädigſter Herr, antwortete der Doctor Dee, allmählig etwas gefaßter; dieſe Wunderuhr gleicht genau der Zeichnung. Die Königinn ſelbſt wies mir den Mechanismus. Das Flötenſpiel des Schäfers iſt entzückend und die Jagdſcene eine wahre Hexerey. Ich will Eure Majeſtät durch die nähere Schilderung dieſes Kunſtwerks nicht noch mehr verſtimmen. Ich berichte lieber gleich, daß dennoch alle Hoffnung nicht verloren ſey.

Sich an beyden Armen des Seſſels empor ſtemmend, rief Rudolph in Spannung: Nun, was meint denn das ſtolze Weib? Saget ſchnell!

Doctor Dee entgegnete: Eliſabeth fand ſich durch einen Geldantrag eher verletzt, als bewogen. Ihre Worte ſind: Saget Eurem Herrn, daß Eliſabeth von England nicht gewohnt ſey, ſich ſolch ein Kleinod für ſchnödes Geld abkaufen zu laſſen. Sie kennt einen geeigneteren Weg, es in den Beſitz Kaiſer Rudolphs zu bringen. Eliſabeth iſt der Meinung, daß deſſen Niemand würdiger ſey, als der kunſtgelehrteſte aller Monarchen der ganzen Welt.

Des Kaiſers Antlitz erheiterte ſich. Raſch fragte er den Doctor, wie er ſich bei dieſer Rede benommen habe.

Doctor Dee ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen. Dann ſagte er: Ich verſicherte die Königinn, die Möglichkeit, das Kunſtwerk für einen ſolchen Preis zu erwerben, ſey durch die dritte Hand zu verſtehen gegeben worden, gewiß aber, ohne daß Ihre Majeſtät Etwas davon gewußt.

Mein gnädigſter Gebiether habe ſich dann nur meinem eigenen Vorſchlage gefügt, den Verſuch zu unternehmen, gleichſam nur eine Anfrage zu machen, und überhaupt die Sache zu ſchneller Entſcheidung zu bringen.

Das habt Ihr klug gemacht, ſprach der Kaiſer, dem Doctor die Hand reichend.

Dieſer fuhr fort: Die Königinn nahm das Alles nach meiner Abſicht auf; ſie verſicherte, dieſe Uhr ſey ein ſo merkwürdiges Stück, daß es eigentlich nur in die berühmte Rudolphiniſche Schatz- und Wunderkammer paſſe. Daß dieſes mein Ernſt ſey, ſetzte Eliſabeth hinzu, werde ich Gelegenheit finden, zu beweiſen. Sie brach dann von dieſem Gegenſtande ab, und entließ mich, nachdem ſie mir zum Zeichen huldvoller Geſinnung dieſen Ring zum Andenken gereicht hatte.

Bey dieſen Worten zog der Doctor den Ring vom Finger. Rudolph betrachtete ihn mit allen Merkmahlen des Vergnügens. Er ſtand auf, beſah den Ring beym Fenſter, und ſagte halb für ſich: Der Ring iſt die Uhr. Er ſtellte ihn dem Doctor zurück mit den Worten: Dieſer Smaragd iſt 100 Ducaten werth; mehr als das Doppelte aber die Faſſung. Dieſe iſt, was Eliſabeth wohl nicht wußte, was aber ich als Kenner verſtehe, eine der ſchönſten Arbeiten Benvenuto Cellinis. Wir ſprechen noch darüber, lieber Doctor, verſteht Ihr. Was nun die Wunderuhr betrifft, ſo bleibt nichts übrig, als in lieber Geduld abzuwarten. Für jetzt möget Ihr entlaſſen ſeyn, Doctor. Wir ſind mit Eurer Miſſion zufrieden.

Der Doctor machte aber nicht Miene, abzutreten. Geruhet, ſagte er, ſich demüthig verneigend, noch einen

Augenblick, gnädigster Herr. Ich bin heute der Bothe noch von einer zweyten Königinn. Vorerst muß ich mir erlauben, Eurer Majestät zu erzählen, wer mich schon am ersten Tag meiner Anwesenheit in London insgeheim aufgesucht hat. Dieß ist Leßley, der hochwürdige Bischof von Rosse.

Leßley? rief der Kaiser überrascht; das ist ja der eisenfeste Vertraute und Rathgeber der unglückseligen Maria Stuart? Wie kommt denn der Mann an Euch? Und in welcher Absicht?

Doctor Dee entgegnete: Leßley und ich sind alte Freunde von Edinburg aus. Sein Anliegen ist das seiner beklagenswerthen Herrinn selbst. Wie alle Welt weiß schmachtet die Königinn Maria seit Jahren in Fesseln; aber selbst in dieser leidenvollen Lage ist es ihr Bedürfniß, für die Rechte ihres verwaiseten Landes, und dessen rechtgläubige Religion und Priesterschaft thätig zu seyn.

Dieses sprechend zog der Doctor aus seinem Wamms ein versiegeltes Schreiben, und überreichte es dem Kaiser mit den Worten: Dieß ist nichts Anderes als ein eigenhändiger Brief der Königinn Maria an den Kaiser Rudolph II., mir vom Bischof Leßley übergeben.

Der Kaiser war höchlich erstaunt. Er besann sich eine Weile, den Brief zu öffnen. Seufzend erbrach er ihn endlich, und begann zu lesen.

Welch zierliche Hand, rief er aus. Aber welche Zumuthung! Während des Durchlesens entfuhr ihm mehrere Mahle der Ausruf: Welche Anmaßung! sich in meine Regierungsangelegenheiten zu mengen! Was geht diese Maria mein Schottenkloster an?

Als er mit dem Brief zu Ende war, sagte er in Auf-

geregtheit zu Dee: Denkt Euch Doctor, dieſe Gefangene nimmt ſich heraus, zu verlangen, daß das Schottenkloſter von den braven Benedictinern geräumt, und wieder von ſchottiſchen und irländiſchen Religiöſen beſetzt werden ſolle*).

Das iſt ja wahrlich wie irrſinnig, ſetzte er hinzu, das Schreiben auf den Tiſch legend.

Wenn mir erlaubt iſt, bemerkte Doctor Dee, ſo führe ich an, daß der Biſchof von urkundlichen Rechten ſprach. Wer aber könnte in dieſer ganzen Sache am Verläßlichſten Auskunft geben, als Eurer Majeſtät würdiger Rath, der Schottenabt Johann ſelbſt? Und dieſer befindet ſich ſo eben unter den harrenden Perſonen im Vorſaale.

Dann beſcheidet ihn gleich herein, ſprach Rudolph, und gehet dann Euren ſo lange verſäumten Geſchäften nach. Sehet vor Allem, daß die nächſte Goldprobe beſſer ausfalle, als die vorige.

Der Doctor begab ſich von dannen, und der Abt Johann nahm ſeine Stelle ein.

Das Anſinnen der Königinn Maria und ihres Biſchofs ſetzte dieſen noch mehr in Verwunderung, als den Kaiſer ſelbſt. Er bedauerte die unglückliche Fürſtinn aufrichtig und innig, verſicherte jedoch hinwieder, daß die in Rede ſtehende Zumuthung der Königinn und des Biſchofs Leßley aller rechtlichen Unterlagen entbehre, geſchichtlich und urkundlich in ein hohles Traumgebilde zuſammen ſinke.

*) Daß dieſe Königinn und dieſer Biſchof ſich in dieſer Angelegenheit verwendeten, iſt thatſächlich.

Der Kaiser verlangte Nachweisungen, und der gelehrte Abt, nahmentlich in der Geschichte seines Klosters genau bewandert, ertheilte sie auf der Stelle.

Es wird hinreichend seyn, Eure Majestät, sagte er, wenn ich nur das Wesentliche anführe. Schon Herzog Albrecht V. hatte es angemessen befunden, daß auch Inländer in das Kloster der Schotten aufgenommen würden. Papst Martin V. befahl ihnen dieß ausdrücklich, und that ihnen selbes durch den Abt Angelus von Rain und den Prior der Karthäuser zu Mauerbach kund. Diesen beyden Abgeordneten erklärten sie aber, und zwar unterm 1. Aug. 1418, daß sie sich dazu durchaus nicht verstehen, und lieber aus dem Kloster fortziehen wollten. Sie verlangten Zehrung, freyes Geleite und wanderten fort; der Abt Thomas erhielt eine Pension von 80 Ducaten. Der Gottesdienst wurde dann einstweilen von den Minoriten versehen. Vorher aber gab es noch arge blutige Händel, bey denen Jene die Angreifer waren. Die Schotten und Irländer haben ihre eigene Sache verlassen, selbst und de facto aufgegeben, und sich aller Rechte und Ansprüche verlustig gemacht. Zudem aber, und völlig entscheidend, hat ja, wie Sich Eure Majestät erinnern werden, der heilige Vater Niclas V. die in dem Schottenkloster neu eingeführten deutschen Benedictiner in volle Unabhängigkeit von dem Regensburger-Kloster erklärt.

Das hiesige Schottenkloster, sagte der Kaiser, ist ja deßhalb auch seit dem Jahre 1480 unter dem Wiener-Bisthum!

Allerdings, bestätigte der Abt, ist es so und nicht anders. Es sind nur rechtswidrige, unvernünftige, ohn-

mächtige Verſuche, vollkommen unſtatthaft und gar keiner förmlichen Widerlegung und Zurückweiſung würdig.

Ich kann Euch nicht anders als Recht geben, verſetzte Rudolph, wenngleich dieſe unglückliche Maria, die eine ſo gute Katholikinn iſt, mich ſehr dauert. Wir werden am Beſten thun, ihr Anſinnen unbeantwortet zu laſſen.

Dazu würde ich mir erlauben, bemerkte der Abt, Euch gnädigſter Herr ausdrücklich zu rathen; denn Ihr könntet ſonſt noch mit der Königinn von England in Verwicklungen gerathen, wo nicht gar es mit ihr verderben; denn dieſe Eliſabeth iſt ein — — ein gar eigenes Weib.

Vollkommen Eurer Meinung, entſchied Rudolph raſch; es iſt beſchloſſen; das Schreiben wird übergangen. Aber jetzt, ich glaube, es ſey Zeit, wenigſtens die drey Damen vorzulaſſen.

Mozart und Schikaneder.

Auch Schikaneder, der Director, ein wenig „angetrunken“, war innig, herzlich, offen, geſprächig, liebenswürdig. Eines Tages, nachdem die entzückende Zauberflöte bereits zum hundertſten Mahle gegeben, ihr Textdichter ſich in ſeiner fidelen Stimmung befand, plaudert er von ſeinem künſtleriſchen Antheil an Mozarts Werke; ja von ſeinem muſicaliſchen Antheil. Manches Curiöſe erzählt er, ſpäterhin von Niemand beſtritten. Wie er mit dem Text fertig (und das war er, fruchtbar, leicht arbeitend, bald), redet er darüber mit Freund Mozart; fragt ihn: „Willſt du die Muſik dazu machen?“ — „Der Mozart“

iſt gleich dabey. Der ſagt: Bruder, was zahlſt Du? Der Bruder ſagt: Was willſt Du? Mozart ſagt: Hundert Ducaten. Schikaneder iſt damit einverſtanden; auf gut kaufmänniſch jedoch hinzufügend: Aber die Oper muß erſt fertig ſeyn. Mozart nickte, ging Tags drauf an die Arbeit. Schikaneder, ungeduldig, geſpannt, trieb an, ſchaute nach, ſpornte den Meiſter, wie einen Gaul. Mit Manchem war er unzufrieden, ein ſcharfer Cenſor, aber ein practiſcher Kopf, der ſein Publicum kannte. Hundert Mahl ſchärfte dieſer practiſche Kopf Mozart dem Genie ein: Nicht ſo gelehrt, Freund, das iſt zu hoch für die Leute; das mußt Du einfacher, natürlicher machen. Und das Genie machte es, wie der Herr Director und der Herr Bruder es verlangte. Das Duett: Bey Männern welche Liebe fühlen ꝛc., mußte ihm Mozart nicht weniger als vier Mahl abändern, ganz wenden und ſtürzen, und dennoch war es dem rigoröſen Tactmenſchen noch nicht recht. Das iſt Alles zu gelehrt, entſchied er; ſo will ich es haben, und ſang ihm das Duett vor, wie er es wollte und brauchte, und — wie Mozart es auch wirklich adoptirte und componirte, ſo alſo, wie wir es haben. „Das Duett,“ erklärte Schikaneder, „iſt von mir.“ (Nicht minder ſind auch die meiſten Papagenolieder von ihm.) Wie die Oper fertig war, erzählte er, und die Partitur ankam, erſchrack ich; ſie war eine halbe Elle dick. Kurzer Proceß da; gleich ſtrich ich die Hälfte weg. Mozart wollte verzweifeln, verzweifelte aber doch nicht; begnügte ſich, lächelnd zu ſagen: „Nu das wird ein ſchöner Schmarn werden.“ Die Oper wird gegeben; der erſte Act iſt zu Ende und keine Spur eines Beyfallzeichens. Mozart (denke man ſich in

ſeine Stimmung) eilt auf die Bühne, auf Schikaneder zu, und ſagt: „Die Oper geht verloren.“ Die Oper geht nicht verloren; ich kenne die Wiener beſſer, entgegnet der Director. Nun, verloren ging ſie freylich nicht; aber doch erſt bey der ſiebenten Aufführung wurde der göttliche Tonſetzer gerufen. Wie nun aber, wäre die Oper gegeben worden, wie der Meiſter ſie urſprünglich componirt, aus dem freyen ſchöpferiſchen eigenen Ich, ohne des Directors Wieneriſirung?

Gewey

war das Prototyp des echten Wieners, zu einer Zeit, wo faſt alle Wiener noch echte Wiener waren. Mit Gewey in Geſellſchaft zu ſeyn, war hohe Luſt; ewige Heiterkeit, ſprudelnde Laune, Lachen und Lachen. Schon ſeine offene, klare, joviale Miene war herzgewinnend, grillenverſcheuchend, zur Luſtigkeit umſtimmend. Orte aber gibt es, an denen man es nicht wagen durfte, mit ihm zu commerciren, z. B. auf der Redoute. Er ſprach ſehr laut, lachte noch viel lauter, ja ſchallend und fiel ins Grelle, Groteske; auch liebte er ſo ziemlich das Genre des Cynismus. Parodie mit etwas Sarcasmus gewürzt, war ſeine Sphäre. Seine Modeſitten, ſein Pygmalion gaben viel Spaß. Er ſelbſt lachte herzlich mit, aber mehr über das herzlich lachende Publicum, als über ſein Stück. Eines ärgerte ihn, daß er nähmlich bey ſeiner Fortſetzung der Eipeldauerbriefe den wieneriſchen Ton nicht recht getroffen, während ſie übrigens freyſinnig genug war. Deſto gelungener muß man ſeine comiſchen Gedichte über die Vorſtädte Wiens nennen.

Leider iſt von Gewey nirgend mehr die Rede; um ſo mehr muß man dem liebenswürdigen Realis danken, daß er zuweilen Paſſagen aus ſeinen Gedichten mit einflicht. Gewey wurde kaum 47 Jahre alt, (ſtarb den 18. Oct. 1819), trotz ſeines ziemlich robuſten Baues, und trotz des Umſtandes, daß er gute Lunge, guten Magen, gute Nerven hatte, raſche Nerven. Sein Gedächtniß war ungewöhnlich treu. Eines Tages, in Baden, war die Rede von Grillparzers Ahnfrau. Auch Gewey ſprach mit Begeiſterung von dieſem Drama, beſonders von der hinreißenden Schönheit der Diction; auch er freute ſich, und innig, daß Grillparzer unſer Landsmann ſey; auch er wünſchte der Poeſie Glück zu einem ſolchen Genius. Man bedauerte nur, daß das Stück noch nicht gedruckt ſey. O da helfe ich aus, rief Gewey, fröhlich aufſpringend und ſich die Hände reibend. Und nun trug er die Ahnfrau, in ihren Hauptpartien aus dem Memorium vor. Er hatte ſie faſt ganz auswendig gewußt. Millauer, dieſer nichts weniger als talentloſe Belletriſt, von dem es vielleicht nicht einmahl eine kurze biographiſche Notiz gibt, ſchwur, keine Sylbe mehr in den Sammler zu ſchreiben, weil da Wähners Pasquill aus der Hallenſer-Literatur-Zeitung abgedruckt war. So cordiale Naturen wie Gewey gibt es blutwenig mehr, wenigſtens unter den Gebildetern.

Klein-Kinder-Novellen.

Ich liebe außerordentlich die kleinen Kinder. Das iſt die erſte Dummheit. Sehe ich eine Magd, ein ſolches Ding auf dem Arme, ſo pflege ich zu ſagen: Schatz, wie halten

Sie das liebe Kleine? Wie leicht iſt es möglich, daß Ihnen das Kind nicht hinab fällt (NB. nicht hinab). Das iſt die zweyte Dummheit. Die Magd ſchaut mich fragend an; ſie verſteht mich nicht; und das macht mir Spaß. Dieſer Spaß aber iſt die dritte Dummheit. Und die vierte Dummheit iſt, dieſe drei Dummheiten nieder zu ſchreiben, ſtatt ſie fallen zu laſſen, wie die kleinen Kinder... leider nicht. Ja, in dieſem „leider," da ſteckt es.

Gar oft geſchieht es nicht, daß Rängelchen vom Arm fallen. Sie klammern ſich mit ihren ſchnell wachſenden Nägelchen an; Puncte dazu gibt es bey den meiſten Dirnen genug. Oder ſie werden noch erfangen, ſchlüpfen nicht durch, ſind gleich wieder oben auf dem Arm. Und erreichen ſie wirklich den Erdboden: mein Gott, gar viel kann ihnen ja nicht geſchehen, denn ſie ſind ſo weich, ſo elaſtiſch, lauter ſpanferkliſches Gallert. Ein wenig Geſchrey, und das Rängelchen exiſtirt noch, oder exiſtirt nicht mehr; das entſcheidet ſich raſch.

Ereignet ſich aber „zuweilen" ſolch ein critiſcher Fall, ſo iſt ſein Anlaß meiſt romantiſcher Art. Von einem ſolchen war ich dieſer Tage Augenzeuge, und ich will ihn erzählen, weil er (jetzt alle Dummheit bey Seite) das Weſen der „Menſcher" von einer neuen, wahrhaft ſchaudervollen Seite kennen lehrt.

In der Alſergaſſe, gegen die Linie zu, an einer Barriere, geht eine Dirne, auf dem linken Arm ein kleines Kind, welches gar nicht ſchreyt; in der rechten Hand einen großen Krug, an dem ſie ſchleppt, da er augenſcheinlich nicht leer. Da raſet ein Fiaker heran, peitſchend, fliegend, wie alle. Er lenkt um die Ecke der Barriere. Nicht umge-

riſſen, nicht überfahren zu werden, muß die Magd nothwendig an dieſe Ecke ſich halten, einen Arm alſo frey bekommen, folglich entweder den Krug loslaſſen, oder das Kind. Die Magd läßt das Kind los. Ein plötzlicher dumpfer Fall, ein erſchreckliches Schreyen. Man hatte Urſache, zu befürchten, das arme Kind ſey ſehr ſtark beſchädigt, denn das Geſchrey war verzweifelnder Art.

Es ſammeln ſich Leute. Man ſtellt die Magd zur Rede. Von den Einen wird ſie derb, von den Andern grimmig ausgeſcholten, mit Drohungen von gerichtlicher Ahndung. Aber Thecla iſt eine Philoſophinn, und lacht. Hätte ich etwa den Krug ſollen fallen laſſen? ſagt ſie. Da iſt eine Maß Bayriſch darin, und der Krug allein koſtet 30 Kreuzer. Alles das hätte ich erſetzen müſſen.

Schauderhaft!

Von einem Troß Volk begleitet, ging Thecla ihrer Wege. Das Kind hört nicht auf zu ſchreyen. Vielleicht, o Gott, hat es bald darnach für immer aufgehört, zu ſchreyen.

Was läßt ſich noch ſagen? Etwas wohl; aber ich getraue mich kaum: iſt denn möglich, daß es die Mutter ſelber war? Ruhig, ruhig: ich meine nicht die Magd, ſondern eine Frau, die da in einer Ladenthüre ſteht, und zur herangekommenen Thecla ſagt: Nu das wäre nicht übel, wenn du den Krug hätteſt fallen laſſen. Auch bin ich ſchon verdammt durſtig.

Kein Wort mehr! Laſſen wir dieß Geſchichtchen zu Ende ſeyn, wenn auch nicht eben, um ein anderes vorzubringen, bey dem ein Rängelchen figurirt.

Hat man ſchon erlebt, daß man ſich eines Wickel-

kindes, eines fremden Wickelkindes bedient habe, um damit zuzuſchlagen in Ermanglung eines andern Inſtrumentes?

Ich habe es erlebt, und ein paar Dutzend Zuſchauer können es bezeugen.

Es war in Währing in einem Wirthshauſe. Es ſitzt da ein Mann mit ſeiner Schönen. Der erzählt er, ſeine Frau wollte heute zu Hauſe bleiben; er habe ihr geſagt, daß er auf die Landſtraße gehe, zu einem Freunde.

Man war alſo geborgen, und ließ es ſich ſchmecken. Die dritte Portion gebackenes Lämmernes kommt, und es kommt noch etwas Lämmernes. Es zeigt ſich nähmlich urplötzlich und unverkennbar, daß die Frau Gemahlinn nicht zu Hauſe geblieben, ſondern mit einem Anbether in demſelben Wirthshauſe ſich eingefunden.

Dero Gemahl erſchauend verliert die Überraſchte ihren ganzen lämmernen Character, nimmt ſammt dem Galan Platz an ſeiner Seite; die Schlacht beginnt. Der Feind iſt ein Haſenfuß; Alles läßt er ſich gefallen. Er bittet, er beſchwört, nur kein Aufſehen zu machen. Er wagt es nicht einmahl, ihr die eigene Treuloſigkeit entgegen zu halten. Allein die Lämmerne fährt fort zu toben. Das liebe Publicum findet ſich ein, umſtellt den Tiſch, denn es gibt da gratis ein Spectakel.

Unter dieſem Publicum befindet ſich eine Magd, mit einem Wickelkinde auf dem Arme. Der gebeugte Gatte, der bisher ſelbſt das Lämmerne geſpielt, ja ſogar das Kälberne, das Schöpſene, verläßt auf einmal die Rolle. Das Aufſehen, der Auflauf, die öffentliche Beſchimpfung empören ihn; „in gährend Drachengift“ verwandelt ſich „der frommen Denkart Milch“ das taubenfromme Blut.

Aber all sein Zorn gilt dem Galan. Blitze der Zermalmung schleudert er auf ihn, und plötzlich ergreift ihn ein Gedanke.

Er springt auf, entreißt der Magd das Wickelkind, hält es mit beiden Händen fest an den Füßen, und schlägt mit dem kleinen Wesen auf Kopf und Schulter und Brust des Nebenbuhlers los. Diese Püffe geben aus, denn das Instrument ist compact, das Rängelchen ist gut gefalscht. Der Galan springt auch empor; vergebens setzt er sich zur Wehre. Theils seiner Schuld bewußt, Theils aus Mitleid mit dem armen Kinde, greift er nach dem Hute und entspringt.

Der Gemahl bleibt Sieger. Alles legt sich bey. Die Zuschauer verlaufen sich, Friede wird geschlossen. Man überläßt sich ganz dem lämmernen Element.

Was das Wickelkind betrifft, so hat der Held es mit höflichen Danksagungen zurück gestellt. Dieses Kind muß auch ein philosophisches Kind gewesen seyn (gewesen?), oder wenigstens ein humoristisches. Nicht etwa, daß es geschrien hätte, nein, gelacht hatte es bey der Execution, so laut und anhaltend, als ein Wickelkind es nur immer vermag. Überhaupt, es schien, daß das Rängelchen nicht darauf gegangen.

Der Herr Gemahl aber ist gewiß ein Mann von Humor. Und sein Verfahren kommt mir recht originell vor.

Überhaupt jedoch: warum schreibt man nicht Romane, deren Helden kleine Kinder sind? Mit großen Kindern hat man sich erschöpft; die Welt dieser großen Kinder ist total ausgebeutet; man gräbt schon auf Wasser. Aber Kleinkinder-Novellen: das wäre charmant, so gut als ein neues Feld. Liechtenthal, Thury, wo die Rangen sich auf eigene Faust fortbringen müssen, einen Staat im Staate bilden, wären allerliebste Schauplätze.

So von 2 — 7 Jahren. Unter 2 ſind die Rangen noch nichts werth; über 7 ſind ſie nichts mehr werth.

Allons!

Neuere Grabenſchau *).

(Viſion.)

„Machen wir Platz, Freund!“

Dieſer corpulente Mann! iſt der Fürſt Moriz Liechtenſtein, ein wahrer Löwe der Schlacht! Seine Landkarten-Sammlung iſt koſtbar; ſeine zwey Sprößlinge, wahre Cherubköpfchen, können Sie als Titelblatt des Kupferwerks Mythos porträtirt ſehen.

„Noch einmahl Platz, mein Werther: da kommen zwey Notabilitäten anderer Art.“

Beyde ſind klein und dick und — alt; ihre Pyyſiognomien einander ſehr ähnlich. Beyde compacte Naturen und ſehr kurzhalſig. Ihre Kleidung ſogenannte drapfarbige Überröcke; außerordentlich ſchlicht. Der Eine, welcher Augengläſer trägt, weil er wirklich ſehr ſchwachſichtig iſt, thut überaus höflich mit dem Andern, und doch ſo familiär zugleich. Lieber Baron, ſagt er, es iſt das erſte Mahl, daß mich ein ſo ſtarker Verluſt trifft: es iſt bitter, ſehr bitter. Tröſten Sie Sich, erwiedert ſein Geſellſchafter ſchmunzelnd, und zerſtreuen Sie Sich heute bey mir in Hitzing, mein lieber Ankerberg. Sie werden da einen Schachſpieler finden; er iſt Ihnen ebenbürtig.

Bey dieſen Worten wandte ſich Herr v. Eskeles um, und machte, als wäre ihm noch ein beſonderer Beweggrund

*) Eine ältere, vor 40 Jahren, im 2. Theile.

eingefallen, zwey Männern, die im Gespräche an der Ecke der Dorotheergasse standen, ein nachträgliches Compliment, das sie höflich erwiederten.

Der Eine ist ein schön gewachsener hübscher Mann, noch in guten Jahren, von allerdings consumirtem, aber noch ziemlich regsamem Wesen, höchst elegant gekleidet; es ist der Graf Fries. Der Zweyte, viel älter, größer, von gewöhnlicher Gesichtsbildung, aber ungewöhnlicher Haltung des Kopfes, die ganz schief ist, wie in Etwas auch sein Rücken; seine Kleidung sehr warmhaltend, zum besonderen Schutz noch ein Spenser: Melchior Steiner.

Im Vorübergehen bemerken wir, daß sie von dem Stand der spanischen Papiere sprechen. Herr v. Steiner thut sehr ärgerlich, nimmt seine goldene Brille ab und reinigt die Gläser mit dem Ärmel. Graf Fries ist sehr heiter.

Aber siehe! Plötzlich brechen sie ihre Unterredung ab, schreiten vorwärts und begrüßen die beiden Herren, welche da unter dem Doblhof'schen Hausthore stehen, sehr höflich.

Nun freylich, freylich, erklärte ich, das sind zwey der allergeistreichsten Menschen auf Erden; sie wohnen Beyde in diesem unreparirten Hause. Die converśiren vielleicht schon eine Stunde, ohne daß sie es wissen. Und diese Lebhaftigkeit! Wie sie gesticuliren; wie sie mit ihren Knotenstöcken herum schlagen, als wollten sie sich duelliren; wie ein paar Jünglinge geberden sie sich, besonders der Kleine. Welches Feuer, welcher Enthusiasmus. Wie sie lachen! Köstliche Dinge müssen sie einander sagen. Schon in drey Sprachen haben sie geredet, darunter Englisch.

Nichts da, ruft der Kleinere aus, mit sprühenden Augen, gerötheten braunen Wangen und schönen Zähnen,

das eckige, weißhaarige Haupt wie ingrimmig schüttelnd, und seinen dunkelbraunen Uberrock aufknöpfend: nichts da mit Ihrem Idol Hippocrates. Ich, der Lape Carl Doblhof, sage Euch das, Euch Carl Harrach, Ihr graduirter Doctor. Dioscorides und Celsus: Punctum. Ich weiß es aus einem Celsus, der noch mehr ist, als Celsus selbst, wenn Ihr wollt.

Ha, ha, lacht der Andere laut auf, und trocknet sich mit einem Battisttuch die großen blaugrauen, geistsprühenden Augen, streicht sich das spärliche graue Haar zurechte, und fährt sich mit der andern Hand, an welcher immer der Stock hängt, über das ganze schöngeformte Gesicht und den ironischen Mund: also Paracelsus Bombastus, Herr v. Hohenheim. Nun da käme ich bey meinen vielgeliebten Elisabethinerinnen schön an. Die sind Anhänger des Brownischen Princips, wie alle weiblichen Wesen. Das Weib selbst ist nichts als eine verkörperte Erregungstheorie.

Ey, ey, mein guter Deutschordensherr, lispelte neckisch der Baron, und zog ein kleines griechisches Testament aus der Tasche. Graf Harrach aber nahm die am Hals hängende Lorgnette, sah auf den Platz hinaus, und sagte: Richtig: da ist endlich der Para-Para-Celsus.

Dieser kleine, gebückte graue Mann, der auf die Beyden zugeht, ist der Doctor Staudenheim. Seine Kunst hat dem Grafen das Leben gerettet, und dieser, wiewohl nichts weniger als eigentlich reich, verehrte ihm als Honorar 10000 Gulden.

Schön, nobel, erwiedert mein Begleiter, und setzt hinzu: Vielleicht würde es der Mann, welcher da mit dem Doctor herüber trippelt, nicht so splendid gehalten haben; das ist ein gar guter Wirth. Das dünne Büchlein, das

er unter dem Arm hat, ist gewiß ein Bücher- oder Kunstauctionscatalog, der 2 Kreuzer kostet, und den er sich gratis zu verschaffen gewußt hat. Nun, das gehört so zu seinen schwachen Seiten; handelt es sich aber um einen Rembrandt oder Dürer, da glaube ich, kargt er nicht.

Ey, ey, wie das vollkupferige Gesicht in Verfall gerathen! Wie er den Kopf sinken läßt, den Stecher nicht mehr vom Auge bringt; und Figur, Haltung, Gang: wahrhaftig, Camesina erinnert uns an das Exterieur Blumauers.

Die Physiognomie an und für sich betreffend, mein Lieber, entgegnet mein Freund, so finde ich, daß sie dem des Grafen Palffy, um den sich dort eine Gruppe bildet, ungleich ähnlicher sey.

Richtig, siehe da, der geniale, quecksilbrig lebendige Palffy. Es gibt hier kleinen, offenen Rath. Der Graf selbst, auch schon ziemlich kupfrig, mit unbedecktem Kopf, die wenigen gekräuselten Grauhaare zur Schau tragend: wie freundlich, wie gesprächig er mit den vielen kleinen Leuten ist, die ihn umscharen und umscharren. Lauter Comödianten sind diese Rangen; das kleine Gesindel des Kinderballets thut recht patzig. Man muß aber billig seyn; man muß aber bedenken es sind ja Künstler. Ach, noch so klein, und schon so groß, schon voller Lorbeern! Die werden es noch weit bringen, besonders die zwey schwärzlichen Dirnchen, diese feinen, pfiffigen Nickelchen. Wie gewandt sie schon coquettiren!

Mein lieber Horschelt, sagt der Graf zu einem großen, hagern, rothhaarigen Menschen, es bleibt dabey. Es bedarf keiner Probe mehr. Morgen wird das Ballet ge-

geben. Erinnern Sie aber den Ding da noch, daß er nicht vergesse, das Kamehl von Schönbrunn herein bringen zu lassen. Hernach die fünf echten Shawls von Ihrer Gräfinn; endlich den großen Silberservice. Diese Sachen sind unentbehrlich beym Schluß.

Horschelt verbeugt sich, kneipt die großen Künstler in die Wangen und entschlüpft mit ihnen in das Tarronische Durchhaus. Der Graf entläßt sie klatschend, und wirft den vorüberfahrenden und reitenden Damen und Cavalieren Küsse und Grüße zu.

Süß und freundlich werden sie erwiedert. Da fährt die stattliche Gräfinn Lankoronska; dort die mahlerisch conservirte Gräfinn Somsitsch mit ihren vier Braunen; unmittelbar nach ihr die regierende Fürstinn Liechtenstein, eine imposante Gestalt. Alsbald zwey ihrer Söhne, groß, schlank, blühend, auf hirschähnlichen, feinen Engländern courbetirend. Da kutschirt der Graf Zichy-Ferrari athletisch, der schönste blaue Bart: Der Landauer, voller köstlicher Knospen, deren Blicke aus den wunderschönsten tiefschwarzen Augen ringsum Alles versengen. Auf hohen Phaeton Fürst Johann Liechtenstein in Generalsuniform, noch immer frisch und lächelnd, lenkt seine windschnellen Engländer. Es ist eine Revue, eine magische Laterne.

Graf Palffy hatte der kleinen Comödiantenbrut noch nachgeblickt; ein paar Schritte, und er ist am Caffehhause selbst.

Hier, auf Strohsesseln ausruhend, sitzen einige seiner Bekannten und Freunde, mit denen er stehend plaudert und lacht.

Sie sitzen, und sie haben Recht. Das Stehen oder

Gehen würde ihnen schwer fallen; sie selbst würden etwas schwer fallen.

Da sitzt der dicke Graf Waldstein mit dem Commando-Antlitz, dem edelsten von der Welt, mit dem Air voll Hoheit. Wie vielseitig verdient der Mann ist! Classisch ist seine Flora hungarica; wenn er nicht ist, muß der arme classische Kitaibel, dem das Werk so viel verdankt, noch viel früher verhungern.

Ruhig und gemessen conversirt er mit seinem ruhigen, gemessenen Nachbar, dessen Äußeres ein Abdruck von ihm selbst, mit dem gelehrten, gelehrten Schlegel, der täglich dicker wird, da er täglich sich mehr einwienert.

Schlegel wird über Etwas unwillig darob, aber der Fürst Lobkowitz mit dem krummen Fuß besänftigt ihn. Kanne umschwänzelt den fürstlichen Gönner; aber der bittet ihn um Gottes Willen, sich hinüber ins burgundische Kreuz zu machen, und sich auf seine Kosten gütlich zu thun.

Auf einmahl gibt es große Complimente auf den Strohsesseln: es fährt der alte Fürst Trautmannsdorff vorüber. Graf Palffy springt hinzu, und setzt sich ein, und da wird es ruhig.

Orden der Mäßigkeit.

Die mehr und mehr sich ausbreitenden Mäßigkeitsvereine erinnern daran, daß deren in Österreich schon längst bestanden. Sogar Orden der Frugalität waren gestiftet. Unter Friedrich IV., unter dessen kläglicher 54jähriger Regierung, laut des Aeneas Sylvius Zeugniß, die Völlerey der Wiener den höchsten Grad erreicht, entstand durch die-

den Fürsten selbst der Orden „der Stole und Kandl und des Greifen oder der Mäßigkeit.“ An einer Kette von goldenen Kannen und Blümchen befand sich ein Marienbild; an diesem hing ein Greif mit einem Zettel, auf welchem zu lesen: „Halt Maß!“ Der Mitglieder dieses Ordens waren genug, denn die Decoration nahm sich recht mahlerisch aus. Was aber den Zweck betrifft, so blieb es beym Alten. Mit nicht größerem Erfolg stiftete später, unterm 22. Juni 1517 Siegmund von Dietrichstein, des großen Max geliebter Freund, und dessen so sehr würdig, zu Gratz den Orden des heil. Christoph oder der Mäßigkeit. An diese Mäßigkeits-Vereins-Urkunde hängten bereitwilligst viele Große des Landes ihr Bundessiegel: die Auersperg, Trautmannsdorff, Saurau, Herberstein ꝛc. Der Wille war gut, der Zweck vernünftig, der Erfolg wünschenswerth; die rohen Sitten der Zeit aber mußten Alles vereiteln. In wie ferne nun die jetzige Zeit von der damahligen verschieden, wird sich erweisen. Der Apostel Mathew wenigstens scheint zu gedeihen, und sollte er nach Wien kommen, so wird man ihm wohl sogleich beym Sperl oder im Casino ein Festmahl geben.

Magentapferkeit.

Auf dem Hofe gegen den Judenplatz zu, rechter Hand, befindet sich ein Fleischerladen. In diesem Laden war vor 40 Jahren eine Apotheke. Der Inhaber, ein geborner Feldsperger, ein Verwandter von mir, war ein charmanter Mann. In ganz Wien gab es gewiß nur eine einzige Person, die ihm etwas gram war: meine selige Mutter. Sie konnte es ihm bey ihrer hohen Moralität nicht verzeihen, daß

er in der sogenannten wilden Ehe lebe. Seine Apotheke hieß „Zur Sonne“. Die Etiketten der Flaschen, Schächtelchen und Tiegeln trugen die Sonne, unter ihr das Motto: „In sole et sale sunt omnia“.

Diesen angenehmen Mann besuchte ich ziemlich oft; denn seine Heiterkeit und Herzlichkeit zogen mich sehr an.

1805 im Winter, eines Tages, es war sehr kalt, stehe ich mit ihm beym Ofen, als sich plötzlich 10 — 12 Männer gleichzeitig in den Laden drängten, deren wir in unserm Leben nicht gesehen. Ihre Gesichter waren voll Bart; ihre Hülle bestand aus Fetzen; Fußbekleidung hatten sie eigentlich gar keine; auf dem Kopf ein zerrissenes Stück Linnen. Vor Kälte und Hunger zitterten sie. Vor Schwäche vermochten sie kaum zu lallen. Dieß geschah in einem slavischen Dialect, dem Apotheker, einem Mährer, verständlich genug. Er beeilte sich diese beklagenswerthen Gäste zu bedienen; der sogenannte Subject eilte in das Magazin, Stomachalien herbey zu bringen.

Alle Arten Liqueur waren bald aufgezehrt; die Gäste aber waren nichts weniger als befriedigt. Nun fragen sie nach einer Flüssigkeit, bey deren Nennung der Apotheker stutzt. Es half nichts, er mußte sie vorsetzen. In ein paar Minuten war der ganze Vorrath ausgeschnappst. Es war Scheidewasser.

Dieß für den Durst. Nun für den Hunger. Brod wird in der Eile herbeygebracht; aber die Gäste durchstöbern den Laden, und finden was sie suchen. Nicht unmöglich, daß sie schon wußten, sie würden das finden. Das Gesuchte und Gefundene waren Salben, Salben aller Art, selbst Mercurial-Salben. Schnell wurde das Brod damit bestrichen, schnell

Alles verſchlungen mit dem beſten Appetit von der Welt. Dann ging es auch noch an die Pflaſtergattungen.

Nun die Hauptmaſſe der Salben beſteht aus Schweineſchmalz; die Pflaſter enthalten meiſt aromatiſche Kräuter. Warum denn nicht? Alles kommt auf den Geſchmack an. Dann einen Schluck Scheidewaſſer darauf; die Mahlzeit iſt complet.

Die Gäſte dankten glücklich und gerührt, und gingen. Wir begleiteten ſie. Sie begaben ſich zu ihren Cameraden, deren ein paar Hundert vor der Hauptwache aufgeſtellt waren. Hunderte von Wienern ſtrömten herbey mit Speiſe und Trank, mit Kleidern und Geld.

Es waren gefangene Ruſſen von der Auſterlitzer-Schlacht.

Rebus im Schlafrock.

Einige ſetzten ſich zuſammen, Rebus zu machen, ſtatt aber die Figuren förmlich zu zeichnen, nur mit Schrift auszudrücken.

Sie probirten ſo herum. Einem dauerte das zu lange. Er ſagte: Es fallen mir ein paar Sätze ein, zwey. Ich ſchreibe ſie auf, als Penſum. Löſt es auf.

Er ſchrieb Folgendes nieder:

Satz 1.

1) Ein S, darunter zwey Füße in langem Schritt. 2) In der Luft ein Stiefel, in deſſen Auftritt ein Pflanzenblatt. 3) Eines kleinen Landmanns Geſtalt, ſich bückend; am Boden ein S. 4) Zwey Meere neben einander. 5) 6—8 Puncte neben einander. 6) Eine Hand.

Satz II.

[1]) Ein nackter Mensch. [2]) Ein Stück Fleisch an einer Metzgerey. [3]) Ein menschlicher Rumpf. [4]) Ein Degen in der Scheide; ein unbespannter Wagen. [5]) Ein Sommergitter. [6]) Ein englisches bürgerliches Frauenzimmer; das Füllhorn. [7]) Zwey gekreuzte Schwerter. [8]) Ein menschlicher Kopf, der einem Rumpf aufgesetzt wird. [9]) Ein umgekehrtes ꝛc.

Die Auflösungen waren natürlich sehr verschieden. Hier sind deren zwey.

Erste Auflösung.

Satz I.

[1]) Gehe es. [2]) Ein Stiefel Wein. [3]) Es macht der Bauer ein Compliment. [4]) Ein vermehrtes. [5]) Punct für Punct. [6]) Die Hand darauf.

Satz II.

[1]) Armuth. [2]) Gehackter Styl. [3]) Enthauptet. [4]) Haudegen; Transport. [5]) Sonnenschutz. [6]) Englisches Wesen. [7]) Kriegerisch. [8]) Completirt. [9]) Er kehrt um.

Es entstand Gelächter. Es kam nichts heraus; kein Zusammenhang ꝛc.

Zweyte Auflösung.

Satz I.

[1]) Großes Laufen. [2]) Fliegendes und doch getretenes Blatt. [3]) Der Landsmann sucht es. [4]) Meerenge. [5]) Interpunction. [6]) Mit der Hand.

Satz II.

[1]) Entblößung. [2]) Fleischlich. [3]) Torso. [4]) Friedlich-

keit; Stillſtand. [5]) Jalouſie. [6]) Miß; Überfluß. [7]) Duell. [8]) Aufſatz. [9]) Rückkehr.

Es entſtand wieder Gelächter. Es kam wieder nichts heraus, kein Zuſammenhang ꝛc.

So ging es noch bey ein paar andern Auflöſenden.

Der Aufgeber wurde unwillig. Er ſagte, ſo vernehmt denn: Es betrifft die Theaterzeitung.

Satz I.

[1]) Es geht ſtark; [2]) das Blatt ſteigt im Abſatz; [3]) Bäuerle hebt es [4]) mehr und mehr; [5]) es läßt ſich nichts weiter ſagen; [6]) dieß vor der Hand.

Satz II.

[1]) Bloß [2]) Rohheit, [3]) Kopfloſigkeit, [4]) doppelte Ungezogenheit, [5]) Eiferſucht, [6]) Mißgunſt [7]) beſtreiten [8]) obige Behauptung. [9]) Es iſt eine Schande.

Leibarzt Krato.

(Novelliſtiſch.)

Im Vorgemache des Kaiſers herrſchten Verlegenheit, Angſt und Verwirrung; die Kämmerlinge warfen das Landsknechtſpiel weg, und liefen rathlos und händeringend durcheinander.

Der nach dem Leibarzt entſendete Bothe kehrte noch immer nicht zurück.

Die gleichgültigen Hartſchiere lehnten ihre Hellebarden an die Wand, und liebäugelten nach den Spielkarten und Würfeln.

Es iſt doch unbegreiflich, ſagte ein Page, wo denn der

Philipp bleibt. Doctor Krato ist doch sonst immer zu Hause und schreibt Bücher.

Ja, setzte ein Kämmerling hinzu, er wohnt aber auch weit genug entfernt. Wie kann man zugeben, daß der eine Leibarzt im tiefen Graben und der andere hinter dem hohen Markt wohnt?

Aber ist denn der Doctor Lazius auch nicht zu finden? fragte entrüstet ein Dritter. Gewiß gräbt er da draußen vor dem Kärnthnerthor nach alten Steinen. Als erster Leibarzt sollte er sich gar nicht vor das Stadtthor wagen.

Ey nahm der Page das geschwätzige Wort, ich wette daß der Wirklichkeit nach Krato jetzt der erste Leibdoctor sey. Ich weiß besser als Ihr, welch große Stücke der Herr auf ihn hält; selbst in Stadt- und Staatshändeln zieht er ihn zu Rathe und läßt sich Dinge von ihm sagen, die ein Anderer kaum zu denken wagen würde. Aber Alles gut, denn Doctor Krato ist ein Mann von Einsicht, hat Gelehrsamkeit, sogar die Gottesgelahrtheit hat er studirt, denn er sollte geistlich werden; aber was nützt das Alles: er ist nun einmahl Protestant, ja sogar ein intimer Freund des berüchtigten Doctors Luther.

Bey diesen Worten machte der junge Mensch ein Kreuz.

Der eine Kämmerling, Gomez, ein Spanier, that dasselbe, und setzte bey: Ihr wißt Alle nicht, weßhalb kaiserliche Majestät den Mann so protegirt. Der berühmte Montanus in Padua hat ihn empfohlen; unter ihm hat Krato die Arzneiwissenschaft studirt, und auf Montanus hält unser gnädigster Herr Alles. Krato ist übrigens gewiß einer der größten Ärzte der Welt; ich meiner Seits bin ihm Alles schuldig; er hat mich aus der Todeskrankheit gerissen, nach-

dem alle Andern, ſelbſt Doctor Lazius mich ſchon aufgegeben; aber Schade, daß er ein Ketzer iſt: das raubt ihm alles Verdienſt.

So fuhren die Müſſigen fort zu plaudern. Die Hartſchiere, welche ſich nicht unterfingen, ſich in das Geſpräch zu mengen, ſchlenderten auf und ab, gähnten und trommelten mit den behandſchuhten Fingern zeitweiſe auf den Fenſterſcheiben.

Ein paniſcher Schreck aber ergriff alle dieſe Zierlinge, als plötzlich und mit ſcharfem Stoß eine Tapetenthür aufflog, und der Kaiſer ſelbſt, in ſeine abgetragene Schaube gehüllt, haſtig einen langen Schritt heraustrat, mit zorniger Geberde laut ausrufend: So holet mir wenigſtens den nächſtbeßten Bader! Wehe euch, wenn binnen fünf Minuten keiner da iſt. Und raſch ward die Thüre wieder zugeſchlagen.

Alles rannte nun fort, nach allen Richtungen. Niemand blieb zurück als der Page, der in die innern Gemächer eilte, ein Kämmerling, und die vor Furcht faſt bebenden Wachen, ihre in der Verwirrung umgeworfenen Partiſane wieder auflangend.

Der Kämmerling ſagte für ſich: Ich wüßte wohl einen geſchickten Bader, gleich da auf dem Kohlmarkt; aber der Menſch iſt ein heimlicher Türke, wo nicht gar ein Jude.

Gomez war von peinlicher Angſt erfüllt, denn die Anhänglichkeit an ſeinen Gebiether war innig und aufrichtig. Er war einer ſeiner Leibdiener ſchon von Ferdinands Geburt an zu Alcala de Henares; auch wußte er, daß dieſer ihn liebe und ſchätze. In der geſpannteſten Erwartung ſah er auf den Burgplatz hinaus.

Da gewahrte er endlich alle seine Genossen hinter einer Sänfte herankommen, deren Träger sich möglichst beeilten. Der in dem Kasten Sitzende steckte den Kopf heraus, die Träger noch mehr anzutreiben. Gomez erkannte in ihm den Doctor Krato; doch fiel ihm die außerordentliche Bläße seines Gesichtes auf. Er schloß daraus, der Doctor sey selbst krank, weßhalb er denn nicht zu Pferde oder zu Fuß herbey g ilt.

Diese Folgerung bestätigte sich auch. Krato ward auf den Armen zweyer Diener herauf getragen. Er war genöthigt einige Minuten im Vorzimmer zu rasten, um sich zu erholen. Sein Anzug war höchst nachläßig, und trug alle Spuren der Eilfertigkeit. Die Umstehenden erkannten, daß er im höchsten Grade angegriffen sey. Allerhand Fragen thaten sie an ihn; er antwortete aber auf keine. Seufzend erhob er die feuchten Augen gen Himmel.

Er gab jetzt Gomez ein Zeichen, stützte sich auf dessen Schulter, und schwankte mit ihm hinein zu dem kranken Herrn.

Ferdinand saß auf einem Schlafsessel dicht neben dem Bette, das Haupt in beyde Hände gestützt, die mit dem Ellbogen auf einem großen Tisch ruhten, auf welchem eine Menge Papiere und Pergamente lag.

Als Krato eintrat, setzte sich der Kaiser, jedoch mit einiger Anstrengung aufrecht. Überrascht von dem Zustand des Mannes, rief er verwundert und theilnehmend aus: Was ist das? Doctor, Ihr seyd ja selber krank. Redet, redet, ich bitte Euch! Gomez einen Sessel, Krato setzt Euch!

Der Doctor nahm Platz, seufzte und langte nach dem Puls des Gebiethers.

Ihr fiebert, gnädigster Herr, sagte er. Seyd wann befindet Ihr Euch unwohl? Über was klagt Ihr?

Der Leidende gab Auskunft, und Doctor Krato beruhigte sich. Mit erleichtertem Gemüth sagte er: Sorget nicht; es ist nur ein unentwickelter Schnupfen, ein Anfall, dem Ihr stets unterworfen wart, weil Ihr Euch nicht daran gewöhnen könnt, das Haupt bedeckt zu halten. Wollet Euch für den Augenblick zu Bett begeben, alles Nachdenkens und aller Arbeit enthalten, und Euch meinen schweißtreibenden Mitteln unterziehen.

Der Doctor veranlaßte das Nöthige, und blieb dicht am Bette sitzen, kummervoll vor sich hinblickend.

Nach einer Weile sprach Ferdinand: Es wird vorüber gehen; aber jetzt, sagt an, was ist Euch selber?

Krato schwieg.

Ihr wißt, fuhr Ferdinand fort, daß ich warmen Antheil nehme an Allem, was Euch angeht. Was ist Euch seit gestern begegnet, wo Ihr noch so heiter wart?

Dieß zu beantworten, versetzte Krato mit schwacher bewegter Stimme, muß ich auf morgen verschieben, wo Ihr gnädigster Herr, Euch erholt haben werdet, wie auch ich nicht minder. Ich ermahne Euch wiederholt, Euch dem Schnupfen, zu dem Ihr nun einmahl inclinirt, nicht mehr auszusetzen, denn er ist der gefährlichste Keim des Todes sogar. Das catarrhalische Fieber artet gar leicht in ein nervöses aus, und dieß in ein asthenisches. Glaubet mir, Tausende von Menschen werden das Opfer des Schnupfens, den sie leichtsinnig gar nicht zu achten pflegen; Tausende kommen um an Wirkungen, die sie für die Ursachen halten. Der große Galen, über den ich eben schreibe, empfiehlt zwar,

den Kopf unbedeckt zu lassen, setzt aber weise hinzu, daß, wenn Stand und Lebensart es nicht immer gestatten, man ihn lieber, da er der edelste Theil, geschützt halten möge. Hippocrates ist derselben Meinung, und Montanus nicht minder.

Ereifert Euch nicht, und schont Euch selbst, sprach der Kaiser. Begebt Euch lieber nach Hause, und pflegt Euch, damit Ihr mir morgen sagen könnt, was Euch zugestoßen.

Krato aber wich nicht von der Stelle. Erst als Doctor Lazius, der erste Leibarzt, welcher mittlerweile aufgefunden worden, eintrat, erhob er sich.

Während der Nacht hatten sich beyde Leidende ziemlich erholt.

Kaum war der Tag angebrochen, als Krato wieder am Lager des Kaisers erschien. Lazius, der die ganze Nacht an dessen Bett gewacht, zog sich nun zurück, nachdem er seinem Collegen den Verlauf der Krankheit berichtet und sich mit ihm über das fernere Verfahren verständigt hatte.

Ferdinand ließ sich ankleiden, und wandelte erleichtert im Gemache umher; Krato ihm stets zur Seite.

Auf einen Wink entfernte sich der Kämmerling, und sie waren nun allein.

Saget nun jetzt, was Euch begegnet, sprach der Kaiser, indem er Krato die Hand drückte, und ihn auf die Schulter klopfte.

Gnädigster Herr, war die Antwort, zwar gefaßt, doch mit allen Merkmahlen des Seelenschmerzes, wie sollte ich nicht niedergeschlagen seyn! Gestern früh erhielt ich ein Sendschreiben aus Eisleben.

Von Luther?! rief der Kaiser betroffen aus.

Ja, von Luther, entgegnete Krato hoch aufseufzend. Verzeihet gnädigster Gebiether; aber wir waren Studiengenossen; sechs volle Jahre bewohnte ich mit ihm ein und dieselbe Stube in Wittenberg; wir sind Freunde; dieser... dieser merkwürdige Mann fährt fort mich zu achten und zu lieben. Jeder seiner Briefe beweiset das. Immer war er rüstig, eisenfest, und jetzt, da er kaum 63 Jahre zählt..

Krato war im Innersten bewegt, und konnte vor Rührung nicht weiter sprechen.

Nun sagte der Kaiser theilnehmend, und da sie sich während des Umherschreitens zufällig einer Thure genähert, Krato gegen das Innere des Gemachs hinwendend, er wird doch nicht in Gefahr seyn, oder wohl gar... Ist der Brief von ihm selbst, saget geschwind!

Gott sey Dank, ja, entgegnete Krato, aber o Himmel, vielleicht sein letzter. O wäre ich in Eisleben; ich würde ihn retten, obwohl er selbst schon verzagt. Die betreffende Stelle gnädigster Herr, möchte ich Euch so gerne vorlesen; es würde mein Herz erleichtern.

Der Kaiser in Milde und Rührung gestattete es, und vernahm folgende Worte: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredet oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr.“ *)

*) Nach dem Autograph.

Nun, sprach der Kaiser, das klingt freylich, wie ein Abschied von der Welt. Allein, mein lieber, guter Krato, lernet auch, als Christ ein Weiser zu seyn, und Eure Herzensqual bezähmen. Es gibt auch Pflichten, die Euch näher liegen. Ich ziehe Euch in All und Jedem zu Rathe; nehmt jetzt von mir den guten Rath an, Euch den Beschlüssen des Himmels als Mann, als Christ, als Philosoph zu unterwerfen. Bleibt in Gottes Nahmen Lutheraner, laßt es aber den Leuten so wenig merken als möglich, denn die Zeit ist noch nicht reif, die Menschen sind noch zu erhitzt, um Sinn für eine vernünftige Duldung derer zu haben, welche nicht catholisch sind.

Schweigend und sinnend ging der Kaiser auf und nieder.

Er setzte sich, und hieß es auch Krato thun.

Ihr kennt meinen Zweck, sprach er nach einer Weile, die verschiedenen Religionspartheyen zu versöhnen; aber das Lutherthum greift zu sehr um sich. Ich will dagegen einen Damm aufführen. Ihr wißt, was ich meine.

Er schwieg, als erwarte er Kratos Äußerung.

Dieser aber schwieg ebenfalls.

Sehet, sprach Ferdinand, hier auf dem Tische liegt das Antwortschreiben des Papstes. Er hat schon eine zweckmäßige Auswahl treffen lassen. Ehestens machen sich die ehrwürdigen Väter auf den Weg.

Die Patres, entgegnete Krato, bringen wenigstens Autorität mit.

Vor Allem, bemerkte der Kaiser, muß der Fanatismus erstickt werden. Das aber wird eine schwere Aufgabe seyn. Sagt mir unter Anderm, habt Ihr Euch mit Lazius schon

darüber gemacht, ein beſſeres Syſtem des mediziniſchen Studienweſens zu entwerfen?

Es iſt ſo gut als vollendet, entgegnete Krato.

Jetzt trat ein Kämmerling ein, einen Abgeſandten der Pforte in dringenden Geſchäften anmeldend.

Krato zog ſich zurück. Nach einer Stunde ward er wieder zum Kaiſer gerufen, dem bereits verſammelten Staatsrathe beyzuwohnen.

Es kam die Kleiderordnung *) zur Verhandlung, neu durchzuſehen und bekannt zu machen. Krato hatte und behauptete weſentlichen Antheil. Er ſelbſt trug ſich an, ſie zu bearbeiten. Die Sitzung währte lang. Krato war der Letzte beym Kaiſer geblieben.

Krato war auch Leibarzt Maximilians II. und Rudolphs II. Erſterer erhob ihn in den Adelſtand mit dem Prädicate „von Kraftheim.“ Seine im Druck erſchienenen Schriften ſind zahlreich.

Maria Thereſia und die Gruft.

1765 den 18. Auguſt ſtarb der großen Maria Thereſia Gemahl. Von nun an beſuchte die troſtloſe Witwe ihrer

*) Als ſehr characteriſtiſch folge hier die Mittheilung der intereſſanteſten Stellen:

„Von unordentlicher Coſtlichait der Claidung.

Nachdem die coſtlichait der Claydung vnnd anderen Gezierden, vnnder allen Stenden Geiſtlichen vnnd weltlichen Mann und Frawen Geſchlechts, dermaſſen geſtiegen vnd oberhande genom-

Ahnen Gruft bey den Kapu[illegible]n häufig, gewöhnlich 3 Mahl die Woche, zuweilen auch in später Nacht. Oft verweilte sie

---

men, das ye ain Standt vber den andern vnd die geringern den höhern gleich sein wöllen, Alſo das wenig vnnderſchidlicher erkantnüß mehr geſehen wirdet, dardurch die Leut wider Gott zu Hochfart vnd anderm ſonndtlichen nachthayl geraitzt vnd ſonnderlich vnnermüglichen wintweder zu gleicher nachvolge, oder doch vngedult bewegt vnd geergert. Vnd nit allein ſondere perſonen, beſonder gemaine Lanndſchafften an jrrem vermügen höchlich erſchöpfft werden, erarmen, auch in abnemenvnnd ringerung jrer narung täglich erwachſſen, demnach ſollichen Sünndtlichen, vnd gemainen nutz hochnachtailigen, ſchedlichen vnnd verderblichen miſprauch abzuſtellen, hochmuet, vnwillen vnd ergerung zwiſchen vnſern getrewen Landlewten und Vnderthanen zu verhüetten. Sy auch bey jrem vermügen vnd dann zwiſchen allen Stendten gepürlich vnderſchid der Claidung zu erhalten. So haben wir nachvolgunde Ordnung der Claidung fürgenomen, die wir auch bey Straff vnnd Peen darauf geſetzt, genuglich gehalten, vnd hiemit allen Obrigkhaiten vnnd Herrſchafften Ernſtlich aufgelegt vnd geboten haben wellen, darob ſtrengklich gehalten und darjn gar niemandts zu verſchonen.

Erſtlich wellen wir alle Erzbiſchoff, Biſchoff und Prelaten ſo in vnnſern Erblanden geſeßen, oder deren geiſtliche Jurisdiction darein gent, hiemit gnedigelich erſuecht haben, jre Clerisey vnnd Geiſtlichen dahin zu hallten und zu vermügen, das Sy ſich mit jren Claydungen in Kirchen vnnd auf Gaſſen, als jrem ſtande nach wol gezimbt, vnd jnmaſſen die geiſtlichen Recht vnd erbarkait des erfordert, erbarlich vnd geiſtlich hallten vnd tragen vnnd all vnzimbliche Coſtlichait auch leichtfertigen ergerlichen wandl, leben vnd weſen genzlich abſtellen.

ſtundenlang, in Gebeth und frommen Betrachtungen vertieft. Manchmahl hatte ſie auch die Erzherzoginnen bey ſich. Späterhin ließ ſie ſich eine Maſchine bauen, durch

Von Burgern und Inwonern in Stetten und Märckhten.

Nachdem ſonderlich in den annſechlichen Stetten gemainnlich dreyerlay Burger vnd Inwoner ſind, als gemayne Burger vnd Hanndtwerckher, Kauff vnd Gewerbsleut, vnd die ſo im Rat von Geſchlechtern oder ſonnſt eerlich herkommen vnd ſich merers tails jrer Güllt, Erbſtuch oder ligender Güetter ernären. Darauf ſo ſetzen ordnen vnd wellen wir, das hinfürter die gemainen Burger, Kramer, Handtwercher vnd Innwoner in Stetten vnd Märckhten gleichermaſſen wie oblaut, kainerlay Goldt, Silber, Perlin, auch ganz oder halb Seyden vnd Schamlot, noch zerſtickhelt, zerſchnitten oder verprämbt klayder, deßgleichen kain Fehen, Mader, oder dergleichen Coſtlich Fuetter tragen, ſonder ſich mit zimblicher gepürlicher Tracht von wüllen Lindiſchem tuech, Vorſtat, Harras vnnd Sattin. Auch von Rauhen fuettern mit geringen Müſchen, Füchſen, Ytes, Küniglwerckh, Lemeren vnd dergleichen begnügen laſſen.

Deßgleichen ſollen ſie auch jre Hauſſtrawen vnd Töchtern in jrer Claidung auch halten.

Doch mügen Sy jre Claider allein oben herumb mit Brückhiſchen Atlas, Arras oder Sattin beſchaidenlich verprämen auch zu Kyrſen auffs höchſt Füchs oder Künigelwammen gebrauchen.

Deßgleichen ain oder mer Ring nit vber fünff Reiniſch gulden wert an Edelgeſtain.

Krägen mit Seyden vernät.

Schlayr mit guldni Leiſtlin nit vber ein Finger brait.

Schamlot oder Brückhiſch Atlaſen Gollen.

Veuergult beſchlagen Gürtel, nit vber ſechs Reiniſch gulden wert.

welche sie sich ohne fremde Beyhülfe hinablassen und wieder hinauf ziehen konnte. Als sie die Gruft den 2. Nov. 1780 besucht hatte, und sich wieder hinauf lassen wollte, gerieth

Vnd Gesperr nit vber eines Reinischen Gulden werdt.
Deßgleichen die Junckfrawen Samaten harpändlen tragen.

Von Kauff und Gewerbs Leutten.

Die Kauff vnnd Gewerbsleut in Stetten, sollen nun hinfüron kain Samat, Damaschk, Atlas oder Seiden zu Röckhen noch prämen, auch weder Goldt, Silber, Berlin, Guldin noch Silberin harhauben tragen. Doch erlauben wir jnen Schamlotten röcth, auch Seydine wammas, ausserhalb Samat vnd Kermesin, doch alles vnuerprämbt, deßgleichen guldenwappen oder Petschierring zetragen. Item soll aber jre wüllen Röch oder Mäntl mit Brüchischem Attlas zimblich zu verprämen, vnuerpotten sein.

Doch sollen Sy kain Tuch, die ellen vber anderthalb Reinischen Gulden werdt jnen anmachen lassen, oder ainich Märder, Zobl, Harmblin vnd dergleichen Fuetter antragen. Wol mögen Sy zum höchsten Märderkeln vnd jre Hausfrawen zu Kursen vnd anderm Fuetter das Fechwerkh gepraucheu, auch Mann vnnd Frawen Märdern Paret tragen.

Dergleichen sollen jre Weiber sich auch sonst in Claidungen halten, doch kain höher Seyden dann Taffat vnd dergleichen zu Jeppen gebrauchen vnd vnuerprambt tragen. Aber ander jre Claider mügen sy aufs maist mit ainer Wienner elle Sammat, Atlas, Damaschk oder Seyden doch allain oben herumb verprämen, gleichermassen soll jnen jre Claider vnnden herumb mit Arras, Satin oder Gefüllwerch zimblich zu verprämen erlaubt sein. Wir erlauben jnen auch ain Gürttel auf zwelf Reinisch Gulden wert.

Ain oder mer gulden Ring nit vber fünffzehnn reinisch gulden wert.

die Maſchine 3 Mahl ins Stocken. Da entfuhren ihr in düſterer Ahnung die Worte: „Die Gruft will mich nicht mehr fortlaſſen.“ Und in der That hatte ſie an jenem Tage

---

Leiſſten auf jren Schlayer zwei Finger prait. Auch Damaſckh vnd Attlaſen Goller, mit vergulten ſchloſſen, oder geſpörr nit vber zween Gulden wert. So mügen jre Töchter vnd Junckfrawen tragen Perlen, Haarpandlen, von ſechs Reiniſch Gulden wert.

Von Adel und Ritterſchafft.

Die von Adel ſollen kain Samat oder Carmaſieſeyden anmachen, ſonder Inen zur höchſten Damaſhkh, Atlaß oder ander geringern Seyden, doch unverprämdt getragen zuegellaſſen ſeyn. Aber ander Ihre Claider ſo nit Sayden, mügen ſy mit drey Ellen Samat und nit darüber verprämen, desgleichen ſamaten Wamms und Parret auch gulden Ring und harhauben und dann ain Ketten, die nit über ainhundert Reiniſch Gulden werdt ſey tragen.

Es ſoll auch den Edellewten gulden oder ſilberen Tuech zu verprämen, und dann Inen und Iren Weybern Gulden Steff an Röckhen oder Paretten desgleichen das hochſtuckwerkh und verſchniern zugebrauchen genntzlich verpoten ſeyn.

Aber welliche Ritter ſeyn, die mügen ſamatne Röckh auch ain gulden Ketten, doch nit über zwaihundert Rheiniſch Gulden wert tragen.

Es ſoll auch den Rittern und Adelsperſonen alle rauche Waar und gefilwerch auſſerhaib Zöbel und Hermel zu tragen unverpoten ſeyn.

So mügen der von Adl unnd Ritter Hausfrawn ſich mit der Claidung Irer Männer gleichmäßig hallten, und von Gefülwerkh auffs maiſt Märdern, Lyrſen und Fuetter gebrauchen, doch ſollen Sy Inen über drey Seiden Eer röckh nit anmachen laſſen, noch tragen und ob Sy dieſelben verprämen wöllen, mögen deren

die Gruft zum letzten Mahle besucht, um ihr, schon wenige Tage darauf für immer anzugehören. Bereits den 5. konnte sie ihre Gemächer nicht mehr verlassen; den 29. verfiel sie dem ewigen Schlaf. Die feyerliche Bestattung in der Kapuziner-Gruft erfolgte den 3. December.

Hier ruht auch dieser erhabenen Fürstinn Großmutter Eleonore Thereſie, und zwar gegen ihren eigentlichen Willen in einem stattlichen Sarcophag. Sie hatte gewünscht, in einfacher Nonnentracht in einer ganz ordinären Todtentruhe begraben zu werden, auf der eine hölzerne Ta-

---

von Adl Hausfrawn sollichs zum höchsten von Perl oder silbern und der Ritter Weiber mit golden Tuch allein oben herumb und nit über ain halb Viertl ainer Ellen brait thuen, aber Samet oder Seyden mögen Sy oben und unden doch umb ain Claid nit über drey Ellen und dann das Gefyllwerkh Irem Geuallen nach verprämen. Ob auch etlich wären, so mer Claider dann jetzo gemeldt hette, und dieselben für Ire Kinder und Töchtern behalten wollten, soll Inen unbnommen sein.

Auch mügen Sy Parret und gulden Haubn tragen, doch das die mit allem Geprämdt und Geschmuckh nit über fünff und zwaintzig Reinisch Gulden wert sein.

Es mag auch ains Edlmanns oder Ritters Fraw an Ketten deßgleichen an Hüfftein Halsbannt und anndern Clainatten ausserhalb der Ring auf zway hundert Reinisch Gulden Wert und nit darüber an Ir tragen.

Mer an Gulden Perten und Gürtel nit über sechs und dreißig Gulden Wert.

Wir orden und setzen auch, daß die Edlen Töchtern vor und ehe sy vermählet werden, nit über ain oder zwen seyden Röckh zum höchsten mit Samat verprämbt, deßgleichen an Ketten, Hüfftein Halspannt und andern Clainatten auf hundert Reinisch Gulden wert und nit darüber antragen sollen."

sel die Inschrift haben sollte: „Eleonore Magdalene Theresie, arme Sünderinn.“ Maria Theresia aber ließ sie dennoch in einem schönen Sarge beysetzen mit den charakteristischen Worten, daß sie nur in diesem Einzigen ihr minder gehorsam gewesen. Ein erhabener Zug dieser großen Frau ist auch, daß sie in zärtlicher Würdigung der Verdienste ihrer Erzieherinn, der Gräfinn Caroline Fuchs, diese, 1754, in der Kaisergruft beysetzen ließ, wie sie denn auch dem Gemahl der Tochter derselben, Leopold Grafen von Daun, ein Grabmahl in der Loretto-Capelle der Augustiner widmete, wo bekanntlich die Herzen der kaiserlichen Familie aufbewahrt werden.

Die Leiche des am obgenannten Tage zu Innsbruck am Schlagfluß plötzlich verschiedenen Gemahls Theresiens war den 28. August in der Rossau ans Land gesetzt worden, an derselben Stelle, die ihn bey der großen Überschwemmung am 4. März 1744 als thätigen, sein eigenes Leben der Gefahr preisgebenden Helfer und Retter gesehn und bewundert. Auf einem kleinen Nachen fuhr er zwischen den überschwemmten Häusern der Rossau, des Thury und der Leopoldstadt einher, den bedrängten Bewohnern in die obern Stockwerke, selbst auf die Dächer auf Stangen persönlich Nahrungsmittel zu reichen. Man erinnert sich, daß die erhabene Herrscherinn, als die Nachricht von dem Tode des innig geliebten Gatten eintraf, und auch jetzt noch, da sein Leichnam gebracht ward, die Absicht hatte, die Regierung niederzulegen, und sich als Äbtissinn in ein Damenstift zurück zu ziehen.

Arge Feuersbrunst.

Im 13. Jahrhunderte war Wien schon eine ganz ansehnliche Stadt. Anno 1252 am Osterdinstage kam Feuer aus, eine fürchterliche Brunst, eine beyspiellose, ringsum Alles verzehrend. Wie viele Häuser nun, glaubt man, daß verschont geblieben? Wer es nicht ohnehin weiß, wird es schwerlich errathen. Sagen wir 100, sagen wir 50, sagen wir 2 Dutzend! Nein! Sagen wir 1 Dutzend: auch nicht. Nun so machen wir ½ Dutzend: ebenfalls nicht. Also 200, 300? Keineswegs. Was denn also? Dieses: Ein einziges Haus war stehen geblieben, wie gesagt: ein einziges. Das klingt nun freylich eben so gräßlich arg als originell comisch zugleich, wenn man will, und wenn man nicht will: auch gut. Daß wirklich nur ein Haus stehen geblieben, erzählt aber unser guter, ehrlicher, verdienstvoller Fuhrmann im 1. Bande, Seite 502, so auch Fischer, 1. Theil, pag. 100, und zwar in allem Ernste. Die ganze enorme Kriegsflotte ist zu Grunde gegangen, bis auf einen einzigen kleinen Nachen (Schinackel); all seine Hunderttausende hat er auf der Börse verloren bis auf einen Scheinkreuzer; das ganze Regiment ist zusammen gehauen worden, bis auf einen einzigen Mann, der ein kleiner Tambour u. s. w. Kleinigkeit von einem Begriff, von einer Vorstellung im Vergleich mit: Ganz Wien ist abgebrannt bis auf ein einziges Haus, was noch viel excentrischer als Byrons Phantasie: der letzte Mensch auf Erden. Ein Novellist aber könnte dieses einzige Haus sehr gut brauchen; aus diesem einzigen Hause (und es mußte ein recht kleines seyn) ließe sich eine einzige prächtige Romanstadt machen. Eine recht große. Nun kommt aber der Historiker hinten drein und sagt: Weißt

du was? Es war nur eine Verwechslung mit Freyſtadt, und wenn du es nicht glaubſt, ſo ſchau in der Kloſterneuburger-Chronik nach.

Carls VI. Erholungen.

Man wird es glauben, daß damahls der Juni ſchon im April gefallen, daß es noch einen Frühling gegeben, einen Lenzmonath, einen Wonnemond, daß noch regelmäßig und gut calendariſch alle vier Jahreszeiten exiſtirt hatten; man wird das Alles glauben, denn der Hof ging damahls ſchon im April auf das Land. Beneidenswerthe Zeit, wo man noch nicht um eine ganze Saiſon ärmer war, wie wir es ſind, und um welche Saiſon: gerade um die köſtlichſte, reizendſte und wollüſtigſte!

Was iſt denn das Jahr ohne Frühling? Ein Menſchenleben ohne erſte Jugend, ohne Jünglings- oder Mädchenzeit. Wickelkind und auf einmahl Mann oder Weib! Was ſoll das heißen? Alle Poeſie iſt dahin. Schöner, ſauberer Frühlingsanfang, wie er im Kalender ſteht: den 21. März? Aber damahls, da ſprach die Natur noch franzöſiſch.

Den 21. März bereitete man ſich vor, und 8 Tage darauf zog man auf das Land; der ganze Hof und die ganze Stadt.

Es iſt aber hier zuerſt des Vergnügens der Jagd zu erwähnen.

Der Kaiſer liebte es; aber nur bey wenigen Arten deſſelben ſpielte er ſelbſt eine thätige Rolle. Auch trug er nie förmliche Jägerkleidung. Es war ſein Grundſatz, es war Regel, nicht im Jagdcoſtüm aufzutreten, wenn man

nicht Jäger von Profession war. Jedermann, selbst die Minister, die Damen konnten in was immer für einer Tracht erscheinen, nur nicht in der waidmännischen. Die Kaiserinn allein war ausgenommen. Ihr Costüm war amazonisch, vollkommen bewaffnet. Die Kaiserinn, Elisabeth Christina, Prinzessinn von Braunschweig, war von schlankem Wuchs, eine auffallende bezaubernde Schönheit: genug, sie war die Mutter der großen Theresia. Man kann ermessen, wie mahlerisch ihr jene Tracht gelassen. Sie war eine beherzte, äußerst geschickte Jägerinn; so vortrefflich schoß sie, daß man ihr nur das Stück Wild zu nennen brauchte, um sicher zu seyn, daß sie es erlegen werde.

Bey den meisten Jagden konnte vom Publicum zugegen seyn, fast wer da wollte. Gegen 1730 zu war Graf Johann Julius Hardegg Obersthof- und Landjägermeister, und Obersthof-Falkenmeister Johann Albrecht von Saint-Julien, Graf von Waldsee.

Den Frühling brachte der Hof in Lachsenburg zu, den Sommer in der Favorita auf der Wieden, bekanntlich wo jetzt das Theresianum.

Die erste solenne Jagd des Jahres, meist schon im März, jedenfalls aber vor Ostern war — sey man nicht frappirt, aber es war Geschmack der Zeit, es war Mode, und die Sitten waren überhaupt noch etwas derb: also diese Jagd war ein Fuchsprellen. Es versteht sich, daß der Kaiser und seine Gemahlinn hierbei bloß Zuschauer abgaben. Sie ergetzten sich an der Unterhaltung, welche dieses barbarische Schauspiel den zahlreich herbeygeströmten Wienern gewährte.

Auch bey der Reiherbeize in Lachsenburg waren die beyden Majestäten keine handelnden Personen. Der Kaiser

unterhielt sich im Schirme, meist conversirend. Die Reiherbeize währte von 6 bis 10, nach Tisch von 3 bis 6 Uhr. Aber nicht bloß der edle Reiher wurde da „gebeizt“; auch Raben, Mandelkrähen, Geyern und Hasen ward diese grausame Ehre zu Theil. Schon eine Hetze das!!!

Hirsch- und Schweinjagden pflegten im Sommer zwey gehalten zu werden. Zuweilen in Baden. Dabey aber war es Niemanden, auch den Ministern nicht gestattet, zu schießen; außer den beyden Majestäten schossen bloß Mitglieder der kaiserlichen Familie, und die Jagddienerschaft. Das erste große Jagen fand Tags vor Maria Magdalena Statt. Ward ein „geschlagener“ Hirsch gefällt, so erhielt das Jägerpersonal ein Geschenk von 1000 Gulden und ein Faß Wein, oder es bekam neue Kleidung. Die zweyte große Jagd ging im August oder September vor sich. Im Herbst erfolgte regelmäßig eine große Wildschweinjagd.

Auf kleinere Jagden ging der Kaiser zu unbestimmter Zeit, gewöhnlich nach Tische, und nicht in große Entfernung: in den Prater, nach Ebreichsdorf, Lanzendorf, Mödling, Stammersdorf, Schönau. Zuweilen speiste er auch zu Mittag im Walde.

Unter den anderweitigen Vergnügungen nahmen die Oper und das Schauspiel einen vorzüglichen Rang ein. Sie waren reich, kostbar, großartig, ja außerordentlich imposant. Während der Hof in der Favorita residirte, ward das Theater häufig im Freyen errichtet, zwischen hohen Bäumen, unter freyem Himmel. Den 22. August, als am Geburtstage der Kaiserinn wurde eine große Oper aufgeführt, eben so an des Kaisers Nahmenstage, den 4. November. Eine solche Oper pflegte nicht weniger als Sechzig Tausend Gulden zu kosten. Operdirector war der Prinz Pio.

Am Geburtstage des Kaisers, den 5. October, und am Nahmenstage der Kaiserinn, den 19. November, wurden große Serenaden, jene berühmten Concerte gegeben, von denen ganz Europa sprach. Diese Künstler wurden glänzend bezahlt; mehrere hatten einen Gehalt von 6000 fl. Die Kammermusik bestand fast aus lauter Italienern.

Während des Faschings wurden Opern und Comödien von Edelknaben gegeben; letztere auf dem kleinen Theater. Eigenthümlich waren die sogenannten Wirthschaften in dieser Periode. Es wurde nähmlich eine bedeutende Anzahl Cavaliere und Damen, von beyden Majestäten nahmentlich gewählt. Jedem Individuum wurde das Costum, meist irgend eine Nationaltracht vorgeschrieben. Der Kaiser und die Kaiserin spielten die Rolle des Wirthes und der Wirthinn im buchstäblichen Sinne, und bothen durch Zuvorkommenheit, Aneiferung und eigenes Beyspiel Alles auf, die Gäste zu unterhalten. Jeder Cavalier war verpflichtet, der Dame, die ihm zugewiesen worden, das Costüm auf seine Kosten anfertigen zu lassen. Welchen unermeßlichen Spielraum diese Wirthschaften der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und dem Luxus gaben, begreift sich von selbst. Es ist bekannt, daß dem Czar Peter zu Ehren eine eben solche Wirthschaft gegeben worden war; man hat davon mehr als eine Schilderung.

Sehr beliebt war das Scheibenschießen. Der Hof und die Großen erlustigten sich damit in dem Garten der Favorita, vom Jacobstag an bis zu Ende des Sommers. Ein solches Schießen dauerte gewöhnlich mehrere Tage. Es waren durchaus Preisschießen. Die Preise bestanden aus verschiedenartigem Silbergeräthe, welches der Kaiser lieferte, der auch die Gäste zu wählen pflegte. Jene Schützen, wel-

chen die zwey größten Gewinnste zufielen, waren verpflichtet, das nächste Schießen sowohl mit diesen Preisen selbst als mit eigenen andern auszustatten.

Das Kartenspiel fand sehr wenig Anklang; Hazard zu spielen war förmlich untersagt. Seiner Gemahlinn zu Liebe spielte der Kaiser zuweilen Ombre, den Fisch aber nur zu einem Gulden. Das Billard liebte er, und war darauf Meister. Oft und gerne spielte auch die Kaiserinn mit ihm Billard.

Schlittenfahrten gab es damahls prachtvolle. Der Kaiser fuhr aber nie selbst mit; er begnügte sich mit dem Zusehen. Während solcher Schlittagen wurden die Straßen und Plätze mit Ketten gesperrt.

Eine Criminal-Geschichte.

Ich erinnere mich an eine kleine Criminalgeschichte, welche sich vor etwa 40 Jahren zugetragen, und wohl verdienen mag, bekannt zu werden.

Baron W***g in Wien war ein reicher Mann. Er wohnte im Baldauf'schen Hause. Die schöne Jahreszeit brachte er mit seiner Familie auf dem Lande zu. In der Wohnung blieb Niemand zurück; sie wurde aber auf das Vorsichtigste verwahrt.

An Samstagen pflegte das Fräulein von Kugler, welches bey der liebenswürdigen Familie lebte, mit einer Magd nach der Stadt zu fahren, um die Wäsche und sonstige häusliche Angelegenheiten zu besorgen.

An einem solchen Tage, wie das Fräulein an die Hauptthüre der Wohnung kam und öffnen will, sieht sie die Vorlegeschlösser entfernt. Dieß befremdet sie zwar; allein sie

nimmt sogleich an, daß der Baron selbst, der schon zur früheren Bureaustunde herein gefahren, in der Wohnung zu thun gehabt, oder sich noch in derselben befinde. Indessen, aus einem dunklen Gefühl, bereut sie, die Magd schon am Hausthore weggeschickt zu haben, schließt jedoch ohne Weiteres die Thüre auf.

Sie beobachtet aber aus einem gewissen natürlichen Tact der Klugheit, so wenig Geräusch zu machen, als möglich, und schreitet leise und langsam durch die ersten zwey Zimmer, deren Jalousien, wie jene der andern Gemächer, geschlossen waren. Nun gelangt sie in den Salon, in welchem eine schmale Thür in das Arbeitszimmer des Barons führt. Das Fräulein bemerkte schon von ferne, daß diese Thür nur angelehnt sey, und nimmt sofort um so sicherer an, der Baron sey zugegen. Gleichwohl nähert sie sich nur ganz geräuschlos dieser kleinen Thür. Jetzt aber bleibt sie stehen; denn ein plötzliches Gefühl der Angst hat ihre Schritte gelähmt. Aber sie hat Energie; schnell faßt sie sich wieder; nur einen Schritt noch hat sie zu machen, um durch die Spalte der Thüre das Innere des Zimmers zu überblicken, und sie macht diesen einen Schritt. Himmel! Was erblickt sie?!

Das Zimmer ist von einem Wachsstock erleuchtet. Der große Schreibetisch, in welchem der Baron seine Gelder und Kostbarkeiten verwahrt hatte, ist geöffnet; die Schubladchen sind herausgezogen. Den Rücken der Thür zugekehrt, wühlt ein fremder Mann in hastiger Auswahl unter den Geldpapieren und steckt deren so wie Uhren, Ringe, Dosen, eiligst in seine verschiedenen Taschen. Augenscheinlich Einbruch, Raub.

Bey einem solchen plötzlichen Anblick nicht die Gegen-

wart des Geistes verlieren, sich wenigstens nicht durch einen mechanisch unwillkührlichen Schrey der Überraschung verrathen: das setzt unläugbar eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung voraus. Das Fräulein bewies sie. Eine Secunde noch verweilte sie an dieser gefährlichen Stätte; (denn, nimmt der Räuber sie wahr, ist sie verloren), alsdann machte sie, auf alle Möglichkeiten gefaßt, den Weg zurück, und wieder in Sicherheit, entringt ein schwerer, langer Seufzer sich ihrer angstwogenden Brust.

Da sie Niemanden auf der Stiege gewahrte, so eilte sie zu dem Hauswärter, um Anstalt zu treffen, sich des Diebes zu bemächtigen. Darüber vergehen ein paar Minuten. Einige handfeste Leute machen sich nun auf. Man begibt sich in das verhängnißvolle Zimmer. Der Wachsstock brannte nicht mehr. Der Räuber war nicht mehr da.

Es versteht sich von selbst, daß nichts unterlassen wurde, den Thäter zu ermitteln. Aber keine Spur. Unter den vielen und mannigfachen Erhebungen war auch eine, aus welcher hervorging, daß der Raub gleich in dem Moment des Beginnens hätte vereitelt werden können. An das Baldtauf'sche Haus stößt jenes zum goldenen Becher, doch nicht unmittelbar; eine schmale mit einem Holzgitter geschlossene Passage trennt diese zwey Gebäude. Die Nachbarn desselben können sich aus den Fenstern die Hände reichen. Nun gewahrte die dem Baron gegenüberwohnende Parthey im goldenen Becher wohl den Lichtschimmer durch die Jalousien, stutzte vielleicht, achtete aber nicht darauf und somit wurde der Raub ungestört vollführt.

Nahmentlich war eine große Summe in Staatspapieren entwendet worden. Von den Nummern derselben hatte man sogleich auch alle Wechselstuben in Kenntniß ge-

ſetzt. Das Haus Brentano hatte einige derſelben gekauft; an die Perſon des Verkäufers jedoch vermochte man ſich nicht mehr zu erinnern. Man wußte nur noch, daß ſie kein verdächtig ausſehendes Individuum geweſen, da man von ſolchen Leuten nichts zu kaufen pflege.

Das Fräulein v. Kugler glaubte, Gründe zu haben, es nicht für unmöglich zu halten, daß wohl ein ehemaliger Hofmeiſter des freyherrlichen Hauſes der Thäter ſey. Lange ging ſie mit ſich zu Rathe, bevor ſie dieſe Vermuthung äußerte. Sie erkundigte ſich vorerſt um die jetzigen Verhältniſſe dieſes Individuums. Sie erfuhr, daß dieſer Mann wieder den Poſten eines Hofmeiſters bekleide, und zwar in einem ſehr angeſehenen Hauſe, das ſehr zufrieden mit ihm ſey. Das Fräulein vernahm aber zugleich, er habe, ohne daß man einen ſtatthaften Beweggrund annehmen könne, der Familie ſeine Anſtellung gekündet, und gedenke, zu verreiſen.

Dieſe Nachricht konnte wohl geeignet ſeyn, den Verdacht des Fräuleins zu begründen. Sie ſann nach, ob der Mann während ſeines Aufenthaltes in dem Hauſe des Barons nicht irgend eine Eigenthümlichkeit in ſeinem Benehmen, irgend eine Angewohnheit oder Manier geoffenbart; und ſiehe, es fiel ihr bey, daß er bey vielen, ſelbſt bey unpaſſenden Anläſſen ſich des Sprichworts bedient habe: Vom Profit muß der Menſch leben.

Sogleich entdeckt ſie nun ihren Argwohn dem Baron. Man begibt ſich noch einmahl zu Brentano, und bittet, nachzuſinnen, ob der Verkäufer jener Obligationen ſich nicht durch irgend eine Äußerung in dem Geſpräch während des Handels beſonders bemerkbar gemacht habe? Der Commis, welcher dieſen abgeſchloſſen, wird aufmerkſam; er ſucht ſich

den ganzen Act zu vergegenwärtigen. Es fällt ihm ein, daß jener Mann mit der Berechnung der Papiere nicht zufrieden gewesen, daß er lange gefeilscht; daß er wohl ein sehr schwer zu befriedigender Geschäftsmann seyn möge; denn, setzte der Commis mit Nachdruck hinzu, gleichsam als erwache in ihm selbst die Bedeutsamkeit dieser Worte; denn, sagte er, der Verkäufer äußerte mehrere Mahle, wie Schlag auf Schlag: „Vom Profit muß der Mensch leben.“

Das Fräulein war bey dieser Auskunft zugegen. Sie triumphirte.

Unverzüglich wurde zu Maßregeln geschritten. Der Dieb hatte bereits einen Paß nach Gratz gelöst. Man eilt zu allen Landkutschern. In der Kohlengreinze langt man an, in dem Augenblick, als der Räuber im Begriffe steht, in den Wagen zu steigen. Er gestand auf der Stelle. Unaufgefordert sagte er auch aus, daß er das Fräulein unbedenklich würde ermordet haben.

In diesem gräßlichen Falle wäre ich nicht einige Jahre lang der glücklichste Gatte gewesen.

Merkwürdiges Ehepaar.

„Was ist alltäglicher und abenteuerlicher zugleich?“ Wenn Jemand diese Frage sollte aufwerfen wollen, so würden gar Viele Jemand darauf antworten können: Die Liebe, mit Allem was dazu gehört. Also schon an und für sich! Wie dann erst, wenn absonderliche Fata hinzu kommen, was allerdings häufig genug der Fall. Nun aber dürfte nicht leicht eine Vermählung romantischer, drastischer und rührender seyn, als die vor etwa 30 Jahren, de-

ren würdige Helden wahrscheinlich noch am Leben sind. Sie betrifft einen Grafen H. und eine Comtesse A.

Verlobt waren sie schon von Kindesbeinen an, in hohem Grade einander zärtlich zugethan, nach dem Wunsche und mit vollstem Einverständniß der Verwandten. Da bricht der leidige Krieg aus, und der Graf zog ins Feld. Mittlerweile erkrankt die Geliebte. Von den Pocken wird sie befallen; von den Pocken wird ihr engelgleiches Antlitz gänzlich zerstört. Zu der glühenden Sehnsucht nach der alsbaldigen Rückkehr ihres Theuren gesellt sich die entsetzliche Angst, ihn zu verlieren, denn sie selber wagt es nicht, sich anzublicken, stets umhüllt mit einem dichten Schleyer.

Der Krieg ist zu Ende; der Graf ist auf der Rückreise. Seine eigene Furcht, die Neigung der Angebetheten schon beim ersten Wiedersehen auf ewig einzubüßen, ist ihm noch qualvoller, als die Angst, welche im Busen der Geliebten tobt.

Der Graf kommt an. Die Gräfinn zagend und zitzernd eilt ihm entgegen, zagend und zitternd er ihr selbst. Plötzlich bey seinem Anblick wird ihr ein gräßlicher, aber ein süßer, ein unvergänglicher Trost: erblindet ist ihr Verlobter, einem unglücklichen Streifschuß zur Folge. Er stürzt in ihre Arme, sie in die seinigen. Glücklich sind sie, und bleiben es. Die Vermählung ging alsogleich vor sich.

Die Muse der Tonkunst versüßte ihren Bund. Häufig sah man diese zärtlichen Gatten Opern und Concerte besuchen, die Gräfinn verschleyert, den geliebten Mann führend. Welch rührender Anblick!

Der Herzog von Schalmey.

(Silhouette.)

Ich ſuche Jemands Wohnung auf. Ich gerathe in ein prächtig meublirtes Vorzimmer. Niemand iſt da. Ich trete in das zweyte Gemach, welches pauver, ja erbärmlich eingerichtet. Da ſitzt ein hübſcher, junger Mann in zerriſſenem Schlafrock und lieſt. Ich entſchuldige mich; er excuſirt ſich auch. Mein Jäger iſt nicht da, ſagte er, auf das erſte Zimmer deutend, der könnte Ihnen Nachweiſung geben.

Die Wohnung meines Freundes fand ich wohl; er war aber nicht zu Hauſe. Er ſpeiſt, heißt es, da und da. Mittags gehe ich hin. Durch die ordinäre Gaſtſtube ſchreitend, ſehe ich mitten unter ſogenanntem Pöbel einen koſtbar gekleideten Livrée-Jäger. Im Extra-Zimmer finde ich den ſchönen, jungen Mann von dieſem Morgen, in ärmlichem Anzug; ein Glas Waſſer, ein paar Frankfurter Würſte vor ihm. Er grüßt mich; er winkt hinaus; der koſtbare Jäger tritt ein zu ihm, mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit. Mein Freund aber war nicht zugegen.

Den andern Tag bin ich wieder in dem Gaſthaus. Der junge Mann verzehrt einen kleinen Roſtbraten in der ordinären Stube; im Extra-Zimmer ſitzt der Jäger im prätiöſen Coſtum eines Dandy und ſpeiſt einen Faſan, und verlangt 2 Forellen; eine Flaſche Champagner ſteht bey ſeinem Couvert.

Endlich finde ich, den ich geſucht. Wir verabreden uns für den Abend zu einem Spaziergang aufs Land. Im Vorübergehen bey einem Garten, wo man Neuwein ſchänkt, gewahren wir den jungen Mann mitten unter den Prole-

tariern; wir bemerken, daß ihm einige dieser fidelen Leute abscheulich riechendes Schweinezeug biethen, und sehen, daß er es gierig verschlingt.

Im Hause selbst, in welches wir traten, sitzt der Jäger in seiner goldenen Livrée mit seiner Geliebten. Eine halbe Elfer vom Besten begehrt er, zieht eine große Zuckerdüte aus der Tasche, und legt sie dem fein gekleideten Frauenzimmer hin.

Es ist wieder der arme Herr v. Schalmey mit seinem reichen Jäger.

Herr v. Schalmey hatte in den Jünglingsjahren fleißig studirt, frugal gelebt, ein wenig Negoz getrieben, All und Jedes angewendet, um es mit der Zeit dahin zu bringen, 1200 Gulden Einkünfte zu erreichen. Er hatte calculirt, wie folgt: Mit 300 Gulden kann ich leben, wenn auch zur Noth, aber doch leben. Mehr als 900 Gulden wird ein herrschaftlich ausgestatteter Jäger nicht kosten; und einen herrschaftlich ausgestatteten Jäger muß und werde ich haben.

Das war Herrn v. Schalmey's höchstes Gut und Trachten.

Nach Verlauf von Jahren hatte Herr v. Schalmey sich die Revenue von 1200 Gulden erschwungen. Herr v. Schalmey hatte jetzt einen superben Jäger, so elegant, so reich decorirt, wie der eines Millionärs. Herr v. Schalmey war jetzt glücklich, vollkommen glücklich; denn andere Tendenzen und Wünsche hatte er nicht. Und er blieb es, fort und fort.

Sein Glück benützte, genoß er. Wir werden es sehen.

Eines Tages bin ich in dem Laden des unterrichtetsten, ehrenwerthesten, billigsten Samenhändlers von der Welt.

Ich plaudere mit dieſem vieljährigen Freunde. Der pauvre junge Mann tritt ein: „Ich gedenke auf meinen Gütern Viehwirthſchaft einzuführen,“ ſagt er; „ich werde viel Klee brauchen. Vor der Hand zur Probe eine ganz kleine Doſis um ein paar Kreuzer; ich bitte.“ Der Samenhändler ſchmunzelt, bringt die Waare, nimmt das Geld. Herr v. Schalmey ſagt: „Wiſſen Sie was, Beiker, behalten Sie die Priſe da, ich werde meinen Jäger darum ſchicken. Adieu, Adieu!“ Nicht lange, ſo kommt der pompöſe Jäger, iſt ſehr höflich und nimmt die Waare an ſich. „Gewiß ein Engländer,“ ſagt Herr K**r; „o ich kenne dieſe Sonderlinge.“ Ich aber bewahre das Geheimniß.

Auf dem Waſſerglacis ſpaziert ein kümmerlich gekleideter junger Mann umher, eifrig leſend in einem Buche. Plötzlich wendet er ſich um, und winkt einen mit Goldtreſſen überladenen Livrée-Jäger heran, der ein großes, dickes Buch in Folio unter dem Arm trägt. Der Jäger ſpielt die Rolle eines Pultes; er hält das Buch hin. Der Herr ſchlägt es auf, blättert und ſucht ein Wort. Unwillig ſagt er, aber ſo laut, daß alle Leute es hören: „Ich verſichere dich, Moritz, dieſe verdammte ſpaniſche Sprache iſt ſchwieriger, als ich es geglaubt. Auch das Lexicon gibt nicht hinlängliche Auskunft. Recht fatal das.“ Der Jäger, aber voll Devotion, erlaubt ſich, die Achſeln zu zucken, und zu ſagen: „Ich bedaure ſehr, gnädigſter Herr.“ Das Buch, o ich erkannte es ſchon von ferne, war kein ſpaniſches Lexicon, ſondern ein einzelner Band von Chauvins juridiſchem Wörterbuch latein.

Einige Zeit darauf gehe ich mit meinem Freunde wieder aufs Land. Neulich, erzählt er mir, ſpeiſte ich bey Dommayer. Neben mir ſaß Herr v. Schalmey. Er nahm

nur Suppe, und ein Glas Waſſer. Er ſah aus, wie krank. Sein Jäger ſervirte ihm die Suppe, das Waſſer. Du kannſt meine Zeche berichtigen, Moritz, ſprach er. Dann ſtand er auf und ging.

Ich lache. Nicht genug, fuhr mein Freund fort. Ich wohne jetzt auf dem Wildpretmarkt. Faſt täglich iſt Herr v. Schalmey dort, ſpazirt auf und ab vor den Läden, muſtert die verſchiedenen Gattungen Wild, ſpricht darüber mit dem brillanten Jäger, als Kenner, als Beſitzer vieler Wildbahnen. Er ſchwätzt, aber nur in Bruchſtücken, doch ſehr leutſelig mit den Händlern. Er iſt die Vornehmheit ſelbſt.

Ich lachte nicht mehr. Ich rief aus: „Der Mann iſt wahrhaft glücklich; faſt beneide ich ihn.“ Forſchend und ironiſch ſah der Freund mich an. Ach, da lachte ich aufs Neue.

Welch ſchöner, luxuriöſer neuer Omnibus! Aber nichts gegen den glänzenden Jäger, der hinten aufſteht neben dem Wagendienerchen. Anfangs der Favoritenſtraße hält der Wagen an. Herr von Schalmey ſteigt aus, bezahlt die Hälfte der Taxe; ſein Jäger in beſcheidener Entfernung ihm nach.

Eines ſchönen Nachmittags befindet ſich der Wildpretmarkt in der Jägerzeile. Herr v. Schalmey lorgnirt die wunderſchönen Wägen Stück für Stück, wie ſie ſo vor den Sattler-Ateliers zur Schau ſtehen. Herablaſſend ſpricht er mit dem Meiſter. Mit Recht, ſagt er gnädig, ſind die Wiener-Kutſchen berühmt; die ſchönſten, die geſchmackvollſten von der Welt; dabey die Preiſe recht billig, ja zu gering. Die Sattler rücken aus mit dieſen zu geringen Preiſen; der Lord thut, als wolle er die ganze Jägerzeile kaufen; aber für heute: nicht einen einzigen

Wagen kauft er. O gewiß iſt der Herr heute nicht bey Laune. Der im Sonnenlicht funkelnde Jäger ſtets ein paar Schritte rückwärts. Der Lord grüßt kalt, und ſchlendert langſam fort. Allerhand Leute waren ſtehen geblieben. Die Sattler ſehen dem Cavalier nach. Es iſt ein reicher Pair, ſagt der Eine; nein, es iſt der Baron Schalmey; warum nicht gar, corrigirt ein Sattlermeiſter; es iſt der Graf Schalmey, der Fürſt Schalmey will ich ſagen, unermeßlich reich; bereits 10 Wagen hat er von mir gekauft. Er ſchickt ſie alle nach Conſtantinopel; dort hat er eine Schöne.

Einige Dämchen ſchleichen ſeufzend ſich fort: Ach, unermeßlich reich; 10 Wagen, und ein paar 100 Meilen von dem Anbether entfernt! Ach! Vielleicht auch überbringt der delicióſe Jäger ſelbſt die Wagen. Ach! ach!

Im Prater betrachtet der Herzog v. Schalmey ſehr critiſch die Equipagen, dann in der andern Allee noch viel critiſcher die Reitpferde. Gefolgt iſt er von ſeinem unzertrennlichen Jäger. Dieſer macht noch größeres Aufſehen, als der Herzog ſelbſt. Die Nobleſſe fixirt den Menſchen. Man findet, ſein Geſicht und ſeine Geſtalt ſeyen noch intereſſanter, als ſeine Livrée.

Den Rückweg nehme ich über die Baſtey. Der Himmel weiß, wie der Herzog ſchon früher dahin gelangt war. Ja, ich erinnere mich, ich hatte im Prater eine Taſſe Caffeh genommen, und Seine Gnaden gewiß nicht. Hier auf dem Wall luſtwandelt er langſam. Zwey Schritte hinter ihm der Jäger. Der Gebiether zieht aus der welken Briefſtaſche eine halbe Cigarre. Der Jäger ſpringt herbey und zündet ſie an. Alle Augenblicke aber löſcht ſie aus; alle Augenblicke alſo ſpringt der Jäger herbey, und zündet ſie an. Sonderbar! Iſt die Cigarre ſo ſchlecht, oder raucht

der Herzog so nachlößig, oder ist jene nur so obenhin angebrannt? Wer kann das entscheiden?

Auf Regen folgt Sonnenschein, weil auf Sonnenschein Regen folgt. Während einer langen Periode des Letzteren war nebst der Sonne auch der Herzog v. Schalmey so gut als unsichtbar. Eines Nachmittags aber in einem dunkeln Winkel bey Daum kauert eine miserabel gekleidete Gestalt und liest im Galignani. Es ist der Herzog, ein Stümpfchen Cigarre im Munde aber unangezündet, vermuthlich der Rest von der Bastey. Weder ein Glas Punsch, noch ein Glas Zuckerwasser stand bey ihm; er war nur Vonlontär. Wir befinden uns im allerletzten Zimmer; da drängt sich, vom Kohlmarkt herein in Hast, mitten durch 100, 200 Gäste ein athletischer, geldstrahlender Jäger, einen großen, dicken Brief in der Hand. Der Jäger sucht Jemanden; es ist gewiß. Der Jäger findet aber auch Jemanden; das ist ebenfalls gewiß. Ehrerbiethig mit tiefem verharrenden Bückling überreicht er die Depesche dem Herzog mit den lauten Worten: „Ein Courier aus London.“ Dann zieht er sich 3 Schritte zurück. Langsam öffnet der Herzog ein großes, großes Siegel; eine Lage sehr dünnes, gleichgroßes Papier wird sichtbar; unstreitig Banknoten, Hundertpfünder, Tausendpfünder, versteht sich. Der Herzog wirft 2 bis 3 flüchtige Blicke auf den langen Bericht, knüllt die ganze Depesche nebst Inhalt zusammen, wirft sie dem Jäger in den Hut, und spricht sehr vernehmlich: Da, nimm das Ding mit nach Hause; laß wieder ausspannen; ich fahre heute nicht aus.

Leider, schon ziemlich lange habe ich Herrn v. Schalmey nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört. Was ist das? Durchzieht er vielleicht die Provinzen, die fremden

Lande, oder das gute flache Land, sich huldigen zu lassen mit seinem kostbaren Jäger? Ist er also etwa mit all den schönen Kutschen der Jägerzeile auf Reisen? Was weiß ich?

Sehe man nun, wie glücklich man seyn kann, mit einer Revenue von 1200 Gulden!

Herzog v. Schalmey, geruhen Sie fortzufahren, glücklich zu seyn!

Wir Andern aber, wie beklagenswerth sind wir ohne einen solchen Parade-Jäger! Falsch gesagt! Zu beklagen sind wir nur, weil wir gewiß Jeder solch einen Jäger haben, Steckenpferd genannt. Nur die Frugalität, die Gemessenheit, die Consequenz, mit Einem Wort, die gewisse kleine Weisheit des Herzogs v. Schalmey werden wir in Uns selbst vermissen. Denn sonst wären wir lauter Herzoge und das würde ein großer Fehler seyn.

Scharfrichterey.

Eine der mancherley alten Wiener-Sagen, die man mir in meiner Kindheit erzählt hat, betrifft einen avanturiösen Scharfrichter. Ich erinnere mich nicht, sie seitdem gehört oder gelesen zu haben. Es verhalte sich nun mit dieser Mähr, wie immer: ich erzähle sie so, wie sie mir noch beyfällt. Der Scharfrichter-Ordinarius war darauf gegangen; man brauchte aber so eben wieder einen, da ein Delinquent vorhanden, der durch das Schwert abgethan werden sollte. Es wurde also ein Concurs nicht ausgeschrieben, sondern ausgerufen, oder ausgetrommelt. Es meldeten sich 3 Competenten und fanden sich ein. Der Eine, dem es sehr um das Amt zu thun, pries seine Kunst über die Maßen, wies auch gute Zeugnisse vor, versprach auch

überhaupt viel durch seine hohe, robuste Gestalt, ungemeine Stärke und Gewandtheit. Aber jeder der andern Beyden hatte Patronanz, und Jener war in dem Fall, befürchten zu müssen, daß er durchfalle. Da trat er auf und versicherte, seine Kunst sey dergestalt außerordentlich, daß, wenn man rings um den Hals des Delinquenten einen Strich mit Kreide machen wolle, er den Hieb mitten durch diesen Strich führen werde. Dieser vermessene Vorschlag ward angenommen, unter der Bedingung, daß im Fall des Mißlingens der Scharfrichter die rechte Hand verlieren solle. Der Tag der Execution erschien. Der Übelthäter kniete; die beyden Nebenbuhler des Scharfrichters standen ihm rechts zur Seite, insgeheim frohlockend, eines so kecken Mitbewerbers alsbald ledig zu werden. Dieser aber ordnete ohne viele Vorbereitung seine Stellung. Er hebt das Richtschwert, zielt nicht gar lange, haut den Hals durch; in demselben Augenblick aber dreht er sich auf der linken Ferse ringsum und schlägt mit ein und demselben Hieb den beyden Concurrenten gleichzeitig die Köpfe ab. Erstaunen, Entsetzen und Furcht erfüllte die Gerichtspersonen, wie sämmtliche Zuschauer. Jede Zunge war gelähmt, nur die des Scharfrichters nicht. Der rief mit donnernder Stimme: Nun werdet Ihr wohl glauben, daß mir allein das Amt gebührt? Das bluttropfende Richtschwert aber hielt er bey diesen Worten wie drohend hoch empor, und schaute den Bürgermeister scharf und trotzig an. Selbiger, blaß vor Angst, warf fragende Blicke auf seine Amtsgenossen, und als diese stumm genickt, sagte er mit bebender Stimme zu dem Bluthelden: Es sey denn, Ihr sollt das Amt haben, wenn es mit dem Hieb durch den Kreidestrich

in der Ordnung iſt. Ein Stöckelknecht unterſuchte den Hals des Geköpften, und ſiehe, der Hieb war genau mitten durch die Kreidenlinie. Der Mann aber erhielt das Amt.

Seltſamer Grundbeſitz.

Der Prinz de Ligne war auch Oberherr oder Herzog oder König des Felſengebiethes auf Tauris, wo einſt der Tempel Jphigeniens geſtanden. Der Prinz de Ligne war dieß in der That; ob dieſer Grundbeſitz in ſeinem Titel vorkam, weiß ich nicht. Er gelangte zu dieſem allerdings ſehr merkwürdigen Landſtrich durch ein Geſchenk Catharinens von Rußland. Auf ihrem an künſtlichen Wundern ſo reichen Zuge durch Taurien war er in ihrem Gefolge. Als man beydem Vorgebirge von Partheniza anlangte, ſtreckte die Kaiſerinn die Hand aus, wies auf jenen Felſen hin und ſprach: „Prinz, ich verleihe Jhnen jenes Gebieth.“ De Ligne von dieſen Worten begeiſtert, erhebt ſich, ſtürzt ſich in voller Galla-Uniform, aus der Yacht in's Meer, und ſchwimmt an das Ufer des Vorgebirges; da ſtellt er ſich in Poſitur, zieht den Degen, und ruft ſalutirend: „Wohlan Eure Majeſtät, ich nehme davon Beſitz.“

Frau von Chezy.

Ich ſollte ein Taſchenbuch heraus geben: Philomele. Frau v. Chezy verſprach mir Beyträge. Ich nahm mir vor, es ihr zu dediciren. In dieſer Abſicht ging ich hin.

Ich hatte Frau von Chezy ſtets für die deutſche Staël gehalten. Ich weiß nicht, weßhalb ich glaube, daß dieſes auffallen dürfte? Aber wodurch hat denn Frau von Staël

diesen strahlenden Nahmen? Sie hat glänzenden Geist; sie hat das, was man Genie nennt, lebhafte Einbildungskraft, Leichtigkeit, Witz; Eigenschaften, die auch Frau v. Chezy besitzt. Es ist wahr, die Französinn hat wissenschaftliche Bildung, Freyheit der Gesinnung, eine gewisse Philosophie; sie bewegt sich auf dem Felde der Geschichte und Politik; allein der Deutschen gebricht es an Ersteren nicht im Mindesten, ja sie hat noch Sprachenkenntniß voraus; dann ist sie eine poetische Natur, und in Ansichten und Grundsätzen so liberal wie die Französinn. Was den Styl betrifft, so ist jener der Frau von Chezy eben so frey, natürlich und einnehmend, wo nicht noch mehr, als jener der Frau von Staël. Ein gewisser Cynismus ist Beyden eigen, in Empfindungen, Ideen und Ausdruck, wie im Leben selbst. Sogar in der äußeren Persönlichkeit sind sie einander nicht unähnlich. Kurz, in meinen Augen, wie gesagt, ich glaube, wenn man ein characteristisches Bild der Frau von Chezy entwürfe, ohne ihren Nahmen dabey zu nennen; wenn man dann am Schlusse sagte: das ist das Bild der Frau von Chezy, so würde Niemand überrascht seyn, man würde beystimmen, so sehr hängen wir von der Form ab!

Helmina von Chezy wohnte auf der Wasserkunstbastey. Ich lud den in seiner Art so merkwürdigen Dichter Mayrhofer, meinen unmittelbaren Logisnachbar ein, mit hin zu kommen. Mayrhofer, etwas menschenscheu, schien sich zu bedenken; allein da es sich darum handelte, eine Poetinn, deren Genius auch er so warm verehrte, näher kennen zu lernen, so entschied er sich dafür.

Wir fanden schon Besuch da. Halirsch war zugegen. Er declamirte der Dame ein Gedicht vor, ihr Urtheil zu vernehmen. Sie, in fast argem Negligee, die Arme in die

Hüften geſtemmt, ſchritt im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit langte ſie nach einer Serviette, und trocknete ſich den Schweiß; dann ſetzte ſie ſich auf einen Schemel. Ihre kleine, dicke, plumpe Geſtalt nahm ſich da gar ſeltſam aus.

Das Product hatte ihren Beyfall nicht. Der Stoff war aus der franzöſiſchen Geſchichte. Sie fragte, ob er ihn nicht dem Froiſſart entnommen. Halirſch ward ein wenig betroffen; er bejahte es. Dann zeigen Sie, ſagte Frau von Chezy, daß Sie der altfranzöſiſchen Sprache nicht kundig ſind. Ich bin es, ſetzte ſie hinzu; den Froiſſart, den Rabelais, den Montaigne leſe ich Ihnen neu vor, ohne Fehler. Doch, ſagte ſie ſehr freundlich, wie eine Mutter, zu dem etwa 20jährigen Dichter, ein Paar kleine Correctionen werden leicht Alles gut machen. Laſſen Sie mir die Ballade da bis Morgen. Halirſch verſtand ſich mit Dank dazu, und nahm Abſchied, da er dieſen Vormittag noch die Recenſion eines Stückes im Burgtheater zu ſchreiben hatte, für die Theaterzeitung, deren Referent er war.

Mayrhofer ſprach ſich recht gut mit Helminen. Sie ſchätzte ihn ſehr. Sein Gedicht: „In der Schmiede“ konnte ſie auswendig, ſie überraſchte ihn, indem ſie es recitirte. Sehr zart gab ſie ihm zu verſtehen, daß er ſich wohl ein wenig zu ſehr Goethen vorſchweben laſſe, nahmentlich in Anſehung der Nachläſſigkeit der Form. Man erkannte deutlich, daß es ihr Freude mache, Mayrhofer perſönlich kennen zu lernen; Er, ſeiner Seits nicht minder; er wurde faſt warm. Sie nöthigte ihn zum Thee, und ſie ſchwatzten von Cenſurſachen, während ich mit Drärler-Manfred plauderte, der indeß gekommen.

Dieſer kündigte an, daß er einen Ausflug nach Norddeutſchland beabſichtige. Recht nette Sachen hatte er eben

fertig, er theilte mir einige mit für den Almanach. Das Gespräch kam auf Euryanthe. Helmine bemerkte ganz offenherzig, daß sie für das Dramatische durchaus weder Beruf noch Neigung habe; sie wolle bloß der Bitte des Compositeurs nachkommen, den sie so sehr ehre. Dräxler explicirte sich bey diesem Anlaß als einsichtsvoller, geistreicher Bühnenkenner und Kunstrichter. Es blickte durch, daß er wenig Hoffnung für wünschenswerthen Erfolg hege. Helmine verdroß das durchaus nicht.

Nun kam auch Berling, der prudente Theaterreferent, der für ungleich weniger galt, als er werth war. Er hatte Tact, reellen Character, große Gewandtheit, er war durchaus unbestechlich trotz seiner äußerst mittelmäßigen Umstände. Er war im Begriff, seine zerstreuten Schriften zu sammeln. Er wendete sich an mich, ihm einen Verleger zu verschaffen. Sie sind so gut als vergessen; denn Erzählungen zu schreiben, war seine Sache nicht. Aber seine dramaturgischen Berichte, nahmentlich im Conversationsblatt lesen sich gut.

Ich erhielt von Frau v. Chezy außer der Erlaubniß zur Widmung unter Andern das Gedicht: „Nachtigallen-Heimath“ das der wackere Gyrowetz, dieser noch kräftige so achtens- wie liebenswürdige Veteran in Musik setzte. Helmine war uneigennützig und lehnte ein Honorar ab. Dafür trug ich ihr meine Dienste bey der Sammlung ihrer Novellen an, die sie im Begriff war, unter dem Titel: „Stundenblumen“ heraus zu geben.

Man sollte sehr weit entfernt seyn, Frau von Chezy schlechtweg für eine lediglich Belletristinn zu nehmen. Es geschieht dieß ungerechter, leichtsinniger Weise wohl nur zu

häufig, um so auffallender, da sie doch mehreres Wissenschaftliche geschrieben.

Einen Vorzug noch hat sie vor der Staël. Sie schrieb stets leicht, gewandt und sicher, direct für den Druck, ohne zu corrigiren, oder wohl gar umzuschreiben, woran sich Jedermann gewöhnen sollte. Viele längere Aufsätze habe ich von ihr gesehen, in denen aber auch durchaus nicht das Mindeste geändert war. Betrachte man hingegen die Manuscripte der Staël! Welche Menge von Correctionen, welcher Mangel an Orthographie und besonders welche schülerhafte Interpunctirung! Bey meinem Autographe-Geschäft sind mir viele Handschriften der Frau von Staël vorgekommen; aber nicht das einfachste Billetchen, ohne diese grelle Gebrechen. Frau v. Chezy erschien überall als eine der gewiß sehr wenigen Schriftstellerinnen, die keines männlichen Redacteurs oder Retoucheurs bedürfen.

Ein Nestor.

1808 war der Älteste des Invaliden-Pallastes ein Mann, der den großen Eugen († 1736) noch gesehen hatte. Er hieß Ignaz Bachmann, war 108 Jahre alt, und hatte 70 Jahre gedient. Als den 15. Februar 1808 in diesem Invaliden-Hause der Geburtstag des Kaisers Franz gefeyert wurde, wobey der Monarch selbst zugegen war, überreichte dieser Nestor dem Helden des Festes ein Gedicht. Geführt wurde er von zwey Offizieren. Franz war gerührt von diesem Anblick, reichte dem Greis die Hand zum Kusse, sagte ihm viel Erhebendes, und ließ sich über die Würde des Soldatenstandes mit so ergreifenden Worten aus, daß allgemeine Begeisterung entstand, und sich in einem rauschen-

den Jubel kund gab. Der alte Mann weinte vor Freude, die seinem Leben selbst fast gefährlich wurde. Die erhabene Feyerlichkeit war reich und merkwürdig decorirt, besonders mit Büsten und Rüstungen ausgezeichneter Heerführer, mit Trophäen aller Art. Unter Andern sah und bewunderte man die Rüstungen Rudolphs von Habsburg und Carls V.

Merkwürdiger Brief.

Zuschrift des Herzogs von Orleans, jetzigen Königs der Franzosen, in England, an den k. k. Hofrath von Gentz in London.

Nicht eben auf Anlaß der unlängst Statt gefundenen Anwesenheit Ludwig Philipps in England allein ist es von Interesse, nachstehenden Brief, den er vor mehr als vierzig Jahren in jenem Lande geschrieben, zu veröffentlichen. Es ist noch ein besonderer, ein vaterländischer Beweggrund dazu vorhanden, da der Inhalt eine ehrende Würdigung ist, gezollt einem gesinnungsvollen deutschen Schriftsteller und gewandten Bekämpfer revolutionärer Ideen, der eben erst dem österreichischen Staatsdienste war einverleibt worden. Das betreffende Sendschreiben nähmlich ist zugleich ein augenscheinliches Zeugniß der hohen Achtung, welche der Herzog, dieser gediegene Fürstengeist, dem Herrn v. Gentz geweiht hatte, als einem Manne ausgezeichneter Eigenschaften und Verdienste. Gentz hatte 1802 England besucht, nachdem ihm, wenige Monate zuvor, die Stelle eines k. k. Hofraths zu Theil geworden war. In London kaum angelangt, wurden ihm die folgenden Zeilen des Herzogs behändigt:

„Donington, le 4 Nov. 1802. Leicester Shire.

J' apprends, Monsieur, que vous venés, d'arriver à Londres, et je m'empresse de vous adresser une lettre de mon ami le Comte de Froberg que j'ai reçu, il y a quelque tems. J'en profite avec plaisir pour vous témoigner, combien je serais aise de faire votre connaissance. Il y a longtems que vos ouvrages m'en ont donné le desir, et tout ce que me mande le C. de F. l'a encore fortifié. Je regrette de ne pas me trouver à Londres dans ce moment ci, car je sais que vous ne devés pas y rester longtems, et j'attache beaucoup de prix à mettre à profit le court séjour que vous comptés faire dans ce pays ci. Je compte être de retour à Londres et dans le voisinage dans huit ou dix jours au plutard, et je me flatte qu'alors vous voudrés bien me dedommager de ce que je perds maintenant. Je saisis avec empressement, Monsieur, cette occasion, de vous assurer de ma parfaite consideration.

L. P. D'Orleans.“

Die literariſchen Leiſtungen des Herrn von Gentz, auf welche der Herzog hindeutet, ſind außer einigen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen in Zeitſchriften dieſe: Von dem politiſchen Zuſtande Europas ꝛc. 1801; Betrachtungen über den Urſprung des Krieges gegen die franzöſiſche Revolution, 1801; vielleicht auch das: Schreiben an Friedrich Wilhelm III. (1797); nicht minder wohl die Anmerkungen, mit denen Gentz ſeine Überſetzung nachbenannter Schriften verſehen hatte: Burkes Betrachtungen ꝛc. (1793—94); Mallet du Pan über die Revolution (1794); Ivernois Finanz-Adminiſtration (1797), und Monniers Urſachen, warum Frankreich nicht zur Freyheit ꝛc. (1799.)

Obiger Abdruck jenes merkwürdigen Briefes erfolgt nach einer genauen Copie des ganz von der Hand des Herzogs geschriebenen Originals. Diese schöne Urkunde war vor einigen Jahren mein Eigenthum; ich reihte sie meiner zweyten Autographe-Versteigerung, vom 28. Jänner 1839 ein. Der Character der Hand ist Ruhe, Festigkeit und Klarheit; die Buchstaben sind groß; die Züge leicht, sicher und geschmackvoll; die Schrift ist so deutlich, wie Gedrucktes. —

Bey dieser Veranlassung kann ich nicht wohl umhin, zu bedauern, daß der grelle Mangel an Theilnahme mich hat bewegen müssen, von meinem so liebevoll gepflegten Autographe-Geschäft abzustehen, nachdem ich in 6 Auctionen über 1700 Stücke, worunter mehrere Kleinodien, ausgebothen hatte. Noch weniger aber darf ich ermangeln, dem hochverehrenswerthen Herrn von Radowitz den lebhaftesten Dank für die schmeichelhafte Weise zu zollen, mit der es ihm gefallen hat, dieses meines Wirkens in der deutschen Vierteljahrsschrift zu gedenken.

Kanne's Caffehhaus

pflegten einige Freunde dieses ingeniösen Tonsetzers und Schriftstellers das Gasthaus zum Pfau in der Kärnthnerstraße zu nennen. Nicht aber das Extrazimmer, sondern die ordinäre Gaststube, die wohl überhaupt das eigentliche Extrazimmer ist für Leute wie Kanne, der lieber mit Menschen als mit Leuten umging, der sich zehn Tausend Mahl besser mit dem sogenannten Volke unterhielt, als mit den andersgenannten Distinguirten. Jene Gaststube war damahls wirklich ein Extrazimmer in ihrer Art: die Lichtscheeren waren noch mit Ketten assecurirt. Sonst war Alles

in Negligee; es verſteht ſich, daß man Tabak rauchen konnte, was ſich in dem Extra nicht verſtand, und wovon es ſich verſtand, daß Kanne es den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch that, nur nicht in vielen und langen Zwiſchenräumen, wo er das Weinglas am Munde, und in ſehr kurzen, wo er ſchlief. In dieſer, jetzt ganz veränderten Stube brachte er häufig die Abende, die Theater-Abende zu. In dieſe Stube kamen von dem daran ſtoßenden Kärnthnerthortheater die Tänzer herüber gehüpft, die Sänger und anderweitige Virtuoſen; ſtießen ſich aber nicht daran, wie es hier ausſah und zuging, ſondern machten dem etwas unzugänglichen und barſchen Mann, der die muſicaliſche Zeitung ſchrieb, ihre kleinen Servus, plauderten ein wenig, und ſchlüpften wieder davon in den Kunſttempel hinüber. Kanne ſelbſt natürlich, wenn es zu recenſiren gab, ließ auf einige Minuten die Pfeife ruhen, und das Halbeglas (den Stutzen), mehrere Mahle während der Oper; zurückgekehrt dann geſchwind einige Zeilen oder Seiten, je nachdem, niederzuſchreiben mit Bleyſtift. Zu dieſem Zweck, und überhaupt, um dort oder da, auf Spaziergängen, oder in den verſchiedenen Gattungen Un-Extrazimmern zu ſchriftſtellern, trug er ſtets einige Bogen Papier in Quart geheftet bey ſich, wobey noch zu bemerken, daß er nur die eine, die linke Seite beſchrieb, die andere zu etwaigen Änderungen oder Zuſätzen leer laſſend. In dieſem Caffehhauſe (beſſer hätte man freylich geſagt: Zur Kanne) auf den langen Bänken, an den ſchmierigen Tiſchen, bey dem düſtern Talglich, mitten unter dem Gebraus und Lärm der Proletarier, der heimkehrenden Wäſcherleute, die ihre Schubkarren mit den vierfüßigen Cuſtoden dicht vor der Thüre ſtehen hatten, ging es recht cordial her. Gelacht

ward aus reiner voller Herzenslust zum Zerplatzen, wovon man heut zu Tage fast gar nichts mehr weiß, und was man jetzt in den Extrazimmern schon gar sehr unextra finden würde. Den jovialen, derben aber biederben, damahls noch recht umgänglichen Kanne zu sehen, zu genießen, kamen viele Freunde hin: Weber, Eyb, Biedenfeld, Wähner, Umlauf ꝛc. ꝛc., ihn, nach dem Theater, vom „Comödiengaffel“ weg, zuweilen zu begleiten, exclusive bis zu einem seiner fernen Frequenzorte: zum goldenen Ochsen, zur Weintraube ꝛc. in der Leopoldstadt. Unvergeßliche Abende einer harmlosen Zeit! „Ja, ja!“ wirst Du ausrufen, lieber Biedenfeld, in Deinem Weimar, wenn Dir diese Zeilen zu Gesicht kommen! Und das muß man Dir nachsagen, daß Du seitdem viel fleißiger bist, als in Wien. Vermuthlich haben sie dort keine solchen Kanneschen Caffehhäuser. — Über Freund Kanne ließe sich noch Manches anmerken, was ich in einer andern Notiz über ihn noch nicht gethan. Z. B. War die Rede von Büchern, so knirschte er. Er liebte Bücher; er hatte aber keine Bücher. Seine ganze Bibliothek bestand aus dem zweyten Theil von Jean Pauls Ästhetik, aus dem citirte er häufig. Er besucht einen Freund, erblickt eine kleine Stellage mit Büchern: „Der ist glücklich,“ ruft er aus, „der hat Bücher.“ Eines Morgens aber kommt er nach Hause; er war selbst glücklich. Ein kleines Repositorium mit Büchern findet er, ihm anonym gespendet von jenem Freund. Dieser kommt einmahl selbst hin: keine Spur mehr von der Spende; nichts als der zweyte Theil von Jean Paul. Ja, mein Gott, freylich! . . . .

Pompöse Thierhetze.

Im zweyten Theile unserer kleinen Wiener-Denkwürdigkeiten haben wir eine skizzirte Schilderung einer Hetze geliefert, welcher wir die Ehre gehabt, beyzuwohnen. Dann ließen wir die Publication des Hetz-Amphi-Theaters vom 6. May 1796 folgen, genau nach dem Hetzzettel selbst copirt. Nun stieß uns aber eine neuere Hetz-Proclamation auf, und zwar an einem Orte, wo wir sie wahrlich nicht geahnt hätten. „Annalen der leidenden Menschheit“ ist der Titel des Buches, in welchem jenes Document aus den Annalen der leidenden Thierheit vorkommt. Jene Jahrbücher, herausgegeben von A. Hennings, erschienen zu Altona in 10 Heften, 1795—1801. Der in Rede stehende Hetzzettel ist im 3. Hefte, Seite 336 und folgend, und zwar unter der Aufschrift: Ad perpetuum rei memoriam enthalten. Nach einem etwas schnöden Eingang theilt der Herausgeber die allerdings sehr characteristische Urkunde wörtlich mit. Dem Styl und der darin herrschenden jocösen Laune nach dürfte der Verfasser derselben eher Perimt als Rautenstrauch seyn. Diese Jocosität, so wie die naiven Wendungen und Ausdrücke, überhaupt aber das Eigenthümliche der Orthographie, gewähren einer Seits Spaß genug. Dieser Hetzzettel ist vom 10. July 1796, das heißt, er kündigt die an diesem Tage als an einen Sonntag abzuhaltende Hetze an, also ungefähr 7 Wochen vor dem verhängnißvollen 1. September, an welchem Tage, Abends 8 Uhr, das Gebäude ein Raub der Flammen ward, und es zugleich mit dem ganzen Hetzwesen ein Ende nahm. Hier also die betreffende Ankündigung:

„Im K. K. privil. Hezamphitheater unter den Weißgär-

bern wird Sonntag den 10. July 1796 die K. K. Thier-Hezjachtung unter wohl besetzter türkischer Musik besonders gut gewählte und heroische Kämpfe aus ihrem großen zahlreichen Thierreiche abhalten lassen, worunter zwey sehr starke und hartnäckige Bärenkämpfe, der große Sprung des edlen Hirschen durch ein Feuerfaß, das allbeliebte künstliche Ochserlegen durch den Hezmeister Mathias Stadelmann, in beiderseitigen vollen Feuer und Donnergerassel, dann der stattliche grimmige Löwenraub mit dem wüthensten aller Löwen und einen starken Steinhengsten, endlich der Vollstierkampf, und der Schweinskampf in Feuer, wo die mächtige Wildschwein und beyde Schweinshunde ganz in Feuer eingehüllt sind, heute die vorzüglichsten Stücke ausmachen sollen.

Eine Stunde vor Anfang der Kämpfe rücken alle vier jungen Bären zugleich an, sie werden wetteifern einer dem andern an lustigen Schnacken, Scherzen und Possenspiel es zuvorzuthun. Sodann rückt an:

Erstens: Der große weiße Wolf der sogenannte Jagel, er wird sich ein wenig mit dem Hezmeister die Zeit zu vertreiben suchen, sodann seine Rache, da er dem Hezmeister auf keine Art zukommen kann, an ein paar guten Wolfshunden ausüben, dann wird aber ein Sole-Hund sich an ihm abkühlen, und die Scharte an ihm auswezen.

Zweytens: Die bissige böse französische Hyäne nimmt es heute mit zwey Hunden auf, und zwar nacheinander jedesmahl mit einem frischen, sie findet sich heute aufgelegt, und stark genug, einen so nachdrücksamen starken Kampf zu unternehmen, und wird ihr äußerstes wagen, auch einmahl zu siegen.

Drittens: Der große, starke und schöne Lux will nicht

minder heute ſich auszeichnen, auch er unternimmt einen hitzigen Kampf, doch ſoll es ſeinen Gegner, falls ſie über ihn ſiegen ſollen, ziemlich theuer zu ſtehen kommen, ſie darfen in Rückſicht ihrer Augen wohl auf ihrer Huth ſeyn, des Hauens und Kratzens ſoll kein Ende ſeyn, und an Kräften, Fleiß und Mühe ſoll es dem edlen ſchönen Lux ſicherlich nicht mangeln.

Viertens: Ein ſehr großer ſtarker Bärenkampf folgt, anfänglich unternehmen ſelben zwey gute Bärenfänger eines Herrn Hezfreundes, dieſem folgen aber vier Semmelbraun der K. K. Pachtung, die ſich ſicherlich viele und große Ehre einlegen, und dem ſtarken Raufer eines gewaltigen Bären unterjochen werden.

NB. Fünftens: Der große Vollſtier kömmt voll Hochmuth aus ſeiner Falle, in der feſten Überzeugung, und in der ſichern Hoffnung, heute abermahlen ein ſo fürchterliches Gemetzel unter den Hunden anzuzetteln, doch kennet er einen neuen geſtreimten Stierfänger, einen Langwaſchel nicht, der ſich unbemerkt unter die übrigen Stierfänger ſchleichen, mit einmahl ſeiner Ohren ſich bemeiſtern, und als Sieger den beſchämten Prahler abführen wird.

NB. Sechſtens: Der große Schweinskampf in vollem allſeitigen Feuer.

Eine große ſtarke und mächtige Wildſchwein ganz in Feuer eingehüllt, ſpringt aus ihrem Einſchlagbett heraus, kaum durchwandert ſie eine Weile den großen Kampfplatz, als ſich augenblicklich von ſelbſt die große Feuermaſchine entzündet, alsbald rücken zwey der Kaiſerl. Königl. Pachtung zugehörige ächte ganz feurige Schweinshunde ihr entgegen, bemeiſtern ſich ihrer Looſer, und übergeben ſie den Händen ihrer Wärter.

NB. NB. Siebentens: Der große Sprung des Hirschens durch das Feuerfaß.

Die Plagge und das Feuerfaß wird aufgerichtet, und das Zeichen zur Erscheinung dem großen Künstler gegeben, dieser edle Hirsch erscheint auch in einem Sprung, und durch einem geschickten ersten Durchsatz entzündet er eigenmächtig das Faß, und setzt unausgesetzt so lange ein Feuerschimmer sich zeigt, unter beständigen Donner und Feuergerassel immer durch, hiedurch hoft er die volle Zufriedenheit der wertheſten Gönner zu erhalten.

Achtens: Einer der mächtigſten, größten und stärkeſten Bären kömmt leise aus seiner Falle, ganz herzhaft, und voll Muth und Raufbegierd, er soll sich heute ausnehmend auszeichnen, zuerst nehmen es zwey auserlesene gute Bärnfänger auf sich, ihm noch mehr in Harnisch zu bringen, und ihn so wacker zuzusetzen, daß er in die äusserste Wuth und Grimm versetzt werden soll, doch dieß sollen nur Vorbothen eines schrecklichen Schicksals seyn, eine ganz volle und mächtige Kuppel von sechs der K. K. Pachtung zugehörigen Kastanienbraun machen ihn den Kehraus, und bedienen ihm mit so viel Nachdruck, daß er dem Unterliegen und Unterjochen ganz nahe, und nur seiner Thätigkeit und Anstrengung aller Kräften es zu danken haben soll, wenn er noch mit heiler Haut vom Kampfplatz wird abziehen können.

NB. NB. NB. Neuntens: Nun ein sehr großes Kunststück des Hezmeisters Mathias Stadelmann.

Nicht auf eine allgemeine bekannte Art und Weise wird er heute sein Kunststück ablegen, sondern in beständigen Donner und Feuergerassel. Es erscheint dahero aus dem Stierthor ein sehr wilder ungarischer Ochs ganz mit

Feuer umgeben, voll Wuth und Mordsucht, rasend eilet er allem entgegen, was ihm aufstösset, um alles zu durchbohren, aber so groß seine Wuth, so groß sein Eifer und Begierd, so klein, so unendlich gedemüthiget soll er durch den Hezmeister Mathias Stadelmann werden, dieser voll Gegenwart des Geistes, voll Ruhm und Ehrsucht eilet mit großer und vieler Behendigkeit dem Stürmer und Dollkühnen, ebenfalls ganz um seinen Gegner noch mehr in die Mordsucht zu bringen, in Feuer eingehüllt, selben entgegen, mittelst eines geschickten Kunstgriffes und feinsten Benehmens bemächtiget sich derselbe in währendem Anrücken und gewaltigen Stoßes den ihm der rasende bohende Gegner versetzt, sich seiner Hörner, und wirft ihn mittelst eines Dolchstiches zu voller Zufriedenheit todt zu Boden. Diesem folgt schlüßlichens:

NB. NB. NB. Zehntens: Der Wütherich aller Thiere, der vielleicht nirgends in der ganzen weiten und grossen Welt seines Gleichen habenden grimmigen Löw, er unternimmt einen großen starken Kampf mit einem starken Steinhengsten, kaum wird dem Bezwinger aller Thiere, dem so bekannten beliebten stattlichen Löwen seine Höhle gezogen, als er auch schon voll Raub und Mordbegierd einem starken Steinhengsten entgegen eilet, und mit selben einen Kampf unternimmt, der sehenswerth seyn soll, nach langem anhaltenden Streit und Kampf gelingt es ihm endlich doch, sich seiner zu bemeistern, und nachdem er ihn wird getödtet haben, falls es möglich, mit in seine Höhle zu schleppen, ein Kampf, der nicht nur stattlich, sondern wirklich sehenswerth seyn soll, und mithin schließt die K. K. Pachtung diese heutigen grosse und heroische Kämpfe."

Cagliostro und Saint-Germain.

Der letztverstorbene Baron Natory besaß eine Tabakdose des Cagliostro, (versteht sich nicht direct), ließ ich mir erst neulich sagen. Noch neulicher hieß es: Cagliostro wohnte in Währing. Man könnte also, wenn auch etwas paradox, gleich anfangen: Als Cagliostro in Wien war, wohnte er in Währing; als vorsichtiger Feldherr hatte er sein Hauptquartier, laut kürzlichen Beyspiels in einiger Entfernung von der Residenz; Cagliostro in Währing, hat Geister citirt, hat den Heurigen erfunden und derley Curiosa mehr. War Cagliostro in Währing, so konnte Cagliostro auch in Nodaun seyn. Dieß zu meiner Rechtfertigung, da ich ihn im »Magier« dort habe auftreten lassen. War Cagliostro in Währing, so konnte Cagliostro auch in Wien seyn, noch viel leichter. Und dieß wieder zu meiner Rechtfertigung, da ich ihn bey und mit einer schrecklich dicken Fleischhauerinn habe auf- und abtreten lassen, die eine geborne Währingerinn war, diese Madame Rechlinn.

Cagliostro in Wien: dagegen schützt nun einmahl nichts. Aus vielem Zeitgenossenschaftlichen, aus vielen Reisebeschreibungen, aus Cagliostros eigenen hochnothpeinlichem Verhör in Rom geht hervor, daß Cagliostro in Wien war.

Wir brauchen Cagliostro; Cagliostro ist uns unentbehrlich, nähmlich Cagliostro in Wien. Ohne Cagliostro in Wien können wir nicht leben, wenigstens nichts schreiben, und, schon recht, folglich auch nicht leben. Denn, wenn man auch nicht lebt, um zu schreiben, so schreibt man doch, o leider, oft, um zu leben. Also Cagliostro in Wien! Es bleibt dabey; es gilt.

Warum aber gerade Cagliostro? Warum aber gerade Wien?

Cagliostro erstens, weil er ein hochromantischer Character ist, aus und mit welchem man machen kann, was man will; ein Wunderheld, in das Übersinnliche langend, mit Einem Worte, so allseitig und unerschöpflich, daß man nicht nöthig hat, seine Zuflucht zu der allerabgedroschensten aller Tendenzen zu nehmen, zur Geschlechtsliebe nähmlich. Ein Wunderheld ferner, der höhere, wissenschaftliche practische Interessen nicht nur gestattet, sondern erheischt, und deßhab auch für gebildetere Geister ansprechend ist, die gegen gewöhnliche, flache, kernlose Belletristerey entschiedenen Widerwillen hegen, weil sie keine „Krensleischler," keine Kaufmannsdiener und keine Bürgerstöchter sind, diese Geister. Ein Wunderheld dann, ein Abenteuerer, der, auf factischem Boden sich bewegend, den Anreiz der Wirklichkeit mit dem des Romans verbinden läßt, Geschichte und Roman, und somit den allbekannten Ausspruch umdreht oder in Eins verschmilzt, also lautend: „Die Geschichte ist ein Roman, den wir glauben, und der Roman ist eine Geschichte, die wir nicht glauben." Deßhalb auch wühle ich seit einiger Zeit so unbarmherzig in der Figur des Marquis Saint-Germain herum. Aber mit Cagliostro, da heißt es allerdings, ein Bißchen umsichtiger vorgehn; das versteht sich.

Cagliostro zweytens: Warum gerade in Wien? Nun, das ist freylich etwas individuell. Ich bin ein echter Wiener; ich kann mich nun einmahl in gewisser Hinsicht von Wien nicht trennen, und seit ein paar Jahren habe ich mich von Wien nicht getrennt. Nähmlich seit dieser Zeit habe ich, als Bibliopole leider im Besitz so unausstehlich vieler

Muße, nichts Anderes gethan, als Dinge über Wien geschrieben und über die Wiener. Nichts als Viennensia zu schreiben, fahre ich fort, fort und fort. Und wenn man Saint-Germain'sche Jahrhunderte lang fort und fort schriebe über dieses Wien, so wäre selbes doch immer noch ein inhaltschwellendes, vor Stoff fast zerplatzendes Cornu copiae, sich ewig jung und ewig frisch, in unsägliche Kreuzungen herum erzeugend und herum gebärend, daß Einem völlig schwindelt; Wien, wirklich die Welt im Kleinen, und mit so vielen noch unentdeckten Welttheilen.

Folglich: Als Cagliestro in Wien war, wohnte er in Währing.

Was Saint-Germain betrifft, so haben wir eine Entdeckung gemacht, eine große Entdeckung. Wir glauben nähmlich, seinem methusalemischen Geheimniß auf der Spur zu seyn.

Bisher ward angenommen, daß er, mittelst eines eigenen Arcanums beliebig so und so viele Jahre im Zustande des Schlafes verweilt. Und da ist es denn freylich keine Kunst, während des Zeitraums von ein paar Jahrtausenden auf Erden gesehen zu werden. Es kommt uns aber etwas verdächtig vor, da wir den Herrn Marquis fast in jedem Säculum, und da wieder in mehreren Decennien attrapiren. Mit dem Schlafpülverchen ginge das nicht recht zusammen.

Sagen wir es nur rund heraus: Wir sind der Meinung, der Marquis bediene sich des Caglieſtrischen Lebens-Elixirs oder Verjüngungsfluidums, das er, Saint-Germain, seinem eigenen Geständniße nach, am Hofe Ludwig XV. bey mehreren Personen völlig probat appliciert hatte. Bey sich selbst aber hat er es bis zur Reductions-

Crisis des Wickelkindes kommen lassen; und so nach 60 Jahren wieder, und so wieder nach 60 Jahren wieder, und so durch Hunderte von Jahren fort.

Nun da wäre es noch weniger eine Kunst! Nun da gäbe es ein totales Schisma in der Saint-Germain'schen Chronologie.

Folglich: Saint-Germain so und so viele Dutzend Mahle ein Wickelkind. Schöne Geschichte das. Nun heißt es klug seyn in der Zeitbestimmung.

Saint-Germain anno 88, oder 89, oder 90 in Wien, wo wir die unvergeßliche Ehre gehabt, ihn zu sehen! Saint-Germain dann ein Säculum darauf, so anno 30 oder 40; oder 44 beym Saphir-Fest auf der Mehlgrube im Casino, wo wir leider nicht, da wir nach 8 Uhr nirgens mehr sind.

Seltsam, seltsam, ꝛc.

Fortsetzung folgt.

Und nicht so oft als bey mancher unzähligen Fortsetzung in den Zeitschriften. Fortsetzung konnte nicht mehr folgen; Fortsetzung war schon zu ermüdet, wie das Publicum selbst.

Fortsetzung folgt.

Weltlich Treiben in den Kirchen.

Die Gotteshäuser werden leider noch heut zu Tage zu weltlichen Zwecken entwürdigt und mißbraucht. Man bedient sich ihrer zu Rendezvous; man geht hin, das schöne Geschlecht zu mustern, überhaupt die schöne Welt in Augenschein zu nehmen, Bekanntschaften aufzusuchen, sich selber zu zeigen; insbesondere nach beendigter Messe auf der

Straße Spalier zu bilden, die Herauskommenden Revue passiren zu lassen, und was dergleichen profanirende Dinge mehr sind. Daß man aber in der Kirche selbst förmliche Promenaden halte, so ganz ungenirt, wie z. B. auf der Bastey oder in der Redoute; daß man sich in Kreise zusammen stelle, um zu plaudern; daß man Gruppen bilde, um verschiedene Geschäfte zu verabreden, Handel zu treiben, wie in einem Caffehhause oder auf der Börse, und all das ganz formell und völlig ungenirt: von derley Naivetäten hat man in unsrer Zeit wohl eigentlich kein Beyspiel. Warum? Man hält auf das Decorum; und das Decorum gehört mit zu den Früchten der Civilisation; und das ist auch nicht zu verachten, wiewohl es an dem Kern der Sache nichts ändert, und zu Verstellung, Heucheley und allen Arten von Täuschung führt. Das geht uns aber hier nichts an; wir haben bloß die Absicht, zu sagen, daß es in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Wien noch viel ärger zugegangen in den Kirchen, denn jetzt. Erstens vielleicht der Collision mit dem Lutherthum wegen; dann, weil man sich überhaupt viel natürlicher gab, mit den Formen der Bildung weniger vertraut und in den meisten Dingen unabhängiger war, als späterhin. Ohne auf dieses Thema weiter einzugehen, wollen wir als Beleg des eben Gesagten, hier die Verordnung beybringen, welche Kaiser Ferdinand I. unterm 13. Nov. 1559 veranlaßt war, gegen das Spazierengehn, „Ringhalten und andere zeitliche Geschäfte," im Stephansdom, wie in den andern Wiener-Kirchen, ergehen zu lassen. Dieses characteristische Edict lautet also:

„Wir Ferdinand von Gottes genaden Erwelter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, zu Hungarn, Behaimb, Dallmatien, Croatien

und Slavonien ꝛc. König, Infant in Hiſpanien, Erzherzog zu Öſterreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Cärnthen, Crain und Wirttenberg, grave zu Tyroll ꝛc. Entbinden N. allen und Jeden unſeren und unſerer geliebten Söhnen Hofgeſind, Landleuten, Stadtvolk auch unſerer hohenſchull allen alle zugethanen und getreuen, Geiſtlichen und Weltlichen, was Würden, Standes oder Weſens die ſeyen, ſo Sannct-Stephans Thumb, und andere Kirchen allhie in unſerer Stadt Wien beſuechen, unſer gnad und alles gutes. Wiewohl wir Khunt und Erinnert, wie Enner Etlich ſeyn, welche die Kirchen nicht, wie ſich gebührt, und wohl gezimt von Andachts und gebetts halben, beſuchen, ſondern untern Verkündigung des heiligen Wort gottes und Vollbringung der göttlichen Aemtter, ärgerlicher weiß in denen Kirchen hin und wieder Spacieren, oder auch ſonſt hauffen und ringe halten, auch allda Ennere zeitliche handlungen verrichten, oder ſonſten unnützen leichtfertigen ſachen nachgehen und auswartten, und alſo allein ſelbs nichts gutes thun, ſondern auch ander leuth an Ihre Gebett und Andacht hochlich und merklich verhindern, und alſo aus dem Betthauß ain gewerb- und Spacierhauß machen, und derwegen Euch allen und jeden, ſich dergleichen Verbottenen unchriſtlichen ärgerlichen erzaigungen und halten in den Kirchen gänzlich zu enthalten aufgelegt, und befohlen haben. So werden wir aber glaubwürdig erinnert, und bericht, daß bemelten Unſeren derwegen ausgangenen Mandaten, gar nicht nachkommen und gelebt werde, ſondern ſich Euer Etlich darwider ſowohl als vorgang ungebührlich und ärgerlich, darob wie dann nicht unbillig Ungnädigs Mißfallen tragen, halten und erzeigen ſollen. Und dieweil uns aber aus Befelch des Allmächtigen, und erfor-

derung unsers tragenden Kayserlichen und Landesfürstlichen Ambts dergleichen ungebührliche Sachen abzustellen, ine allewege gebühret, uns auch dasselb zugestatten keineswegs gemainet. So gebieten wir Euch allen und Euer jeden hiemit abermahlen mit allen Ernst, und wöllen niemand ausgenohmen, daß Ihr euch hinfüran, unter den Predigen und wann die Tagzeiten und andere göttliche Aemter, Es sey nun in Sannct-Stephan Thumb, oder anderen Kirchen gesungen und gelesen werden, des Spatzierens, Ringhaltens, hanthierens, und dergleichen ärgerlichen und ungebührlichen ertzeigen, und haltens, gänzlichen enthaltet, sondern den gotts Dienst, gott den Allmächtigen zu Lob und Ehre und Euren Nächsten zur Besserung mit gebührender, rechten Andacht beywohnt und auswarthet, und Euer Weltliche händel, geschäft und Spacieren, ausser der Kirchen und an anderen Orten verrichtet, Alles bey vermeidung Euer Jedes ordennlichen obrigkeitsstraf und unser ungnadt. Und damit diesen unseren Generalgebott desto stattlicher gelebt, und darob gehandlet werde, So bevehlen wir allen und jeden obrigkeiten, Geistlichen und Weltlichen, Insonderheit aber Unseren Land Marschalkh, Rector, Thumbdechant, Burgermeister, Richter und Rath Unserer Stadt Wien, Ernstlich und Vestiglich haltend, und gegen den Übertrettern so Euer jeden unterworfen, an alle Verschonung mit ernster straf verfahrt, und euch hierinnen keineswegs anderst haltet, als lieb euch, und Euer jeden seye unsere schwere Ungnad und straf zu vermeiden. Das ist unser Ernstlicher willen und Meinung.

Geben in unserer Stadt Wien, den dreyzehenden Tag Novembris Anno ꝛc. Im Neun- und Fünfzigsten, Unserer

Reiche des Römiſchen Im Neun und zwaintzigſten und der andern im drey und dreyſſigſten.

Ferdinand.“

Thereſia und Joſeph.

Maria Thereſia war im Begriffe entbunden zu werden, und zwar von Maria Antonia, der nachmahligen Königinn von Frankreich. Der Augenblick nahte heran, und dennoch konnte ſie ſich, in Geſchäften vertieft, von ihrem Schreibetiſch nicht trennen; bis zum allerernſteſten Moment hielt ſie aus. Kaum hatte ſie das Kind erblickt, als ſie ſich auch ſchon die zum Unterzeichnen bereit liegenden Papiere bringen ließ, und ſie expedirte. Van Swieten machte ihr Vorſtellungen; aber ſie erwiederte: „Meine Unterthanen ſind meine erſten Kinder; ihnen bin ich meine nächſte Sorge ſchuldig; mit den übrigen hat es Zeit.“

Eines Abends begegnet Joſeph II. in einem Corridor der Burg einem jungen Offizier. Der Kaiſer fragt ihn, was er ſuche. Jener antwortet: er ſolle morgen mit dem Früheſten zur Armee abreiſen; nun ſey aber ſeine Mutter im Sterben, und da wolle er den Cabinetsſecretär Danton um Verſchub bitten. Joſeph geht mit dem bedrängten Sohn, weiſet ihm Dantons Thüre, und ſagt: Herr Danton ſoll Ihnen Aufſchub gönnen; Sie waren Sohn, bevor Sie Soldat wurden.

Alles nach Umſtänden: Erſt Fürſtinn, dann Mutter; erſt Sohn, dann Soldat.

Ein Tag in Wien vor 400 Jahren.

(Romänchen.)

Das Erste ist: man muß den gewissen Simson persönlich gekannt haben. Das Zweyte ist, man muß das ungewisse trojanische Pferd persönlich gekannt haben. Das Dritte ist, man muß Augenzeuge gewesen seyn, wie jener Simson auf diesem Pferde saß. Und nur in diesen vereinigten drey Fällen, ist es möglich, sich eine Vorstellung zu machen von einem gewissen steyrisch-krainischen Cavalier, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts durch das Widmerthor (Burgthor) in Wien einritt, über den Schweinmarkt (Lobkowitzplatz) auf das Gasthaus zu, welches wenige Jahre darauf anfing Matschakerhof zu heißen.

Dieser Cavalier, Herr Andreas v. Baumkircher, mit den Familien Rindsmaul, Welser, Stubenberg, Polheim u. s. w. schwarte- oder schwertmagenisch und spillmagenisch versippt, hatte etwas über 9 Schuh Höhe, und war robust nach der Dürer'schen Proportion des bekannten Hercules; ein mammuthischer Recke. Seines Gaules Höhe betrug 24 Faust, aber nach dem Maße der damahligen Fäuste; seine colossalen Glieder waren in demselben Verhältniß. Es war ein Rappe, vollhaarig, kraftstrotzend, muthschnaubend, feuersprühend.

Herrn von Baumkirchers Gesicht war dunkelbraun, ganz verwittert. Seine großen, dunkeln, muthleuchtenden Augen, die lange starke Nase, der trotzige Mund, das weit vorstehende Kinn, die hochgewölbte Stirn, das üppige, theils struppige, theils geringelte Haupt- und Barthaar, Letzteres die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckend, bildeten den Ausdruck eines gewaltigen Kriegsmannes, den jedoch seine

Tracht nicht eben verkündigte. Er war äußerst einfach gekleidet. Er trug ein braunledernes Wamms, Hosen von schwarzem Leder, große graue Reiterstiefel, die bis über die Hälfte des Schenkels hinauf reichten, und ein Barett von lichtgrauem Filz, mit einer kleinen rothen Feder. Ein, allerdings ungeheures Schwert, und ein Dolch, waren seine ganze Bewaffnung. Rückwärts am Sattel war der zusammengerollte Mantel aufgeschnallt.

Sein Knecht war ein kleiner ordinärer Kerl, ohne alle Eigenschaften, auf einem schwächlichen Rößlein huckend.

Als der Ritter bey dem Matschaker-Gasthaus anlangte, in welchem er hatte absteigen wollen, lächelte er. Für seine Statur, so wie für die seines Rosses war das keine Räumlichkeit. Um durch das wiewohl gewölbte Fahrthor einreiten zu können, hätte er sich platt auf sein Pferd niederdrücken müssen. Der Hof, die Treppen, die Zimmer: Alles war nur für die gewöhnlichen Menschlein. Er beschloß also, sein Einlager bey seinen alten Freunden, den pohlnischen Juden in dem geräumigen Paffauerhof zu nehmen, und trabte über den alten Roßmarkt (Stockimeisenplatz), die alte römische Stadtmauer auf dem Stephansplatz, Ecke der Goldschmiedgasse vorbey, dem hohen Markt zu, und durch die Wildwerkerstraße (Wipplingerstraße) vorüber dem Hause seines Freundes Innprucker aus dem allerältesten Adelsgeschlechte Wiens, gen Maria am Gestade. Über die Mehlzeil (den Graben), das Pfeilerthor, und die Bognerstraße vorbey, hatte er den Weg aus absonderlichen Gründen nicht nehmen wollen, da er mit einigen Gewerbsleuten daselbst noch in Abrechnung gestanden.

Der alte Schmul Mardachai war entzückt über die Ankunft seines vieljährigen Gönners und Geschäftsfreundes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Er gab unverzüglich seinem Weibe einen Wink, in Folge dessen sie sich sogleich erhob, vier jener Gänse zu schlachten, deren man in diesem Hofe noch bis zu der Zeit des letzten Umbaues, zu mästen pflegte. Auch 2 Truthühner, daselbst gleichfalls stets in Anzahl gehalten, stach sie ab. Für den Augenblick wurden für den der Labung bedürftigen Gast zwey Laibe derbes Hausbrod und ein ganzer Kübel Käse aufgetragen; dann aus einem kleinen Schankhause Anfangs des Fischersteigs rechts ein 6 Maß haltender Steinkrug Wein herbeygeholt.

Bis die für den Ritter bestimmten 6 Stücke Geflügel gebraten waren, ordneten die beyden Männer ihre Geldgeschäfte. Baumkircher verbriefte dem Wechsler die Summe von 6 Goldgulden, die er für seine jetzige Anwesenheit geborgt. Er kündigte zugleich an, daß noch im Laufe des Tages Geldsendungen von mehr als Einer Seite anlangen dürften, in welchem Falle das eben aufgenommene Capital sogleich wieder abgetragen werden solle. Nahmentlich werde vom Freund Erasmus Lueger in Krain ein Säckel Thaler wohl sicherlich eintreffen. Alsdann wollte der Ritter selbst frühere Geldausstände zu tilgen nicht versäumen.

Diese anmuthige Mähre vernehmend, war Schmul Mardachai so vorsichtig, alsogleich in den Matschakerhof zu schicken, damit die dort sich einfindenden Bothen zu ihm gewiesen würden. Der Ritter billigte das, hinzu setzend: Was aber einen dieser Bothen, nähmlich den aus Ungarn, betrifft, so ist schon früher mit ihm abgemacht, daß er mich in dem Branntweinladen beim goldenen A B C in der Treibottengasse (Rauhensteingasse) finde, Abends um 6 Uhr. Für jetzt aber Freund mache, daß aufgetragen werde.

Frau Judith sputete sich, und Herr von Baumkircher

zollte Beyfall, insonderheit jenen berühmten riesigen Gans-lebern, die man schon damahls in jenem Hofe zu erzielen gewußt. Als sich der Gast bereits über die vorletzte Gans gemacht, trat die Wirthinn mit den zwey colossalen kalekutischen Hühnern ein; eine ihrer Töchter aber trug einen Bottig mit Salat, wozu der Gast beyfällig lächelte.

Der Dirne auf dem Fuß folgte einer der 15 Söhne des Schmul Mardachai, ehrerbiethigst vermeldend, daß der zum Tod verurtheilte Zauberer binnen einer Stunde nach dem Richtplatz abgeführt werde. Der Ritter beschloß, sich nach vollendeter Mahlzeit dahin zu begeben, da er bereits ziemlich lange, vielleicht einige Wochen schon, keiner Hinrichtung beygewohnt hatte.

Unterdessen schirrte Mardachai das Roß auf, so er wohl gepflegt und gestriegelt, und hielt es bereit. Alsbald erschien der Ritter, bestieg seinen Rappen und trabte über den Salzgries fort zum Rotten Thurm hinaus, den untern Werd (Leopoldstadt) dem Wasser entlang, die Fischerhütten vorüber nach der Gänsweide, als der Richtstätte.

Der Delinquent war bereits glücklich angekommen. Es war aber dieser verbrecherische und höchst gefährliche Mensch einer der allerärgsten Hexenmeister, auch Ketzer. Er hatte Hölzchen erfunden, die man in ein Fläschlein nur leicht zu tauchen brauchte, da brannten sie schon und man hatte sogleich Licht. Dabey hatte er die beyspiellose Frechheit, diese kleinen hölzernen Stäbchen Zündhölzel und selbst Lucifer (Lichtbringer) zu nennen. Ferner hatte er sich so weit vergessen, zu behaupten, die Sonne drehe sich nicht, sondern die Erde. Bey so unerhörten Verbrechen war denn nichts billiger, als ihn zum Scheiterhaufen zu verurtheilen, ihm

aber vorher noch eine andere kleine Züchtigung gnädiglichst und allermildthätiglichst angedeihen zu lassen.

Herr von Baumkircher kam eben dazu, wie letztere vor sich ging. Sie bestand in dem „Auszebrechen", d. i. in dem Ausreißen der Augen, welche Operation jedoch, das muß man sagen und anerkennen, mit großer Schonung, nähmlich höchst bedächtig und nach Möglichkeit ohne viel Schmerz zu verursachen, vorgenommen wurde in der kurzen Zeit einer halben Stunde. Dieser verabscheuungswürdige Zauberer wurde sofort an den Pfahl gebunden. Zur Verschärfung der Strafe mußte er, obschon blind, den Holzstoß mit seinen eigenen Zündhölzchen selbst in Brand stecken und so kam dieser gräuliche Frevler, dieser Abschaum der Menschheit, dieser Lockvogel des Lucifer, dieser gefährlichste aller Staatsbürger; dieser Ausbund der Hölle, dieses gräßliche Ungeheuer, dieser furchtbare Kobold, dieses erschreckliche Scheusal, dieser strafbarste aller Aufrührer, Aufhetzer und Aufwiegler, allmählig um's Leben, zur Warnung für Jedermänniglich, vornähmlich aber der 49000 Zuschauer, denn nur 1000 Wiener waren zu Hause geblieben, Säuglinge und uralte Greise; und die Zahl der Einwohner Wiens war 50,000.

Durch und durch erbaut verließen die 49,000 den Schauplatz der Gerechtigkeit, mit ihnen auch der Herr von Baumkircher.

Sein Rückweg ging durch das neue Werderther (Katzensteig). Nächst dem Rupprechtskirchel, an welchem er, wiewohl zu Roß, aber mit gezogenem Barett, 5 Vater unser abbethete, hielt der Ritter an, sich zu letzen. Wegen der Menge des zurückgeströmten Volkes sah er sich jedoch genöthigt, weiter zu ziehen, und er beschloß lieber sein wohl-

bekanntes ſteinernes Kleeblatt unter den Lauben (Tuchlauben) zu beſuchen.

Auf dem Wege dahin wie faſt in der ganzen Stadt, war beynahe jedes zweyte Gebäude ein Zechhaus. Die meiſten Hauseigenthümer, welche Bürger waren, beſaßen Weingärten, die gleich unmittelbar an der Stadt begannen. Es ging in diesen Trinkſtuben überaus luſtig und zügellos her. Heraus auf die Straße hingen Käfige mit allen Arten von Singvögeln; heiteres Zitherſpiel erklang durch die offenen Thüren und Fenſter, die Vorübergehenden anlockend. Auf den Bänken rutſchten Studenten und Dirnen, Kriegsknechte und Schreiber, Handelsvolk und Bänkelſänger, Juden und Vagabunden umher, die Weinkrüge ſchwingend, oder die blechernen Becher anſtoßend, mit Gejauchze, Geſang, Geſchrey und Gebrüll, je nachdem. Dazwiſchen fahrende Weibsbilder, Gaukler, Poſſenreißer, Comödianten, Seiltänzer, Taugenichtſe aller Art, die Menge. Häufig ward geſpielt, Karten und Würfel. An Gezänk, Schlägerey, blutigen Händeln fehlte es nicht; Todtſchläge und Mordthaten fielen faſt jede Stunde vor. Männiglich war bewaffnet, wenigſtens mit einem Dolch. —

Im ſteinernen Kleeblatt aber ging es noch am wenigſten toll zu. Da der Herr v. Baumkircher eintrat, erhoben ſich die Gäſte und zogen die Mützen reſpectvoll. Der Wirth ging andern Geſchäften nach; und ſein Weib hatte die Ehre, den Edelmann zu bedienen. Der hielt ſich aber nicht lange auf, trank ſeine 3 Maß des Bürgers eigenen Bauguts vom rothen Hof, verzehrte dazu einen Wecken, legte 6 Pfennige und 2 Heller als Zeche hin, und ſtieg wieder zu Pferde; die Bürgersfrau aber hielt ihm den Stegreif, auch Steigbügel genannt.

Herr von Baumkircher wäre wohl vielleicht länger geblieben; allein einer der anwesenden Studenten hatte ihm erzählt, daß bey dem Propst von St. Stephan (Bisthum erst 1480) ein erstaunlich merkwürdiges Buch zu sehen sey, bey welchem man sich gar nicht auskenne. Man wisse nicht, sey es geschrieben; man könne das nicht recht glauben, da die Buchstaben sich vollkommen ähnlich sähen. Das Ding errege Verdacht, man wittere fast Zauberey, und murmle bereits vom Scheiterhaufen. Von Mainz sey das Buch gekommen, und hergebracht von einem Ausländer, welcher als solcher allein schon verdächtig sey.

Herr von Baumkircher nun, der die Kunst des Lesens und Schreibens, wenn auch nicht die des Rechnens so ziemlich verstand, war neugierig, und ritt nach der Propstey hinüber. Man zeigte ihm, obschon nicht sehr bereitwillig, und mit etwas ängstlichen Geberden den einiger Maßen anrüchigen Schatz. Der nahm sich allerdings prunkvoll aus; ein großmächtiges Buch in Folio, mit fürtrefflichen goldaufgelegten auch roth und blau verzierten Buchstaben, auf dem schönsten Pergament, in einen hölzernen Deckel mit messingenen Buckeln und Schließen. Herr von Baumkircher nahm wahr, daß der erste Buchstabe schon ein Fehler sey; das erste Wort Psalterium war Spalterium zu lesen. Er zählte die Blätter; es waren 175 *).

Ein Wälscher (Ausländer) habe das Opus gebracht, erzählte man dem Ritter; ein Franzose sogar, ein gewisser Markgraf Saint Germain; der habe es aus alter Anhäng-

*) Es befindet sich dieses vollständigste aller bekannten wenigen Exemplare gegenwärtig unter den kostbarsten Schätzen der Hofbibliothek der nähmlichen Stadt Wien.

lichkeit an das ihm so werthe Österreich und Wien gemeiner Stadt zum Geschenke gemacht, und sey darauf augenblicklich verschwunden. Natürlich war das Niemand Anderer als der Marquis Saint Germain, welcher auch bey der Gutenbergischen Kunst, und bey Faust und Schöffer, wie bey Degen, Strauß und Sollinger dahinter steckte, wie nicht minder bey den obigen Zündhölzeln.

Es war darüber wohl eine gute Stunde vergangen, da der Propst allerhand vom König Friedrich und seinen wirren Händeln erzählte, was Herrn von Baumkircher sehr willkommen war. Er horchte aufmerksam hin, es kaum vermerkend, daß er schon wieder vom Durst gequält sey. Selbigen gebührlich zu beschwichtigen, und dadurch einem der vornehmsten Naturgesetze zu gehorchen, empfahl er sich dankbarlich und sprach unter derselben Laube bey einem Leutgeber ein, dessen Hausschild war: Wo der Hahn in den Spiegel schaut.

Hier ließ sich der gelehrte Ritter 2 Maßkrüge alten Gumpoldskirchner und eine ganze Rindszunge nebst einem Laibe Waizbrod trefflich schmecken. Er hatte so eben sein Beutelchen gezogen, die Zeche von 4 Pfennigen für den Wein, 6 Hellern für die Zunge und 2 Hellern für das Brod aufzuzählen, als ein in Bauerntracht gehüllter Mann auf ihn zutrat, in dem er sogleich den Bothen aus dem Böhmerland erkannte. Sich vorsichtig umschauend zog der Mann aus dem ausgehöhlten Wanderstab einen schmalen Streifen zusammengerolltes Pergament, und reichte es dem Ritter. Der las, und zog vor Ärger die Augenbrauen zusammen. Es war eine unwillkommene Nachricht, und von Geld gar keine Rede. Der Ritter beschied den Mann in den Passauerhof, und brach selbst dahin auf.

Daselbst harrten seiner schon zwey andere Bothen. Der eine, ebenfalls aus Böheim, brachte auch kein Geld; der andere von Erasmus Lueger kam ebenfalls mit leeren Händen, dazu noch mit einer recht bedenklichen mündlichen Vermeldung. Mardachai wurde angewiesen, diese widerwärtigen Leute auf des Ritters Rechnung zu bewirthen, ingleichen Jedem 20 Pfennige Bothenlohn bar auszuzahlen, und sie wieder dahin zu schicken von wannen sie gekommen. Darauf setzte er sich wieder zu Gaul, denn die Stunde des Stelldichein im goldenen A B C nahte heran.

Der Bothe aus Ungarn hatte sich schon viel früher vor der festgesetzten Zeit daselbst eingefunden, wie dieß der Fall bey Jemanden zu seyn pflegt, der etwas Angenehmes zu berichten oder zu überbringen hat. Und hier war Beydes der Fall. Es gab ein sehr beruhigendes und aussichtsvolles, anerkennendes Sendschreiben, und einen netten Säckel blanker Corvinischer Ducaten. Mit dem abscheulichen gefälschten und verwässerten Branntwein dieser uralten Spelunke besudelte sich nur der Bothe selbst. Herr von Baumkircher verhielt sich von dem unerträglichen Gestanke der Stube Mund und Nase und entließ seinen Mann reichlich beschenkt.

Bey diesem Austritt hatte der Cavalier seinen Knecht bey sich, denn es war mit gutem Grunde anzunehmen gewesen, daß eine entsprechende Sendung einlange, in welchem Falle denn Mancherley anzuschaffen und nach Hause zu bringen seyn werde.

Der Ritt ging nun vorerst auf den Kohlmarkt, wo bey einem Waffenschmied eine Bestellung zu übernehmen, dann in das Hundsfottgäßchen (Naglergasse). Hier hatte man bey einem Wammsschneider und Sporer einzukaufen, dann in dem kleinen finstern niedrigen Gewölbe eines Goldschmieds

und Wechslers erstens eine kleine Schuld zu berichtigen, hernach einiges Geschmeide einzukaufen. Endlich wollte Herr von Baumkircher sich eines jener Bäder erfreuen, die in den dortigen Badelucken (Neubad; Lucke jedes kleinere gemeine Gebäude) sich befanden, und von Frauenpersonen bedient wurden. Er schickte den Knappen nach Hause und that sich gütlich.

Wieder zu Roß, vernahm er von der Wallischgasse (Fremdengasse; nun Walluerstraße) und der Hochstraße (Herrngasse) herüber tumultuarisches Geschrey. Es zog sich nach der Fludergasse (Strauchgasse) zu, welchen Weg der Ritter selbst zu nehmen hatte, um durch den tiefen Graben (Stadtgraben) wieder in seine Herberge zu gelangen.

„Ein Zauberer, ein Hexenmeister, ein Unhold“ schrie der tobende Pöbel, einen Mann verfolgend, der alle Kräfte anwendete, auf den Mist (Freyung) zu gelangen, und „bey den Schotten am Stein“ einen großen Prallstein zu erreichen, der die Stätte des Asyls bildete, so, daß selbst ein Verbrecher für den Augenblick frey war, wenn er sich bey diesem Steine befand; im Wortsinn die „Freyung“.

Der von der aufgebrachten Schaar Verfolgte war ein Mann im mittleren Alter, hatte eine äußerst anmuthige Gesichtsbildung, trug einen grauseidenen Talar und eine derley Kappe. Der Talar war aber so lang, daß er ihm im schnellen Gehen oder Laufe hinderlich seyn mußte. Wirklich mußte es den Anschein haben, daß der Mann seinen rettenden Stein unmöglich werde erreichen können, ohne von seinen Verfolgern eingeholt zu werden. In diesem Falle wäre er verloren gewesen, und dieses Schicksal stand ihm so gut als gewiß bevor.

Der Ritter erkannte die Gefahr, und entschloß sich au-

genblicklich zur Rettung. Er gab seinem Rappen die Sporen; der machte einen Satz mitten in die Masse des Pöbels, auf den grauen Mann los. Diesen vom Roß herab ergreifen, ihn hinauf heben und im schnellsten Galopp davon, war das Werk eines Moments. In wenigen Minuten waren die Weingärten, war die Rossau durchflogen. Ein kleines Schiff von eigenthümlicher Bauart, an jeder Seite ein Rad, wie an einer Mühle, lag, von zwey Knechten bedient, schon in Bereitschaft; der Fremde bestieg es, und rauschend und brausend pfeilschnell schoß das Fahrzeug stromaufwärts davon.

Dieser Mann war der Überbringer jenes Psalteriums. Statt Huldigung, Dank und Lohn zu ernten, hielt ihn das blinde Volk für einen Hexenmeister, so daß alle Vorstellungen und Bemühungen der aufgeklärten Propsteymänner fruchtlos geblieben. Das kostbare Druckstück selbst wurde zum Glück noch gerettet. Der graue Mann aber war der Marquis Saint-Germain; sein Boot schon ein Dampfboot.

Der Ritter wollte sich nun, die Donau entlang, in sein Einlager begeben, als ein neuer Auftritt seine Neugierde in Anspruch nahm. Es gab da am Ufer eine Menge Volk, aus dessen Mitte ein langer Balken hervorragte, an dem eine Art Tragsessel befestigt war. In diesem saß ein Mann. Geschrey, Gelächter, Gespötte, Gezisch, Zorn und Hohn brachen gegen ihn los; mit Obst, mit Eyern, mit Steinen ward er beworfen. Endlich auf ein gegebenes Zeichen, senkte sich der wie ein Schlagbaum beschaffene Balken, und der Mann in dem Stuhle wurde in das Wasser hinabgelassen, wieder emporgehoben, und neuerdings hinabgesenkt. Das war das Bäckerschupfen, die Bäckerwippe. Der Mann hatte sich nähmlich zu Schulden kommen lassen, bey einem Laibe

Brod um zwey Quentchen zu wenig Teig zu nehmen. Als die Execution vorüber war, zerstreute sich das Volk lachend, frohlockend und drohend zugleich; aber der Gezüchtigte ging unangefochten nach Hause.

Der Ritter fand diese Bestrafungsart gar nicht übel. Er ließ sich mit dem Manne, der sie so eben überstanden, in ein Gespräch ein. Es zeigte sich, daß er ein Nachbar des Passauerhofes sey, und so machten sie den Weg zusammen.

Bey Mardachai stand schon der Tisch gedeckt. Herr von Baumkircher zahlte seine alte, wie seine neue heutige Schuld, deßgleichen auch seine Beherbergung, entschlossen, Tags darauf mit dem Frühesten von Wien wieder abzuziehen.

Sein Fall aber war der: Er hatte sich etwas vergangen, ferner etwas verritten, und alsbald ward mit ihm verfahren, wie er es sich nie hätte träumen lassen.

In dem Dörfchen Baumkirchen, seinem Geburtsort, bewahrte man noch vor nicht gar langer Zeit die Stola, welche bey seiner Taufe gedient, deßgleichen eine Art Flaschenkeller als theuere Überbleibsel dieses merkwürdigen Heroen.

Die Klepperpost, Klapperpost.

Das Geklapper dieser Postbothen auf der Straße tönt wohl noch Manchem in die Ohren. Es war ein eigener Schall; dumpf und durchdringend zugleich, entsprechend dem Zwecke, sich zu signalisiren, daß man da sey, Briefe für Stadt oder Vorstadt oder die nächsten Umgebungen in Empfang zu nehmen. Diese Klapper war ein dünnes Bret von hartem Holze, etwa in der Größe und Gestalt eines aufrechten kleinen Quartbuches; auf selbem senkrecht ein Eisen, wie die Hand-

habe eines Schublabschrankes. Dieß Bret hielt der Postbothe am obern Theile in der Hand, und drehte es schütelnd, die Straßen durchziehend. Man nannte den Mann selbst die Klepperpost. In der ersten Zeit trug er eine gelbe Jacke mit schwarzen Aufschlägen und derley Weste; später eine graue. An einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten trug er das Receptakel, eine Art Büchse oder Kapsel für die Briefe ꝛc. Solcher Bothen bestanden Anfangs vier für die innere Stadt, acht für die Vorstädte, und acht für die Umgebungen Wiens. Die Benennung Klepperpost läßt sich von dem Niedersächsischen: Kleppern, „Laufen" herleiten; eben so gut aber könnte man schreiben Klapperpost von der Klapper. Das Oberamt dieser sogenannten kleinen Post war Anfangs in der obern Bäckerstraße Nr. 782. 1780 übernahm und verbesserte sie ein Herr Glowsky; 1785 den 1. April wurde sie mit dem Oberpostamte vereinigt.

Welch curiose Gewerbe noch im J. 1779,

entnimmt man aus Pontys Häuser-Verzeichniß desselben Jahres. Wir heben hier einige aus; es sind nota bene lauter Hauseigenthümer.

Althan Nr. 5, Peter Karlinger, Krebsen-Zähler (wohl Fischer-Assistent). — Himmelpfortgrund: Froschhändler (weiter unten kommt der Lieferant, der Froschfänger). — Landstraße Nr. 173, Klein-Salzmäßler. — Landstraße Nr. 250, Holzbauschen-Händler. — Laimgrube Nr. 85, Zizputzer. — Alterchenfeld Nr. 30, Beutelstricker. — Alterchenfeld Nr. 162, Patschenmacher. — Lichtenthal Nr. 71, Schindelzähler. — Lichtenthal Nr. 66,

Froschfänger. (Auch in China, laut Hempel's Costümen.) — Lichtenthal Nr. 96, Strabler. — Magdalenengrund Nr. 6, bürgerlicher Lichteranzünder. — Nr. 13, bürgerliche Kreuzgießerinn. — Neubau, Neustift Nr. 108, Marionettenspieler. (Sehr gut! Warum nicht noch?) — Ober-Neubau Nr. 217, Schweizer-Garde Tambour. — Platzel Nr. 63, Plattelschlager. — Roßau Nr. 100, bürgerlicher Nachtführer (zart ausgedrückt). — Thury Nr. 57, Zimentmacher. — Wieden Nr. 97, bürgerliche Standelsitzerinn. — Stadt Wien Nr. 1290, bürgerlicher Weinausrufer (in der Stadt und in den Vorstädten, wie die Austrommler umherschreiten, Wein-Versteigerungen auszurufen). „Der Krebsenzähler" und der „Froschfänger" haben uns am Besten gefallen, obschon wir sie nicht persönlich gekannt. Der „kleine Salzmäßler" muß auch kein übler Mensch gewesen seyn; und der Schindelzähler?" „Kirschenzählerinnen" haben wir aber in dem Buch keine gefunden. Das ist eine neuere Erfindung.

Das Gatterhölzel; Gattergehölz.

Es mögen seyn 30 Jahre, 40, 50, 60 Jahre, und so zurück, daß es alle Augenblicke hieß: „Gestern ist beym Gatterhölzel wieder Einer erschlagen worden;" oder: „Was es Neues gibt? Nu, heute Nacht haben sie beym Gatterhölzel Einen umgebracht;" oder: „Haben Sie schon gehört, was beym Gatterhölzel wieder geschehen ist? Heute in aller Früh ist ein Herr angepackt, und hernach ein Weib ausgeraubt worden," und dergleichen. Welch eine verrufene, unheimliche, todtschlägerische, raub- und mordbelastete Gegend dieses Gatterhölzel! Seit langer Zeit aber

hört man keine solchen Rinaldiniana mehr vom Gatterhölzel; kaum wird es noch genannt; man weiß nur, daß es noch existirt? Und es war, und ist nichts weniger als ein etwa mit einem Gatter oder Gitter eingefriedigtes Gehölz, sondern es kommt der Nahme von dem Nahmen der ehemaligen Eigenthümer. Es ist jetzt fast ganz ausgehauen; etwas Gesträuch und Gebüsch. — Ägyd von Gattermayr, Hofkriegszahlmeister, ein Ahn der Grafen Gatterburg, hatte von Rudolph II. mancherley Vorrechte erhalten, auch das der Nahmensänderung. Am Fuße des Wienerberges erbaute er den Gattermayrhof, von dem das Gatterhölzel den Nahmen. Der Hof hieß späterhin Gatterburg. 1605 ward er von den Malcontenten unter Bocskay verwüstet. — 1809 ward nächst dem Gatterhölzel ein Telegraph errichtet.

Auf der Mehlgrube

war es vor 100 und so vielen Jahren noch gar viel distinguirter und brillanter als jetzt, also eben so nobel als es vor 30 und so vielen Jahren zwar ignobel, wohl aber recht cordial, lustig und vergnüglich war. Auf der Mehlgrube also einem der stattlichsten Meisterbauten des berühmten Fischer von Erlach wurden einst die glänzendsten und allerfeinsten Bälle gegeben, so gegen das Jahr 1730 zu. Nur der hohe Adel fand sich da ein. Diese Bälle waren häufig maskirte, wozu aber die unmittelbare Erlaubniß des Kaisers nöthig war. Ohne diese durfte überhaupt keine Unterhaltung in Maske Statt finden. Es ging bey diesen Mehlgrubebällen so weit, daß man sich über seine so und so viele Ahnen ausweisen mußte. Im Jahre 1728 wur-

den mehrere Personen geringern Ranges mit Eclat zurückgewiesen. Unternehmer war der Garderobier des Prinzen Eugen. Der Eintrittspreis war 1 Ducaten. Auf der Mehlgrube wurde damahls auch ein eigenes Kinderfest abgehalten, bestimmt, Kindern vornehmer Eltern eine Faschingsunterhaltung zu geben. Um 9, spätestens um 10 Uhr mußte dieses Fest zu Ende seyn. Die Kinder wurden nach Hause gebracht; die Eltern aber, so wie andere Damen und Cavaliere blieben zurück, und divertirten sich bis gegen Morgen.

Dr. Coremans,

von dem erst neuerlich die Rede, lebte, wie er noch zarter Jüngling, in Wien. Er wollte sich dem Buchhandel widmen, und begann in der Camesinaschen Handlung zu practiciren. Bald aber neigte er sich zum Kunsthandel, und versuchte es bey Steiner und Comp. (chemische Druckerey, nachmahls Tob. Haslinger). Nicht lange, so fand er, daß auch diese Sphäre seiner geistigen Individualität nicht zusage. Das Deutsche ward ihm, einem gebornen Niederländer, schwer; aber er arbeitete sich durch. Er schrieb recht schöne Sachen, die jedoch in grammaticalischer Hinsicht gar sehr der Feile bedurften. Er trug seine kleinen Elaborate den Journal-Redactionen an, wurde aber abgewiesen. 1819 kam er auch an mich. Ich fand Geist und Talent in seinen Versuchen, und konnte nicht umhin, ihn zu beruhigen und aufzumuntern. Ich unterzog mich der allerdings unsäglichen Beschwerde, diese Scripta zu retouchiren, und druckte deren in meinem Conversationsblatte 1819 ab. Sie erschienen Anfangs pseudonym, dann mit C**,

oder C**ns (er schrieb sich nur mit einem n) bezeichnet. Manche Anfeindung von Seite der übrigen Blätter hatte ich zu ertragen, diesen jungen Mann in die literarische Welt eingeführt zu haben. Dieser ward sogar der Gegenstand des Spottes, weil er z. B. so unvorsichtig war, eine kleine Novelle von etwa einem Bogen drucken zu lassen, ohne daß sie von einer deutschen Feder verbessert worden wäre. Sie hieß: „Das Grabmahl der Liebenden im Schwarzenwald“ (statt Schwarzwald ꝛc.) Was würde der gelehrte Mann jetzt darum geben, ein Exemplar davon zu besitzen? Ferner hatte er einige Eigenheiten. Der Himmel weiß wodurch: aber es gab eine Periode, wo es ihm unmöglich war, an einer Straßenecke vorüber zu gehen, ohne dem Prallstein einen Kuß aufzudrücken. Seine fernern Aufsätze fanden aber bald Anerkennung. Coremans erhielt einen gewissen Ruf, und die Erlaubniß, selbst eine Zeitschrift heraus zu geben, nähmlich eine französische. Sie hieß: „Le spectateur français,“ und erschien in Octav bey Schrämbl. Baron Retzer war der Censor. Das Blatt enthielt viel Gewagtes, Animoses, Profanes, hatte jedoch Geist und wurde nicht ungern gelesen. Halten aber konnte es sich nicht. Coremans zog bald darauf fort, in seine Heimath.

Sonnenfels der Vater.

Wenn endlich einmahl eine ausführliche Biographie unsers großen Sonnenfels bearbeitet wird, so sollte auch die seines Vaters geliefert werden. Dieser Israelit hieß Aloys Wienner, zeichnete sich aus, ward catholisch, und mit dem Prädicat von Sonnenfels geadelt. Er war ein ge-

lehrter Orientaliſt, Dolmetſch der hebräiſchen Sprache in Wien und Schriftſteller. Zu ſeinem 1758 in Wien gedruckten Werke: „Controversiae cum judaeis prodromi, libri 4, ſchrieb ſein nachmahls ſo berühmter Sohn die Vorrede. Von dieſem Letztern alſo haben wir indeß eigentlich nur Notizen und ſein Porträt.

Verhängniß.

Wie einzelne Menſchen ſind zuweilen ganze Familien die Beute eines unergründlichen äußern Verhängniſſes. Die Geſchichte kennt deren mehrere; auch die unſeres Wien. Ein ſolches Geſchlecht war im 14. Jahrhundert, nahmentlich unter Albrecht III. jenes der Tirna, altanſäſſigen Adels in dieſer Stadt. Böhmiſche Raubritter, nachdem das Niederwerfen reiſender Kaufleute geraume Zeit unergiebig geweſen, heckten nun Anſchläge aus auf ihre eigenen Standesgenoſſen, lauerten ihnen auf, fingen ſie ab, großes Löſegeld zu erpreſſen. Die Tirna beſaßen groß Geld und Gut. Zwey Junker, wie ſie dem Waidwerk obliegend, ſorglos umher zogen im Forſte, wurden da von den Schnapphähnen unverſehens aufgehoben, von einer Raubburg in die andere geſchleppt, endlich aber frey gegeben gegen eidliche Zuſage eines gewaltigen Löſegelds. Da der Herzog ſolches vernahm, erzürnte er, daß ſolch große Summe aus dem Lande gehen ſolle. Der beyden Tirna, wie ſie auf dem Heimwege, verſicherte er ſich, ſetzte ſie gefangen auf die Burg Kreuzenſtein. Ob ſolch grauſigen Geſchicks, kaum wieder in Freyheit, neuerdings in Haft, vielleicht lebenslang, und all des großen Güterbeſitzes und aller Mittel halber zu jeglichem reichen Genuß des Daſeyns, verlor der Eine der

Tirna den Verstand, blieb fortwährend wahnsinnig. Aus Barmherzigkeit ließ man den Andern los; der aber siechte und welkte jämmerlich dahin. An einem andern Tirna hatten so arge Schmach, solch bitteres Leid gar sehr genagt und gefressen. Sein Reichthum, seines zahlreichen Hausstands Blüthe galten ihm nur als geringe Tröstungen. Er wandte sich an den Himmel, fand im Gotteshaus zu Mariastiegen Balsam für das wunde Herz. Eines Tages, da er getröstet, erhoben, gestärkt mehr denn je, aus der Kirche heimkehren will in sein Haus auf dem Kienmarkt, trifft ihn auf der Straße ein Schlagfluß, daß er entseelt hinstürzt. Ein Paul v. Tirna, neu vermählt mit einem jungen, wunderschönen, überreichen Fräulein, dem heiß ersehnten Zielpunct seines Lebensglückes, ist in der Stephanskirche. Da fällt eine Leiter um, und schlägt ihn todt. Ein Vetter von ihm, durch diesen Todesfall um die Aussicht einer glänzenden Laufbahn gebracht, rennt in die Wälder, sucht Bären und Eber auf, und bekämpft deren waffenlos so lange bis er umkommt, was natürlich nicht lange gewährt. In der That schauerliche Geschicke: — Das Geschlecht der Tirna ist erloschen. Der letzte Sproß war Conrad Tirna, als Domherr um 1492 zu Passau verstorben. Ulrich Tirna und seine Gemahlinn haben 1326 die Kreuzkapelle zu St. Stephan erbaut, in welcher die Gräber des großen Eugen und Cuspinianus. Johann Tirna war um 1346 Stadtrichter zu Wien. Derer von Tirna Wapen war ein weißer Mond in schwarz und rothem Felde.

Fiakerisches.

In der Theaterzeitung (1844 Nr. 269) wird erzählt, ein Pesther-Fiaker habe Jemanden, der mitten zwischen einer Ochsenheerde gegangen, angerathen, sich ein Kreuz auf den Rücken machen zu lassen, damit der Knecht wisse, wohin er ihn mit den andern Ochsen zu treiben habe. Ein ungarisches Blatt hatte beygesetzt, man könne daraus entnehmen, daß die Pesther-Fiaker eben so grob als witzig seyn können. Das ist recht gut, denn das Ding ist wirklich grob und wirklich witzig. Eben so gut aber ist auch, daß man nicht in Versuchung gekommen, eine Anspielung auf die Wiener-Fiaker zu machen. Denn diese Letztern sind wohl derb (was man sagt, „massiv“) aber nicht grob; und witzig, witzig: nun da müssen doch gewiß alle Fiaker der ganzen Welt „zurück stehen,“ wenn der Wiener-Fiaker anfängt, witzig zu seyn, oder auch nur aufhört, mit seinem durchaus ungesuchten, völlig natürlichen, sprudelnden, genialen Humor, mit seinem schlagfertigen unversiegbaren Mutterwitz. Grob dabey ist er nicht; aber ironisch, sarcastisch; mystificirend ist er, wie es mit dem Witz zusammenhängt, auch caustisch, aber Alles heiter, und sich selbst darüber auslachend. Man ist das gewohnt, und lacht selbst mit, besonders wenn man ein Wiener ist, was die meisten Fiaker selbst sind. Das sind sehr interessante Seiten, so auch im ernsteren Sinne die allbekannte unerschütterliche Rechtlichkeit der Fiaker; denn vergesse man in ihren Wägen ein Schnupftuch oder eine halbe Million, eine Taschenuhr oder eine Halskrause (—): es wird nichts verloren seyn. Dann, daß sie die geschicktesten Kutscher von der Welt sind, anerkannt, ja berühmt als das: gehört wesentlich zu ihren

Lichtseiten. Diese Zeilen da aber schreibt Einer, der die Fiaker eben so liebt und achtet, als er sie haßt und verabscheut zugleich, aus dem einfachen Grunde, weil er die Standpuncte unterscheidet, und nicht, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Alles hat zwey Seiten, und jeder Seite muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die andere Seite der Fiaker nun anlangend, so sind die fast nur ihnen eigene Frechheit des Schnellfahrens und die ausgesuchte beyspiellose Grausamkeit, womit sie ihre Pferde mißhandeln, meist ohne allen Grund, nur so zum Zeitvertreib und aus blinder cannibalischer mechanischer Gewohnheit: diese beyden Eigenschaften sind doch wohl nicht anders als hassens- und verabscheuungswürdig. Dieser nähmliche humoristische und rechtschaffene Mensch ist auf der andern Seite solch ein Vieh, solch eine brutale Bestie, daß er von der Idee der Thierquälerey gar keine Ahnung hat; daß er nur lacht, und hämisch lacht, wenn von einem Verein gegen Thiermißhandlung die Rede; daß er es in seinem Leben nicht begreifen wird, was das Ding denn eigentlich sey, wenn auch bey uns endlich irgend einmahl solch ein Verein sich gebildet. So roh, so brutal, so verstockt ist dieser nähmliche sonst so liebens- und achtenswerthe Mensch. Hoffen wir jedoch, daß er mit der Zeit (aber wir bitten! so bald als möglich!) aufhören werde, täglich ein Paar Leute zu überfahren (was doch auch zur Thierquälerey gehört), und seine ohnedieß so unglücklichen Pferde den ganzen Tag hindurch mit den raffinirtesten Qualen zu malträtiren (was doch auch zur Menschenquälerey gehört). Dieß Letztere betreffend, so suchte unlängst ein vornehmer Fremder eine große Wohnung, machte aber zur Bedingung, daß die Fenster nicht auf eine Gasse, oder auf einen Platz

gehen, wo Fiaker ihren Standort haben, bloß deßhalb, weil die Executionen mit ihren Pferden ihn empören und ihm Alles verleiden. Doch — wohin gerathen wir? Es war bloß unsere Absicht, jener Pesther-Fiaker-Anecdote eine ganz neue hiesige, nur dem Fiaker und uns selbst bekannte entgegen zu stellen. Nach einem so großen Umweg also erzählen wir sie. Es stand da ein Bierwagen mit Ochsen bespannt; auf dem Trottoir gegenüber ein Wägelchen von einem Eselein gezogen; mitten auf der Straße aber ein Fiaker, der für den Augenblick still gehalten, seinen sogleich wieder zu kommenden Passagier erwartend. Der eine Ochs, an dem Jemand vorbey geht, macht verdächtige Bewegungen mit den Hörnern; der Jemand genirt sich. Der Fiaker aber, dieß gewahrend, ruft: „Nur zu, nur zu, der Ochs wird doch kein Esel seyn.“ Der Jemand traut inzwischen doch nicht recht, geht auf das andere Trottoir. Das Eselein, von Schuljungen gereizt und geschlagen, wird scheu, bäumt sich, wüthet. Der Fiaker sagt: „Nun, der Esel wird doch kein Ochs seyn.“

Naivetät des Comikers Weidmann.

Wer sich noch an den Comiker Weidmann erinnert, den in seiner Eigenheit Unvergeßlichen, Unersetzlichen: dem wird auch dieses liebens- und achtenswerthen Mimen sonores, volltönendes, wunderbar melodisches Sprachorgan im Innersten erfreuend wieder klingen. Dieser weichen, metallvollen herz- und seelengewinnenden Stimme verdankte er gar manchen Sieg. Weidmann wird Jedem gegenwärtig bleiben, der ihn auch nur ein einziges Mahl gesehen. Ich sah ihn zum letzten Mahle im „Findelkind“ vor vielen, vie-

len Jahren; die Scene an dem Bauernhause rechter Hand: ich sah ihn erst gestern, vor einer Stunde erst hörte ich ihn. Es existirt von ihm ein Zug, der wenig mehr, oder gar nicht mehr bekannt. Ein neues Stück war schon in der ersten Hälfte durchgefallen. Stürmisch äußerte das Publicum seinen Widerwillen. Das Stück schien rettungslos verloren. Als bey dem betreffenden Act die Courtine fiel, wurde sie plötzlich wieder aufgezogen. Man war überrascht; was sollte das bedeuten? Da erscheint Weidmann, nimmt einen Sessel, stellt ihn mitten auf die Bühne, und setzt sich nieder. Das Publicum, noch immer unruhig, ist plötzlich still, neugierig, was diese Erscheinung zu bedeuten. Da nimmt Weidmann das Wort, und sagt im gelassensten unbefangensten Ton von der Welt, als wäre er zu Hause in Gesellschaft guter Freunde: „Ich setze mich da zu Ihnen; ich muß Etwas mit Ihnen reden, wissen Sie zur Güte“ Das Publicum ist betroffen; die Leute sehen einander fragend an, bleiben aber sonst vollkommen ruhig. Weidmann auf dem Stuhle rückt etwas näher vor, und fährt fort. „Der Fall, will ich Ihnen sagen, ist der: Ein Dichter schreibt ein Stück; er hat Talent und gibt sich alle mögliche Mühe, denn er muß von solchen Arbeiten leben. Das Stück wird von der Direction geprüft; sie findet es gut. Es kommt zur Aufführung, und die „Acteurs“ thun ihre Schuldigkeit. Die Zuschauer aber sind nicht bey Laune, und verdammen das Stück, noch ehe sie es ganz kennen. Nun denken Sie sich in die Lage des unglücklichen Poeten, stellen Sie sich vor, wie die Regie sich prostituirt und gekränkt fühlen muß, an deren Spitze zu stehen, unser Einer das Unglück haben muß, und besonders aber haben Sie die Güte zu bedenken, daß Sie sonst immer ein so

einsichtsvolles und mildes und — höfliches Publicum waren. Was soll denn das heißen. Ich bitte Sie um Alles in der Welt.“ Hier schwieg Weidmann. Das Publicum hätte ihn auch nicht weiter reden lassen, denn plötzlich erhob sich ein tumultuarischer — Applaus. Weidmann stand von seinem Sessel auf, machte eine Verbeugung und trat ab. Augenblicklich wurde nun fortgespielt. Das Stück erhielt Beyfall und wurde recht oft gegeben.

Lanner

ein Hogarth, ein Messerschmidt, ein Chodowiecki auf der Geige! Ja! Unter Freunden, bey einem fröhlichen Abendmahl, springt Lanner plötzlich empor und ergreift seine Violine. Die Gesellschaft glaubt, er wolle irgend einen ganz neuen Walzer vortragen. Lanner aber bittet um Stille, und sagt: Freunde, es ist mir etwas Eigenes eingefallen. Wie Ihr da seyd, einen Jeden von Euch will ich nach seiner Eigenthümlichkeit auf meinem Instrument characterisiren. Diese Idee überraschte; man war gespannt. Da fängt Lanner an zu geigen, porträtirt den Ersten, den Zweyten und so fort Jeden der Reihe nach. Ein Jeder versicherte, daß er vollkommen „getroffen“ worden sey. Aber die Töne sind verklungen; kaum weiß man die interessante Thatsache selbst.

Local-Ausstattung.

Tausende, oft viele Tausende kostet die Ausstattung öffentlicher Localitäten. Nimmt man so ein Caffehhaus! Die köstliche Mahlerey, Vergoldung, Meublirung, Decoration jeglicher Art. Und das Alles durch die schon in der

Natur der Sache liegende, oft trivialste Abnützung und Verderbniß, von heute auf morgen; nichts zu sagen von der Wandelbarkeit des Modegeschmacks. Versucht wird man, diesen Aufwand machende Verschwendung, Verunehrung der Kunst zu nennen. Aber was will man machen? Man muß dem Zeitgeschmack huldigen, heißt es. Indeß kann da Einer auftreten und sagen: Was mich betrifft, so lasse ich all meine Einrichtungsstücke von massivem Eichenholz machen; die Wände mit Eichenholz austäfeln, so auch den Plafond und schmale goldene Leistchen darauf anbringen. Diese Ausstattung wird von Tag zu Tag schöner, je dunkler das Holzwerk, je glätter es von Zeit zu Zeit gebohnt; es dauert ein Jahrhundert, ist ewig neu, glänzend und geschmackvoll, kostet nicht das Viertel, vielleicht nicht das Sechstel, behält auch immer seinen Kaufwerth, ist für Kinder und Kindeskinder, und schon in wenig Jahren sind so und so viele Tausende erspart, die Ungelegenheit oftmahliger Erneuerung oder Veränderung gar nicht in Anschlag gebracht. Ob man einen also Redenden auslachen würde, weiß ich nicht. Ich kann aussagen, daß ich mich mit großem Vergnügen an die, gerade so beschaffen gewesene Ausstattung des Kramerschen Caffehhauses im Schlossergäßchen erinnere.

Zu Allerheiligen.

Herzog Rudolph IV. „der Stifter“ begehrte durchaus, daß die Stephanskirche den Nahmen „zu Allerheiligen“ führe; aber es blieb nicht dabey, vermuthlich, weil er, leider, nur allzufrüh starb. Nach Rudolphs Vorschrift war der Titel des Propstes: „Wir von Gottes Gnaden,

Propſt zu Allerheiligen in Wien und Erzkanzler in Öſterreich.“ Der Propſt von Sanct Stephan aber war gefürſtet, und ſein Kanzler mußte ſich nennen: „Kanzler anſtatt des Propſtes zu Wien.“ Dieſer war verpflichtet, dem Propſte, als dem Erzkanzler, jährlich einen Ring zu verehren, im Werthe von 3 Gulden. Der Propſt zu Allerheiligen war befugt ritterlichen Harniſch zu tragen mit Helm und Schwert; den Chorherrn jedoch war nur ein kleines ſtumpfes Tiſchmeſſer bewilligt. Die Sanct Stephans-Propſtey hatte der Kammer zu Rom jährlich ein Viertel Pfund Gold zu entrichten; ſie ſtand unmittelbar unter dem heiligen Stuhle.

Masken-Phantaſterey.

Wie auf der Redoute ein liebeglühender Mann für eine weibliche Maske entbrannt, ſie unabläſſig verfolgt, ſie beſchworen ſich zu demaskiren; wie ſich dieſe dann entfernt, in einen Fiaker geſtiegen, der Mann ihr nach; wie der Wagen an einem Friedhof gehalten, die Dame ausgeſtiegen, inmitten der Gräber wandelnd, dem Zudringlichen endlich willfahrt, die Maske abgezogen und einen Todtenkopf gezeigt zu Graus, Entſetzen, Wahnſinn und jämmerlichem alsbaldigen Ende des Ruchloſen: ſolch eine gräßliche Mähr erzählte man noch gegen den Ablauf des vorigen Jahrhunderts gar häufig. Meißner unter andern that dieß. Einer ähnlichen Hiſtorie erwähnten noch vor wenig Monathen, als in Schleſien ſich zugetragen, öffentliche Blätter.

Beyde Abenteuer übrigens ſtimmen dahin überein:

Die weibliche Maske zog die Larve ab, und siehe: ein Todtenschädel.

Lassen wir es dabey bewenden; es liegt uns nichts daran; es geht uns nichts an; es sind wohl ein paar ansprechende Geschichtchen, und somit gut.

Auf Anlaß derselben aber will ich um Erlaubniß bitten, eines vorzubringen, das in der Exposition wohl so ziemlich ähnelnd, in seinem eigentlichen Verhalt aber gewiß sehr verschieden ist.

Der Held dieses Histörchens ist ein Irrsinniger, und das allein ist schon interessant: er fängt da an, wo die andern Beyden aufhören. Es ist niemand Anderer, als der Baron Allwin, der räthselhafte Sohn des räthselhaftesten aller Väter und Erdenbürger überhaupt.

Baron Allwin befand sich bereits ein volles halbes Jahrhundert im Irrenhause, und das mit Weib und Kind und einem prachtvollen Tieger, welche letzteren Drey nichts weniger als verrückt waren, sondern dem Baron nur aus Anhänglichkeit Gesellschaft leisteten. Er selbst war auch nicht mehr recht irrsinnig; es hatte sich die Sache etwas abgekühlt, und es war eben so wenig Wahnsinn zu nennen, daß er beschlossen, all seine übrigen Tage in der viel gewohnten Lage und Localität hinzubringen.

Indessen, eines Tages, nach einem Discurs mit dem aus China zum Besuch anwesenden Doctor Heastle, verfiel der Baron auf die wirklich etwas sonderbare Idee, die Redoute zu besuchen.

Hindernisse konnte es wohl nicht geben, denn wenn man ein paar Millionen besitzt, recht freygebig ist, einen prachtvollen Tieger zum guten Freund hat, und seit länger als

50 Jahren in demſelben Hauſe als ein charmanter Mann bekannt iſt, ſo beſucht man die Redoute.

Baron Allwin beſuchte die Redoute. Sein Coſtum war das ſeines Vaters: Talar und Kappe von ſilbergrauer Seide.

Der Baron geht auf und ab; das Ding ſpricht ihn nicht recht an. Masken wenige; und dieſe wenigen ohne Genialität, ohne Reichthum, ohne Pracht. Edelſteine und Perlen, Alles unecht; die Trachten abgedroſchen. Die Converſation, die Witze geiſtlos; Alles alltäglich; nichts von irgend einer romantiſchen Reſſource, keine Spur abenteuerlicher Elemente; ein gemachtes abgekartetes, mechaniſches, ſchales, inhaltleeres Treiben; nichts als ein Gähnen im Großen.

Der Baron fing an, zu bedauern, daß er nicht Nero, den prachtvollen Tieger mitgenommen, der ſehr gut auf Zweyen ging. Im Domino oder als Tieger in natura hätte dieſer Freund ihm Unterhaltung gewährt. Der Baron fuhr fort, das zu bedauern, ſetzte ſich in einen Winkel, gähnte wie die andern Leute, und ſchlief ein. Beym Erwachen wußte er nichts Klügeres zu thun, als ein Paar Gläſer Punſch zu trinken, und die Zeitungen zu verlangen, deren aber keine da waren.

So, der Verzweiflung auszuwürfeln, ſtürzt er ſich unter die Gruppen, durch die Maſſen, Willens dieſen Aufenthalt der großartigen Langweile zu verlaſſen; ihm zu entfliehen, mißmuthig, unwillig, in Ärger und Zorn ob ſolcher Täuſchung, ſchnell, in Haſt, fort, fort!

Doch anders wollte, geboth es der plötzliche Anblick einer weiblichen Maske; eine Juno, eine Hebe, eine Grazie, was ſoll man ſagen; ſchildern, beſchreiben, ausmahlen heißt nichts thun. Dieſer Wuchs, freylich auffallend

hoch; aber dieſe Haltung, dieſe Anmuth der Bewegungen, dabey dieſer Adel, dieſe Majeſtät: kurz der Baron wurzelte, regungslos vor Erſtaunen, Bewunderung, Sehnſucht, Gier.

Die Dame ohne alle Begleitung, in dem koſtbarſten Coſtum einer Spanierinn, ſtreift umher, mit einer faſt abenteuerlichen Unbefangenheit, mit der Mantille coquettirend; man weiß nicht, was das bedeuten ſoll; man zuckt die Achſeln, denn ihre Diamanten ſind echt.

Der Baron durch und durch electriſirt, folgt dem unbegreiflichen Weſen auf der Ferſe. Er redet es an; er erſchöpft ſich in feinen, geiſtreichen Anſpielungen; er läßt nimmer ab von der Zauberin.

Faſt eine Stunde ſchon dauert dieſe Jagd; ſie beginnt ſchon, Aufſehn zu machen; man findet ſie unanſtändig. Der Baron ſelbſt fühlt das, er bittet, er beſchwört die Fremde, ſich zu demaskiren. Ihre Antwort beſteht darin, daß ſie mit der Hand auf die Ausgangthüre des Sales hindeutet.

Baron Allwin ſchwimmt in Entzücken.

Die Dame fort, hinab; er nach. Der Wagen rollt vor. Der Bediente öffnet den Schlag. Leiſe ſagt ſie ihm ein paar Worte ins Ohr, er es dem Kutſcher. Nichts weniger als eilfertig ſteigt ſie ein; der Baron, verwegen, vermeſſen genug, ſteigt nach, ſetzt ſich neben ſie.

Wohl eine halbe Stunde lang wird gefahren. Der Baron nimmt es nicht wahr, und die Dame demaskirt ſich nicht.

Vor einem Friedhofe wird gehalten. Der Bediente ſpringt ab, zieht einen Schlüſſel aus der Taſche, und öffnet

das große eiserne Gitterthor. Dann hilft er seiner Gebietherinn aussteigen, und dem Baron ebenfalls.

Auf der ganzen Fahrt war keine Sylbe gesprochen worden; auch jetzt wird keine Sylbe gesprochen. Die Dame schreitet bis mitten auf den Kirchhof fort; da bleibt sie stehen; der Baron deßgleichen. Der Wagen sammt Kutscher und Bedienten war davon gefahren.

Als die Dame noch immer schwieg, redete der Baron sie an, beschwor sie neuerdings, sich zu enthüllen. Ohne einen Laut zu erwiedern schlug sie die Mantille zurück, und nahm die Maske vom Gesicht.

In solchen imposanten Momenten pflegt der Mond oder die Sonne aus den Wolken zu dringen, urplötzlich, die wichtige Scene wie feyerlich zu beleuchten; das Gewölk macht da immer höflich Platz. Wie billig, geschah das auch jetzt. Also, die Dame demaskirte sich, und — nicht o Entsetzen, oder: welch ein grausiger Anblick; oder: welch eine gräßliche, schauerliche Erscheinung; nichts von alle Dem. Ein Todtenkopf grinste den Baron an, und er seiner Seits grinste den Todtenkopf an, denn er war gefaßt, vorbereitet auf eine solche Entwicklung; es verstand sich gleichsam von selbst; es war wie eine dramatische Nothwendigkeit.

Ein paar Augenblicke hindurch grinsten sich die beyden Köpfe so an, ganz ruhig. Endlich glaubte der Baron, das Knochenantlitz sey nur eine zweyte Larve, ganz glatt, gut gezeichnet, und gut colorirt. Diese Prellerey machte ihn ärgerlich, zornig, grimmig, toll; es überkam ihn eine kleine Crisis von Narrheit. Er packte dieses Gesicht; es war in der That eine zweyte Maske; er riß sie herunter, und siehe, jetzt glotzte ihn ein wirklicher knochiger Todtenkopf an.

Schäumend vor Wuth zieht der Baron den Dolch, und stößt ihn mitten in dieses Gesicht, daß er stecken bleibt.

In demselben Augenblick wendet sich die Gestalt. Der Baron glaubt, ein dumpfes Hohngelächter zu vernehmen, und sein Ingrimm verdoppelt sich. Mit beyden Fäusten, mit Herculeskraft packt er den ganzen Schedel, reißt, bricht ihn vom Rumpf der göttlichen Spanierinn, und schleudert ihn zu Boden, daß er kollernd dahin hüpft.

Da wird das Hohnlachen vernehmlicher; aber die Dame, die Mantille über dem Rumpf, kehrt dem desparaten Liebhaber den Rücken zu, und entschwindet.

Schon graute der Morgen. Ein frischer Luftstrom brachte den Baron zur Besinnung. Was blieb ihm übrig? Was sollte er an diesem Orte weiter machen? Er begab sich nach Hause.

Der Portier machte ein ängstliches Gesicht; der Leibdiener Allwins, ein sehr zufriedenes. Er brachte seinen Herrn zu Bette.

Beym Frühstück erzählt der Baron sein Abenteuer. Seine Gemahlinn, jene himmlische Zigeunerinn, lacht dazu. Der Baron staunt; er weiß das nicht zu deuten. Da langt sie einen Dolch hervor, legt ihn ruhig auf den Tisch, und sagt: So sind die Männer.

Der Baron, Anfangs betroffen, faßt sich schnell. Es war sein Dolch; er hatte Alles durchschaut. Er nimmt eine Schleife aus der Brusttasche, legt sie ruhig auf den Tisch, und sagt: So sind die Weiber.

Der alte Conrad, mehr Freund als Diener, war Zeuge dieser einsylbigen und doch so beredten Erklärung.

Er
M.

S

zu re
aufzu
das Ar
urtheile
W
Was de
hat er a
begonnen,
Gar
Weiſe ein
Zweck es
melt, ſo la
eine Speci
ſuche, und
man auf, w
ten dabey obn
Alles aufopfer
Unter r
ſind drey,
ſich nicht
gar mit
ländiſchen
von 36
und gli
beyden
Autog

Einzelnheiten kommt es nicht an, ſondern auf das Ganze, auf das End-Reſultat. Und in dieſem Verhältniß, immer ſchwächer und ſchwächer, ging es bis zur ſechſten Verſteigerung. Es war alſo gerade der umgekehrte Erfolg eingetreten, und es blieb nichts übrig, als die ganze Sache aufzugeben.

Ich hätte das vielleicht ſchon bey der dritten Sammlung gethan; allein, da ſich eben Gelegenheiten zu Einkäufen in Maſſen dargebothen, ſo ließ ich mich beſtimmen, den Verſuch fortzuſetzen. Mit der ſechſten aber hörte ich auf. Indeſſen fahre ich fort, Autographe zu kaufen, wenn es Stücke ſind, zu deren Abſatz bey den wenigen kaufenden Sammlern ich Ausſicht habe.

Ich ſage: „bey den wenigen;“ und da ein paar auswärtige Zeitblätter jüngſt ſo wunderliche Nahmen genannt, ſo will ich die mir bekannten hierortigen Sammler, welche NB. kaufen (denn ſonſtige, die geſchenkt haben wollen oder bloß tauſchen, gibt es mehrere, obwohl ſchwerlich mehr als ein halbes Dutzend) hier anführen.

Vor Allem iſt die Hofbibliothek zu nennen, und zwar mit ſehr gegründetem Reſpect. Ihr Autographe-Cabinet iſt ein wahrer Schatz. Das Verdienſt ſeiner Gründung und ununterbrochenen Vermehrung gebührt dem Herrn Präfecten, Moritz Grafen v. Dietrichſtein.

Eine ſehr anſehnliche Sammlung beſitzt Herr Eugen Graf v. Czernin. Sie wird mit Eifer bereichert, und dabey auch auf den Inhalt des Textes Rückſicht genommen, weßhalb manche Nahmen mehrfach vorkommen.

Umfaſſend und koſtbar iſt das Cabinet des Herrn Alfred Ritter v. Franck, der auch eine große Anzahl von Tauſchſtücken beſitzt. Seine Sammlung erhielt erſt neuerlich

durch die seines Herrn Bruders (des dramatischen Dichters) einen mächtigen Zuwachs.

Herr Aloys Fuchs beschränkt sich auf Autographe von Tondichtern und Musikern überhaupt. In diesem Zweige aber ist seine Sammlung die reichste, die es irgend geben kann.

Und hiermit ist unsere Statistik schon voll. Ein paar andere Sammlungen wollen nicht viel bedeuten. Etwa zwey Liebhaber, die früher gekauft, sind fortgezogen. Einige sonstige Sammler haben aufgehört, Manche schon von der zweyten Versteigerung an. Die Bestellungen von auswärts waren verhältnißmäßig nichts weniger als unbedeutend. Auf sie allein aber läßt sich nicht speculiren, selbst nicht ohne des Vehikels einer Auction, da es zu umständlich.

Aus dem Gesagten also läßt sich klar genug entnehmen, daß ich nicht ohne Gründe aufgehört, Autographe-Geschäfte zu machen. Noch ganz besondere Motive habe ich gar nicht erwähnt. Es war ein Experiment; und da es fruchtlos blieb, ließ ich die Sache fallen.

Ein Geist.

Nach langer, langer Zeit hat sich ein Geist sehen lassen, und wieder sehen lassen. Was das Eigene dabey: er rauchte Tabak und rauchte stark Tabak, die ganze Nacht, aber nicht Cigarren, nein, aus einer unsichtbaren Pfeife. Weiß war er sehr; nur das Gesicht schien etwas bräunlich, und der Bart etwas schwärzlich. Die ältesten Geisterseher erinnerten sich nicht, daß ihnen je ein solches Gespenst vorgekommen. Sie stutzten daher ein wenig, wurden etwas stätig,

und zogen sich zurück. Man konnte nicht wissen, was es mit dem Rauch für ein Bewandtniß; es war ja sehr möglich, daß er nicht vom Tabak herrühre. Nur die reine, schöne, ruhige Weisse dieses Geistes vermochte, diese Seher in Etwas zu trösten, ihnen einigen Muth einzuflößen. Selbe waren sehr thätig; sie legten sich den ganzen Tag auf die Lauer, und paßten dem Geist auf. Dieser ist nur bey Nacht thätig; da spaziert er muthig herum. Oft sieht man ihn auf den Rennweg hinaus sich begeben. Dort bleibt er manchmal stehen, und sucht eine Gasse; er muß nicht lesen können, denn die Beleuchtung ist gut. Häufig gewahrt man ihn auf dem Wall der Schottenbastey, bey dem Bierhause. Da hält er an, und schaut auf das Gitter des Eingangs, allwo geschrieben steht: „Zum Niederländer.“ Der Geist muß nicht lesen können, denn die Beleuchtung ist gut. Frauenzimmer, bey denen die Furcht von der Neugier stets überwogen wird, kamen endlich hinter den Geist. Es stellte sich heraus, daß selber ein ehrlicher Maroccaner sey einerseits, andrerseits aber ein unehrlicher. Er war der Grundwächter des completen Livius in Marocco gewesen; er hatte diesen Schatz einem fremden Reisenden ausgeliefert, und da es auffkam, sich geflüchtet, heimlich, gut in Linnen emballirt, dampfschifflich. Er sucht anjetzt die Stätten früheren Ruhms auf, die Maroccanergasse, das detto Bierhaus, so aber jetzt ins Niederländische übersetzt, jenes am Thury ꝛc. Da der besagte Geist sonst ein ehrlicher Mann, ließ man ihn laufen, und er lief. Jedermann wird ersucht, ihn frey passiren zu lassen, denn er ist ein ehrliches Gespenst, welches nicht herum läuft, um zu schnupfen; es ist ein ruhig privatisirendes Gespenst. Friede einst der Asche dieses rechtschaffenen, grundehrlichen Geistes.

Bäder.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt Wien (in ihrem innern Umkreis) mehr Badeanstalten, als alle andern Städte Deutschlands zusammen genommen. Spuren davon sind nur noch wenige da: Die Nahmen Neubad, Stubenthor ꝛc. Das Stubenviertel hat bekanntlich den Nahmen von den damahls so überaus zahlreichen Badestuben daselbst. Bäder gab es in jener Zeit auch in sehr vielen Privathäusern. Die Inhaber der öffentlichen Bäder oder Badestuben hießen: »Bader«; sie nahmen zugleich Bart und Kopfhaare ab, schnitten die Leichdorne aus, ließen zur Ader, schröpften und machten anderweitige chirurgische Operationen, daher denn die Wundärzte und Barbiere noch fortwährend gar uneigentlich Bader genannt werden. Daß es in jener Zeit gar so viele Bäder gab, läßt sich erklären, weil die, wohl durch den häufigen Verkehr mit dem Orient herbeygeführte leidige Krankheit des Aussatzes so sehr um sich gegriffen hatte. Daß man aber jetzt so wenige Bäder, im ganzen Innern der Stadt keine einzige Badeanstalt hat: das läßt sich nicht erklären. Reiset man im Auslande, so trifft man, selbst in kleineren Städten, häufig sogar in den Gasthöfen Bäder an.

Grelle Ahndung.

Unter Albrecht dem Lahmen, einem würdigen, um Stadt und Land vielverdienten Fürsten, fand in der Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Wien eine fürchterliche Bestrafung Statt. Der herzogliche Küchenmeister, Nahmens Stibor, hatte einen Widersacher, der ein Schwabe war.

Dieſer Nichtswürdige ſann darauf, Stiborn zu verderben. Er fabricirte Briefe, aus denen hervorging, daß Jener die Abſicht, und zum Theil ſchon ins Werk geſetzt habe, den Herzog zu vergiften. Wohl mochte der Ruchloſe darauf gerechnet haben, daß Albrecht, wie man weiß, eben auch durch Gift an Händen und Füßen gelähmt worden, lebenslänglich, 30 Jahre unſägliche Schmerzen leidend und heldenmüthig ertragend, ſolcher Anklage nicht unzugänglich ſeyn werde. Stibor ward ergriffen, gefeſſelt nach dem Hoflager in Kärnthen geſchleppt, ein halbes Jahr lang eingekerkert gehalten bey Waſſer und Brod, gewärtig der Folter und grauſamen Todes. Da entlarvte aber ein Zufall den ſchändlichen Anſchlag, darthuend die Schuldloſigkeit des Angeklagten. Der ward nun alſogleich auf freyen Fuß geſetzt, erhielt Entſchädigung, wie nur immer denkbar, und behielt ſeine Stelle. Der ſchändliche, freche Verläumder wurde in einem eiſernen Käfig auf einer Säule auf dem hohen Markt durch zwey Wochen der Verſpottung, Verdammung, Entrüſtung und Züchtigung des Volks preis gegeben; und da er glaubte, es ſey wohl mit dieſer Strafe abgethan, höchſtens werde noch eine Geldbuße auferlegt werden, fand er ſich gar bald entſetzlich getäuſcht. Lebendig wurde er auf dem Stephansfriedhofe .... eingemauert. Dieſer Albrecht war ſonſt ein gutmüthiger, gerechter Herr, nahm auch mit weiſer Unterſcheidung der Umſtände die Juden in Schutz, welche damahls ſo arg verfolgt wurden. Hart züchtigte er die Kremſer ob ihrer wüthenden, blinden Frevel an ihnen, worüber es in einer Chronik lautet: „daß ihm ſo leid wär um ſeine Juden.“

„Dergleichenthuerey"

möchte man das Manöver nennen, deſſen ſich manche Kaufleute bedienen, die Vorübergehenden, beſondes des Abends bey Beleuchtung glauben zu machen, daß es da große Geſchäfte gäbe, ſtarken Abſatz, lebendigen Verkehr, anſehnliche Loſungen ꝛc. Da ſieht man z. B. in Kaufläden, deren Waaren doch wohl nur von der Art ſind, daß man ſie bloß beym Tageslicht zu kaufen pflegt, wie Leinwand, Tuch, Teppiche, Shawls ꝛc. eine erſtaunliche Lebhaftigkeit. Ein Kommen und Gehen von Kunden, ein Hin- und Her-, ein Hinaus- und Hereintragen von Waaren, oft in großen Päcken, ein haſtiges Thun mit der Elle im Abmeſſen, Zuſammenlegen, Emballiren; ein eilfertiges Auflegen, Vorweiſen, Anempfehlen verſchiedener Stoffe. Viel wird geredet, gemarktet, gefeilſcht mit einer Menge von Leuten, die ausſehen wie kaufende Kunden. Es iſt ein Getreibe, eine Lebendigkeit; man ſchöpft kaum Athem, ſo erſtaunlich viel hat man zu thun, ſo current und blühend iſt das Geſchäft; an den Fingern läßt ſich abzählen, daß man in einem Jährchen ein reicher Mann ſeyn müſſe, gar nicht ausweichen könne, es zu werden, folglich des extremſten Credits würdig ſey. „Ja, wenn man ſein Capitälchen bey ſolch einem Mann placieren könnte! Aber der wird leider kein Geld brauchen." Faſt jeden Abend zu einer beſtimmten Stunde ſieht man, wie der Chef ſelbſt, oder der erſte Commis, oder der eigene Caſſier, die den Tag über eingegangenen Gelder zählt, Caſſa macht. Man kann das im Vorbeygehen ſehr deutlich ſehen, denn jedes Hinderniß iſt beſeitigt. Da ſieht man alſo hohe Päcke Banknoten; die obere Lage wird abgenommen und neu gezählt, geſchwind notirt

mit dem Bleystift oder der Feder hinter dem Ohr. Der Pack wird zurück gelegt; ein anderer kommt zum Vorschein aus einer dunklern Ecke; darneben ein paar große Geldschüsseln voll Silber oder Gold. Endlich wird der Laden geschlossen. O gewiß bis gegen Mitternacht werden diese einerseits beneidens-, andrerseits bedauernswerthen Leute mit dem Abzählen dieses vielen Geldes zu thun haben. Wenn nur nicht etwa gar eingebrochen wird. O wie abscheulich mißtrauisch müßte man seyn, wollte man die Lebhaftigkeit eines solchen Geschäfts mit den gewissen Licitationen in den Straßenläden vergleichen, wo es viele Acteurs und Statisten gibt ꝛc. Nein, nein, dem ist nicht also. Es ist durchaus nicht etwa jene verläumderische „Dergleichenthuerey," welcher Ausdruck uns am Eingang dieser Zeilen entschlüpft ist, was wir sehr bereuen. Wenn es aber doch einiger Maßen so wäre, so müßten wir auf der Stelle die löblichen Buchhandlungen ausnehmen. Diese Geschäftsleute verschmähen es, zu einer solchen „Dergleichenthuerey" ihre Zuflucht zu nehmen, woher es denn natürlich kommt, daß man, versteht sich aber ohne ihr eigenes Verschulden, oft Stunden lang keinen einzigen Menschen in ihren Läden beleuchtet sieht, als das eigene Personale. Und dabey hat selbes leider unaufhörlich zu schreiben, in Handlungsbücher einzutragen, was Alles wirklich in der Natur dieses Geschäftes liegt, während dieß, zum wahren Ergetzen der Zuschauer in anderweitigen Handlungen nur so pro forma geschieht. Schon wieder „Dergleichenthuerey." Aber ich bitte Sie, wie können z. B. in einer Galanterie- oder Silberwaarenhandlung zwey bis drey Individuen Jahr aus Jahr ein den ganzen lieben Abend (gerade den lieben

beleuchteten Abend) Buchhalterey, Correſpondenz ꝛc. zu treiben haben? Lauter Dergleichenthuerey.

Das Lenkey'ſche Weingeſchäft.

Das ausgebreiteteſte und ergiebigſte Geſchäft mit ungariſchen Weinen in Wien machte Herr v. Lenkey ſchon, als Hammer, der Vater (Handlung und Schank im rothen Igel) noch lebte, der lange Zeit gewiſſer Maßen Monopoliſt geweſen. Damahls aber, vor 44 Jahren, wurde das Lenkey'ſche Geſchäft nur im Großen getrieben; im Detail und als öffentlicher Ausſchank beſteht es ſeit 1811. Mit dem Etabliſſement Hammer's des Sohns ging es allmählig ſchwächer, während jenes Lenkey's ſich zuſehends und mächtig empor hob. Dieſer gründete ſein Detailgeſchäft in dem Locale, in welchem es ſich noch gegenwärtig befindet, in dem damahls Eiſenhutter'ſchen Hauſe, welches drey Gaſſen beherrſcht. Ehe Lenkey ſich daſelbſt ſituirte, hatte es auch von der Weihburggaſſe einen Thorweg, wie jener in der Singerſtraße. Selber war aber der Länge nach verbretert; es waren ordinäre Buden, unter andern die eines Trödlers da angebracht, und die Paſſage, bloß zum Gehen, war ziemlich ſchmal. Der Eingang dazu befand ſich gerade da, wo man jetzt in das erſte Extrazimmer eintritt. Die Lenkey'ſchen Weine fanden außerordentlich lebhaften Zuſpruch. Die Localitäten waren faſt zu jeder Stunde des Tages, beſonders in der Nachmittags- und Abendzeit, vornähmlich an Sonn- und Feyertagen, dergeſtalt angefüllt, daß oft Hunderte von Gäſten aus Mangel an Plätzen ſich wieder fortbegeben mußten. Steinbrucher und Serarder ſind die Gattungen, welche am Meiſten conſumirt werden;

ſelben ſchließen ſich an: Adelsberger, Ofner (auch ſogenannter „Ofner wie Burgunder," in welcher Hinſicht wohl „Ofner wie Ofner" vorzuziehen), Erlauer, Schomlauer ꝛc. Unter dem Nahmen: „Cabinetswein" iſt ſeit 10 Jahren auch eine Sorte ſehr beliebt, die aus Rheinreben in Ungarn angepflanzt, erzeugt wird. Das Lenkey'ſche Etabliſſement (bloß Ungarweine) gehört unter die allerbedeutendſten des Kaiſerthums, und iſt das blühendſte des Wienerplatzes. In den erſtern Jahren des Detailgeſchäfts beſtand einige Zeit hindurch eine förmliche Reſtauration daſelbſt. Es iſt intereſſant, noch ſo viele der Stammgäſte da anzutreffen, während man hinwieder allerdings manchen Andern, wie Span, Carl ꝛc. vermiſſen muß, die im Verlauf ſo vieler Jahre das Zeitliche mit all ſeinen Ungarweinen geſegnet. Der Chef, Herr Achaz v. Lenkey, ein Mann von Erziehung, Bildung, Beleſenheit und vieler Liebenswürdigkeit conſervirt ſich dagegen trefflich. Er beſitzt eine ſchöne Bücherſammlung, unter Andern die römiſchen Claſſiker in der Originalſprache und in den vorzüglichſten Editionen cum notis variorum etc.

Merkwürdiges Siegel-Cabinet.

Die mit dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv vereinigte berühmte Siegelſammlung war von Sarterio Urſato, dem gelehrten Paduaner angelegt worden. Nach ſeinem Tode 1678 ſetzte ſie Steycker, der holländiſche Geſandte zu Venedig fort, dann ein nürnbergiſcher Kaufmann Nahmens Geyſel. Der Hiſtoriograph Glafey erheirathete ſie, und continuirte ſie ebenfalls. Am Meiſten aber gewann ſie durch den Wiener Domherrn Smitmer, in deſſen Beſitz ſie 1772 gelangte. Er verfaßte unter Andern werthvolle Commen-

rare und Register dazu. Nach dessen Tod gelangte sie in den Besitz des Wirthschafts-Directors Kowatsch, und dann in den des geheimen Cabinetsofficialen Löschner. Von seiner Witwe kaufte sie sofort das k. k. Hausarchiv. Smitmer hatte diese Sphragidothek auf 9000 Stücke gebracht. Er war ein sehr wissenschaftlicher Mann, Comthur des Maltheser-Ritterordens, geboren 1740, gestorben den 4. Oct. 1796, aus einer Familie, die schon im 4. Jahrhundert in Wien ansäßig war. Der nachmahlige Buchhändler Haselmeyer war Bedienter bey ihm. Smitmer bemerkte seine Neigung zu Büchern, gab ihm Gelegenheit, sich zu unterrichten, förderte ihn dabey, unterstützte ihn und verschaffte ihm ein Handlungsbefugniß.

Baillet,

der französische Sprachmeister, verdient, nicht vergessen zu werden. Das ist so bescheiden gesagt, wie der Mann selbst war. Im Verlaufe der 90ger Jahre, auch später noch, war er Professor (damahls sagte man schlechtweg Lehrer) in der Real-Handlungs-Akademie bey St. Anna. Er trug nach der Grammatik des Hilmar Curas vor (für die italienische Sprache hatte man noch den Tarmini), und schrieb ein Lesebuch zu derselben, welches er drucken ließ, und das recht gute Dienste that. Das lebhafte, freundliche und heitere Wesen dieses Mannes, und sein herzliches Wohlwollen und Vertrauen trugen wesentlich dazu bey, ihn beliebt zu machen, und zu veranlassen, daß man gern und leicht lernte, man kann fast sagen spielend. Baillet hielt auch eine Schule in seiner Wohnung, in der neuen Welt. Die wurde stark besucht. Für diese seine Schüler hatte er ein eigenes kleines

Lexicon solcher französischer Wörter zusammen getragen, die sich in den meisten Dictionairen, selbst in dem des deux nations nicht befanden. Die Zahl dieser Wörter war 1000. Von diesem „Tausend Wörterbüchlein“ ließ er Abschriften anfertigen, die man zu billigem Preis haben konnte. Bey vorgerücktem Alter supplirte ihn seine eben so lebhafte Tochter Francisca mit Geschick und Erfolg. Er hieß Leopold.

Stadt in der Stadt.

Herzog Rudolph IV., sattsamen Rechts „Der Stifter“ (fundator), auch zuerst „Erzherzog“ genannt, hatte bey der Gründung der Universität in vollem Ernste die Absicht, daß diese Hochschule inmitten einer eigenen, nur sie selbst angehenden Stadt sich befinde, also eine Stadt in der Stadt Wien sey, umgürtet mit Mauern und Thürmen. In dieser selbstständigen „Universität-Stadt“ sollten die Lehrer und Schüler, nicht beunruhigt und gestört von dem profanen Getöse öffentlichen Treibens, wohnen mit dem dazu gehörigen Dienst- und sonstigen Personale. Diese Stadt sollte bey der Schaufellucken beginnend, bis zu den Schotten sich hinziehen, in sich schließend die Minoriten sammt dem Garten ꝛc. Vorsteher sollte der Propst von St. Stephan seyn. Den Lehrern wie den Studirenden waren große, seltene Vorrechte eingeräumt: alle ihre Bedürfnisse mauthfrey; den Landgerichten nicht unterworfen, da der Rector ihr Richter; auf diesen von den Herrschaften freyes Geleit; körperliche Unantastbarkeit, da jede Verwundung streng verpönt, und kein Asyl dagegen schütze. Die Hauseigenthümer sollten gehalten seyn, für diese Insassen alles Mögliche zu thun, zu Schutz und

Schirm, Ruhe, Bequemlichkeit, Verannehmlichung ꝛc.; der billigste Zins, keine Steigerung. So kommt es im Stiftbriefe vor, vom 12. März 1365. Indeß schon den 27. July desselben Jahres mußte dieser edle Fürst, erst 26 Jahre alt, aus dem Leben scheiden, und das Ideal der Universität-Stadt zerfloß wie ein Traumgebilde. Jedoch war die Hochschule selbst allerdings bald ins Leben getreten; auf welcher Stelle aber, das läßt sich nicht genau bestimmen. Lazius nimmt den Platz der Augustiner an; Andere geben an neben den Minoriten. Rudolphs Nachfolger, Albrecht III. übersetzte die Universität bey ihrem bereits 19jährigen Bestande in die Nähe des jetzigen Gebäudes. Carl IV., Rudolphs Schwiegervater, konnte nicht umhin auf seines Eidams Stiftung eifersüchtig zu seyn, da er für sein bereits im 17. Jahre so stattlich blühendes Prager-Carolinum Eintrag besorgte: Aus Rücksicht für diesen großen Herrscher, der sich sogar schmeicheln durfte, Petrarca und Boccaccio nach Prag zu ziehen, unter dem Prag „die freudigste Stadt“ hieß ꝛc., verweigerte der Papst dem Stiftbrief Rudolphs die theologische Facultät. Sie blieb aber dennoch in dieser Urkunde und trat auch in Wirklichkeit. Rudolphen hatten bey dem Plane seiner Universität die Hochschulen von Athen, Rom und Paris vorgeschwebt.

Ein Commando.

Unter den Spielereysachen der Kinder gibt es eine sogenannte Scheere, welche aus linealartigen Latten besteht, quer übereinander zum Schieben eingerichtet, auf die man Soldaten oder andere Figuren stellt, um damit zu manövriren.

Mit einer solchen Scheere unterhielt sich eines Tages ein reizender blonder Knabe von 3 Jahren. Es war in einem der vielen Gemächer eines großen historisch merkwürdigen Schlosses.

Der Knabe führte verschiedene Evolutionen aus, aber dießmahl nicht nach seiner eigenen Phantasie, sondern nach dem Commando eines bejahrten Mannes, welcher dicht neben ihm stand.

Dieser Greis befehligte nicht, um dem Knaben oder sich selbst Spaß zu machen. Er commandirte in vollem Ernste wie auf einem wirklichen Schlachtfelde, in heroischer Begeisterung, mit lebhaften Geberden, strahlenden Augen, erhitzten Wangen und lauter Stimme.

Der Knabe hatte genau Acht auf das Commando und die Bewegungen des Greises und operirte mit der größten Pünctlichkeit und Übereinstimmung.

Der Befehlshaber, ein Mann von 80 Jahren, war sehr zufrieden damit. Er gab selbes dem Kinde zu erkennen, und dieses fühlte sich dadurch beglückt, denn es war ein ingeniöses Kind, schon empfänglich für Begriffe der Ehre.

Der Greis war Militär. Er war zufällig zu diesem Spiele gekommen. Des Knaben Eifer hatte ihn angezogen und allmählig so gefesselt, daß er in Begeisterung gerieth, und wie in vollem Ernste commandirte. Er hatte dabey den Degen gezogen, denn er war in Uniform, und zwar in der Uniform eines Feldmarschalls.

Es war der Prinz de Ligne. Der Knabe war der Herzog von Reichstadt. Die Scene in Schönbrunn.

Chelidonius.

Wenn wir einmahl eine selbstständige, ausführliche Geschichte des Schottenklosters besitzen (und eine solche ist auch zur Illustration der Historie Wiens selber Bedürfniß, ja Bedingung), so werden wir auch eine der glänzendsten Zierden jener geistlichen Gemeinden näher kennen lernen, nähmlich Benedict Chelidonius, den 23. Abt der Schotten. Er war aus Nürnberg, Busenfreund Dürers und Wilib. Pirkheimers; inniger Freund Kaisers Max I., sein Historiograph, gekrönter Dichter, eine der Säulen der Donaugesellschaft. Gaben seines Geistes schmückte Dürer mit Figuren; sein allegorisches Singspiel: Voluptatis cum virtute disceptatio ausführen zu sehen, begaben sich Kaiser Carl V. und seine Schwester in die Schottenschule; den jungen Helden Niclas Salm widmete er es. Für die Klosterbücherey verwendete er sich sehr, wenn auch fast gar nicht für Sachen des Haushalts und der Klosterzucht. Letztere war auch sehr rigorös; die Zellen z. B. ungeheizt, daher Chelidonius sich bey Dürer und Pirkheimer entschuldigte, ihnen nicht öfter schreiben zu können, da es in dem geheizten Refectorium zu unruhig sey. Er starb 2 Jahre nach Max.

Wien, wann fertig?

Wien ist noch nicht fertig, und Wien wird niemahls fertig. Selbes vermerkt man am Augenscheinlichsten seit ein paar Jahren. Man gehe wann und wo man wolle, so wird man finden, daß man nicht gehen kann. Allenthalben wird gebaut, gepflastert, umgestaltet, ausgebessert, verschönert, verändert, erneuert ꝛc. Kein Schritt ohne

auf ſo Etwas zu ſtoßen. Man ſollte glauben, Wien ſey vor einem halben Jahre angefangen worden, und müſſe binnen 8 Tagen fertig werden, in ſolcher Haſt geht Alles darunter und darüber. In einem Gäſſel wird gepflaſtert; in einigen Wochen kommt man wieder dahin zu gehen: es wird gepflaſtert, aber nicht noch, ſondern ſchon wieder. Iſt man ſo unvorſichtig, deßhalb zu fragen, ſo heißt es: Ja wir müſſen das Gepflaſter ſo machen, daß wir bald wieder zu thun bekommen; von was ſollten wir denn leben? Aha, alſo daß Ihr leben könnt, Ihr guten, lieben naiven Leute! Nun wenn das iſt, ſo läßt die halbe Million Einwohner es ſich gern gefallen, keinen ruhigen, ſichern (d. i. gefahrloſen) Schritt machen zu können; dieſe halbe Million bewundert den philanthropiſchen Grundſatz; ſie erinnert ſich, daß der Schuſter, der Schneider, der Doctor, ja jeder Producent eben ſo argumentiren; es fällt ihr bey, daß in England jüngſt noch das geſetzliche Princip beſtand, kein Haus dürfe länger als 50 Jahre ſtehen, damit es fortwährend Arbeit gebe ꝛc.

Der Herzog von Saint-Leu.

Er war einer derjenigen, von welchen man ſagen kann, es ſey unmöglich, ſie zu kennen, ohne ſie zu lieben. Allen, beſonders den Holländern, wird dieſer Mann unvergeßlich ſeyn. Er war gefühlvoll, wahrhaft, bieder, gerecht, ſanft, anſpruchslos, edelmüthig. Dieß ſind nur wenige ſeiner Vorzüge; auf äußere, auf glänzende ging er nie aus. Er iſt ohne Zweifel noch ſo, Naturen, wie die ſeinige, ändern ſich in 30 Jahren nicht. Die Florentiner werden das beſtätigen können.

Der Graf Saint-Leu, jetzt nennt man ihn Herzog, war schon krank nach Gratz gekommen. Das Gehen wurde ihm so gut als unmöglich; er saß den ganzen Tag, die Füße wohl verwahrt. Sein Profil dem seines Bruders sehr ähnlich: der Mund unmöglich so anmuthig, so bezaubernd; aber die Hände eben so wunderschön. Mit diesen Händen konnte er nicht viel machen; er pflegte zu dictiren. Sein Wesen war ruhig, ernst und mild. Sein Sessel war noch immer ein Thron; er herrschte über alle Herzen.

Eins derselben war Schneller. Schneller stellte mich vor. „Eure Majestät wollen einen Bibliothekar," sagte er: „Hier ist einer; ich bürge für ihn; wir sind Freunde." Der Graf Saint-Leu sprach: Seyen Sie mir willkommen; es ist gut. Sie werden so gefällig seyn, mir eine kleine Bibliothek anzulegen, meist Nachschlagwerke. Der Herr Baron wird das Weitere besorgen. Bey diesen Worten wies er auf den Baron Capellen, seinen ehemahligen Minister. Capellen war ein großer, schmächtiger, schöner Mann, kalt und einsylbig, aber wacker und gediegen. Der Graf schätzte ihn sehr.

Von Büchern war sonst nichts da, außer der unglückseligen Encyclopédie methodique, die man durch Tusch von Schaumburg bezogen hatte. Einige linguistische Dictionäre; einige Reisebeschreibungen, eine Kiste voll Durcheinander. Von Marcus Aurelius Antoninus mehre Ausgaben, auch die französische des Joly. Dieser Autor war eines der Lieblingsbücher des Erkönigs; ein guter Charakterzug. Daß der Graf deutsch lernen wollte, und von Schneller; dann, daß dieser als Grammatik Klopstocks Oden nahm, weil der Schüler ein leidenschaftlicher Verehrer der „Messiade," habe ich schon allzu oft erwähnt.

Ich war Bibliothekar und hatte nichts zu thun; ein Feldherr ohne Armee. Mit der Recrutirung ging es langsam; mit der Gage auch. Bestimmt war keine. Nach geraumer Zeit, ganz unerwartet, ein Präsent, aber ein starkes; später deren eben so.

Der Herr war fleißiger als ich. Er arbeitete an seiner „Marie, ou les peines de l'amour.“ Das Buch wurde in Gratz gedruckt, Papier und Druck abscheulich. Als es erschien, war ich nicht mehr in Gratz. Der Graf war aus diplomatischen Gründen genöthigt, aus Österreich fortzuziehen; das paradiesische Gratz zu verlassen, das er so liebte, die Gratzer, die ihn so liebten. Und ich war versehen mit Weib und Kind.

Jedermann verlangte, diese „Marie . . .“ zu lesen. Man trug mir die Übersetzung auf; aber die zwey Bände sollten in 14 Tagen fertig seyn. Gut! Sie waren in 8 Tagen fertig. Sie mußte völlig treu seyn; man wollte es. Um Etwas aus diesem Terte zu machen, hätte man erstens des Verfassers Erlaubniß, und dann das erstaunliche Talent Wilhelms von Schütz haben müssen, der sich mit Casanova verewigt. Die Übersetzung erschien bey dem würdigen Hartleben. Alsbald darauf in Paris eine neue, etwas geänderte Auflage des Originals. Ich besorgte auch diese für eine zweyte Ausgabe bey Wallishausser; sie wurde aber nicht gedruckt. Jene hatte ich dem Verfasser gewidmet.

Der Herzog von Saint-Leu fährt fort, in dem göttlichen Florenz zu leben. Unmöglich würde es mir fallen, Saint-Leu's nicht oft, nicht sehr oft zu gedenken, mit Ehrerbiethung, mit zärtlicher Liebe, mit Rührung, mit allen Gefühlen der Dankbarkeit.

Eben so theurer und liebenswürdiger Personen seines

Umgangs; des genialen Schneller, des ehrenwerthen Neumann, unsers gelehrten, verdienten Physikers ꝛc.

Ludwig Buonaparte: Mögest Du glücklich seyn!!

Ein alter Blumauerianer.

Vor wenig Jahren starb hier ein gewisser L...e n.....n, ein Gratzer, uralt, Genosse der schönen Geister in der Blumauerschen Zeit. Von jeher hatte er Bücher aufgestapelt, besonders Almanache, Journale, Flugschriften, Piquanterien. Zuletzt wohnte er in einem fünften Stock, woselbst 2 Zimmer vollgepfropft mit gebundenen und rohen Büchern. Greller als sein Ende kann keines Menschen Ende seyn; ich war leider dabey. Der Mann war sehr belesen, strotzte von Anecdoten, war aber sonst ein Pedant. Er dichtete und schrieb selbst allerley Kleinigkeiten. Unter Andern gab er mir eine Characteristik Blumauers zum Besten, die ich noch nirgends abgedruckt gefunden. Da der Vornahme dieses Poeten mit A beginnt, so kam die Idee zu diesem Spaß in alphabetischer Folge. Er fällt mir noch bey, also lautend:

Aloys	Kenner	Travestirte
Blumauer:	Latiums.	Unsterblich
Censor,	Maurer.	Virgils
Dichter,	Naso	Werk-
Epicuräer,	Österreichs.	Xenophtalmisch
Freygeist,	Priesterfeind.	Ybischartig
Genie,	Quälte	Zollte er der Natur
Hagestolz,	Roms	den Tribut ꝛc.
Jesuitenfeind.	Satelliten.	

Man sieht, es ist blutwenig an dem Ding bis auf T.

U. V. W.; aber in jener Zeit war man genügsam, und es mochte da sehr angesprochen haben.

Dieser L. war seiner Zeit ein rüstiger Mitarbeiter zweyer unter Joseph II. herausgekommenen ganz eigenthümlichen Journale: der schwarzen Zeitung und der geschriebenen Zeitung. Erstere, welche wöchentlich 2 Mahl erschien, und Freund Hain als Vignette hatte, erzählte im Volkston die Unglücksfälle, besonders die Selbstmorde der Residenz, und zwar mit den allergrellsten Farben. Die geschriebene war größten Theils eine Lügenzeitung, oder, wenn man billig reden will, ein Klatschblatt, welches entstellte Tagesneuigkeiten brachte. Sie ging auch in das Ausland, ward in öffentlichen Blättern auf Treu und Glauben benützt, und richtete nur Scandal an. Es gab damahls auch eine geschriebene Zeitung in französischer Sprache, redigirt von einem gewissen F., der es mit dem gränzenlosesten Servilismus hielt. Das jährliche Abonnement betrug 6 Ducaten.

An unsre fahrenden Vorleser:

Luxus-Verbiage und Verbiage-Luxus.

Der Literatur fehlt noch eines der wichtigsten und reizendsten Werke: eine, vulgo: die Geschichte des Luxus. Die einzelnen Zweige wohl, die sind schon da: Costummesen, Architectur, Hauswirthschaft, Bürgerlichkeit, Kirchlichkeit: Kochkunst, Comödie, wie anderweitig Spielzeug; Musikmachen, die schönen und bildenden Dinge allesammt; wesentlich als Hauptartikel: Geschichte des weiblichen Geschlechtes; Historie des Kriegswesens u. s. w. Es sollen aber nicht bloß die Zweige, es soll der ganze Baum seyn. Als-

dann jedoch, wenn All und Jedes, verarbeitet zu einem vollen, glücklichen Bilde, wenn der Baum daſteht, wahr und prangend, alsdann iſt aber noch immer nichts geſchehen.

Das Thema des Luxus iſt nicht wie eine Landſchaft, wie ein Antlitz, wie ein Obſtſtück, wie eine Blume, wie ein Baum ſelbſt: Dinge, die man fleißvoll abſchreibt mit dem Pinſel. Dieſe Arten Mahlerey ſind immer noch Technik. Äußerlichkeit, nicht Kunſt. Es mangelt die Seele: das pragmatiſche Leben. Die Geſchichte des Luxus, ſeinem Grundweſen nach, muß eine Naturgeſchichte ſeyn. Dieſer Baum alſo, von dem Nichts, dem Urkeime an, der leiſeſten Geburtfaſer der Wurzel, durch all die tauſend Luft-, Mark- und Lebensröhren des Stammes, der Zweige und Äſte, bis hinaus zu des Baumes Lungen, den Blättern, ſofort die Blüthen, die Früchte, o die Früchte! Die ganze Dynamik des allerinnerſten Mechanismus!

Mit der lediglich äußern Geſchichte iſt nicht gedient; ſinnanſprechend, reizend, wie jeder Flitter, würde ſie ſeyn, aber nicht wichtig, nicht werth; ohne Pragmatismus — nichts. Man kann ſagen: die Geſchichte der menſchlichen Exiſtenz, als ſolche, als Thiererſcheinung iſt ſchon die Geſchichte des Luxus (wie der Menſch an und für ſich ein Luxusproduct der Natur); ein zweytes, ja das erſte Hemd, noch mehr, das beliebte Feigenblatt, iſt ſchon Luxus; ein Holzbecher, ein Löffel ſchon, ein kleines Kind; ein Seſſel, ein einzig Wort mehr als nöthig, ſind ſchon Luxus. Dieß geſagt, iſt plötzlich die Geſchichte der Civiliſation da; ſie ſpringt von ſelbſt heraus. Beyde aber nicht allzu ſehr zu vermiſchen: welch große Kunſt, einen zweyten Gibbon erheiſchend!

Luxus und Menſchenwohl: Entſtehen, Steigen, Gipfel, Sinken, Verfall! Beyde Hand in Hand; ewige Wechſelwirkung. Entzücken und Jammer: dieſer wiederum der Quell von Jenem. Geheime Memoiren des Genuſſes; Philoſophie des Eindrucks! Allmacht des Schönen; Receptivität des Nervengeiſtes!

Geſchichte des Luxus, Ocean, Welt eines Penſums: wer wird dich ſchreiben? Gewiß ein Franzoſe! Der Franzoſe iſt die Feder dazu. Der verſchämte Deutſche iſt zu wenig frivol; ein klein Bißchen muß man es ſeyn, iſt die Rede vom Luxus. Die Geſchichte des Luxus glaub' ich, muß ausſehen, wie eine Skizze, und doch voll Gründlichkeit ſeyn. Scheinbar nichts als ſcharfe, ätzende Contouren, markige Lichter und Drucker. Doch nur als reiche, eſſencielle Ergebniſſe tiefer und ernſter Forſchung. Und Alles leicht; der Styl getragen, nicht tragend, verbannt aller Regelzwang des Ausdrucks; das unbekümmerte Wort, der natürliche Daguerreotypus des Gedanken: Mann und Roß ein Ding. Ohne eine gewiſſe Anarchie, ohne ein gewiſſes Rebelliſches der Schreibart, keine ſchlagende Wirkung. Jede Zeile ein Buch (nicht wie manches Buch eine Zeile), denn: Ocean, Welt! Nicht 40 Bände in groß Quart; deren höchſtes 4, 5 in Octav.

Bevor aber Jahrzehende vergehn: warum nicht einſtweilen Etwas?

Die Ihr aber gewerbliche, erwerbliche Vorleſungen geben wollt, und darauf reiſen oder nicht, nebſtbey auch mit Sang und Klang oder nicht: läßt ſich denn ein dankbareres Object erſinnen als der Luxus? Von vorn herein habt Ihr ja ſchon das ganze Publicum, in all ſeinen Schattirungen, geangelt. Und Ihr könnt her-

nach wieder selbst recht viel Luxus treiben: das Ding practiciren.

Grabmähler-Schicksal.

1686 begann der Bischof Graf Ernst Trautson ein Verzeichniß der in der Stephanskirche und auf dem dasigen Friedhofe befindlichen Grabmähler anfertigen zu lassen. Die Anzahl derselben belief sich auf mehr als 400. Gegenwärtig aber ist vielleicht kaum ein Drittel mehr vorhanden. Fragt man, woher das kam, dieser unberechenbare Verlust für Geschichte und Kunst, für Genealogie, Heraldik, fromme Erinnerung ꝛc., so muß man antworten, daß der in der erstern Zeit der Reformation eingetretene Fanatismus derselben die Schuld trage. Man ging nähmlich dabey so weit (und das war besonders bey Adelsgeschlechtern der Fall) aus der Kirche, aus den Capellen und aus dem Friedhof die Grabmähler der Angehörigen nicht nur stracks hinweg zu nehmen, sondern alsogleich als Ecksteine der Hausthore und Gassen, als Pflasterplatten bey Eingängen, an Brunnen ꝛc. zu verwenden. Viele wurden zerschlagen, um in kleinern Stücken zu derley profanem Gebrauch zu dienen. Dieser wahrhaft schauerliche Vandalismus aber wird nur erklärbar, wenn man sich erinnert, daß selbst das Hochwürdige, über die Straße getragen, vor Anfällen nicht sicher war. Diesen wahnsinnigen Frevel zu verhindern, begleitete Ferdinand I. in Person mehr als ein Mahl den Priester mit dem Sterbesacrament. Auf Grabdenkmähler besonders auf Steinplatten mit Inschriften, oder auf Bruchstücke derselben, jener Kirche und jenem Gottesacker in jener wildbewegten Periode gewaltsam ent-

führt, ſtoßen wir noch heut zu Tage häufig, nahmentlich unter Thorwegen, in Hausfluren, in Vorgemächern ꝛc. wo ſie noch fort und fort im buchſtäblichen Sinne mit Füßen getreten werden. Aber was läßt ſich da ſagen?

Tabak-Manie.

Die Mode erlaubt noch, nicht Tabak zu rauchen; es iſt in Geſellſchaften noch geſtattet, keine Cigarre im Munde zu haben. Noch immer iſt es bewilligt, wird es tolerirt, ſich das Nervenſyſtem nicht abzuſpannen. Aber am Ende: was will man thun? Die Converſation beſteht im Anhören ſchmetternder Muſik, und wenn man raucht, ſo gilt man für einen guten Geſellſchafter. Da ſitzt z. B. ein N. N. mit an einem ſogenannten Reunionstiſch, raucht ununterbrochen, trinkt und zahlt ſein Bier, grüßt dann und geht fort. Die Tiſchgenoſſen begegnen ihm ſpäterhin; Alle ſagen: das iſt ein charmanter Geſellſchafter. Dieſer charmante Geſellſchafter hat aber auch nicht eine einzige Sylbe geſprochen; er wäre es auch nicht im Stande geweſen, denn zum Überfluß war er ein Stummer. Aber er hat geraucht. Rauchen, ja, unaufhörlich rauchen: Ja, in Ungarn, in Spanien, in der Havana ꝛc. In Ländern, wo das Product einheimiſch iſt, wird es am Wenigſten oder gar nicht ſchaden, beſonders den Eingebornen ſelbſt. Ich möchte ſagen, in Peſth z. B. kann man Tag und Nacht Kospalager rauchen und Ofner dazu trinken ohne Nachtheil; aber thue man das in Wien! In Spanien war es noch vor kurzer Zeit Sitte, und iſt es vielleicht noch oder wieder, daß die Kindsmägde den kleinen Rangen Tabak in die Naſe ſtopfen alle Augenblicke, ihnen die Gewohnheit einzuimpfen,

und zwar aus cameralistischen Gründen. Kann das Rängelchen sich dann selbst auf den Beinen halten, so hat es wohl auch schon sein eigenes Döslein. Und da es wahrscheinlich noch Mode, die kleinen Kinder in die bequemste aller Trachten, in eine Kapuziner-Kutte zu stecken, so gibt das einen deliciösen Anblick!!

Durchhäuser.

Wenn man ein paar Jahre oder ein paar Monathe von Wien abwesend war, wieder zurück gekommen ist, und so seine gewohnten Gänge durch die Stadt machen will, so wird man bey einer Menge von Häusern wohl Eingänge aber keine Durchgänge mehr finden. Ach ja, das ist kein Durchhaus mehr; so, so, aha; in Gottes Nahmen. Denn was will man thun? Der Durchgang war ein freywilliger Durchgang; es stand auch früher so angeschrieben, gleichsam, um anzudeuten, daß der Durchgang bald nicht mehr existiren werde, weil man das Recht hat, ihn jeden Augenblick zu schließen. Buchstäblich genommen, ist dieses Schließen wohl allerdings in der Ordnung; allein nicht Alles, was nicht verbothen, oder freywillig, ist erlaubt, in einem edlern, selbstbeherrschenden, berücksichtigenden, menschenfreundlichen Sinne nähmlich. Es gibt eine Menge stillschweigende Gesetze, Gesetze die eigentlich oder ausgesprochen gar nicht existiren, und Gott sey Dank von vielen Menschen beobachtet und befolgt werden. Es ist dieß ein der reinen Menschennatur inwohnender feinerer Instinct. Man kann in der Regel annehmen, daß ein Hausbesitzer doch wenigstens so weit gedeckt sey, um wegen des Ertrags eines Straßenladens nicht gezwungen zu seyn, Hunderten

von Mitbewohnern der Stadt, die oft ſehr weſentliche Bequemlichkeit oder Erleichterung des Durchgangs zu verwehren. Es kommt nur darauf an, was ein ſolcher Hausinhaber höher anſchlägt, Dieſes oder Jenes. Verrammelt er ſeine Paſſage, ſo beweiſt es wenigſtens, daß ihm an dem Urtheil und der Würdigung oder Anerkennung der Leute nichts gelegen ſey; ferner auch, daß er gar nicht die Empfänglichkeit beſitze, das erhabene Beyſpiel zu reſpectiren, welches der eigene Landesherr gibt, der ſelbſt ſein Wohngebäude dem freyen Durchgang des Publicums überläßt bei Tag und Nacht.

Enthuſiasmus.

Faſt einzig in der Geſchichte iſt jene patriotiſche Begeiſterung, welche 1809 alle Gemüther erfüllte. Mit ihr verknüpfte ſich das edelſte Ehrgefühl. Man hat davon einen Zug, der ſehr characteriſtiſch iſt, und nur von Jenen exaltirt genannt werden kann, die den Schwung des Enthuſiasmus und die Stärke des Ehrgeizes nicht aufzufaſſen vermögen. Dieſer Zug betrifft einen Landwehrmann. Anfangs März, als die Landwehre von Wien auszog, wurden von jedem Bataillon einige Mann beordert, zurück zu bleiben zur fernern Werbung und für die Depots. Man wählte dazu ſchwächlichere Individuen. Unter dieſen Zurückzubleibenden befand ſich ein Schuſter. Vergebens ſträubte er ſich; er wollte durchaus alſogleich mit gegen den Feind. Indeß gehorchen mußte er. Allein die vermeintliche Zurückſetzung, verbunden mit der Vorſtellung nicht unmittelbar activ thätig ſeyn zu können, brachte ſein ganzes Weſen ſo

in Aufruhr, daß er ſich erſchoß. Der Nahme dieſes Mannes iſt Georg Käsmann.

Ein großer Mahler.

(Novellchen.)

Es werden etwa 100 Jahre ſeyn, daß zwey fremdländiſch gekleidete Reiſende in Hetzendorf ankamen. Es war ein junger Mann, und ein etwas älteres Frauenzimmer. Beyde hatten ſich der Mahlerey gewidmet; er Nahmens Carlo dem Landſchaftsfach, ſie Roſa, ſeine Schweſter, mahlte ihm die Staffage. Sie hatten die Abſicht, eine Jagdſcene Kaiſer Carl VI. zu mahlen, den Monarchen damit zu überraſchen, und ſo vielleicht weitere Beſchäftigung zu finden.

Die Parthie der Landſchaft hatten ſie ſchon gewählt. Es war darüber Mittagszeit geworden, und ſie traten jetzt in das Wirthshaus, um da ihre beſcheidene Mahlzeit zu halten.

Sie fanden keinen einzigen Gaſt da; aber ein ziemlich großer Tiſch war dergeſtalt mit vielen und leckern Speiſen und Flaſchen verſchiedener Weine gerüſtet, daß es ſcheinen mußte, er ſey für mehrere Gäſte beſtimmt. Indeß aber war nur ein einziges Gedeck aufgelegt; auch nur ein Seſſel ſtand dabey.

Der Wirth, die Verwunderung der beyden Reiſenden wahrnehmend, ſagte ihnen, auf die Tafel weiſend: Das iſt für den nobelſten meiner Gäſte, den berühmten Herrn Daniel Gran, welcher da drüben im Schloſſe die Decke des großen Sales für Seine Majeſtät den Kaiſer mahlt.

Bey dem Nahmen Gran wurde Carlo aufmerkſam; er hatte bereits Manches von ihm gehört, und äußerte ſeine

Neugierde, dieſen merkwürdigen Künſtler kennen zu lernen.

Da könnt Ihr ihn eben herankommen ſehen, ſagte der Wirth, auf die kleinen Bleyſcheiben des Fenſters zeigend. Ein ſtattlich gekleideter, wohlgebauter artiger Mann ſchritt in ziemlich ſtolzer Haltung auf das Haus zu; hinter ihm ein vornehm galonirter Laufburſche, der zwey Windhunde an der Leine führte. Gran, ehe er das Haus noch erreicht, zog eine große goldene Uhr aus der einen, und ſogleich eine eben ſolche mit Brillanten beſetzte aus der andern Beinkleidtaſche, verglich ſie mit einander, und fand, daß es die rechte Zeit ſey, zu Tiſch zu gehen.

Als er beym Eintritt in das Zimmer Roſa erblickte, wurde er von ihrer üppigen Geſtalt, ihren großen lebensvollen tiefſchwarzen Augen und der Fülle ihres Rabenhaares ſo überraſcht, daß er unwillkührlich den Schritt hemmte, und ſie ſtarr betrachtete. Auch er machte auf die Mahlerinn einen ungewöhnlichen Eindruck, was dem erfahrnen Lebemann nicht entging.

Nachdem man ſich wechſelſeitig begrüßt und zu erkennen gegeben, nöthigte Gran die beyden Reiſenden an ſeiner Tafel ſeine Gäſte zu ſeyn; ſie nahmen das unbedenklich an.

Die Zeit des Mahles verſtrich recht geſprächig und heiter. Zum Schluſſe wurden feine Früchte, Confect, Caffeh und Liqueure ſervirt.

Wohl faſt 3 Stunden waren verſtrichen, als Gran endlich aufbrach. Er nahm Roſa und Carlo mit in das Schloß, ließ ihnen da ſeine Arbeit ſehen, die ſie nicht anders als bewundern konnten, und ſah alsbald wieder nach der Uhr.

Es ist kaum der Mühe werth, sagte er mit einer Art Grandezza, daß ich heute daran ein Stündchen noch fortarbeite. Wenn es meinen werthen Gästen gefällig ist, so machen wir einen Spaziergang im Garten, oder amüsiren uns sonst. Eine Kaninchenjagd, eine Fischjagd, ein Würfelspiel; ein kleines Scheibenschießen, oder ein Tänzchen, etwas Saitenspiel und Gesang, wie es beliebt. Max, geschwind die beyden braunen Mädchen und meine Mandoline.

Von all dem wurde nichts angenommen, als der Spaziergang.

Gran war die Galanterie selbst. Er sagte Rosen so viele Schönheiten, aber Alles mit viel Geist und Witz, und dabey so eindringlich und lebhaft, daß sie ganz bezaubert ward. Ohne es zu wissen, erwiederte sie den Druck seiner feinen Hand. Er zog einen der vielen kostbaren Ringe vom Finger, und steckte ihn ihr an die Hand. Sie hatte nichts dagegen.

Gran machte den Landschaftmahler auf einen etwas entfernten Standpunct aufmerksam, von welchem aus zum Behuf einer Jagdscene die Gegend am glücklichsten aufzufassen wäre, und der Landschaftmahler eilte dahin. Aber allein, denn es ging durch ein dorniges Gestrüpp.

Gran und Rosa schlossen indeß einen schönen Bund.

Nun kam, nicht mehr sehr zur Unzeit der Laufbursche mit der Nachricht, daß eingespannt sey, um nach Wien zurück zu fahren. Auch Carls kam wieder; er sagte aber kein Wort, daß der gepriesene Standpunct nicht die allermindeste Aussicht gewähre.

Alles Sträuben war fruchtlos, die Geschwister mußten mit in den Wagen steigen. Es war dieß eine elegante

Hofkutsche mit 4 stattlichen Rossen, der Kutscher zu Pferde. Verschiedene Leute des Hofpersonals machten Gran sehr tiefe Complimente.

Carlo und seine Schwester erstaunten über die Vornehmheit dieses Künstlers.

Man war bey dem Wohnhause Grans angekommen. Dieses glich einer Art von Schloß; es hatte einen sehr schönen Garten. Gran führte seine neuen Freunde durch eine Reihe prächtig ausgestatteter Gemächer. In einem derselben sah man noch die Spuren einer verschwenderisch und zügellos durchtobten Nacht. Verstreute Ducaten lagen auf dem Teppich umher.

Carlo's und seiner Schwester Erstaunen wuchs.

Aus einem Nebenzimmer, dessen Thüre mit Sammt und Goldfransen drapirt war, trat eine mit Brüsselerspitzen bedeckte wunderschöne Dame. Bey dem Anblick Rosa's verdüsterte sich ihre Miene in Etwas, aber nur einen Moment.

Gran sagte, mit feiner Höflichkeit auf die Dame zeigend: Fräulein Euphrosine von Perdrix, meine verehrte Gespielinn, welche die Güte hat, die Honneurs des Hauses zu machen. Fräulein Euphrosine von Perdrix verneigte sich.

Ein Kammerdiener erschien, des Gebiethers Befehle einzuholen.

Gran schrieb auf eine kleine Schiefertafel die Nahmen verschiedener Speisen und Getränke, übergab das Täfelchen dem Harrenden und befahl, das Souper im Garten zu serviren.

Carlo und seine Schwester machten sich ein Vergnügen daraus, da zu bleiben.

Sie wurden eingeladen, hier zu wohnen. Platz war

genug. Sie machten ſich ebenfalls ein Vergnügen daraus, und beſahen ihre allerliebſten Zimmer.

Kein Wort ſagen wir von dem deliciöſen Souper. Wir führen nur an, daß noch drey Gäſte dazu gekommen waren, recht heitere, gentile Perſonen, zwey Männer und ein Fräulein.

Es ging überaus luſtig her. Ausgelaſſen wurde gelacht.

Als es 11 Uhr war, kehrte man in den Salon zurück.

Hier war Alles zum Spiel vorbereitet; bald Karten, bald Würfel. Gran ſpielte mit Roſa Billard, die ſpaniſche Parthie. Aus Zartheit ſpielte er nur auf Doublé, weil er ſeiner Gegnerinn nichts vorgeben wollte.

Gegen Morgen ging man zu Bette.

Der Laufburſche brachte beyden Gäſten das Frühſtück.

Dieſer Menſch war ein Schwätzer. Er plauderte von dem Reichthum, der Freygebigkeit und dem luſtigen Leben ſeines Herrn, auch von deſſen allerley Abenteuern. Max erzählte, ſein Herr habe ſich beym Auskleiden geäußert, er werde ſich um die Hand des Fräuleins Roſa, die ſo wunderſchöne Staffagen zu mahlen verſtehe, in vollem Ernſte bewerben.

Roſa erröthete und ſeufzte ein wenig. Carlo lächelte und ſagte kein Wort.

Max brachte vor, was übrigens reine, volle Thatſachen waren, daß ſein Herr, dieſer große Künſtler, nach Hetzendorf ſtets mit 4 Hofpferden abgeholt und eben ſo wieder zurück gefahren werde, wie geſtern; ferner daß er als Honorar für ſeine Arbeit täglich Hundert Speciesducaten bar erhalte.

Carlo und ſeine Schweſter erſtaunten aufs Neue.

Der Held dieser Erzählung trat jetzt ein. Die Equipage war eben vorgefahren.

Gran bath, sich seines Hauses nach Belieben zu bedienen, und seines Schneiders, der gleich erscheinen werde. Schäckernd schob er Rosen eine Börse mit Gold in den Nacken.

Die neuen Gäste blieben hier wohnen.

Gran verschaffte ihnen die einträglichsten Arbeiten. Alle waren sie sehr glücklich und zufrieden.

Eines Tages kam ein Brief aus St. Pölten, der Rosen in Familien-Angelegenheiten dahin abrief, und zwar für längere Zeit.

Gran war in Verzweiflung. Er bestand darauf, daß Carlo seine Schwester begleite und bey ihr bleibe.

Sie reiseten ab.

Lange, lange Zeit mußte sie in St. Pölten verweilen. Gran besuchte sie oft. Mehr und mehr aber kam er ihnen zerstört vor, mißmuthig, schwach, abgezehrt und wirthschaftlicher. Von Freunden in Wien erfuhren sie manches sehr Bedenkliche über seine Verhältnisse; große Unfälle sollten ihn getroffen haben; unglücklich sollte er seyn, hieß es, so gut als ruinirt.

Rosa härmte sich. Sie liebte ihn aufrichtig. Ehestens sollte sie seine Frau werden.

Grans Briefe blieben aus. Er selbst aber kam unversehens an in einer stürmischen Nacht. Er hatte sich von Wien geflüchtet.

Gran war arm, krank, hülflos, verloren.

Seine zwey treuen Freunde pflegten ihn zärtlich. Er lebte jetzt von ihnen und durch sie ganz allein. Er war ganz hinfällig.

Carlo, von Natur aus ſchwächlich, ſtarb.

Roſa, in einer unglücklichen Entbindung, ſtarb.

Der Reſt ihrer Habe langte nur kurze Zeit aus für Gran. Es ging ihm jämmerlich. Er ſiechte dahin, lag darnieder ohne Stütze, faſt ohne Obdach.

Verloren war er. Er kam um im 63. Jahre.

Dieß war 1757.

Die Denkmähler der Wiener Hofbibliothek, zu Hetzendorf, zu Schönbrunn; das Altarblatt der Carlskirche zeugen von ſeinem großen Talent.

Winckelmann.

Winckelmann: welch ein Nahme!!!

Das Wort, die Empfindungen und Vorſtellungen auszudrücken, welche uns bey Nennung dieſes Nahmens erfüllen: dieſes Wort iſt noch nicht erfunden.

Deutſche Sprache: ſo überſchwänglich reich, und doch ſo bettelarm!

Ehrfurcht; Bewunderung; Staunen; Begeiſterung; Entzücken; Wehmuth; Andacht: wie heißt das Wort, das all dieſe Gefühle und Ideen in ſich vereinigte!?

Winckelmann war 1768 in Wien.

Er hatte vor, Griechenland zu beſuchen. Den 10. April verließ er Rom. Der geſchickte Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn.

Bey dem Anblick der Tyrolergebirge verfiel Winckelmann in Trübſinn. „Sehen Sie,“ ſagte er zu ſeinem Geſellſchafter, „welch ſchreckliche und ſchauervolle Gegenden! Welch unermeßlich emporſteigende Gebirge!“

Es war offenbar ein Anfall von Melancholie, die ihn

leider nicht mehr verließ. Er ſehnte ſich nach Italien zurück. Mehr als Ein Mahl wollte er umkehren. Sein Begleiter hatte zu kämpfen.

„O welch abgeſchmackte Bauart,“ rief der Kränkelnde beym Anblick der deutſchen Häuſer aus. „Sehen Sie nur die ſpitzig zulaufenden Dächer!“

Vor Augsburg noch wollte er in vollem Ernſt nach Italien zurück. „Laſſen Sie uns nach Rom zurück kehren!“ rief er wohl Hundert Mal aus.

Dem Begleiter bangte um die Geſundheit des großen Mannes.

Den 12. May traf Winckelmann in Öſterreichs Hauptſtadt ein. Er wohnte im Hauſe eines Herrn Schmidtmeyer.

Er beſuchte den Fürſten Kaunitz. Cavaceppi war mit.

Cavaceppi klagte theilnehmend über Winckelmanns Vorſatz, umzukehren. Kaunitz ergriff Winckelmanns Hand, und ſprach: „Wie können Sie das Herz haben, Ihren lieben Freund in einem fremden Lande zu verlaſſen? Ich bitte Sie, was ich bitten kann: ändern Sie doch dieſen Vorſatz!“

Der Angeredete war von dieſen Worten tief ergriffen. Er ward blaß, er brach in Thränen aus, zitterte und war keines Lautes fähig.

Cavaceppi gerührt, ergriff des Gebeugten Hand mit den ſanften Worten: „Lieber Freund, Sie thun nicht gut; aber weil es Ihnen ſo gefällt, ſo tragen Sie nur Sorge für ſich ſelbſt. Ich empfehle Sie Gott!“

Dieſe Äußerung war für Winckelmann erſchütternd. Er verfiel in ein Fieber, und mußte einige Tage das Bett hüthen.

Von Kaunitz hatte er eine goldene Schaumünze zum Andenken erhalten.

Seinem freundschaftlichen Gönner, dem Cardinal Albani schrieb er, daß Fürst Kaunitz ihn »con la solita sua gentilezza« empfangen habe.

Als sich Winckelmann in etwas erholt, stellte ihn Baron Sperges der Kaiserinn Maria Theresia vor.

Diese erhabene Fürstinn, so empfänglich für alles wahrhaft Große und Edle, behandelte ihn mit der ihr eigenen Huld. Ja, freundlich, wohlwollend und theilnehmend äußerte sie den Wunsch, ihn für Oesterreich zu gewinnen, nahmentlich für Wien. Sie beschenkte ihn mit einer goldenen und mit einer silbernen Medaille.

Winckelmann reiste den 28. May von Wien ab.

Den 1. Juny, Mittags um 12 Uhr, traf er in Triest ein, in einer Postkutsche, ganz allein. Im großen Gasthof am Petersplatz stieg er ab.

Ach, um da ermordet zu werden!!

Arcangeli, hölliſches Scheuſal!

Ob man dort Winckelmann's Andenken alljährlich mit einem Requiem sühnend feyert? Wer weiß!

O edler Rossetti, um dieſes hehre Andenken haſt Du dir ſelbſt mehr als Ein Denkmahl errichtet.

Ehrwürdiger Schatten Rossetti's, Heil Dir!

Eine Wienerinn dem Helden.

(Allegorie.)

Im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts war eines Tages am Fuße des Schneebergs eine junge Wienerinn mit Botaniſiren beſchäftigt. Ihr Vater, ein Apotheker, harrte ihrer im Dorfe.

Caroline, ihre Mappe ordnend, wollte ſich eben zur

Rückkehr anschicken, als ein Schuß fiel. Einen Augenblick darauf taumelte aus hohen Lüften ein großer Vogel hernieder, die Flügel ängstlich schlagend und ein heiseres Geschrey ausstoßend. Zappelnd glitt das Thier zu des Mädchens Füßen.

Im ersten Moment erschrack Caroline; doch schnell besann sie sich. Sie pflückte ein paar Blätter Wegerich, legte sie sanft auf die Streifwunde am Halse, nahm von ihrem Hut die breite Schleife, und brachte so den Verband zu Stande. Das Thier verhielt sich ganz ruhig dabey, mit dem Schnabel den Arm der Pflegerinn dankbar streichelnd.

Ein Landmann, der hinzu kam, verwunderte sich über diese seltsame Scene. „Ein stattlicher Adler,“ sagte er, „und noch ziemlich jung; eine seltene Erscheinung in dieser Gegend. Was gedenken Sie mit Ihrem Gefangenen fernerhin anzufangen, Mamsell?“

Caroline erklärte, daß sie diesen majestätischen Vogel, der ihr auf so abenteuerliche Weise zugekommen, behalten und gelegentlich nach Wien geschafft haben wolle. Der Bauer erboth sich zu Letzterem; das Mädchen versicherte sich deß durch ein ansehnliches Geschenk, und eilte nun nach dem Dorfe. Mehrere Mahle sah sie sich um, wahrnehmend, daß der Adler den Hals lang vorstrecke und mit den Flügeln schlage, als wolle er seiner Pflegerinn nacheilen, oder dankend von ihr Abschied nehmen.

Mit Theilnahme und Innigkeit dachte Caroline an das Schicksal des königlichen Thieres. Der Bauer hatte sie zwar versichert, daß die Wunde nur für den Augenblick verwirrend und schmerzend, ganz ohne Gefahr sey; allein das Mädchen konnte sich der Angst doch nicht erwehren.

Dieſes Gefühl zu beſchwichtigen, ſann ſie nach, was ſie mit dem merkwürdigen Thiere beginnen ſolle. Mancherley Einfälle durchkreuzten ihre aufgeregte Phantaſie, als plötzlich ein Gedanke in ihr aufblitzte, der ſie mit Begeiſterung erfüllte. „Eine herrliche Idee,“ rief ſie, gleichſam ſich ſelbſt belobend, laut auf; „ja die glücklichſte, die erhabenſte.“

Im Stillen den Triumph dieſes Gedankens und ſeiner alsbaldigen Ausführung feyernd, trat Caroline in die Stube des Vaters.

Kurze Zeit darauf brachte der Landmann den Adler in die Behauſung des Apothekers, in einer der Vorſtädte Wiens. Caroline war eben auf dem Flur mit dem Sortiren pharmaceutiſcher Kräuter beſchäftigt. Als das Thier ſeiner Retterinn anſichtig ward, gab es durch Bewegungen und Geſchrey ſeine Freude zu erkennen, und umtrippelte das erſtaunte, hocherfreute Mädchen, wie ein Haushuhn. Der Vater kam hinzu, Nachbarn eilten herbey, dieſen Auftritt eines wirklich rührenden Wiederſehens mit Antheil und lauten Beyfallsäußerungen zu genießen.

Der Adler war völlig hergeſtellt; nur eine kleine Narbe am nackten Theil des Halſes war zurück geblieben.

Der Bauer ward eingeladen, bis zum andern Vormittag zu verweilen.

An dieſem Vormittage um 9 Uhr ſtieg Caroline mit dem Adler und dem Bauersmann in einen Miethwagen. Bey dem Hauptportale des Belvedere-Schloſſes ward gehalten.

Der Prinz Eugen befand ſich eben im Garten, in Geſellſchaft des Dichters Johann Bapt. Rouſſeau, der als Freund an ſeinem Hofe lebte.

Man meldete dem Helden, daß ein junges Frauen-

zimmer so glücklich zu seyn wünsche, ihn in einer „allegorischen“ Angelegenheit zu sprechen.

Der Prinz lächelte, und rief aus: „Ah, in einer allegorischen Sache; das ist ja ganz eigens interessant. Mein lieber Rousseau, das gibt gewiß ein schönes Pensum zu einer Ode!“ Zu dem Thürhüther gewendet, setzte er hinzu: „Es sey der Schönen freygestellt, ob wir uns im Garten oder im Schlosse sprechen sollen.“

Nach einigen Minuten rief Rousseau mit Verwunderung aus: Welch eine Erscheinung, gnädigster Prinz; ein junges Mädchen mit einem Adler!

Eugen war überrascht.

Caroline kam herangeschritten, den Adler an einem messingenen Kettchen führend.

Als der Adler den Prinzen erblickte, hielt er plötzlich an, that einen Schritt zurück, und blieb stehen, wie ein Mensch, der von einem gewaltigen Phänomen ergriffen, zurückbebt und am Boden haftet. Dann streichelte das Thier seiner Führerinn Hände und Kleid; und jetzt, in einem Nu riß es mit Gewalt sich los, das Kettchen noch am Halse, sich hoch in die Lüfte schwingend.

Caroline verging in Schreck und Unmuth ob der vermeintlichen Vereitelung ihres poetischen Plans. Der Prinz und sein Gesellschafter betrachteten mit Neugierde diesen seltsamen Vorfall.

Allein der Adler, selbst von einem dichterischen Instinct erfaßt, handelte ganz im Geiste seiner Freundinn. Er senkte sich allmählig, umkreisete das Haupt des Helden, ließ sich auf die Erde nieder, und streckte sich zu den Füßen des großen Mannes hin. Wie ein treuer Leibhund seine Ergebenheit wedelnd zu erkennen gibt, des Herrn Auge suchend, so be-

wegte der königliche Aar rauſchend und tönend die mächtigen Flügel, wie zum Merkmahl der Huldigung und Hingebung. Hoch ſtreckte er den Hals empor: ſeine Augen wurzelten in denen des Helden.

Eugen war ſichtbar ergriffen.

„Fürwahr“ nahm Rouſſeau das Wort,“ das iſt Allegorie genug; das Thier iſt gut abgerichtet.“

Carolinens Wangen rötheten ſich vor Unwillen. „Nein, mein Herr,“ ſagte ſie heftig, „nein, nein. Dem iſt nicht alſo. Das Thier hat ganz ſelbſtſtändig gehandelt; es hat meine eigene Abſicht übertroffen. „Dieſe“ ſetzte ſie, ſich vor dem Prinzen verneigend, und die Rede an ihn gerichtet mit feyerlichem Ton hinzu, „beſtand einfach darin, den Adler dem Adler Öſterreich's, dem großen Eugen zu verehren.“

Rouſſeau rief aus: Dieß alſo der Adler des Adlers des Adlers; und Sie Mademoiſelle, ſetzte er mit Grazie hinzu, denke ich mir als Auſtria.

Der Prinz beſah mit Wohlgefallen das majeſtätiſche Geſchöpf, und liebkoſete es.

„Mademoiſelle,“ ſprach er mit freundlicher Miene und anmuthiger Haltung, „ich nehme dieß intereſſante Geſchenk mit wärmſtem Danke an. Darf ich fragen, wer Sie ſind, Mademoiſelle?“

„Gnädigſter Herr,“ entgegnete Caroline, „ich bin nichts als eine gute Öſterreicherinn, die ihr Vaterland liebt, und dem größten ſeiner Männer, ja ſeinem Wiederherſteller mit Begeiſterung huldigt. Der Kaiſeradler, ſo furchtbar dem Halbmond, auch ich liege, jubelnd ihn preiſend, zu ſeinen Füßen.“

Bey dieſen Worten ſenkte ſie ſich auf ein Knie.

Betroffen und gerührt von dieſem ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus, hob der Prinz das Mädchen auf, und geleitete es zu einem Raſenſitze.

Der Adler folgte aus freyem Antriebe. Der Prinz löſte ihm die Kette ab. Das Thier begriff den großmüthigen Sinn dieſes Verfahrens; ſtolz erhob es den Kopf; freudig lüftete es die Flügel. Dann nahm es zu den Füßen ſeines Herrn, ja ſeines Freundes, Platz.

Caroline erzählte jetzt den ganzen Hergang mit dem Adler. Rouſſeau fand all das wahrhaft poetiſch.

Das Mädchen wurde in einem Wagen des Prinzen nach Hauſe gefahren; auch der Landmann, reich beſchenkt, mußte mit einſteigen.

Eine Stunde darauf brachte ein Kammerdiener des Prinzen der Tochter des Apothekers ein Andenken. Es war eine ſilberne Vaſe mit einem Blumenſtrauß von Gold mit Edelſteinen beſetzt.

Der Adler war und blieb der Liebling Eugen's. Er wurde zwar der Menagerie einverleibt, aber ſo lange der Prinz das Belvedere, ſeine Sommerreſidenz, bewohnte, erhielt das edle Thier das Futter nur aus ſeinen Händen.

In der Nacht, da der Prinz aus dem Leben ſchied, verfiel es plötzlich in heftige Angſt; es ſchrie und tobte, zuckte faſt ſterbend zuſammen, und ward nur mit Mühe gerettet, während der Löwe einem ähnlichen Anfall zur Beute ward.

Nach dem Tode des großen Mannes, als das Belvedere an den kaiſerlichen Hof überging, ward dieſer Adler in die Menagerie zu Schönbrunn gebracht.

Hier ſtarb der hiſtoriſche Aar, ein würdiger Greis, ein Jahrhundert alt, in dem ſo verhängniß- als glanzvollen Jahre 1809, vielleicht aus Ingrimm und Kummer, als

die sieggekrönten fremdländischen Adler ihn umschwirrten, vielleicht nachdem er eines Tages deren Führer selber geschaut.

Der Vindobona Wiege.

(Gattung Scherz.)

Gewiß ist, daß es Traditionen gibt, die noch nicht aufgefaßt, noch nicht gewürdigt, noch nicht eingeführt sind in das Leben der Literatur. Dieß mag auch bey Gumpendorf der Fall seyn. Annehmen läßt sich, daß da, wo jetzt diese Vorstadt, menschliche Wohnungen gestanden schon damals, wie noch tiefe Waldesnacht ringsum gelegen, und noch ehe celtogallische Wilde zu Jagd und Fischfang sich angesiedelt, noch ehe man von einer Windenwohnung (durch die Römer später Vindobona heißend) gewußt oder auch nur geträumt. Ja mehr als anderthalb Tausend Jahre vor unserer jetzigen Zeitrechnung mag dieses Gumpendorf schon eine selbstständige Ortschaft gewesen seyn, an die das nachmahlige und jetzige Wien sich gleichsam nur angelehnt, und sich fortgesponnen, entwickelt, ausgebildet an ihr, wie ein Säugling an der milchreichen Mutterbrust. Wie aber diese kleine Ortschaft, diese Wiege Vindobona's, das A des ungeheuren Welt-Alphabets Wien benamset gewesen, wird sich nicht ermitteln lassen. Aber mit einer Art von Gewißheit wird man behaupten können, daß jener Urnahme Gumpendorfs ein hebräischer gewesen. Es sind Spuren da, redende, augenscheinliche, unverwerfliche Spuren.

In Gemäßheit derselben hatten sich Juden da angesiedelt, noch ehe im weitesten Umkreis ein menschlicher Fuß geschritten. Der Punct für den Handel war einzig, vielversprechend, unfehlbar. Die Colonie vergrößerte sich schnell,

zog aus nach allen Richtungen, Verbindungen anzuknüpfen, Handel zu treiben, weithin über Ströme, selbſt über das Meer. Einer der wichtigſten Pfade bahnte ſich, gleichſam von ſelbſt, durch den Wald, deſſen Stätte jetzt Wien iſt, durch den eigentlichen Wienerwald, mit Ruhepuncten, richtungweiſenden Zeichen und andern Merkmahlen.

Eines Tages raſtete Mordach mit ſeinem Söhnlein und einem güterſchwerbeladenen Maulthier bey dem Baum des jetzigen Stock im Eiſen. Ermüdet ſchlafen die beyden Pilger ein im kühlenden Schatten der dichten Waldung. Wie ſie erwachen, ſehen ſie zu ihrem Erſtaunen und Schreck, die Güterladung auf dem Erdboden liegen, und einen kleinen Mann, roth im Geſicht und roth in phantaſtiſcher Kleidung, neugierig herumwühlen in dem Pack, den er aufgeriſſen. Sein Eigenthum alſo frech betaſtet und in Gefahr ſehend, ermannte Mordach ſich raſch, mit kräftigen Worten das rothe Männlein zur Rede ſtellend. Selbes aber lachte hell auf, ſtieß den Pack mit dem Fuß um und ſagte: Da drinnen iſt kein Artikel und nichts Brauchbares für mich und mein Gewerbe, denn des Goldes und Zinnes, Perlen und Bernſtein und des übrigen Landes habe ich ſelber genug. Will aber mit euch ihr Leute gelegentlich ein anderes Negotium anſpinnen, und zwar hier an dieſer nähmlichen Stelle, die ich mir zu meinen ſublimeren Geſchäften erkoren. Und ſogleich war das rothe Männlein verſchwunden.

In der Folge trieb es mit den verſchiedenen Pilgersleuten gar manchen Handel. Die Sage aber hat uns nur den mit dem Schloſſerjungen aufbewahrt, welcher der Anlaß des Stocks im Eiſen geweſen. Und was die Gumpendorfer-Juden betrifft, ſo wurde dort, ein wohl noch vor-

handener Grabstein entdeckt, mit der hebräischen Inschrift, welche deutsch diese ist: „Mordach aus dem Riesengeschlecht, stark und groß, im Jahre nach Erschaffung der Welt 2560“ (gestorben). Im Lazius wird man diesen Grabstein finden, im Fuhrmann und dort und da.

Eine kostbare Perle der Hofbibliothek*).

Unter den reichen Cimelien der Wiener Hofbibliothek befindet sich ein Kleinod von ganz außerordentlicher Art, ein Druckstück, von welchem man nicht mehr als zwey Exemplare kennt. Jedes derselben hat Tausende gekostet; jedes ist noch mehr Tausende werth. Es ist die seltenste aller bekannten Druckschriften. Gleichwohl ist dieß Werk so gut als von all Denjenigen übergangen, welche die Merkwürdigkeiten jener weltberühmten Büchersammlung aufzählen, geschweige denn, daß es näher charakterisirt wäre. Wohl aber erwähnt v. Mosel in seiner gehaltvollen, so gediegen als elegant vorgetragenen Geschichte der k. k. Hofbibliothek dieser Perle; indeß konnte der Plan seines Wer-

*) Fast möchte ich Anstand nehmen, diesen Aufsatz hier einzuverleiben, weil der Gegenstand bereits zum dritten Mahle besprochen. Indeß sind auch Gründe vorhanden ihn nicht auszuscheiden, da ich bey den neuern Mittheilungen stets Vermehrungen oder Verbesserungen gebracht. Hierzu fand ich mich durch die Ehre bewogen, von Ebert in seinem Lexicon, Art. Servetus unter den Quellen genannt zu werden. Auf diese Weise erschien eine wiederholte Vorführung in meinem: „Bibliographischen Bunterley,“ und eine fernere in der Wiener Zeitung vom 4. Nov. 1840.

ks durchaus nicht gestatten, dem Artikel mehr als einige Zeilen zu widmen.

Das in Rede stehende Buch ist Serveto's **Christianismi restitutio**. Der ganze lange Titel paßt wohl nicht hieher; bemerkt aber mag werden können, daß die meisten Autoren, welche über das Werk geschrieben haben, selben in Ermanglung der Autopsie, fehlerhaft angeben. So Roche, Vogt, Sandius, Niceron, Osmont, Buddäus, die Genfer Encyclopädie, selbst Chauffepié, Allwoerden ꝛc. Es erschien zu Vienne in der Dauphiné, im Jahre 1553. Weder der Verfasser noch der Druckort sind genannt. Es hat 734 Seiten und 1 Blatt Druckfehler. Das Format ist Mittel-Octav.

Es mögen nun hier aus meinen bibliographischen Notaten einige specielle Nachweisungen folgen, wohl nicht ungeeignet, das Eingangs Gesagte zu begründen.

Miguel Serveto, im Jahre 1509 zu Villanueva in Aragonien geboren, nannte sich auch Villanuovanus oder Reves ab Aragonia. Als er seine **Restitutio** heraus gab, ward er zu Vienne verhaftet und zum Feuertode verurtheilt. Es gelang ihm, zu entfliehen; da er aber, um das italienische Gebieth zu erreichen, Genf berührte, wurde er auf Anlaß Calvin's festgenommen und den Flammen überliefert. Seine Schriften wurden, wo man deren nur habhaft werden konnte, vernichtet; viele mit dem Autor zugleich verbrannt. Am Vollständigsten gelang dieß bey der **Restitutio**, die nur wenige Monathe zuvor erschienen war.

Herr v. Mosel nennt dieses Buch Serveto's (S. 189) mit Recht das seltenste aller bekannten Druckwerke. „Gleich nach seinem Erscheinen," sagt er, „aus der Welt getilgt,

hatte die Geſchichte faſt bloß den Titel aufbehalten, und der Nachwelt durch hier und da zerſtreute Abſchriften ſo viel Merkwürdiges von ſeinem Inhalte erzählt, daß durch zwey Jahrhunderte alle Bibliotheken mit eben ſo viel Sehnſucht als fruchtloſem Erfolge darnach durchſucht wurden.“

Man kennt nur zwey Exemplare. Ebert, Deutſchlands vielſeitigſter Bücherkenner, ſetzt hinzu: „mit Gewißheit“ (Bibliograph. Lexicon II. 770.) Geraume Zeit war man der Meinung, daß nur ein einziges exiſtire. Dieſes war aus den Händen des engliſchen Dr. Mead in den Beſitz Deboze's, Secretärs der Pariſer Inſchriften-Akademie, gekommen. Nach deſſen Tode brachten Boutin, ehemahliger Finanz-Intendant, und der Präſident de Cotte ſeine Bibliothek an ſich. Bey der Theilung kam der Phönix an Letzteren. Debure, dieſer verdienſtvollſte aller Bibliognoſten und Bibliographen meint in ſeiner Bibliographie instructive (I. 418), das Werk ſey einſt in der Bücherſammlung eines Prinzen von Heſſen-Caſſel geweſen; der Prinz Eugen von Savoyen habe bey einer Reiſe durch Caſſel darnach gefragt, aber es habe ſich nicht vorgefunden. Unſtreitig hat Debure aus dem, 10 Jahre vor ſeinem Werke erſchienenen Catalogue Bibliothecae Com. de Schönberg, geſchöpft, wo dieß erzählt wird (II. 587), mit dem Beyſatze: „libri unici.“ Debure nimmt an, es ſey das Exemplar de Cotte's. Dem war aber nicht alſo, wie weiter unten zu erſehen. De Cotte verkaufte das Buch an Gaignat ſehr theuer. Bey der Verſteigerung von deſſen reicher Sammlung im Jahre 1769 wurde Servete's Buch für die Bibliothek des Herzogs La Vallière erſtanden, und zwar um den Preis von 3810 Livres. In der Licitation

der Bibliothek dieſes Herzogs, im Jahre 1784, ging es auf 4120 Livres. Es iſt jetzt im Beſitze der königl. Pariſer Bibliothek. Das Exemplar (dem ſechs analoge Tractate beygebunden), iſt am Anfange und in der Mitte ſtark angefault; ſelbſt der Text iſt angegriffen, und es iſt überhaupt in ſehr ſchlechtem Zuſtande.

Die Behauptung des Rich. Simon, des Artigny, als auch des Placcius, daß man außer dieſem Exemplare noch zwey kenne, iſt eine unfactiſche, lediglich Meinung, die aller materiellen Nachweiſung entbehrt.

Das einzige, welches man nächſt dem Pariſer Exemplare kennt, iſt das der Wiener Hofbibliothek. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es das Caſſeler ſey. Im ſtrengſten Gegenſatze zu dem jämmerlichen Pariſer Exemplare iſt es vortrefflich erhalten. Es hat nur ſehr wenige leichte Waſſerflecken, nicht mehr den urſprünglichen Einband, iſt etwas ſtark beſchnitten; in rothem Saffian mit Goldſchnitt. Das Exemplar war nach England gewandert, dann nach Siebenbürgen. Auf der Vorderſeite des Titelblattes iſt geſchrieben: **Danielis Mirkos Szent-Ivani, Transylvano Hungari Londini 1665 die 23. Maji**; dann (**Nunc Michaelis Almasi, futuro Episcopo dandus.**) (Dieſer Almaſi war im Jahre 1716 Superintendent und zwar der 142.) Sofort kam das Exemplar in die Bibliothek des gelehrten ſiebenbürgiſchen Hofkanzlers, Samuel Grafen v. Teleki. Derſelbe brachte es im Jahre 1785 der Wiener Hofbibliothek dar. Kaiſer Joſeph erwiederte Großmuth mit Großmuth, indem er dem Spender einen Brillantring zum Geſchenke machte, 10000 Gulden werth.

Der fruchtbare, mehr dem Piquanten nachſtrebende Bibliograph Peignot ſagt in ſeinem **Essai de curiosités**

bibliographiques, von dem Pariſer Exemplare ſprechend: „Das Exemplar, welches ich hier anführe, gilt für das einzige; indeß hat man uns verſichert(?) daß noch eines in der kaiſerl. Bibliothek (P. ſchrieb Anfangs 1804) exiſtire, das beſſer erhalten ſey, als das Pariſer.“ Und das iſt der nämliche Peignet, welcher in ſeinem kurz zuvor erſchienenen Dictionnaire raisonné de bibliologie (Suppl., 69.) bey der Rahmhaftmachung der Wiener Hofbibliothek-Schätze von Serveto's Buche ſagt: „Ich glaube, daß dieſes dasſelbe ſey, womit der Graf de Laky (!) dem Kaiſer Joſeph II. ein Geſchenk machte, der ihm dann einen Solitär, 10000 Gulden im Werthe, dafür gab. Man kennt nur zwey Exemplare.“ Welch' ſeltſame Inconſequenz!

Übrigens iſt es intereſſant, daß zwey einzig bekannte Exemplare vom Continent nach England, und beyde wieder zurück nach dem Feſtlande gewandert. Zu den merkwürdigen, ja abenteuerlichen Schickſalen von Serveto's Buche (die in Verſuchung führen könnten, eine bibliographiſche Novelle zu ſchreiben) gehört noch manches Andere, z. B. der erwähnte Dr. Mead hatte den echt brittiſchen Einfall, von dem Werke Serveto's ein einziges Exemplar nachzudrucken. Doch führte er ihn bloß bis Seite 252 aus. Das Buch iſt ohne Titel und der Reſt des Textes handſchriftlich. Es iſt in zwey Quart-Bände getheilt, und ging zu Paris in der Verſteigerung des Meyzieu auf 425, in der La Valliére'ſchen auf 1700 Livres. (Brunet Manuel). Im Jahre 1791 veranſtaltete der unermüdliche Polyhiſtor Murr in Nürnberg eine mit dem Originale möglichſt gleichförmige Auflage. Die neue Jahreszahl iſt am Ende des Werkes, aber ſo klein angebracht, daß man ſie für eine Schlußlinie halten kann. Dieſe Auflage iſt bereits vergriffen.

Serveto's anderweitige Schriften, welche bibliographisch sehr interessant sind, so wie seine Verdienste um die Physiologie und Philologie, habe ich in meinem Conversationsblatte (1819, I., 90.) berührt. Hier handelt es sich bloß um das besprochene Kleinod, von dem man übrigens wohl sagen kann, daß es über Vogt's Definition der Bücherseltenheit erhaben sey. Er sagt: (Catalogus librorum rariorum, Vorrede) „Inter nunc et tunc, inter hic et illic, inter mihi et tibi distinctio non est negligenda.“ Die Seltenheit also temperisirt, localisirt und individualisirt sich. —

Ich kann diese kleine Forschung nicht schließen, ohne den Wunsch: Möge nun künftig, wenn die Rede von den Kostbarkeiten der Wiener Hofbibliothek ist, Serveto's Restitutio gebührend mit aufgeführt werden!

Phorus.

Phorus ist ein Wort, welches man weder in einem griechischen, noch in einem andern Sprach-Wörterbuch findet. Auch in einem Personen-Lexicon wird man es nicht antreffen, wiewohl es eigentlich nur ein Personal-Ausdruck ist. Neulich aber ward behauptet, das Wort Phorus müsse durchaus hellenischen Ursprungs, wohl gar mythologisch seyn. Bey dem Anblick dieser Zeilen werden viele Leser lächeln, nähmlich jene, welchen die Composition des Wortes Phorus bekannt ist; Alle aber wissen sie doch nicht. Dieses Wort, welches die erste privil. Holzverkleinerungs-Anstalt Wiens bezeichnet, ist aus den Anfangsbuchstaben der ersten Unternehmer jener Anstalt zusammen gesetzt; nähmlich: Palffy, Hackelberg, Offenheimer, Rem-

scher, Unger, Schönfeld. (Da das Holz als solches nicht verkleinert werden kann, sondern nur ein Stück Holz, ein Scheit, so wäre der Ausdruck: Scheiterverkleinerung wohl allerdings entsprechender). Den Impuls zu dieser Unternehmung gab Ignaz Ritter v. Schönfeld; und auf seinen Betrieb kam sie zu Stande, wie denn so manche andere gemeinnützige Anstalt ihm zu verdanken.

Zwey Bauten.

Es ist wahr, die Stephanskirche ist ein großartiges, imposantes Bauwerk und alt, sehr alt; sie ist die Metropolitan-Kirche, historisch höchst merkwürdig ꝛc. Ganz in der Ordnung also, daß sie bewundert, gefeyert werde. Es ist wahr, St. Johann am Allerbach ist ein kleines, unscheinbares, fast unsichtbares Kirchelchen; aber es ist auch wahr, daß es um 600 Jahre älter als St. Stephans-Dom, daß es das allerälteste Gotteshaus des jetzigen Wien, und was das Wichtigste, daß es von dem österreichischen Landes-Apostel, dem heiligen Severin, gestiftet. Ganz in der Ordnung also nicht, daß man es gleichsam gar nicht kennt, fast gar keine Notiz davon genommen wird. Durch den Hohlweg hinaus nach der reizendsten, herrlichsten Landschaft im Umkreise Wiens wird gewandert zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, so auch zurück, scharf an dem bescheidenen Kirchlein vorbey; hinaus gezogen wird zu Lust und Freude, zu Genuß und Jubel, zu sinnlichen Zerstreuungen jeglicher Art; gegenüber dem Kirchlein pappen einige Dutzende schlaraffischer Anschlagzettel: St. Johann-Kirchel existirt für alle diese Weltkinder nicht, kaum in historischer Kunde und Beachtung und Würdigung. Der grelle Abstand

des Schickſals dieſer zwey Gotteshäuſer erregt wenigſtens Wehmuth, beweiſend zugleich, wie beſtimmend, wie entſcheidend die Äußerlichkeit iſt.

Iſabey wieder reich.

Napoleons Untergang war auch Iſabey's Untergang; wenigſtens bildete ſich dieſer das ein, woran er übrigens ſo ganz Unrecht nicht haben mochte. Da ſagt Talleyrand zu ihm: „Gehn Sie nach Wien! Wir werden dort großen Congreß haben; für Sie ein Schacht.“ Iſabey geht nach Wien und wird reich. Millionär wäre er geworden in ein paar Monathen, hätte er ſich vervielfältigen können. Jedermann wollte nur von Iſabey gemahlt ſeyn; die Machthaber, die Großen nicht nur ein, zwey oder drey Mahl, ſondern in Anzahl. Nicht bloß einzelne Gruppen bekam Iſabey zu mahlen, ſondern ganze große Verſammlungen. Der Künſtler, mit zu all den Feſten und Unterhaltungen gezogen, mußte, um mit ſeinem Pinſel nicht zurück zu bleiben, die Nacht zu Hülfe nehmen; und ſein für ihn ſelbſt angelegtes koſtbares Album durfte er auch nicht vernachläſſigen. Die Preiſe machte er ſelten ſelbſt; das war ſehr natürlich und ſehr einträglich. Jedermann aber mahlte er nicht. Hinwieder gab es einen Mann, der durchaus nicht von Iſabey gemahlt ſeyn wollte, und bey deſſen Porträtirung der Künſtler ganz gewiß keinen Anſtand genommen hätte. Dieſer Jemand war der Miniſter Wilhelm v. Humboldt. Er war ein zu kluger Öconom, und andrerſeits etwas unſchönen Geſichts. Nun ſollte aber Iſabey ein großes Converſationsſtück liefern, welches eine Vereinigung aller Celebritäten vorzuſtellen. Humboldt konnte, durfte dabey nicht fehlen. Den-

noch weigerte er sich. Aber Isabey erklärte, er werde durchaus keine Bezahlung annehmen, und so erschien der Minister auf dem Tableau. Er war zufrieden mit dem Porträt, und bemerkte: Es ist gut; der Meister hat mir nicht geschmeichelt. Jeder Andere hätte mir flattirt, und deßhalb wollte ich mich seither nicht mahlen lassen.

Im Belvedere.

(Novellchen.)

Den 21. April 1736, als der Tag kaum graute, fuhr eine herrschaftliche Kutsche im schärfsten Trabe zum Kärnthnerthore hinaus. Auf dem Rennwege, bey dem Vorgebäude des Belvedere hielt sie. Der Schlag öffnete sich; ein kleiner, hagerer Mann stieg aus. Er trug ein schwarzes Sammtkleid, feinste Wäsche, eine vornehme Allonge-Perrücke. Sein längliches Gesicht war von bittrem, tiefen Seelenschmerz völlig entstellt. Aus der Rocktasche zog er einen Schlüssel, er öffnete damit das Hausthor; den Kutscher aber hieß er hinein fahren in den Garten.

Dieser Mann war der Intendant des Prinzen Eugen von Savoyen.

Langsam schritt er den aufwärts steigenden Weg des Gartens hinan, dem Schlosse zu; nachdenklich, gesenkten Hauptes. Mehrere Mahle blieb er stehen, seufzte aus tiefster, innerster Brust, und trocknete sich die Augen. So angegriffen war der Mann, daß er, obschon noch in kräftigen Jahren, sich des hohen, spanischen Rohrstocks als Stütze bedienen mußte.

Als er in der Mitte des Gartens bey der großen Cascade angelangt war, hielt er an, wendete sich um, und

blickte nach der Stadt zurück, nach der Gegend der Himmelpfortgasse. Schwere Seufzer entstiegen der beklommenen Brust. Er streckte die Arme zum Himmel empor; er warf einen wehmüthigen, wie fragenden, aber andächtigen Blick in die Wolken; dann wieder einen in jene Gegend. Er senkte die Arme, das Haupt, faltete die Hände, bethete still und weinte laut. In die Knie sank er, aufgelöst von Jammer, und fuhr fort, inbrünstig zu bethen.

Gestärkt, ermannt erhob er sich, und warf noch einen Blick nach der Stadt, die Hände über die Brust gekreuzt. Dann rief er aus: „O großes Oesterreich, mein theures Vaterland, du hast deinen größten Mann verloren!“ Das Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, blieb er bewegungslos stehen.

In dieser Situation fand ihn der alte Gartenvorsteher Benedict. Was ist Euch, Herr? redete er ihn an. Der Intendant umarmte den vieljährigen Freund, und antwortete: Der Prinz!

Benedict wußte genug, um des Freundes Schmerz zu theilen.

Aber so plötzlich, so unvorbereitet rief er aus: um Gott!

Nicht das, Freund, versetzte der Intendant. Ihr wißt ja, daß er krankheitha:ber von der Armee weg nach Hause kehren mußte. Er begann wohl allerdings, sich zu erholen; er schien ziemlich gesund zu seyn. Gestern Mittags aber, wir hatten 12 Personen zur Tafel, war er ungewöhnlich heiter; er scherzte, er lachte; er überströmte von Witzworten; er conversirte mit einer Art von Galanterie über die Auftritte mit der berühmten Lady Montague vor 20 Jahren. Er schnupfte noch 10 Mahl stärker Tabak

als ſonſt. Und dieſe Aufregung kam mir ſehr bedenklich vor; ſie erfüllte mich mit Furcht; ich ahnte ein Unglück.

Benedict verſank in Trauer. Die Männer waren bey dem Schloſſe angekommen. Wo brachte der Prinz den Abend zu? fragte er.

Die Antwort war: Wie gewöhnlich, bey der Gräfinn Batthyany. Er ſpielte Piquet, aber zerſtreut und unwohl. Gegen 9 Uhr ward ihm ſchlimmer. Eine Ohnmacht wandelte ihn an; er vermochte nur ſehr ſchwer, Athem zu holen.

O Gott, o Gott! rief Benedict ſchluchzend aus.

Er fuhr nach Hauſe. Der portugieſiſche Geſandte, Graf Taroucca begleitete ihn. Er wollte die Nacht bey ihm im Zimmer verweilen; der Prinz gab es nicht zu. Wir Alle wollten ärztliche Hilfe bringen; der Prinz lehnte es ab. Er geboth, ihn ruhen zu laſſen. Wir zogen uns zurück; der Graf zuletzt. Ach, er war der letzte Menſch, den der Prinz geſehen.

Von Rührung, von Schmerz überwältigt, konnte der Intendant nicht weiter ſprechen. In der Halle angekommen, fügte er noch bey: Vor 3 Stunden fanden wir ihn todt im Bette; in liegender Stellung, mit geſchloſſenen Augen.

Sprachlos verharrten beyde Männer einige Minuten lang.

Jetzt erſchien der Caſtellan. Der Intendant verlangte die Schlüſſel. Er begab ſich in mehrere Gemächer: verſiegelte einige Schränke, Tiſche und Thüren. Benedict und der Caſtellan begleiteten ihn.

Das nur bruchſtückweiſe Geſpräch betraf bloß den dahin geſchiedenen Herrn. Im Zuſammenhang damit ward

ein merkwürdiger Umstand erzählt. Um die Zeit der Mitternacht hatte der Löwe in der Menagerie des Belvedere Anfangs ein tiefes Stöhnen und Ächzen, dann ein furchtbares donnerndes Gebrüll erhoben, das plötzlich aufgehört. Ein schauerliches Gekrächze hatte einer der Adler ausgestoßen, ohne Unterlaß; das tönende Schlagen seiner Flügel hatte man vernehmen können.

Nach vollbrachtem Geschäft im Schlosse gingen die drey Männer hinüber in die Menagerie. Den Leu fanden sie todt. Der Adler lag dahin gestreckt in Zuckungen. Es war derselbe, den der Prinz, wenn er draußen wohnte, täglich selbst zu füttern pflegte. Dieses königliche Thier erholte sich wieder; es lebte, noch Anfangs dieses Jahrhunderts, in der Menagerie zu Schönbrunn.

Der Intendant bemerkte: Ein Seitenstück zu den Löwen im Schloßgarten zu Ofen, die, als König Mathias Corvin in der Kärnthnerstraße sein Leben aushauchte, gleichzeitig dahin starben.

Er eilte nach der Stadt zurück.

Die Kunde des europäischen Trauerfalls hatte sich schon verbreitet. Der Kaiser ordnete an, daß das Leichenbegängniß wie das eines Erzherzogs sey. Die Bahre ward von 14 Feldmarschall-Lieutenanten getragen. Als kostbare Andenken kamen des Helden abgenützter, kuttenähnlicher, brauner Schlachtenüberreck und ein Büschel seiner tiefschwarzen Haare in das Wiener-Zeughaus.

Cuspinian.

(Novellistisch).

Joannes Cuspinianus (eigentlich Spießhammer) und Wolfgang Laz gäben eine gute Parallele. Beyde hatten berühmte Lehrer: jener Conrad Celtis [1]); dieser Georgen Tannstetter [2]). Beyde waren sie vielseitige Gelehrte und hochgeschätzte Historiographen; beyder Character war rein, bieder, edel und liebenswürdig. Der Eine wie der Andere war seines Landesfürsten Rath, Freund, Leibarzt und Bibliothekvorstand, viel erfahren durch Studien, Geschäfte und Reisen. Jener wie Dieser trat die öffentliche Laufbahn schon in blühender Jugend an; und noch in den Jahren der Kraft schieden sie aus einem ruhmbekränzten Leben, getrennt durch ein halbes Menschenalter: Spießhammer kam zur Welt 1473, verließ sie 1529 [3]); Laz 1514 und 1565. Ein stattlich marmornes Grabmahl ward dem Einen in der Stephans-, dem Andern in der Peterskirche. Mitgründer der jetzigen Hofbibliothek waren Beyde durch sachkunde, rastlose und glückliche Entdeckung und Erwerbung wichtiger kostbarer Handschriften und Druckwerke.

Im Arbeitscloset Kaiser Max I. in der Wienerburg war Cuspinian mit dem Entwurfe beschäftigt, die Erlangung der Mathias Corvin'schen Bücherschätze in Ofen aus türkischen Händen vorzubereiten. Mit dieser Schrift zu Ende harrte er, und nicht ohne Besorgniß und Ungeduld der Rückkehr des Herrn von der Reiherbeize in Lachsenburg.

---

1) Meissel, also nicht, wie meist geschrieben, Celtes.

2) Collimitius.

3) Vier Tage vor dem Beginne der türkischen Belagerung Wiens, die Laz als 15 jähriger Jüngling erlebt.

Wohl noch eine Stunde war verfloſſen, als der kaiſerliche Jägersmann eintrat, feſt und herrenhaft wie immer. Er war noch erhitzt vom ſcharfen Ritt; ſeine Miene war unwillig, löſte ſich aber beym Anblicke des Freundes ſogleich in Milde und Heiterkeit auf. Sein Anzug war ein wenig in Unordnung. Etwas angegriffen warf ſich Max auf einen Armſtuhl. Ein Page erſchien mit dem Hauskleide, ward aber ſogleich wieder damit fortgeſchickt.

Nun, ſagte der Kaiſer, ruhiger geworden, und lächelnd zu Cuſpinian, Ihr macht da ein ganz kümmerliches Geſicht, mein Lieber!

Wie anders gnädigſter Herr, erwiederte dieſer; es iſt das Geſicht des Leibarztes.

Was da, rief Max, ſchnell vom Sitze ſich erhebend und auf und ab ſchreitend mit lebhafter Geberde, was da Leibarzt! Ihr wißt ja, mein Leib bedarf ſo gut als gar keines Arztes. Der Titel gehört eigentlich mehr zur Vervollſtändigung Eures wohlverdienten Rangs. Derbe Bewegung und tüchtig Waſſertrinken ſind meine Arznei. Und heute ging es mit der Motion ein wenig zu ſtark. Der neue ſpaniſche Hengſt wollte und mußte durchaus in die Lachſenburger Moräſte und nimmer heraus.

Cuſpinian erſchrack.

Max ſagte lachend: Auch hier, in einem trivialen Falle mein alt Sprichwort: Per tot discrimina!

Gnädigſter Kaiſer, *) verſetzte Spießhammer, nicht ohne zu zittern kann ich an die mehr als tauſend Abenteuer und Gefahren denken, aus denen Ihr ſtets ſo wunderbar er-

*) Den Ausdruck „Majeſtät“ hat wohl erſt Marens Enkel, Carl V. eingeführt.

rettet worden. Ein wahrer Held ſoll freilich nie den Tod vor Augen haben...

Aber, fiel Max in die Rede, um ſo mehr ein wahrer Philoſoph und Chriſt. Dort in dem ſargförmigen ſchwarzen Käſtlein liegt mein letzter Wille; den habe ich erſt geſtern mit einem Zuſatze verſehen, über den Ihr Freigeiſter vielleicht kehern mögt. Ich ſchreibe vor, daß man mir nach meinem Tode die Haare abſchneiden, die Zähne ausbrechen, ſelbe zerſtoßen und Angeſichts aller Leute zu Aſche brennen ſoll. An das Ende der Dinge denke ich oft genug. Nun wollen wir aber von Geſchäftſachen reden. Was habt Ihr da für eine Scriptur?

Cuſpinian reichte ſie dar. Max durchlas ſie mit lebhafter Theilnahme, mit allen Zeichen des Beyfalls, und unterfertigte ſie dann mit ſeinem Monogramme.[5]) Er belobte die Klugheit dieſer einleitenden Maßregel, und verſprach ſich guten Erfolg. Er dankte dem Freunde für die Sorgfalt, Umſicht und Unermüdlichkeit, womit er ſein Amt als Bibliothekar verwalte, und ſetzte hinzu: Mit Befriedigung ſehe ich, daß meine, wenn auch noch ſo kleine Bücherey, ſchon ein guter Stamm iſt zu einem aſtreichen Baume, ja zu einem gar ſtattlichen Walde, denn ich wünſche, daß ſie unter meinen erlauchten Nachfolgern ſich zu einer allumfaſſenden öffentlichen Anſtalt entwickle. Man ſoll ſagen, Maximilian, der Künſte und Wiſſenſchaften ſo liebevoll gepflegt, hat auch dieſe Hofbibliothek gegründet. Freylich aber iſt das nur mit Hülfe ſolcher Männer möglich, wie Ihr, mein lieber Cuſpinian.

Dieſer verneigte ſich mit den Worten: Ich ſchätze mich

---

5) Deſſen Bedeutung: Per Regem propria sua manu.

glücklich, huldreichster Gebiether, dieses überaus schmeichelhafte Urtheil, wenn auch nur einiger Maßen zu verdienen durch die Gunst des Schicksals, welches meine Verwendung bei mehreren Klöstern und Privaten mit dem besten Ergebnisse gekrönt hat. Drey Kisten stehen in der Bücherey mit den schon lang erwarteten Schätzen, auch aus Steyermark.

Der Kaiser war über diese Kunde hoch erfreut. Er nahm Gelegenheit, sein Adelsversprechen zu erneuern, dem aber Spießhammer wieder bescheidentlich auswich. „Ihr solltet doch darauf eingehen," sagte Max freundlich, „denn billig ziehe ich Diejenigen vor, welche die Natur selbst vorgezogen hat." [6]) Wenigstens bedient Euch des Vorrechts, welches ich auf dem Reichstage zu Freyburg den Gelehrten eingeräumt, auf ihren Baretten und Wämsen Gold zu tragen [7]).

Da Ihr hierauf nicht antwortet, fuhr der Kaiser, etwas verletzt, fort, so saget mir, ob Ihr über meine gewissen drey Projekte nachgedacht habt, nämlich, mich zum Coadjutor des Papstes ernennen zu lassen, den Zug gegen die Türken zu unternehmen, und Österreich zu einem Churstaate zu machen.

Allerdings gnädigster Herr, erwiederte der Geheimrath, habe ich Alles reiflich erwogen. Allein ich erlaube mir die Meinung zu äußern, daß auf das Erstere der heilige Vater gewiß nicht eingehen werde, trotz des projectirten Türkenkrieges. Gegen diesen selbst werden sich die Reichsfürsten stemmen, und gegen Österreich als Churstaat die Churfürsten nicht minder. Bey einer solchen Lage der Dinge ...

---

[6]) Seine eigenen Worte.

[7]) Dem niedern Adel war nur Silber bewilligt.

Weiter kennte der Mann nicht sprechen, denn plötzlich sprang Maximilian empor, mit den Füßen stampfend. Sein ringsum lang herabhängendes, sonst so glänzend goldgelbes, jetzt schon stark mit Grau gemischtes Haar, schleuderte sich durch das heftige Schütteln des Hauptes wie die Mähne eines grimmigen Leu rings umher; des Kaisers stets bewegtes blaues Auge flammte zornige Blitze, und die braunrothen Wangen erglühten in bläulichem Purpur. Tief Athem schöpfend, mit geballten Fäusten trat er auf Spießhammer zu, der ihn in solcher Aufregung nur selten gesehen.

Mit solchen Gemeinplätzen, rief Max, mit solch nichtigem, abgedroschenem Gewäsch will ein Cuspinianus uns begegnen? Was ficht Euch an, Ihr, Mann der Weisheit, des Rathes und der Freundschaft? Ist dieß das Zeughaus Eurer Staatsklugheit, die Schatzkammer Eures Witzes, der Quell Eurer Anhänglichkeit? Redet Mann! Redet!

Aber Cuspinian behielt seine Fassung; er kannte seinen Gebieter gar wohl, und wußte, daß der Sturm dieses Grimmes alsbald natürlicher Herzensgüte und ruhiger Würdigung weichen werde. Cuspinian begnügte sich, mit der Hand eine Bewegung zu machen, als lange er nach seinem auf einer Bank liegenden Barette. Er sprach keine Sylbe.

Max, ruhiger geworden, setzte sich wieder und sagte in gelassenem Tone: Es ist so gekommen, daß Ihr nicht weiter reden konntet, mein guter Kanzler; mißdeutet das nicht; Euer Kaiser und Freund wünscht es so. Gewiß hättet Ihr im Verlauf Eurer Rede angeführt: Bei solcher Lage der Dinge kommt jedoch ein eigener Umstand gar sehr zu Statten, nämlich die gewissen Umtriebe jenes gewissen Augustinermönchs. Ihr begreift wohl, Ihr ahnt wohl, welche

Wirkungen und ferneren Folgen nicht wohl unterbleiben können, sämmtlich günstig für meine Plane.

Cuspinian verbeugte sich, ohne zu reden. Sprecht Mann und Freund, sagte Max mit erhobener Stimme; ich begehre es!

Jener entgegnete nun sogleich und mit Festigkeit: So vernehmet denn, durchlauchtigster Herr: Ihr habt in ganz Deutschland die Hydra des Faustrechts gebändigt; Ihr mit dem so wenigen Sterblichen verliehenen Talente der Übersicht und Einzelnheiten zugleich; Ihr habt auch in Euren eigenen Landen Ordnung in das Chaos der öffentlichen Geschäfte gebracht, Sicherheitsverfügungen geschaffen, Ämter eingerichtet, das erste Muster geregelter Verwaltung aufgestellt, von Euch sind sogar die ersten Versorgungsanstalten, und eben diese letztern sind es, bei denen Ihr an die ganze übrige Welt gedacht habt, nur nicht an Euch Selbst.

Max blitzte dem kecklich also Redenden forschend und ernst an, fast drohend. Dieser ließ sich aber nicht im mindesten irre machen und fuhr fort: Ja gnädigster Gebieter, das ist es, was sich allen Euren weit ausgreifenden Planen lähmend in den Weg stellt. Wie in früherer Zeit häufig sind auch jetzt unsere Truhen leer. Warum, weil kein Rentkammerwesen besteht, kein geregeltes Abgabensystem. Es wird noch so weit kommen, wie bei Eurem seligen Herrn Vater, der eines Tages von Neustadt aus einen eigenen Boten nach Zwettl abschicken mußte, um von dem Abte sechzig Gulden zu borgen *).

Der Kaiser machte eine unruhige Bewegung, be-

*) Thatsächlich laut Kurz Österreich unter Kaiser Friedrich IV.

herrschte sich aber und sprach: Ich kann und will Euch nicht widersprechen, mein Lieber. Das Säckelwesen ist noch nicht so eingerichtet, wie es seyn soll. Ich beauftrage Euch, über diese Angelegenheit nachzusinnen; ich meinerseits thue dasselbe; in diesen Tagen setzen wir uns zusammen, und arbeiten sie aus. Merket wohl, es eilt damit, denn unser Feldhauptmann Freundsberg, der nach Wälschland aufbrechen soll, verlangt nicht weniger als 2000 Goldgülden für den Augenblick. Und merket wohl, unseren braven, großmüthigen Fugger kann und will ich nicht schon wieder in Anspruch nehmen. Ihr versteht mich.

Indem trat ein Page ein, und überreichte dem Kaiser ein Sendschreiben. Der betrachtete mit Behaglichkeit die schönen Buchstaben, und die vielen Verzierungen und Schnörkeleyen der Aufschrift, erbrach es, und wischte den dichten Streusand weg.

Dieser Streusand ist ganz sonder Gefahr, *) sagte er, nach der Unterschrift blickend. Von Albrecht Dürer kommt nur Treues und Gutes, Schönes und Großes.

Während des Lesens aber verfinsterte sich die Miene des Kaisers.

Unmuthig legte er das Schreiben auf den Tisch. Auch das noch, rief er schmerzlich ergriffen in Bitterkeit aus. Dem größten Kunstmeister deutscher Nation, Unsern geliebten und hochgeehrten Freund, der sein Ingenium zur Verherrlichung Unsers Andenkens aufbietet, Tag und Nacht fleißig ist für Unsern Ruhm: auch diesen Mann müssen Wir

*) Vielleicht öfter als Ein Mahl soll auf des edlen Herrschers Leben ein Anschlag mit vergiftetem Streusand gemacht worden seyn.

mit seinem wohl verdienten, ja vertragsmäßigen Lohn warten lassen![10]) Nein! Nimmermehr. Hier muß sogleich aus eigenen Mitteln abgeholfen werden. Sein herrliches Öhlgemälde, das gelungenste unserer Conterfeis[11]) ist ihm auch noch nicht vergütet worden.

Auf das Äußerste verstimmt ging der Kaiser auf und ab. Da trat sein Hofcaplan und Geheimschreiber Pfinzing ein. Er blieb aber an der Schwelle stehen, da er den Herrn in so übler Laune fand. Max jedoch, das gesenkte Haupt erhebend, und durch einen gereiften Entschluß wieder im Besitze seines Gleichmuths, gab dem Zögernden ein Zeichen, sich zu nähern.

Nachdem dieß geschehen, sprach der Kaiser warm und liebevoll: Heute, mein guter Pfinzing, werde ich Euch weder Reime Unsers Abenteuerdanks[12]), noch Eurem Collegen Treißsauerwein Texte unsers weisen Königs[13]) in die Feder sagen. Es sind dringendere Agenda vorgekommen.

Ich erlaube mir, durchlauchtigster Kaiser, erwiederte Pfinzing, zu bemerken, daß diese Arbeit schon lange ausge-

---

10) Wirklich hatte Dürer an den Kaiser einen Brief solchen Inhalts geschrieben. Er ist in Murr's Journal für Kunst abgedruckt; ich weiß aber nicht auswendig in welchem der 19 Bände.

11) Dieses wirklich beste Porträt Marens befindet sich im Wiener Belvedere.

12) Später abgekürzt in Theuerdank, das bekannte Heldengedicht, welches nach des Kaisers eigener Deutung einen auf Abenteuern denkenden Helden bezeichnen soll.

13) Weißkunig, Marens merkwürdige Erlebnisse. Die Holztafeln fanden sich erst spät in Graz wieder, so daß das Werk nicht eher als 1775 erschien.

ſetzt geblieben; ich bin mit meiner Durchſicht und Dero anbefohlenen Änderungen und Umſtaltungen ſchon ſeit 14 Tagen fertig. Die Zeichnungen des Scheuffelein liegen bereit, viele ſind von dem geſchickten Regker ſchon in Holz geſchnitten; und die Burgmayer'ſchen und andern Holzſtiche zum Weißkunig müſſen noch immer unbenützt im Schloſſe Ambras liegen. Ich habe ja ſtets nur Eure eigenen Worte vor Augen gnädigſter Herr, welche da lauten: „Wer ſich im Leben ſelbſt kein Gedächtniß macht, der hat nach ſeinem Tode keines; und deſſelben Menſchen wird mit dem Glockentone vergeſſen“ [14]). Wiewohl, ſetzte Pfinzing ſich beſinnend und verbeſſernd ſchnell hinzu, ein ſolcher Kriegs- und Friedensheld, wie Maximilian, ſolch eine wahre Wundererſcheinung keines künſtlichen Andenkens bedarf.

Laſſet das, verſetzte Max, unangenehm berührt von dieſer Schmeicheley, und ſagt mir lieber, ob Ihr die Briefe an Cranach, an Pirkheimer und an den böswilligen und verſchmitzten eilften Ludwig ausgefertigt habt?

Dem iſt alſo, antwortete der Gefragte; es ſind die erſten Sendſchreiben, welche durch die von Eurer Weisheit gegründete Poſtanſtalt abgegangen. Was aber den giftigen Wütherich Ludwig betrifft, ſo ſcheint es, daß er nicht in ſo argem Grade des großen Maximilian Widerſacher ſey, als die Leute glauben. Ein Reiſender, welcher gerade von Ludwigs Hofhalt kömmt, hat mir ſelbſt folgenden Zug erzählt: Einige Schranzen vergaßen ſich ſo weit, Euch kaiſerlicher Herr den Bürgermeiſter von Augsburg zu nennen, worauf, der König ſie zurecht weiſend, ſagte: „Redet nicht ſo beleidigend von Max, ſeyd verſichert, wenn dieſer Bürgermeiſter

14) Maxens eigene Worte.

die Glocke ziehen läßt, ſo iſt ganz Deutſchland in Harniſch und ganz Frankreich zittert und bebt [13]).

Der Kaiſer lächelte, klopfte dem Sprecher auf die Schulter, drückte Cuſpinian die Hand, und ſprach: Gehabt Euch wohl liebe und werthe Freunde; für dieſen Vormittag ſeyd ihr entlaſſen.

Eine Conſumtions-Liſte.

Die Conſumtions-Überſichten der Städte zeigen mit ihren vielen Objectbemerkungen und Ziffern eigentlich gar nichts anderes an, als das und dieß ſind Landesproducte oder keine Landesproducte, und die Anzahl der Einwohner iſt alſo die und die. Neapel, die Stadt verzehrt jährlich ſo und ſo viele Metzen Pomeranzen, dann ſo und ſo viele Centner Maccaroni (die Angaben noch impoſanter zu machen, kann man ſtatt Metzen ſagen ſo und ſo viele Millionen Stücke, ſtatt Centner ſo und ſo viele Pfunde, wie man es, ſonderbarer Weiſe mit dem noch immer ſo beliebten Schießpulver zu machen pflegt). Bey Berlin wird vorkommen, ſo und ſo viele Metzen Erdäpfel, nein: Kartoffeln, ſo und ſo viele Eimer Branntwein, ſo und ſo wenig Faſanen ꝛc.; bey München: ſo und ſo viele Eimer Bier, ſo und ſo wenig Eimer oder Bouteillen Wein; bey Wien: ſo und ſo viele paar Hühner, ſo und ſo viele paar kälberne Schnitzel, oder kleine Vögerl, oder Portionen Spanferkel, ſo und ſo viele Stücke Krebſe oder Kirſchen oder Erdbeeren, ſo und ſo viele Caffehkipfel, ſo und ſo viele Seitelbouteillen Wein (5 auf die Maß gerechnet), ſo und

[13]) Thatſächlich.

ſo viele Priſen oder Pfeifen Tabak u. dergl. Der langen Liſte kurzer Inhalt beſteht bey ſolchen Conſumtions-Comptes-Rendus darin: Die Zahl der Einwohner iſt die und die. Dieſe Anzahl iſt durch die Nennung der einzelnen Artikel paraphraſirt worden, hat ein wenig characteriſtiſche Färbung gewonnen; man erfährt, daß viele Leute mehr eſſen und trinken, und ſchnupfen und rauchen; und ſonſtig verbrauchen als wenig Leute; oder daß wenig Leute weniger conſumiren, als viele Leute conſumiren ꝛc. Übrigens wie mit der Seltenheit der Dinge überhaupt: ſie localiſirt, temporiſirt und individualiſirt ſich. Conſumtionsliſten aus unſern Tagen ſelbſt gewähren kein ſonderliches Intereſſe, um ſo größeres aber deren aus älterer Zeit, und aus beſondern Anläßen entſtandene. Z. B. die türkiſche Geſandtſchaft des Ibrahim Paſcha Beglerbegs von Rumelien anno 1700 in Wien; die Aufzählung des Perſonals ꝛc., der Artikel täglicher Verpflegung. Wir haben vor uns liegen: „Gründliche Relation des ſolennen Einzugs, welchen die türkiſche Geſandtſchaft den 30. Jänner in Wien gehalten,“ eine gedruckte Flugſchrift in Quarto, ungefähr das, was man heut zu Tage „die neueſte Beſchreibung“ nennt, wichtig aber als Quellenſtück, da es damahls noch keine förmliche Zeitung gab. Aus dieſer Piece folge hier für unſern heutigen Conſumtions-Zweck der Schluß, der gewiß recht curiös iſt, und zwar: „Die Bedienten bey des Großgeſandten Bagage waren folgende: Türken zu Pferde 422, Türken zu Fuß 131, bey den türkiſchen Wagen 318, Mann 571, Reitpferde 422, Handpferde 36, Wagenpferde 33, Pferde 496, Eſel 101, Kamehle 181, zuſammen 778. Türkiſche Wagen 8, Bauer-

wagen 64, Wagen worauf türkische Sachen 123, wiederum Bauerwagen, worauf Haber und Gerste 28, zusammen 221.

Specification, was die türkische Gesandtschaft zu ihrer täglichen Verpflegung begehrt: An Laib Brod 2500, Fleisch 300, Reiß 300, Schmalz 80, Honig 30, Butter 20, Caffe 30 Oka; Zimmt 200, Pfeffer 200, Gewürz-Nägel 100, Saffran 50 Dreans; Mundmehl 20, Essig 10, Salz 20, Zwiefel 100, Oliven 10 Okas; Tauben 50 Stück; süße Milch 60, saure Milch 20, Erbes 10, Cönigfleisch 10, Eyer 200, gemeine Hüner 80, indianische Hüner 20; Kälber 4 Stück, Warkerzen 10, Inseltkerzen 40, Cubeben 15, große Weinbirl 15, kleine Weinbirl 15, Mandeln 4, Pistage 1, Datteln 2, Saiffen 30, Disensaiffen 2, Limonisafft 10, Rosenwasser 4, Kraut-Wahr 100 Pfund; unterschiedlich Obst 20, Sauerkraut 50 Oka, Gersten 300, Heu 50 Gilla; Holtz 10 Wagen; Stroh 100 Conta. Kuttelfleck, Ochsen- und Schaffleisch in der Quantität. Vor Ambra, Bisam, Alee, Rosenzucker und Thee werden denen Türken täglich an Geld 170 Reichsthaler gereichet."

Schade, daß die Rubrik: „Kuttelfleck, Ochsen- und Schaaffleisch," statt daß es heißt: „in der Quantität" (was sehr naiv) nicht specificirt und nummerisch ausgefüllt ist.

Ein Heugabelfutteral

als Waarenlager-Artikel einer Nürnbergerhandlung. Verhält sich damit also: Eine der alleransehnlichsten hierortigen Nürnberger-Waarenhandlungen, welche sich durch Vortrefflichkeit und Billigkeit ihrer Artikel, so wie ganz besonders durch industriöse Intelligenz und Thätigkeit im Gebiethe der Erfindungen auszeichnet, besteht bereits

länger als ein Jahrhundert. Der Gründer derſelben war darauf ausgegangen, ein ſo vollſtändiges Lager zu halten, daß eigentlich jede Anfrage befriedigt werden könne. Nun, es läßt ſich denken, was das bey einem ohnedieß ſchon ſo unbeſchreiblich complicirten Geſchäft ſagen will. Wohl im Scherze nur kam eines Tages die Rede auf ein Heugabelfutteral; und ſiehe, der Chef läßt eines anfertigen, und hat alſo auch dieſen, oder vielmehr einen ſolchen Artikel vorräthig. Kein Menſch legt ein Gewicht darauf; Niemand ſpricht weiter davon; was geſchieht? An der Tafel eines franzöſiſchen Cavaliers in Wien kommt die Rede auf das Quincaillerieweſen. Es wird angemerkt, daß ſo erſchöpfend reiche Nürnbergerhandlungen doch unmöglich irgend anderswo als in der Capitale du monde exiſtiren können; nur in einer ſolchen Pariſer Handlung finde man alles Mögliche, finde man Sachen, wie ſie auch die raffinirteſte Laune nur immer erſinnen könne; kurz, verſteht ſich: Paris, und nichts als Paris. Was alſo Wien dagegen, dieſes kleine pauvre Wien da! Sey man zufrieden, einige Paare Meſſer und Gabel zu finden, ein Lineal von weichem Holze, ein halbes Dutzend Bleyſtifte, einige Lichtſcheeren, denn man putzt ja auch noch gut idylliſch mit den lieben Fingern; die Hand iſt eine geborne Lichtputze u. ſ. w. Der Cavalier ſelbſt theilte dieſe Meinung durchaus nicht; einige Attachés aber fuhren mit dieſen ungeſalzenen Späßen dennoch fort, das eigene Nürnbergereylager ihres mediſanten Geiſtes auskramend ohne Ende. Einer der Gäſte aber, beſcheiden lächelnd, ſagt: Erlauben Sie, meine Herren; ich glaube kaum, daß man in einer Pariſer Nürnbergerhandlung ein Heugabelfutteral finden werde. »Ein Heugabelfutteral? Welch excentriſcher Ge-

danke! Warum nicht gar," entgegnete man ihm. Alles lacht. „Und" ſetzt einer der Herrn hinzu, „würde man ein ſo phantaſtiſches Product etwa gar in Wien ſelbſt vorräthig finden? Wohl nicht einmahl in der Stadt Nürnberg ſelbſt." Ich halte es für ſehr möglich, erwiederte jener Gaſt, es käme darauf an, nachzufragen. Das Ding macht Spaß, ſelbſt dem Cavaliere; man geht darauf ein. Auf der Stelle ſchickt man einen Lakey dahin; er ſoll ein Heugabelfutteral kaufen. Dem Menſchen kommt der Auftrag etwas myſteriös vor. Er eilt von dannen, tritt in den Laden, und fragt, wiewohl etwas zögernd: Mein Herr, hätten Sie nicht zufällig ein Heugabelfutteral? O das verſteht ſich, antwortete man ihm! Sogleich; hier, da iſt eines. Kurz alsbald tritt der Beauftragte in den Speiſeſaal, das Heugabelfutteral in der Hand. Die Geſellſchaft iſt ſehr ernſthaft überraſcht; man betrachtet das curiöſe Ding, ſchüttelt ein wenig die Köpfe und ſpricht kein Wort mehr von den Nürnbergerhandlungen der Capitale du monde. — Sehe man alſo hier ein nettes Factum zu den Geheimniſſen von Wien; ein Factum ſage ich; der Hauptſache nach iſt es wirklich nichts Anderes. Nur ſey hinzu geſetzt, daß es nicht das Futteral einer Heugabel, ſondern das einer Miſtgabel war. Es gibt ſo zimperliche Naſen. Ja, die Stadt Nürnberg!

Vom Wienfluß.

Was iſt der weltgeprieſene Rhein gegen mich? — Prahleriſch ſein Urſprung, prahleriſch in länderdurchtoſendem Triumphzug verrieſelt er endlich ſonder Spur ruhmlos im Sande. Ich, aus ſpärlichem Quell, anſpruchlos, ſchreite

ich wohl selber im Sande, um jedoch im Bunde so vieler Alliirten donnernd und majestätisch mit dem Meere mich zu vermählen, zu grüßen das ewige sonnenumstrahlte Byzanz. Doch nichts ist das Alles. Einer der größten Städte der Welt habe ich den Nahmen vorgestreckt, wie auch einem mächtigen Walde; und zürne ich, so bin ich furchtbar. Vergebens dann »wehrt« man sich gegen meinen Grimm, biethet Landwehren auf zu derley Wasserwehren; umsonst schmeichelt man mir mit zierlichen Arm- und Halsbändern: ich lasse mich nimmer bestechen. Ein einziger Mackel haftet an mir, daran ich aber schuldlos, da die ganze Menschheit ihn mit mir theilt. Kaum nähmlich setze ich den Fuß auf die Stätte der Civilisation, kaum nähere ich mich dem Häusermeere der Menschen, so ist auch meine Reinheit schon besudelt. Schamerfüllt biege ich seitwärts, wenigstens dem Hauptsitze des Übels, der innern Stadt selber, auszuweichen, und Alles wo möglich im nächstbesten Arm meiner Colleginn abzuwaschen. Dennoch indeß ist die Schmach quälend für mich; nach einem Schleyer sehnt sich mein schamerfülltes Antlitz, wie meinem jämmerlichen Gemahl, dem Alserbach, verschwenderisch geworden, der schwindsüchtig und keuchend mir nachhinkt. Dieß die kurze, aber quellengültige Urkunde meiner Existenz, die schon ihres Nahmens wegen allein nicht aufhören wird, glorreich zu seyn. — Dieß der rhapsodische Menolog der Wien, den man nach dem Theater zuweilen vernimmt, duftenden Gesäusels in mondlosen Nächten. Aber eine Antwort erfolgt zuweilen, so kurz und kräftig zugleich, daß sein Selbstgespräch alsogleich verstummt; und lautet selbige also: Nicht ermüdest Du, auch für Dein Bett eine kostbare Decke zu fordern. Wisse aber, Du Dünkelhafte: Nur dann sollst Du damit ver-

ſehen werden, wenn Du aufhörſt, Dich ſelber zu loben, denn eigenes Lob ſtinkt. — Und vergebens ſuchte das arme Ding ſich zu rechtfertigen; vergebens führte es die Fabel an vom Lamm und Wolf am getrübten Bach; denn ungerecht und grauſam iſt der Menſch, am meiſten da, wo er ſelber die Schuld.

Zimmerreiſe.

Bey dem Vorhaben einer Reiſe von anderthalb Stunden denkt man jetzt ſchon an die Eiſenbahn; von 20, 30 Meilen an das Dampfboot, von 31 Meilen und darüber an den Luftballon; denn zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde: das iſt vorbey; kaum noch ein wenig zu Eſel. Vor 40 Jahren aber, da war ein Mann, der hatte eine Reiſe vor, gar in einen andern Welttheil, gar nach Africa, und das war damahls ſtark, ja gar in das Innere von Africa, und das iſt ſelbſt heut zu Tage noch ſtärker. Dieſer Mann kannte aber ein Vehikel, viel ſchneller, viel bequemer, viel wohlfeiler, viel verläßlicher, als die obigen 3. Nach einer gewiſſen Zeit war er wieder in Wien; die Landreiſe in das Innere von Africa hatte er glücklich vollbracht; kein Haar war ihm gekrümmt worden, und auch ſeine Reiſebeſchreibung war fertig. Sie erſchien alsbald im Druck; die Franzoſen überſetzten ſie; die Engländer überſetzten ſie; die Wiener druckten ſie nach; alle Welt las ſie; alle Welt fand ſie intereſſant. Der Verfaſſer hatte ſich ein ſtattliches Honorar erſchrieben; aber was iſt das, wenn man 17 Jahre (1781 — 1797) gereiſet mitten unter Löwen und Hyänen, Tiegern und Schlangen und andern wilden Menſchen ohne Grinzinger? Nichts iſt das! Aber der Nahme, die Ehre,

der Ruf, der Ruhm! Trotz dieſes Ruhms jedoch mußte ſich dieſer große Reiſende und Schriftſteller zuletzt entſchließen, ſich in der Siedler'ſchen (nachmahls Gaſtl'ſchen) Buchdruckerey in Brünn abzumühen; und wo und wann dieſer magere, gelbe und ſchwarze Menſch auch ſeine Lebensreiſe vollendet, das weiß der Himmel. Worin aber das Vehikel der ſo ungemein bequemen, ſchnellen und gefahrloſen Reiſe nach und in Africa beſtand, das iſt dieſes: Der Herr Reiſende, Nahmens Damberger (auch Schröter oder Taurinius) miethete, wie er die Reiſe antrat, ein Zimmer in einem verſteckten Neſt, in einem Weiler, in einer Gattung Zwölfaring, was weiß ich, recht abſeits der Landſtraße; und wie die Reiſe und die Reiſebeſchreibung vollendet, trat er wieder aus dieſem einſamen Zimmer heraus in die offene Welt. Er hatte ganz incognito gelebt, ſich bey allerhand Büchern und Landkarten recht gut unterhalten, wohl auch allerhand anonyme Ausflüge gemacht, allerhand Abſtecher und Dislocationen, und ſomit war die große Landreiſe eine kleine Zimmerreiſe. Das Ding wurde allerdings ruchtbar, aber nicht ſo geſchwind wie die gelehrte Myſtification mit Sanchuniathan vor ein paar Jahren, und nicht ſo ſpät wie die weit ärgere mit dem Libro del concilio di Egitto, welche der Sinolog Hager in einem eigenen Quartanten entlarvt. Seit Jahren kennt nun Männiglich dieſe Dambergeriade, und die Franzoſen zählen ſie zu den voyages imaginaires. Biographiſches nun, direct Individuelles aber über dieſen Kauz, Details der ganzen Sachverhalts der abenteuerlichen Gaunerhiſtorie, gut präparirt für die liebe Leſewelt: gewiß eine charmante Lectüre. Man mag nachſchlagen wenn man will, dort und da; in Erſch-Gruber iſt nichts; in den

Degen'ſchen Annalen der Literatur aber, da dürfte Etwas ſtecken, wohl auch in irgend einer andern Literaturzeitung ꝛc. Die Gaſpariſchen Ephemeriden geben Einiges über dieſen anfänglichen Tiſchlergeſellen, der erſt am Cap ſchreiben gelernt haben ſollte, ärgern ſich, daß er ſo impertinent über ſeinen Vorgänger Le Vaillant und Mungo Park ſchwätzt, und zweifeln ſchon im Mai 1800 (S. 385), an der Echtheit; noch mehr im Mai 1801 (308). Die Dambergeriade könnte geben eine Freske en gros.

Ribaldos

hießen jene Gauner, Diebe, Räuber, Mörder ꝛc., die in Wien, während des Interregnums und bis in die Tage des Habsburgers Rudolph hinein Nacht für Nacht ihre gräulichen Frevel verübten. Sie zu zügeln, auszurotten, war nicht möglich. Da fand ſich aber endlich dennoch ein Rächer, ein Recke rieſig und kecklich, der Graf Friedrich von Leiningen mit ſeinem bärigen Knechte Kranich ganz allein. Sonder Schonung und Raſt durchzogen die Beyden die Stadt, und räumten blutig auf. Gleich die Köpfe ſchlugen ſie herunter, und legten ſie den Kerlen auf den Bauch. Tags darauf immer kamen die Väter, die Mütter, die Weiber, die Kinder der gefällten Wütheriche zum Kaiſer, flennend und klagend und händeringend und jammernd. Den Thäter aber, der alſo gerichtet, vermochte Niemand zu nennen; der Kaiſer ſelbſt kannte ihn nicht. Nur eines Tages durch Zufall, beym Kirchgang, erfuhr er ihn. Ein Mann lag da am Wege, ſein Kopf neben ihm. Da ſagte Leiningen zu ſeinem Knecht: Dem da haſt Du ſein Recht nicht widerfahren laſſen. Er ſagte es leiſe, aber der Kaiſer vernahm es den-

nech. Der Graf, ob deß belobt, fuhr fort zu executiren. Bald hörten die Gräuel auf. Also Ribaldos hießen diese Kerle.

Curiöses Gebethbuch.

Vom Helden Laudon gibt es einen Zug, der sehr characteristisch, und gleichwohl in mehr als einer seiner Biographien nicht enthalten ist. Es kann seyn, daß man ihn hier und da bezweifelt; allein ich kann die Echtheit verbürgen, da ich das Object selbst vor mir habe. Laudon ließ nähmlich ein Gebethbuch drucken, und zwar ein Armee-Gebethbuch, ein Andachtsbuch für Männiglich des ganzen Heeres, eine Auflage von vielen vielen Tausend Exemplaren zur einzelnen Vertheilung an die Mannschaft.

Das Büchlein ist genau so groß wie der hier eingedruckte Rahmen. Der innere Raum des Schriftsatzes, oder der sogenannten Columnen ist von einer eben solchen Linie eingefaßt. Der Titel ist so gebaut, wie hier. Das Büchlein ist 96 Seiten stark. Der Inhalt besteht aus den gewöhnlichen catholischen Gebethen in abgekürzter Form. Es ist sehr zart und nett in Leder gebunden, vorn und rückwärts mit beblümtem Papier (Versetzpapier) gefüttert. Die Blümchen sind aber so klein

Katholisches
Gebeth-
Büchlein,
welches
auf Befehl des k. k. G. F. M.
Laudon bey der Armee ausgetheilt
worden, anitzt aber von jedem
nützlich zu gebrauchen ist.

Wien 1789.

und zart, daß man annehmen kann, es sey eigens zu diesem Büchelchen angefertigt worden, um dem Format zu entsprechen. Dasselbe ist wohl auch bey dem äußerst dünnen Deckel und Lederüberzug der Fall, denn es ist keine Spur von Plumpheit daran, eben so wenig bey den Bünden des Rückens. Das Ganze stellt sich wie ein sehr proportionirter Foliant dar, durch ein Verkleinerungsglas angesehen. Über das Detail dieser Angaben etwa zu lächeln, wäre sehr überflüssig, denn dieses winzige, liliputische Büchelchen, muß, vom rechten Gesichtspunct aus betrachtet, die Würdigkeit einer wichtigen, theuren Reliquie behaupten. Wie gerne hätte ich sie erworben, denn es ist überdieß, wahrscheinlich das einzige, noch existirende Exemplar; vergebens both ich einen stattlichen Preis. Es verhält sich damit vielleicht noch auffallender als mit der gewissen xylographischen **Biblia pauperum**. Diese hatte ursprünglich ein paar Pfennige gekostet, und ist jetzt 100 Ducaten werth; das Laudon-Büchlein wurde gar verschenkt ꝛc. — Die Idee desselben erinnert an den gottesfürchtigen Gustav Adolph; wie andrerseits an Daun, bey dem sie sehr homogen gewesen wäre, da er vom heiligen Vater bekanntlich einen geweihten Degen zum Geschenk erhalten. So viel ist übrigens gewiß, daß derley populäre Andachtschriften nicht nöthig haben sollten, gekauft zu werden, oder mehr als sehr wenig zu kosten; deßhalb wird auch das Andenken des preiswürdigen Domherrn Schmid durch seine Andachtsbücher bey Strauß stets segenreich bleiben. Eben so wäre es vielleicht ziemlich an der Zeit, ein »Sittenbüchlein für weibliche Dienstbothen« (warum nicht auch für männliche?) bearbeiten, und gratis vertheilen zu lassen, oder einen Sittenspiegel, (denn ein solcher ist doch immer auch ein Spiegel und würde einla-

dender seyn), wie für die kleinen lieben Kinder das A B C in gebackenen Buchstaben.

Übrigens: Laudon war gottesfürchtig und fromm, er war schon deßhalb würdig, Gellerts Freund zu seyn. Gellert äußert sich über Laudon, ihn characterisirend, in einem Briefe aus Carlsbad vom Jahre 1763 folgender Maßen: „Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war General Laudon, ein Mann von einem besondern Character, ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig redete, fast wie ich, aber richtig und wahr redete; nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach; der aufmerksam zuhörte, und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen, hager, aber weniger als ich, und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, oder wohl auch bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene Schuld daran. — O, sagte er einmahl zu mir, als er mich in der Allee fand, ich käme oft gern zu ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob sie mich haben wollen. — Ein andermahl fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich, aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen, und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Da-

mahls habe ich ihn das erste Mahl lachen sehen, sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bath mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich bald nach der Tafel gehen, kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzt sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wissenschaften. Überdieß liest er auch gerne. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmahl an, das Ihnen lieb ist, ich möchte es wohl gerne wissen? — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neffe, der unter dem Laudonischen Regiment Lieutenant ist, bath mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließ, er möchte gern noch studiren. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen empfohlen seyn lassen. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entferntere Allee, und Niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen! Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General, Gott beschütze Sie, und segne Ihr Leben. ——«

Phydias.

Wenn man auf dem neuen Markt geht, und bey dem Brunnen ſtehn bleibt, verweilend, die 5 Statuen betrachtend, ſchwelgend in ihrem, ewig neue Schönheiten enthüllenden Anblick, ſo wundern ſich die Leute, daß man ſo lange da ſtehen könne, dieſer Figuren halber. Aber es gibt auch andere Leute, die ſich nicht darüber wundern, und wäre das nicht: es müßte entſetzlich ſeyn. Daß ſich aber nur ein einziger Menſch darüber wundert, iſt auch ſchon traurig, und verleidet den Genuß der Betrachtung. Indeß kann nicht verlangt werden, daß Jedermann Gefühl für das Schöne beſitze, und man muß Jenes ertragen. Armer Donner, ſo biſt Du noch arm im Grabe, wie Du im Leben es geweſen, wo Du arm warſt, ſehr hülflos, hülflos bis zum Verhungern. Ja förmlich verhungert wäreſt Du, hätte nicht der menſchenfreundliche Wiener-Magiſtrat ſich Deiner erbarmt, und dieſe Arbeit, früher Andromaches Rettung (für den Rathhausbrunnen) bey Dir beſtellt. Du hatteſt kein Glück; Du hatteſt nur und allüberall Mißgeſchick; die leidige Ausländerey ließ Dir Leute vorziehn, wie Martielli, — Canova, Thorwaldſen, Chantrey hinterließen Hunderttauſende. Canova, deſſen Genius Schönheit; Thorwaldſen, deſſen Genius Energie: Raphael Donner, Du vereinigſt Beyde in dem Deinigen, jene weibliche Weichheit und Wärme, dieſe männliche antike Kraft: Du Donner biſt Canova und Thorwaldſen zugleich. Dieſes zu ſagen, wagt ein Laye, vielleicht eben *weil* er ein Laye. Beym Brunnen des Neumarkts, ſetzt er hinzu, iſt ein eigenthümlicher Vorzug noch die Genialität der Attituden. Eßling im claſſiſchen

Marchfeld iſt nicht des Rieſenkampfs allein wegen claſſiſch, denn Eßling iſt der Geburtsort Raphael Donners. Nirgend bey geographiſchen Artikeln habe ich dieß ſtrahlende Datum gefunden. 1741 entrang Raphael Donners große Künſtlerſeele ſich dem halbverhungerten Leibe; 1741 ward Raphael Mengs von dem ſpeculirenden Vater von Auſſig nach Rom gezerrt, dort bey Waſſer und Brod zu lernen, dereinſt aber zu ernten Ruhm und Lohn. Donners, des öſterreichiſchen Phydias vortreffliches Bildniß von Schmutzer zeigt eine wahre Märtyrer-Phyſiognomie.

Im Krapfenwäldel.

(Nicht unmöglich.)

Eines Tages beſchien die Sonne einen abſcheulichen Kerl. Dieſer abſcheuliche Kerl lag im Graſe. Dieſes Gras war im Krapfenwäldchen; es ſind ungefähr 300 Jahre. Dieſes Gras war vor einer netten Erdkluft. Selbe war mit Dielen ausgelegt, ringsum, ſah aus wie eine Hütte; ein Holzblock war darin, als Tiſch; Moos als Lager; ein Steinkrug; etwas Schreiberey; ſonſt nichts; allerhand Gewurzel lag zerſtreut umher. Der abſcheuliche Kerl lag da vor dem Eingang und lungerte. Er war groß und mager; ſein erdfahles Geſicht faſt nicht zu erkennen vor gelblichgrauem zottigen Bart, bis zum Gürtel ihm reichend; kleine rothſchwarze, ſtechende Schweinsaugen lagerten wie erſtorben in den tiefen Höhlen; ein loſes Geflecht von Baumblättern, um die Hüften ein Strick war die Hülle dieſes abſcheulichen Kerls. Neben ihm auf den Hinterpfoten ſaß, ringsumher ſcharf lugend und lauernd ein dürrer Wolfshund fremdländiſcher Race. Dumpf heulte er theilnehmend und angſtvoll, denn der

abſcheuliche Kerl, ſein Herr und Buſenfreund, ächzte, ſtöhnte, röchelte, wie im Sterben begriffen. Noch Ein Mahl wollte er die Wolluſt der Sonnenwärme im anbrechenden Frühling genießen, bevor, deß jeden Augenblick gewärtig des Todes ewiger Winter ihn erfaſſe. Dieſes wiſſend und erwägend, gereut es ſchier, den Mann einen abſcheulichen Kerl genannt zu haben; allein, wie er dieſes nach ſeiner äußern Perſönlichkeit, ſo war er es, nähmlich abſcheulich, noch viel ärger, ja erſchrecklich und furchtbar nach ſeinem Innern; ein grauſenerregender Übelthäter, wenn gleich ohne üble oder verbrecheriſche, abſcheuliche That ſelbſt. Es war Ein Anſchlag, es waren zwey Anſchläge, aber entſetzlicher Art, unvollbracht zum Glück. Schenken wir dem Elenden unſer menſchliches Mitleid; ja wir weihen es ihm in Aufrichtigkeit und Rührung, dieſem beklagenswerthen Sünder, Miſſethäter, Hochfrevler, um ſo mehr, da er vieler Jahre lange Zeit in wahrhaftiger Reue zerfloſſen, gebüßt und abgebüßt in ſelbſt auferlegter Noth, dem innern und äußern Jammer, morſch und verzehrt, abgenützt, zerfreſſen, aufgegangen in Seele und Leib jetzo erliegt, ſein letztes Stündlein auswinſelt. Ehe wir aber ſchließen, ſollten wir doch ſagen, wer der abſcheuliche Kerl war. Er war eine Art Gelehrter, ein Dolmetſch. Dolmetſch war er bey dem großen Suleymann, der etwa 20 Jahre vorher, 1529 vor Wien geſtanden. Unerſättliche Habſucht aber ſtachelte den Menſchen ſo überwältigend auf, daß er ein abſcheulicher Kerl wurde. Er ging hin zu Kaiſer Ferdinand, und both ſich an, gegen ſo und ſo viele Säckel, den belagernden Sultan zu tödten. Der redliche Ferdinand verſagt die Antwort, ſetzt den großen Suleymann augenblicklich in Kenntniß von dem An-

ſchlag; den Dolmetſch aber läßt er ziehen. Dieſer tritt vor den Sultan; erbiethet ſich Ferdinanden hinweg zu räumen. Suleymann in ſeinem Hochſinn erſchrickt vor Zorn, ausrufend: „Wo ſollte ich denn wieder einen ſolchen Feind hernehmen?!“ Ob dieſer Rede ſtutzig, entweicht der abſcheuliche Kerl; glücklich entrinnt er, und jetzt ſtirbt er. Und iſt dieſes in Kürze die Hiſtorie des abſcheulichen Kerls, verreckend da, wo jetzund das Krapfenwäldel. — Eben ſo erhaben übrigens wie jener Ferdinand handelte Rudolph von Habsburg gen Ottokar, Friedrich der Schöne gegen Ludwig den Bayer; die große Thereſia gegen Friedrich II. Letztere ſchickte durch Kaunitz einen Eilbothen in das preuſſiſche Lager, den König zu warnen.

An der Tafel Herrn von Greiner's.

(Phantaſie-Skizze.)

Alringer ſchwang das Rheinweinglas mit den Worten: Es lebe Caroline*), die Blume unſeres edlen, herzlichen Wirthes, meine gelehrige Schülerinn!

Und auch die meine, ſetzte Haſchka hinzu.

Alringer fortfahrend: Wie ſie den Cornelius lieſt, den Virgil recitirt!

Von Greiner: Leicht, gute Schülerinn ſeyn, bei ſolchem Meiſter! Wenn man Homer und Virgil auswendig kann, wie Sie, lieber Alringer, die franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Claſſiker im kleinen Finger hat....

Und mit den Heroen der deutſchen Literatur in freundſchaftlichem Briefwechſel ſteht, fügte Haſchka ſchmeichelnd

*) Caroline (der Leſer weiß) iſt die nachmahlige Frau Pichler.

bey. Sich an die Gesellschaft wendend, fuhr er fort: Heute zu gleicher Zeit Postbriefe von Wieland, Geßner, Gleim und Adelung.

Blumauer wird unruhig, wetzt auf dem Sessel hin und her, schlürft fort und fort Tokayer; gleichsam, sich den Mund zu stopfen, tunkt er unaufhörlich Zuckerbrod ein. Den Kopf dreht und wirft er herum, daß der lange Zopf die Nachbarn anschnellt. Länger jedoch kann er sich nicht mehr bezähmen.

Ich bitte Euch, ruft er Haschka an, prahlet nicht immer mit einem berühmten Freunde. Von Charlotte ist die Rede. Dieses Kind hat hundertmal mehr Talent, wenn es nur die Feder anrührt, als Ihr mit Eurem Reimgeklingel, das so hohl, so trocken und so heiser ist, wie Euere unheimliche Stimme.

Greiner und Alxinger vertraten den geschlagenen, zorngährenden, düsteren Haschka, der matte Blitze auf den Spötter schoß.

Caroline und ihr Haus! rief Blumauer, aufstehend, ein frisch gefülltes Glas erhebend.

Alles stimmte mit ein.

Der ehrwürdige Denis machte Miene zu sprechen.

Jedermann schwieg.

Carolinen, sagte der lorberumrauschte Barde, prophezeye ich eine glänzende Laufbahn. Als achtenswerthe Schriftstellerinn, wird ihr gepriesener Nahme von Dauer seyn, selbst bey fremden Völkern.

Er machte mit der Hand eine Bewegung, die aussah, wie eine Segenspende.

Enthusiastischer Jubelruf folgte diesem weihenden Ausspruche.

Greiner reichte dem edlen Sined die Hand und umarmte ihn feurig.

Die hohe steife Gestalt Retzer's that dasselbe.

Die Andern wagten solche Vertraulichkeit nicht. Nur Maskalier schien, sich dazu anschicken zu wollen.

Denis nahm wieder das Wort: Ich will nicht sagen, daß ich Divination besitze, aber ich combinire, ich ahne. Deshalb ist es mir lieb, daß Nicolai das Wunderblümlein gar nicht zu sehen bekam. Wer weiß, auf welche Art er es in seiner Reisebeschreibung würde figuriren lassen, etwa in einem Glase Wasser.

Oder in dem Knopfloche seines apfelgrünen Frackes, lispelte Blumauer. Laut aber sagte er: Oder in einem Herbarium, zwischen zwey Blättern Fließpapier. Ist dieser Nicolai wirklich schon abgereiset?

Das ist er, heute Mittag, berichtete Retzer. Ich selbst habe ihn zur Diligence begleitet.

Überhaupt, Sie haben Sich für ihn aufgeopfert, sagte Maskalier, fast, ich möchte sagen, wie ein gedungener Cicerone.

Nein, wie ein förmlicher Leiblakey, polterte Blumauer heraus. Verzeihen Sie, Freund, aber, ich glaube, Sie gehen in Ihrem Diensteifer gegen Ausländer zu weit. Baron Gebler, der bey solchen Vermittlungen selbst an der Spitze steht, wird solch' unterthänige Rollen nicht lieben. Ist es denn wahr, daß Sie dem Berliner das Parapluie getragen?

Alles lachte.

Retzer, keinen Spaß verderbend, erwiederte: Nicht nur das, sondern aufgespannt, daß er nicht naß werde, während ich mit bloßem Kopfe neben ihm herging, zur Linken.

Nur nicht lahm seyn, Voltaireaner, ermahnte Mastalier.

Dafür kommt Retzer auch in das Reisebuch, bemerkte von Greiner lächelnd.

Ratschky: Als vierte Merkwürdigkeit seines Geburtsortes Krems: Kremser-Weiß, Kremser-Senf, Kremser-Schmidt.

Blumauer: Als ein Genie, welches Racine's Briefe übersetzt hat, und von Voltaire alle Editionen besitzt, auch seine Büste von durchsichtigem, rosenrothem Alabaster.

Retzer lachte, klatschte in die Hände, und goß sich das neunte Glas Champagner ein, ausrufend: den Musen!

Denis, ihn auf die Schulter klopfend: Musis et carus amicis!

Alxinger: Gutes Motto unter unseres lieben Retzer's Porträt. Nur Nicolai darf nichts davon wissen. Er weiß ohnehin schon zu viel.

Ja wohl, sagte der Eine; er hat uns Alle ausgeholt, der Andere; man hätte ihn nicht invitiren sollen, der Dritte; er hat den Grundsatz des Italieners: Che parla: semina; che tace ragguaglia.

Ich finde, meine Lieben, sagte von Greiner, Nicolai war gesprächig genug. Er hat auch gezeigt, daß er unsere schönen Geister recht gut kenne, wie es auch die Pflicht eines Mannes ist, der die »deutsche Bibliothek« herausgibt.

Ratschky: Es ist aber bey alledem in der That auffallend, woher er alle diese Details kennt. Am Ende hat Retzer ihm soufflirt.

Denis: Das wäre nicht unehrenwerth.

Alxinger: Er wußte, daß ich am Doolin von Mainz arbeite, wovon ich noch Niemanden Etwas gesagt.

Blumauer: Daſſelbe iſt bey meiner traveſtirten Aeneide der Fall, und bey meiner „Erwine von Steinheim“. Es iſt noch ein Geheimniß, aber der Berliner weiß es. Sein Glück, daß er mein Carmen an die Buchdruckerkunſt auswendig kann.

Maſtalier: Ja, er hat es recitirt, bey Baron Gebler, und gut, nach Quinctilian'ſchen Regeln.

Ratſchky: Letzteres will nicht viel bedeuten. Die Berliner ſind geborene Declamatoren, um nicht eben zu ſagen, die deutſchen Gascogner. Woher aber iſt Nicolai bekannt, daß ich heimlich den Lucrez überſetzte, und daß Hofrath Born und Sonnenfels meine Protectoren ſind?

Retzer: Daß iſt kein Geheimniß, Freund. Hofrath Sonnenfels ſagt es öffentlich. Was mich aber freut, iſt, daß er die großen literargeſchichtlichen und bibliographiſchen Arbeiten unſeres wahrhaft hochwürdigen Denis geleſen und ſtudirt hat.

Von Greiner: Ja, das hat der Mann bewieſen. Es macht ihm eben ſo gut Ehre, als uns. Hier zeigte er ſich ſehr beſcheiden. Er unterwarf ſich als Laye der Gelehrſamkeit und Erfahrung eines großen Meiſters, und das mit Aufrichtigkeit. Nicht zu viel, wenn er Denis den erſten Bibliographen Deutſchlands nennt.

Denis verneigte ſich und ſprach: Ich zweifle ſelbſt nicht, daß er hinſichtlich meiner ohne Verſtellung ſey; ſeine Offenherzigkeit in Betreff meines allerdings mißlungenen »Oſſian« flößt mir Achtung ein.

Retzer zu Ratſchky: Sie können ſich am Wenigſten beklagen. Hat er Ihnen nicht Witz, Heiterkeit, leichte, correcte Verſification eingeräumt? He?

Blumauer: Es iſt wahr und gerecht. Unſere Lyriker

können überhaupt mit ihm zufrieden seyn. Mein „Musen-Almanach“, obschon als erster Jahrgang noch sehr unreif, mit Eueren schönen Beyträgen, fand Gnade, selbst bei Ramler und Lessing.

Mastalier und Haschka schütteln die Köpfe.

Alxinger: Fahren wir also fort, dem Wieland'schen „Mercur“, dem „deutschen Museum“ und den Taschenbüchern der Ausländer Dies und Jenes zu spenden.

Blumauer stand auf, und spazirte um die Tafel, das Tokayer-Kelchglas mit sich. Er stürzte es aus, winkte einem Bedienten, und sagte ihm: Bier, Bier jetzt, noch vor dem Caffeh.

Ein Bedienter brachte einen Brief vom Hofrathe Sonnenfels in Klagenfurt, mit einem Einschlusse an Nicolai.

Schade, sagte von Greiner, der kommt um ein paar Stunden zu spät.

Aber, was macht denn unser Sonnenfels in Klagenfurt, à propos? fragte Alxinger.

Nun, entgegnete Retzer, sein ehemahliger Aufenthalt daselbst machte jetzt seine Gegenwart dringend nöthig. Es ist bekannt, daß er in seinem sechzehnten Jahr Soldat war, Gemeiner beym Regimente Deutschmeister in Klagenfurt, und daß er nach fünf Jahren als Corporal austrat.

Dieser merkwürdige Mann hat seine Zeit gut benützt, schob Ratschky ein. Französisch hat er da gelernt, Italienisch, und das ist heut zu Tage viel. Von Überläufern hat er es gelernt. Dann hat er sich auch Böhmisch eigen gemacht. Wie sehr gereicht ihm das zur Ehre!

Wenn man ein Genie ist, merkte Haschka mit einem seltsamen Lächeln an.

Trotz deß, ſprach Denis mit ernſter Mine und in einem ſanft zurechtweiſenden Tone, kommt dieſes Genie, dieſes wirkliche Genie, nicht ſpäterhin wieder zum Militär, als Rechnungsführer zur Arcieren-Garde, und iſt da nicht der wackre, empfängliche Freyherr von Petraſch erſter, diſponirender Lieutenant.....

Es lebe Sonnenfels! hallte es im Saale wieder.

Sonnenfels lebe! erſcholl es von Neuem.

Unter Anderm, ſagte von Greiner, nach der Uhr blickend, ad vocem Militär und Genie: was hört man denn weiter von dem gewiſſen jungen Regimentsarzt in Stuttgart, Nahmens Schiller?

Alringer langte ſeine Brieftaſche hervor. Hier, ſagte er, ein Schreiben Zumſteegs mit der Nachricht, daß der Verfaſſer, ſein intimer Schulfreund, keinen Verleger zu den Räubern hat finden können, und ſie nun auf eigene Koſten drucken ließ.

Dann hier, fuhr Alringer fort, ein Brief des Barons Heribert Dalberg. Das Stück iſt ſchon gedruckt. Der Baron gibt mir Nachricht, daß er bereits ein Exemplar durch Diligence an mich abgeſendet. Es muß binnen wenigen Stunden hier eintreffen. Gewiß, es iſt der Debut eines Genies.

Maſtalier zuckte die Achſeln, ironiſch flüſternd: Eine neue Schule will ſich da herausſchälen aus dieſem Ey der Zeit; aber: Non licet omnibus adire Corinthum.

Die Meinungen über dieſe regimentsärztlichen Räuber ſind ſehr getheilt, röchelte Haſchka kühl und trocken und gähnend.

Das Antlitz des edlen Denis röthete ſich. Im Tone der Mißbilligung ſprach er: Sind die Anſichten auch

wirklich getheilt, ſo werden Sie gewiß bald aufhören, das zu ſeyn. Es iſt unmöglich, das große Talent dieſes jungen Dichters zu verkennen. Ex ungue leonem. Hat ſich ſeine überſchäumende Kraft einmahl geklärt und geregelt, ſo gibt es einen Claſſiker, einen überragenden Claſſiker.

Mitternacht ſchlug.

Die Geſellſchaft trennte ſich.

Ein Theater-Director vor 40 Jahren.

Der Autor des Stückes ging verſtimmt aus dem Theater. Man hatte die beyden Klingsberg gegeben.

Auf dem Wege geſellte ſich der Heldenſpieler Lange zu Herrn v. Kotzebue. Dem war er willkommen.

Es iſt nicht möglich, ſagte Kotzebue, daß ich hier je einen beſſern Converſationston einführe. Man hängt an dem alten Jargon.

Lange erwiederte: Nicht das allein, Herr Präſident! Man ſchämt ſich, hochdeutſch zu reden.

Das iſts, was ich meine, werther Herr Lange. Welcher Contraſt nun im Dialog des Inländers mit dem Ausländer!

Ja, es iſt anwidernd.

Abſcheulich ſogar. Wenn ich in meinen neuen Statuten einen eigenen Paragraph gegen dieß provinzielle und pöbelhafte Deutſch aufſtelle: wird es nützen?

Nein!

Ich glaube, ich fürchte ſelbſt. Und ſie ſchreiben auch ſo, dieſe Leute. Welche Eingaben erhielt ich geſtern!

Wie von Handwerkern.

Wie von Bauern, die zufällig das Schreiben erlernt.

Es gibt vielleicht ein Mittel.

Welches, Herr Lange?

Schicken ſie dieſe Leute auf einige Zeit nach Norddeutſchland. Machen Sie es ihnen, Herr Director, reglementmäßig zur Pflicht für die Ferienzeit.

Der Einfall iſt gut. Er kann auch von Erfolg ſeyn, da das Ehrgefühl mit in das Intereſſe gezogen iſt.

Publicum und Schauſpieler werden aufhören, es für läppiſche Affectation zu halten, wenn in der Bücherſprache geredet wird.

Und man wird begreifen, daß man das Leben nicht mit der Kunſt vermiſchen ſoll.

Unter ſolchem Geſpräch gelangte man zu Kotzebue's Wohnhaus in der Himmelpfortgaſſe. Lange mußte mit hinauf, zu Punſch und Pfeife.

Herr v. Kotzebue ließ durchblicken, daß er ſeine Theater-Präſidentſchaft niederlegen werde.

Lange erſah, welche Perſon die Haupturſache dieſes Entſchluſſes ſey; er war aber zu klug, es wahrnehmen zu laſſen.

Herr v. Kotzebue war ſtets, und in All und Jedem zu reizbar; und der Zuſtand der theatraliſchen Dinge war damahls noch zu chaotiſch.

So viel aber iſt gewiß, daß es keine ſchwierigere Cathegorie gebe, als die eines Theater-Directors. Schon deßhalb, weil er auf das Einzelne, Individuelle eingeht. Aber muß er denn das? Wie ſchlimm ſtünde es in ſolchem Fall um anderweitige, große Corporationen?

Jakesch.

Besäßen wir schon einen bereits mehrmahls angeregten Bürger-Plutarch (Leben und Handlungen verdienter Einwohner Wiens aus dem Bürgerstande), so wären wieder manche Supplirungen und neue Helden da. Die menschenfreundliche und gottergebne Frau Buchholz z. B. ist gestorben; der edelmüthigen und hochherzigen Frau Kähr, Inhaberinn der großen goldenen Civilmedaille mit Kette, ist von dem, wahres Verdienst überall würdigenden Magistrate die zehnfache Salvatormedaille verliehen worden ꝛc. Ferner wäre manches neue Individuum zugewachsen. Unter Andern der Claviermacher Joh. Jakesch, der 1840 am 25. März 87jährig gestorben. In der Gegend von Brünn geboren, kam er als armer Tischlergeselle nach Wien. Er war fleißig, sparsam, gottesfürchtig, rechtschaffen; erlernte die Claviermacherkunst, that sich hervor, erhielt viele Bestellungen. Haydn und Mozart wurden ihm freundschaftlich zugethan; ließen ihre Claviere bey ihm verfertigen, empfahlen ihn allenthalben. So brachte er sein Geschäft, wiewohl weder des Lesens noch Schreibens kundig, dergestalt empor, daß er zu dem Besitz zweyer Häuser gelangte. Er war heiter, freundlich, dienstfertig, erzählte gern Anecdoten aus seinem eigenen Leben, und liebte es, in Knittelversen zu reden. Er war herzlich und wohlwollend, schroff aber gegen seine nächsten Verwandten, wozu er wohl seine Gründe gehabt haben mochte. Wo es aber der ernsten Christenpflicht galt, da blieb er nicht zurück; da war er edel und großmüthig. Hoher, preisender Anerkennung, unvergänglicher Aufbewahrung würdig, als leuchtendes Vorbild für gar manche bemittelte Familien-

Mitglieder iſt folgender Zug: Sein Bruder, ein armer Landmann in Mähren, ſtarb. Neun Kinder, von denen das älteſte 11 Jahre alt, hinterließ er. Was ſollte aus dieſen beklagenswerthen Waiſen werden? Jakeſch fliegt augenblicklich nach Mähren, gleicht die häuslichen Angelegenheiten aus, und nimmt alle 9 Kinder zu ſich als Vater, als zärtlicher Vater. Erziehen läßt er ſie; die Knaben ſein Geſchäft lehren, begründet und ſichert ihre Zukunft. Fürwahr, ſolche Charactere ſollten nicht der Vergeſſenheit anheim fallen! Warmen Dank daher jenem würdigen Unbekannten, der die Güte gehabt, mir dieſe Notizen zu liefern.

Zwey Bernhard.

Der Eine kam um 1818 nach Wien. Er hatte das Äußere und die Sitten eines vornehmen Mannes. Er attachirte ſich an den würdigen, unvergeßlichen Buchhändler Schalbacher; arbeitete in deſſen Geſchäft. Bernhard, wohl ein Schweizer, hatte, wenn nicht eben gelehrte, doch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, war bewandert in der Literatur, und ſchrieb gern und gut. Geraume Zeit hatte er in Paris gelebt; er wußte viel von den dortigen Berühmtheiten und Zuſtänden. Sehr intereſſirte er ſich für gemeinnützige Zwecke und Anſtalten. Ich forderte ihn auf, in meinem eben begonnenen Converſationsblatt Anſichten über Sparbanken nieder zu legen. Er lieferte über dieß, damahls noch im Keim begriffene Inſtitut gute Aufſätze. Ich war ſo glücklich, für dieſen Gegenſtand auch den Conſul Adam v. Müller zu gewinnen. Er ſprach ſich ebenfalls in jenem Blatte aus. Ich, meinerſeits blieb nicht zurück; Schönfeld regte ebenfalls an, und ſo läßt ſich wohl ſagen,

daß wir vier zur alsbaldigen Gründung der Sparcassen, von denen man bey uns eigentlich noch gar nichts Rechtes gewußt, wesentlich beygetragen. Eine eigene Notiz im Beobachter 1819 würdigte das. Bernhard lieferte auch anderweitige interessante Beyträge, unterzeichnet mit F. (Franz?) Ein paar Jahre darauf reiste er fort. Ob er noch leben mag, und wo? —

Der Andere, ein Pohle, war aus England nach Wien gekommen, ungefähr um dieselbe Zeit. Einer von Denen, von welchen man sagen kann: Er weiß Alles. Kein Zweig der Facultätswissenschaften, der Scienzen überhaupt, der Künste und Fertigkeiten, worin er nicht zu Hause, und Alles mit Selbstständigkeit, mit Critik, mit Geist, mit Application. Dabey fein und liebenswürdig; leichtsinnig aber ohne Gränzen. Schnell wieder reich werden, war sein Plan. Das Mittel dazu: Leder gießen. Fleisch, Caldaunen, weiß Gott was Alles nahm er, machte Proben im Kleinen, ohne Mittel, sie ins Große zu treiben. Eines Morgens besucht ihn ein böhmischer Magnat, dem Capital nicht das Höchste; muntert ihn auf, gibt ihm 10000 Gulden. Bernhard etablirt am Canal, in der Nähe von Gumpoldskirchen eine Fabrik, hält sich ein Cabriolet, fährt hin und her, macht gegossenes Leder, Riemzeug, Patrontaschen, Stiefel, Allerhand, doch nur einzeln, stückweise, denn die Sache will sich noch nicht consolidiren, und in Wien unterhält man sich so gut. Der Magnat schreibt: Wie geht es? Werden wir bald Etwas sehen? Seyn Sie indeß so gut, eine Recension meines neuen Buchs zu schreiben. Bernhard aber kommt nicht dazu; ein paar halbe Tage, und die Recension wäre fertig gewesen. Nichts da! Aber dem Gönner schreibt er: noch 6000 Gulden, und der

Gönner ſchickt ſie. Der Gußlederfabricant macht nun gar nichts mehr, und eines Tages iſt er verreiſt. Wohin? Wo jetzt? Wie jetzt?

Ein erhabener Zug Marien Thereſiens.

Eines der trefflichſten Gebethbücher iſt das von Seibt, wenn auch nicht deßhalb, weil es in mehreren wiederholten Auflagen erſchien, auswärts nachgedruckt, und hier und da ſogar vorgeſchrieben wurde. Es zu verfaſſen, war er von ſeinem Freunde, dem Freyherrn v. Koß (nicht Marquard), angeregt worden. Nun wurde der Profeſſor Seibt von Übelwollenden angeklagt, daß er gefährliche Lehren vortrage. Die Sache kam nach Wien; Seibt ſollte perſönlich erſcheinen, ſich zu vertheidigen. Als Koß das in Prag vernimmt, eilt er insgeheim nach Wien, und übergibt der Kaiſerinn Maria Thereſia die bereits fertigen Bogen des Gebethbuchs, ſich für den Angeklagten verwendend. Thereſia war ſehr gegen Seibt eingenommen worden; aber gerecht und mild wie ſie war, ordnete ſie eine genaue Unterſuchung unter dem Vorſitze des gelehrten und biedern, aufgeklärten Prälaten Rautenſtrauch an. Dem Baron Koß ſagte ſie beym Kirchgang: „Seibt ſchreibt gut.“ Der Baron entgegnete: „Ja, Eure Majeſtät, er denkt auch ſo.“ Die Durchſicht der Bogen des Gebethbuchs hatte bey der Kaiſerinn den günſtigſten Eindruck hervor gebracht. Seibt ward ſchuldlos befunden. Die Kaiſerinn ſagte dem Baron: „Schreibe Er ſogleich Seinem Freunde, daß er für unſchuldig erklärt worden ſey, damit er eine ſchlafloſe Nacht weniger habe.“ Welch edler Zug großmüthigſter Zartheit! Seibt kam darauf nach Wien, erhielt ſogleich Audienz, und ward auf das Huld-

vollste behandelt. Die Kaiserinn gab Befehl, ihm zur Erholung Wiens Merkwürdigkeiten zu zeigen, und äußerte, wenn er wieder sollte angefochten werden, möge er sich nur unmittelbar an sie wenden. Gerührt und glücklich kehrte er nach Prag zurück. Nach einigen Tagen brachte eine eigene Estaffete dem Baron Kotz ein Schächtelchen mit dem Auftrage, es dem Rath Seibt persönlich zu überreichen. Es enthielt einen kostbaren Diamantring und ein Billet von der Kaiserinn eigener Hand, des Inhalts: „Meinem lieben Seibt zum Andenken. Maria Theresia.“ Also vergalt diese große Regentinn!

Blank der Ermordete.

(Mit Zusätzen.)

Vor etwa 20 Jahren pflegte ich mein Glas Wein im Heiligenkreuzerhofe zu trinken. Daselbst traf ich zuweilen einen bejahrten, ehrwürdigen kleinen Mann, der sich um die übrigen Gäste nicht viel kümmerte, sonst aber im Gespräche freundlich und wohlwollend war. Er genoß wenig, und verweilte stets nur kurze Zeit. Es hieß, er lebe sehr frugal und sparsam; er sammle wohl für unbemittelte Verwandte. Dieß war der Professor Blank. Er kam dann zuweilen zu mir in die Handlung, besah dieß oder jenes mathematische Werk, kaufte aber nie Etwas. Eines Tages heißt es, Professor Blank sey ermordet und beraubt worden. Alsbald nach dieser entsetzlichen Gräuelthat wurde ich mit meinem Collegen Haselmeyer vom k. k. Landrecht in die Wohnung des Verblichenen beschieden, um die Inventur und Schätzung seines Büchernachlasses vorzunehmen. Selbe befand sich in der Johannesgasse, eiserne Birne, 4. Stock.

Ein ziemlich langer, schmaler, finstrer Zugang; in dem Eintrittzimmer mathematische Instrumente, eine große Rechentafel auf einer Staffeley; in einer Ecke nächst dem Fenster, neben einem Arbeitstisch, ein Ballen ungebundener Bücher, nähmlich Werke des Professors; im Zimmer zur Linken, in welchem sich die gebundenen Bücher befanden, sein gewöhnlicher Schreibetisch, in dem er sein Geld zu verwahren pflegte; auf selbem umher liegend einige cylindrische Holzbüchschen, zur Aufnahme von Thalerstücken; ein Erd- und Himmelsglobus ꝛc. Das ganze Ameublement sehr einfach und abgenützt. Die hochangebrachten kleinen Fenster, welche das Licht nur von oben einfallen lassen, mußten schon an und für sich einen düstern Eindruck hervor bringen. Über die Reste von Blut und Kopfhaaren gingen wir somit, und ohne ein Wort zu reden, an unser Geschäft, setzten es auch nach Tische fort. Als es zu dunkeln begann, vermißte ich Haselmeyer; er hatte sich insgeheim fortbegeben; das alte Thürschloß war eingeschnappt; ich befand mich eingeschlossen. Es war bereits förmlich finster; wohl eine Stunde lang mußte ich lärmen, bevor die Nachbarn mich befreyten. Nie werde ich dieses eigenthümliche Grauen verwinden.

Die Bücher und Globen hatte der k. k. Kammerdiener Kalb geerbt und mir käuflich abgetreten. Es befanden sich darunter die von Blank verfaßten Lehrbücher in Anzahl; selbe überließ ich dem Buchhändler Heubner, der sie nun als Verlag besitzt. Kalb, ein Vorderösterreicher, war ein intimer Freund des Verstorbenen. Ich bath ihn um biographische Notizen über den Professor Blank, als über einen verdienten Lehrer und schätzbaren Schriftsteller. Das Wenige, was ich über ihn erfuhr, ist dieses:

Johann Conrad Blank war zu Weiler im Vorarlbergischen den 8. Juny 1757 geboren. Ein sanftes, frommes Gemüth, und Neigung zum geistlichen Stande zeigte er schon in frühester Jugend. Er studirte zu Constanz, und absolvirte daselbst die Humanioren. Hierauf kam er nach Wien, und vollendete dieselben bey den Piaristen in der Josephstadt. Glücklich fühlte er sich, als es ihm gelang, in den Orden der Schwarzspanier aufgenommen zu werden. Als dieser Orden aufgehoben ward, fand und benützte Blank die Gelegenheit, bey dem Sohne des Doctors Buswald als Hofmeister aufgenommen zu werden. Nach einiger Zeit wurde ihm die Cooperatorstelle im Altlerchenfeld zu Theil. Hier lernte ihn der Abbé Hofstetter kennen und schätzen. Er verwendete sich für ihn, und verschaffte ihm die Professur der Mathematik in der Theresianischen Ritter-Akademie. Als diese Anstalt den Piaristen übergeben ward, erhielt Blank die mathematische Lehrkanzel bey der architectonischen Abtheilung der Akademie der bildenden Künste.

Die von Blank verfaßten und herausgegebenen Lehr- und Handbücher sind schätzbar; sie zeichnen sich durch Klarheit, Gründlichkeit und Popularität aus. Man hat von seiner Feder: Anfangsgründe der Meßkunst, Wien 1804; Anfangsgründe der Kegelschnitte, eb. 1814; Tafeln der Logarithmen, eb. 1816; Anfangsgründe der ebenen und sphärischen Trigonometrie, eb. 1818; kleine Mathematik, eb. 1826.

Der Mörder dieses in jeder Hinsicht würdigen Mannes war Severin v. J***i, der sich Graf nennen ließ. Er war im russischen Gouvernement Podolien geboren. Im Juny 1826 war er nach Wien gekommen, sich zu vergnügen. Er war Lüstling, Verschwender, Spieler. Schon im September war seine nicht unbedeutende Barschaft zu

Ende. Er borgte, verpfändete, und setzte sein zügelloses Treiben fort. Gegen das Ende des Jänners 1827 ward ihm von seiner Regierung der Auftrag zur Rückkehr und ämtlichen Rechnungslegung. So von Geldnoth gedrängt, faßt der Ruchlose den Entschluß, den 70jährigen Blank, seinen ehemahligen Lehrer zu ermorden und zu berauben. Zu diesem Zweck kauft er sogleich ein großes Küchenmesser. Dann ladet er Blank zu Tische, ihn über sein Vermögen auszuforschen. Drey Tage darnach besucht er Blank, bittend ihm seine Staatsobligationen zu zeigen, um ihre Bewandtniß näher kennen zu lernen, da er Willens sey, deren anzukaufen. Blank hat aber nur die von geringerem Betrag bey Hause, und bestimmt den folgenden Tag, ihm jene von höherer Summe zu zeigen. An diesem verhängnißvollen 13. Februar, Mittags um 1 Uhr erscheint der Mörder in Blank's Wohnung. Dieser weiset ihm 8 Stücke im Gesammtbetrag von 6100 fl. C. M. Blank steht auf, Etwas zu holen. Schnell erhebt sich der Verbrecher, und versetzt dem Unglücklichen mit dem Küchenmesser einen Hieb auf das Hinterhaupt. Blank stürzt zu Boden, und erhält noch 6 Hiebwunden in den Kopf, 2 Stiche in die Brust und 5 in den Unterleib, deren einer so gewaltig, daß er den ganzen Leib durchdringt. Der Raubmörder entfernt sich, verkauft die Papiere, und fährt 3 Tage fort zu schwelgen und zu prassen. Am dritten Tag, den 16. Februar ward er verhaftet. Den 30. August 1827 wurde er mit dem Strang hingerichtet, 34 Jahre alt. Der ihm beygegebene Seelsorger hinterließ ein Tagebuch über diesen Verbrecher. Es ist von psychologischer Wichtigkeit, mehrere Bogen stark.

Entsetzlich war es, den Verbrecher auf dem Todeswege

zu sehen. Diesen schaudererfüllten Weg würde er haben ahnen und vermeiden können, hätte er einst die wohlgemeinten bedeutungsvollen Worte einer würdigen Frau beherzigt. Der Vorfall ist dieser: Als Severin 10 Jahre alt war, befand er sich in der geschätzten Erziehungsanstalt Plebans, auf dem hohen Markte, im 4. Stock des Fellner'schen, jetzt Sina'schen Hauses, bekanntlich gerade dem Schrannen-Gebäude gegenüber. Rohheit, wildes Gemüth, grelle Sittenlosigkeit traten bey dem Jüngling allenthalben hervor. Eines Tages, als ein Übelthäter zum Tode abgeführt ward, trat die Gattinn Pleban's mit dem jungen Menschen an das Fenster, wies ihm die Scene, und bath ihn mit der Zärtlichkeit einer liebenden Mutter, sich bey Zeiten zu bessern, widrigenfalls ihm vielleicht auch solch ein schrecklicher Weg bevorstehe. Die Art, wie der Jüngling sich bey diesen warnenden Worten benahm, ließ leider ahnen, daß er sich auf diesem gräßlichen Wege in der That schon befinde. Dieses Factum erzählte die ehrenwerthe Frau Pleban selbst, welche jetzt hochbetagt, zurück gezogen in ihrem Hause zu Grinzing lebt.

Lessing in Wien (1775).

(Vielleicht beynahe so.)

Die Fenstervorhänge eines geräumigen, elegant meublirten Zimmers im Palais des Vicepräsidenten Freyherrn v. Gebler waren noch zugezogen, als ein Bedienter mit dem Frühstücke eintrat.

Er wunderte sich, daß der berühmte Gast, gewohnt mit dem frühesten Morgen schon am Schreibtische zu seyn, noch im Bett verweile. Unschlüssig, ob er die Chocolade nicht wieder abtragen solle, gewahrte er jedoch, daß

die Gardinen des mächtigen Himmelbettes ſich regten, und der Hofrath Leſſing aus den ſchwellenden Eiderdunkiſſen ſich erhebe. Der Bediente machte einen tiefen Bückling, erhielt von dem Gaſte einen Wink, und entfernte ſich.

Es war bereits 8 Uhr und Leſſing noch ſchlaftrunken! Schnell angekleidet, ſetzte er ſich zum Frühſtück, der geſtrigen Abendgeſellſchaft gedenkend. Da pochte es an der Thüre, und der Profeſſor Sonnenfels trat ein mit halb höflichem, halb freundſchaftlichem Gruß.

Willkommen, willkommen, rief Leſſing ihm entgegen, aufſtehend, und mit der Hand ſich über Augen und Stirne fahrend, als wolle er die Reſte der Übernächtigkeit hinweg wiſchen.

Sonnenfels nahm Platz. Über die gewöhnlichen äußern Formen der Lebensart raſch weggleitend, fragte er, wie dem berühmten Mann der geſtrige Cirkel zugeſagt habe.

Ah, antwortete Leſſing mit einem Anfluge von Begeiſterung, wie anders als höchſt attiſch, genußreich, merkwürdig, und durchaus unvergeßlich. Schon der verehrte geneigte Wirth ſelbſt, ſo voll Wärme und geiſtvoller Heiterkeit! Kaum wollte er in ſeiner Anſpruchloſigkeit hören, wie ſehr, und wie gebührend ſeine beyden Stücke Clementine und der Miniſter auch bey uns Beyfall gefunden. Baron Gebler iſt ein trefflicher, hervorragender Mann in jeglicher Hinſicht; wir Ausländer verdanken ſeiner vermittelnden Güte viel.

Gewiß, werther Herr Hofrath, ſagte Sonnenfels, ohne ihn und den Herrn v. Retzer, der geſtern krankheitshalber abweſend war, würde zwiſchen den Gelehrten und der Literatur des Auslandes und Öſterreichs noch eine arge Scheidewand beſtehen. Durch Beyde auch wurde Ihnen

der Mann näher bekannt, mit dem Sie Sich gestern so sehr ins Gespräch vertieften.

Ah, entgegnete Lessing, lebhaft erregt: der würdige, wahrhaft hochwürdige Abbé Denis! Ich gestehe Ihnen, lieber Herr Regierungsrath, daß die persönliche Bekanntschaft dieses preiswürdigen Mannes mir ewig theuer seyn werde. Die ungeheuchelte Bescheidenheit und Sanftmuth, die Liebenswürdigkeit dieses Ehrenmannes verleihen seinen ausgebreiteten gelehrten Kenntnissen und literarischen Verdiensten einen um so helleren Glanz. Sein Wissen in der Geschichte der Literatur ist staunenswerth; und eben nur daraus wird erklärbar, daß er gewiß der erste Bibliognost Deutschlands ist. Seine Belesenheit muß unermeßlich seyn.

Das ist sie, sagte Sonnenfels; dabey erfreut er sich eines Gedächtnisses wie Mithridates.

Und eines Sprachenreichthums wie dieser ebenfalls, setzte Lessing hinzu. Nie auch hätte ich geglaubt, daß ein so gediegener Gelehrter zugleich ein so heiterer, ja höchst jovialer Gesellschafter seyn könne, und wie innig, wie treuherzig und wie sittenrein zugleich! Aber verzeihen Sie Herr Sonnenfels, daß meine warme Verehrung für diesen in Geist, Herz, Kenntnissen und Tugenden so hoch stehenden Mann, mich hinreißt, Ihrer eigenen Persönlichkeit uneingedenk zu seyn!

Sonnenfels wurde etwas verlegen. Er wich gleich mit der Frage aus: Nun, der dritte Ordensmann? Was sagen Sie zu diesem?

Ich verstehe, entgegnete der Gefragte, indem er sich verneigte. Ich kann und ich muß sagen, daß der Ruf von dem Director Eckhel viel zu wenig berichtet hat. Als Numismatiker kann ich mich natürlich nicht mit ihm messen,

und ich muß hinzu ſetzen, daß ich in Hinſicht auf Archäolo-gie einen ſchweren Stand mit ihm hatte. Abbé Eckhel hat gewaltige Studien. Wir Alle auswärts ſehnen uns nach der Erſcheinung ſeines großen Münzenwerks der Doc-trina numorum veterum. Der ſprudelnd lebhafte Herr Klemm hat mich mit ſeiner gewürzten Geſprächigkeit ab-gehalten, in Näheres mit dem Abbé einzugehen. Ich glaube Herr Klemm iſt einfacher Lehrer?

Lehrer des deutſchen Styls, antwortete Sonnenfels.

Ja des Styls, das muß ſeyn, ſetzte Leſſing hinzu. In der That er ſpricht, wie das beſt geſchriebene Buch, Alles ungeſucht; angebornes Talent, ohne irgend eine Verbeſ-ſerung, bey heißblütigen Köpfen ein ſo ſeltener Fall. Leicht wie Gellert.

Gediegen, klar und geſchmackvoll doch nicht, wie Leſſing es allein iſt.

Oh, mein Herr Sonnenfels, welche Schmeicheley, der Sie Öſterreichs erſter Meiſter in der Kunſt des Schrei-bens ſind.

Nun, nun, erwiederte Sonnenfels, ſicher nicht mit Ungrund einiger Maßen wohlgefällig: etwas Weniges im Geſchäftsſtyl, den ich vortrage; aber was iſt das?

Das iſt viel, ſehr viel, höchſt wichtig! Auch aus Ihren anderweitigen Schriften geht deutlich hervor, daß Sie eben ſo in der Form ein ſelbſtſtändiger Geiſt, eine Feder von Geſchmack ſind. Sie werden als Muſter gelten und wirken; und man wird endlich anfangen, ſich von Batteux loszuſagen, an dem unter Andern einer der ge-ſtrigen Herrn noch gar ſehr zu kleben ſcheint.

Sie meinen Maſtalier?

Ja wohl. Seine im vorigen Jahre erſchienenen Ge-

dichte haben mich, aufrichtig gesagt, nicht ganz befriedigt. In der Lyrik ist die Form wichtiger als man glauben mag. Eher läßt man sich selbst grelle Nachläßigkeiten wie bey Goethe gefallen, als Pedanterie. Ich denke, man sollte bey Ihnen einen Musenalmanach etabliren.

Man geht in der That damit um, Herr Hofrath. Ratschky und Blumauer gehen damit um. Im nächsten oder zweytnächsten Jahre kommt er sicher zu Stande. Herr Haschka wirkt sehr dafür. Was halten Sie von seinem Genius?

Aufrichtig gesagt, das dichterische Talent dieses kleinen kalten finstern Mannes möchte ich wohl etwas in Zweifel ziehen. Die Ode vielleicht; er scheint ein Bischen Schwung zu haben; es ist aber wohl nur gemachte Begeisterung?

Die beyden Männer erhoben sich jetzt und schritten im Gemache auf und nieder.

Es war der Tag, an welchem Lessing bey der Kaiserinn Maria Theresia Audienz haben sollte.

Sonnenfels, dem diese Ehre fast ununterbrochen zu Theil ward, entwarf ihm eine begeisterte Schilderung von den Vorzügen dieser erhabenen Fürstinn, und machte ihn auf einige ihrer Eigenheiten aufmerksam. Er both sich an, ihn abzuholen und nach Hofe zu begleiten. Lessing nahm dieß dankbar an. Hierauf beurlaubte sich Sonnenfels, und der Gast machte seine Toilette.

Alsbald erschien der Erstere wieder im Gefolge von zwey Tragsesseln.

Im Vorzimmer der Kaiserinn leistete er Lessing Gesellschaft, bis der Thürhüther das Zeichen gab, einzutreten.

Maria Thereſia ſtand arbeitend an einem hohen Schreibepult. Wie Leſſing eintrat, machte ſie zwey Schritte vor und bedeutete ihm mit einer leichten Handbewegung näher zu kommen. Dann ſprach ſie ihn an: Er iſt mir willkommen Hofrath Leſſing. Ich ſchätze in Ihm einen berühmten Mann, der große Verdienſte um das Reich der Wiſſenſchaften hat.

Leſſing ſchickte ſich an, die übliche Kniebeugung zu beobachten. Die Kaiſerinn gab ihm aber durch eine anmuthige Gebehrde zu verſtehen, daß ſie ihn dieſer Ceremonie entheben wolle. Er machte ſofort eine tiefe anhaltende Verbeugung, und ſagte: Eure Majeſtät, dieſe Huld erhebt mich.

Die Kaiſerinn entgegnete raſch und lebhaft: Ein Mann wie Er ſollte das nicht Huld nennen; Sein Selbſtgefühl muß Ihm das einflößen. Es iſt nichts Anders als der Zoll der Anerkennung, den man großen Vorzügen ſchuldig iſt. Die, welche auf dem Throne ſitzen, haben die doppelte Pflicht, verdiente Schriftſteller, erleuchtete und erleuchtende Geiſter hochzuachten, und ihnen das bey allen Anläſſen zu erkennen zu geben.

Erlauben Eure Majeſtät, verſetzte Leſſing, Allerhöchſt-Ihnen zu ſagen, daß ich tief und innig ergriffen bin von dieſer Hoheit der Geſinnung.

Die Kaiſerinn ſprach: Das nehme ich hin, aber keine Schmeicheleyen; Männer wie Er ſollen keine Höflinge ſeyn. Glaube Er mir, ich unterſcheide das. Ich kenne Ihn auch genugſam aus ſeinen Schriften.

Leſſing verneigte ſich ſtumm. Da die Monarchinn inne hielt, ergriff er das Wort: Dieß zu vernehmen, erweckt

ein überaus freudiges Gefühl in mir; es macht mich stolz, von einer solchen Herrscherinn gewürdigt zu werden.

Wisse Er, sprach die Kaiserinn, daß ich seine Fabeln mehr als Ein Mahl mit Genuß gelesen; daß ich seine Hamburgische Dramaturgie mit Aufmerksamkeit und Nachdenken durchgesehen habe. Wie oft habe ich mit Sonnenfels darüber gesprochen. Ich sage Ihm, es liegt mir viel daran, daß die „Comödie“ aufhöre ein lediglliches Gespiele zu seyn. Zur Geschmacksbildung soll sie dienen; Veredlung in einem gewissen Sinne sey wesentlicher Zweck. Eine Schule der Moral aber, wohin selbst Sonnenfels zielt, kann die Comödie, und wären es noch so decente Stücke, nach meinem Begriffe nimmermehr werden Denn wollte man darauf ausgehen, so müßten lauter Piecen gegeben werden, bey denen die Zuschauer nicht umhin könnten, vor langer Weile einzuschlafen. Er versteht mich gewiß. Das Podium kann keine Kanzel, und die Kanzel soll kein Podium seyn. Dann tüchtige „Acteurs;“ es muß gehen. Wie hat Ihm die Vorstellung Seiner Minna von Barnhelm gefallen. Rede Er frey heraus. Nicht wahr, schlecht genug gespielt! Wie?

Lessing entgegnete: Allerdings, das Spiel war nicht zum Besten. Ich bitte aber um die gnädigste Erlaubniß, Eurer Majestät den innigsten Dank dafür abzutragen, daß Sie zu befehlen geruht, dieses Stück eigens meinetwegen aufzuführen.

Mache Er kein Aufheben davon, sprach die Monarchinn; es ist nur eine Aufmerksamkeit, die sich von selbst versteht. Aber das muß ich Ihm sagen, daß ich Seine Emilie Galotti nicht hätte geben lassen. In Ansehung der Composition und der Sprache mag dieses Stück Sein vol-

lendetſtes ſeyn; allein es kommen Parthien vor, die meinen Grundſätzen nicht entſprechen. Ich glaube, Hofrath Leſſing, Ihm durch meine Unumwundenheit einen Beweis meiner Achtung zu geben. Anders ſollte Er das nicht auffaſſen, ich erbitte mir das von Ihm ausdrücklich.

Leſſing war wirklich begeiſtert von ſo vielen Zügen des Hochſinns, des reinſten Wohlwollens, der edelſten Achtung. Er gab dieß zu erkennen. Die Kaiſerinn bewies ihm ihr Vertrauen, indem ſie ihn über wiſſenſchaftliche Zuſtände ihres Landes um ſeine Meinung anging, und um Anſichten zur Verbeſſerung und Entwicklung des Literaturweſens. In dieſer dornigen Angelegenheit konnte er ſich nicht anders als ausweichend oder im Allgemeinen erörternd verhalten, ſtets auf den competenten und ſo vielfach bewährten Sonnenfels hinweiſend.

Die Kaiſerinn kam dann auf ſeine Abreiſe zu ſprechen.

Es iſt mir leid, ſagte ſie, daß Er Sich durchaus nicht in Wien ſituiren kann. Die Sache ſchien ſich Anfangs ausführen zu laſſen. Mein Geſandter in Berlin gab den Impuls dazu, auch der würdige Baron Gebler. Nun ſehe ich aber leider ein, daß Er kein Wiener werden kann. Der Herzog Leopold von Braunſchweig nimmt ihn jetzt mit nach Italien, welches Wunderland Er ſchon lange zu ſehen gewünſcht hat. Sage Er mir unverhohlen, mein werther Leſſing: iſt dieſer Umſtand wirklich die Haupturſache, warum Er Wien verläßt?

Ja, er iſt es allein, Eure Majeſtät, antwortete Leſſing mit einer Art Feyerlichkeit.

Da Er es mir ſagt, ſprach die Kaiſerinn, ſo iſt es ſo und anders nicht. Ich glaube es Ihm völlig. Nun, wie es der Himmel will; ziehe Er denn in Frieden. Ich wünſche

Ihm, daß diese Reise Seiner sehr angegriffenen Gesundheit von Nutzen sey. Ich nehme wahren Antheil an dem Verlust Seiner Gattinn. Schreibe Er zuweilen dem Baron Gebler, damit ich Kenntniß davon erlange.

Lessing war gerührt von dieser eben so huldvollen als mütterlichen Gesinnung. Es aussprechend wollte er sich nun anschicken, sich zu beurlauben. Da sagte die Monarchinn mit der Miene der wärmsten Theilnahme: Gedulde Er Sich noch einen Augenblick, mein werther Lessing.

Bey diesen Worten trat sie an das Pult, ergriff die Feder, und schrieb schnell, ohne sich auch nur im Mindesten vorzubereiten, einen Brief von einer ganzen Quartseite. Nachdem sie ihn flüchtig durchgesehen und mit Goldsand bestreut hatte, überreichte sie ihn dem Harrenden mit der Äußerung: Hier ist ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand, meinen Gouverneur der Lombardey. Ich hoffe, Hofrath Lessing werde mit dem Inhalte zufrieden seyn. Und nun möge Gott Ihn in seinen heiligen Schutz nehmen. Glückliche Reise! Lebe Er wohl. Ich werde mich oft Seiner erinnern!

Dieß sagend, langte sie aus einem Schubkästchen eine große goldene Schaumünze und behändigte sie ihm zum Andenken.

Von eben so aufrichtiger als begründeter Verehrung und Bewunderung durchdrungen, verließ Lessing diese erhabene Fürstinn.

Alsbald darauf reiste er mit dem Herzoge ab.

Noch oft gedachte er seines, wiewohl kurzen, doch inhaltsreichen und genußvollen Wiener-Aufenthaltes.

Kutſcher-Characteriſtik.

Er nimmt ein Drittel aus dem Haberkaſten an ſich und verſäuft es im Bierhauſe. Mehr als ein Drittel ſtiehlt er nicht, eher ein Bißchen weniger; er iſt ſehr gewiſſenhaft.

Nach Tiſche will die Herrſchaft ausfahren. Aber das Handpferd hat ſich geſtern in den linken Vorderfuß einen Nagel eingetreten; es hinkt, denn Thecla die Köchinn hat heute Zeit. Gegen ſieben Uhr wird das Handpferd wieder gut ſeyn, denn gegen ſieben Uhr geht die Thecla „Feueranmachen.“

Und könnte auch Thecla heute nicht kommen: ein Landsmann iſt angelangt; der Bierwirth hat friſche Fäſſer; heute gab es Haberfaſſen; Martin muß heute mit Wenzel Kartenſpielen: das Sattelpferd hat ſich geſtern Abends den rechten Hinterfuß verſtaucht. Vielleicht morgen früh iſt es wieder gut.

Martin ſitzt im Bierhauſe, ſäuft, dampft, ſpielt, löffelt herum. Die Herrſchaft fährt in einem Fiaker auf das Land. Nein, nein, ſie bleibt lieber zu Hauſe und langweilt ſich, denn Martin der Kutſcher langweilt ſich nicht.

Martin ſpielte heute nicht glücklich. Aber das macht nichts. Morgen präſentiren der Schmied, der Sattler, der Riemer ihre Rechnungen, und Martin iſt ſtiller Compagnon dieſes Schmiedes, dieſes Sattlers, dieſes Riemers; er hat ſeine Tantieme. Noch 3 Nachmittage, noch 6 halbe Nächte kann er beym Kartenſpiel verlieren; das gleicht ſich aus. Pah!

Aber erſt künftige Woche, da kann er 6 Mahl unglücklich ſpielen, oder der Thecla ein neues Buſentuch kaufen, oder mit ihr „auf den Saal gehen,“ tanzen, ſie

tractiren, ein »galanter Mann« seyn, alles das und noch mehr kann er künftige Woche. Auch einen neuen Meerschaumkopf per 15 fl., dazu ein paar Pfunde Lettinger kann er sich anschaffen; denn ein Schimmel wird gegen einen Rappen vertauscht. Warum sollte Martin beym Umtausch, beym Ein- oder Verkauf eines Pferdes leer ausgehen?

Martin steht sich gut. Er ist lustig und guter Dinge. Er ist mit aller Welt gut Freund, nur nicht mit der eigenen Herrschaft, nur nicht mit den eigenen Pferden, nur nicht mit den Fußgängern.

Er befindet sich wohl; er kann nicht aufhören aus dem neuen Meerschaumkopf zu rauchen; der Lettinger ist zu delicat. Er raucht billiger Weise auch fort, wenn er aus dem Bierhaus wieder in seinen Stall zurückgekommen. Was kann denn da geschehen? Ein klein wenig Vorsicht; und nichts kann geschehen.

Aber Martin wird schläfrig, und es ist noch so zeitlich. Er nimmt ein Heft des Hanns Jörgel zur Hand; er ist Freund der Literatur. Er bläst das dumme matte Talglicht in der Stalllaterne aus, und zündet eine Millykerze an, die er von der Thecla hat, auf einem netten Handleuchterchen.

Wie er einschläft, läßt er die Kerze nicht brennen; er bläst sie aus. O, er schläft nie ein, ohne das.

In seinen Grundfesten erzittert das Haus; sehr natürlich.

Der gute Martin träumt, aber die guten Pferde träumen nicht, denn der Hunger läßt sie nicht schlafen. Sie finden es sehr unbillig, daß Martin im Bierhause kälberne Schnitzel speist, und sie selbst nicht einmahl genug Heu zu fressen haben; ärgerlich stampfen sie mit den gesunden

Hufen. Martin erwacht darüber; er ſpringt auf; er flucht; grimmig langt er einen Ochſenziemer von der Wand; wüthend prügelt er die Aufſtändiſchen durch. Je mehr ſie ſpringen, ſtampfen, ſchlagen, toben, vor Zorn und Schmerz, deſto ärger, deſto wüthender ſchlägt er zu. Das Haus erzittert.

Aber vergißt denn Martin, daß dieſe guten hungerigen Thiere ſeine Mitgeſchöpfe ſind, daß ſie ſeine Ernährer ſind, ſeine Brodväter, daß er nur von ihnen lebt, nur durch ſie exiſtirt? Wie ſoll er denn das Alles vergeſſen, da er es nicht weiß, nicht denkt, nicht eine Spur von Ahnung davon hat? Lachen, brüllend lachen würde er nur, wenn man ihm begreiflich machen wollte, daß er eben dieſen Pferden Alles verdankt, daß er ohne ſie nichts wäre, als ein armſeliger brodloſer, jämmerlicher Kerl, etwa ein pauvrer Taglöhner. Denn in ſeinen Augen ſind die ſchönſten, die koſtbarſten Pferde von der Welt nichts Anderes als Mähren, Schindmähren.

Das iſt der Begriff, den der Kutſcher vom Pferde hat. Das müſſen wir ihm einräumen, wenn wir gerecht ſeyn wollen.

Aber nein, er hat noch ganz andere Begriffe vom Pferd, auch der Martin. Hohe Vorſtellungen, ſehr hohe hat er von der Natur und den Eigenſchaften des Pferdes, der Kutſcher und der Martin.

Wie könnte er unter Anderm von dieſem Thiere das Unmögliche verlangen, wenn er nicht die Idee hätte, daß es auch im Stande ſey, das Unmögliche zu leiſten? Zum Beyſpiel, daß es jeden Wink, auch den ſublimſten verſtehe und auf das Pünctlichſte befolge; daß es in All und Jedem den angebornen natürlichen Trieben ſchnurſtracks

entgegen zu handeln wiſſe; daß es ſchneller und länger zu laufen oder zu ſtehen, höher zu ſpringen, mehr zu hungern wie zu dürſten vermöge, als das nach organiſchen Geſetzen denkbar iſt.

Und eben, weil das Pferd dennoch zuweilen nicht unfehlbar iſt, muß es gezüchtigt, und ſcharf gezüchtigt werden. Scharf, das heißt mit raffinirten Qualen, wenn auch nur zum Zeitvertreib, ſcharf mit Stößen, Peitſchenſchlägen, mit eigens präparirten Inſtrumenten, recht eindringende Peitſchenknoten, auf die heicklichſten Theile, denn, was liegt da auch an irgend einem Organ, etwa an einem Auge u. ſ. w.? Dieſe ſogenannten Grauſamkeiten aber würde ein Martin gewiß nicht ausüben, wäre er nicht überzeugt, daß das Pferd weit davon entfernt ſey, eben ſo zu empfinden, wie der Menſch. Es iſt ja Keckheit oder Affectation von einem Vieh, Schmerz zu haben und Schmerz zu äußern. Geſchwind noch ein Paar tüchtige Hiebe, und aus Leibeskräften.

Wie kindiſch, da gibt es einen gewiſſen Balaſſa, der behauptet, und will zeigen, daß der menſchliche Blick allein im Stande ſey, das Pferd zu beherrſchen! Wie läppiſch, da gibt es ſentimentale Seelen, die von und gegen Thierquälerey ſchwatzen, und ſogar derley Vereine bilden. Welche Poſſe das? Schäme man ſich! Erfinde man lieber eine ſchärfere Peitſche, und nehme ein Patent darauf.

Da haben wir nun ein wenig vernommen von der Philoſophie Martins, mit dem Pferde umzugehen, das Pferd zu behandeln. Sehen wir nun auch etwas zu, worin ſeine Philoſophie beſteht, wenn er auf ſeinem Herrſcherſitze paradirt, auf dem Bock!

Da oben ſitzend nun, je höher deſto beſſer: kann es etwas Geringfügigeres, Nichtigeres, Ordinäreres geben,

als jene Creaturen da unten, welche man Fußgänger nennt? Dieſe erbärmlichen Wichte: iſt es denn der Mühe werth, verdienen ſie es denn, daß man, in Carriere einher raſend, ihnen ein Zeichen gebe, auszuweichen? Warum nicht gar! Was liegt denn an dieſem Plebs, wenn er ein Bißchen überfahren wird? Es iſt ſogar rathſam das, damit er in der Folge ſchneller und gewandter ausweiche. Und Barbierſtuben gibt es ja bey jedem Schritt.

A bas mit dem Volke da! Wer keine Equipage hat, und überhaupt da, wer ſo gemein oder ſo mittellos iſt, zu Fuße zu gehen, hat kein Recht, ſich aufzuhalten, wenn er angefahren, oder überfahren wird. Solchen Leuten gibt man keine Antwort; mit ſolchen Leuten gibt man ſich gar nicht ab, wenn man auf dem Kutſchbock ſitzt.

Fort da über Stock und Stein! Wie auf der Eiſenbahn; recht ſo: was in den Weg kommt, wird zermalmt. Punctum. Sehe man das Volk da!

Fort da über Steck und Stein. Fahren heißt fliegen, und je beſſer der Weg, deſto ſchneller kann und muß gefahren werden. Weßhalb hat mein Herr Equipage? Um ſo geſchwind als möglich an Ort und Stelle zu ſeyn. Dazu hat er das Recht. Wer Pferde und Wagen beſitzt, hat auch ein Privilegium exclusivum, nur das Ziel vor Augen zu haben. Was zwiſchen dem Wagen und dieſem Ziele iſt, geht ihn gar nichts an. Darüber weg da! Und hält ſich ſo ein armſeliger Fußkriecher auf, ſo wird ihn ein wohl angebrachter Peitſchenhieb über das Schreimaul zum Schweigen bringen! Parirt er aber noch nicht, ſo lenkt man geſchwind um und fährt auf ihn los, ihn nieder zu fahren, oder in irgend einem Winkel zu zerquetſchen, den Flegel, den Eſel den.

Diese pauvren Fußgänger! Nun, das ginge noch ab, daß man auch noch auf die vierfüßigen Acht habe.

Ein prächtiger, kostbarer Seidenpudel sitzt da mitten in der Straße ganz harmlos; er hat da ein kleines Geschäft zu verrichten. Nun warte, du Mistvieh! Im Nu ist er überfahren, zerquetscht, gerädert! er ist hin. Das wird einen guten Plausch im Bierhaus geben.

So ist Martin der Kutscher, der geschickte Kutscher, der prächtig ausweicht, der kühne Kutscher, der nie umwirft, der talentvolle Kutscher, der fliegt wie ein Vogel.

Und solch ein Martin: es gehört wirklich eine starke Frechheit oder Dummheit dazu, nur sagen, geschweige denn behaupten zu wollen, daß die ganze Wesenheit dieses Martins nichts sey, als Brutalität.

Ja, und die empörendste, verdammungswürdigste Brutalität: reif für die raffinirteste Züchtigung, diese Brutalität: Kutscher-Brutalität. —

Alle Arten von Brutalität sind Wohlwollen, Liebe, Zärtlichkeit, Humanität im Vergleich mit der Kutscher-Brutalität.

Dann wieder die Classen der Kutscher: Fiaker, Fuhrmann; der Fiaker der frecheste, der zügellosete Cannibal.

Welche Lust, nur 3 Tage lang das Recht zu haben, die Fiaker eben so zu tractiren, wie sie selbst ihre Pferde.

Bey dem Wiener-Volk-Plutarch,

dem projectirten, war, daß er wohl auch Thiere (die Menschen verstehen sich dabey von selbst), Pflanzen und Steine liefere, nicht so ganz ernstlos gemeint. Merkwürdige, ja historische Bäume anlangend, so ward hingedeutet auf die

chronologisch erste Akazie Wiens, da und da, den Adam dieser Baumgattung. Darauf denn lief ein sinnreich Billetchen ein: dieser Adam habe auch eine Eva, und zwar im Garten des Theresianums. Sehend, daß das Ding anspreche, entstand schon die Absicht, solch eine dendrologische Gallerie anzulegen plutarchisch, wie die Engländer ein herrlich Werk besitzen von Evelyn: Sylva britannica, da langte eines Tages die niederschlagende Nachricht an, auf jenen Adam dort, auf welchen hingedeutet worden, könne jetzt Niemand mehr hindeuten. „Wie so? Um des Himmels Willen? Was ist denn unserm vielgeliebten Adam passirt?“ Ja, ein Jemand hat ihn umhauen lassen, hieß es. Die Feder entfällt der Hand, dem Herzen der Gleichmuth. Welcher Vandalismus! Ruhig nun; und gut; gut; abgethan. Was sonst? Das dendrologische Cabinett also ist uns vorerst verleidet. Die Personalien betreffend, so kommt nachzutragen unter Andern „der Speiberl,“ vor circa 40 Jahren wohlanständiger, ehrenfester Stadtbrödler in der Naglergasse; bejahrter, starker Mann im grünen Nestelrock, mit Stülphut und Manschetten, rothe Weste mit schmalen Goldtressen (Bördeln), kurzes, schwarzes Beinkleid; häufige Tracht; breite Schuhschnallen mit Stahlperlen. Speiberl, weil er unaufhörlich ausspuckte, und da selbes unaufhörlich doch nicht möglich, wenigstens die Gebehrde beobachtete. Ruhe Speiberl nun sanft! Ferner bey Stubitza, sollte er einst en detail geschildert werden, dürfte man einen Umstand nicht vergessen, nähmlich den: da es ihm schlecht ging, verfiel er auf allerhand Speculationen, auch auf die, sich anzukündigen als „Allgemeiner Rathsmann,“ das heißt, als Einer, zu dem die Leute kommen mögen, sich Rath zu holen in allerhand Angelegenheiten des gemeinen oder ungemeinen Lebens, ge-

gen kleines Entrée oder Honorar überhaupt; General-Consulent. Dann, daß er zuletzt fast nichts mehr aß, als Knoblauch, daher: „Knoblauchbaron;“ eine Tabakspfeife des Nachts ans Ohr gebunden und dergleichen. Erstaunlich erfahren, kundig und scharfsinnig war er, obschon Phantast, vielleicht jedoch mehr aus Affectation, aus Sucht zu imponiren. Für den Augenblick sey noch angemerkt: über kurz oder lang wird für einen derley Volks-Plutarch reif seyn ein Individuum, stundenlang stehend an einem gewissen Caffehhause, rauchend, ruhig hinschauend vor sich, fast ganz harmlos, wohl auch ohne viel Bedeutung, aber der Gestalt nach so, daß man glauben muß, er sey von Chodowiecki schon lang in Kupfer gestochen. Die herabhängenden Haare schön gelbgrünlich oder grünlichgelb; der Zopf, schon kürzer, im Kragen. Und so denken wir „halt“ zuweilen und nicht ohne Vorliebe an diesen Volks-Plutarch. Vielleicht kommt er doch noch zu Stande. Ein gewisser Lehne fällt uns auch noch ein, ein Poet. Folgende Stellen kommen in seinen Gedichten vor: „In die Donau fließt die Theiß; bringet uns Carpathen-Eis; ists nicht anders, nun so seys.“ In einen Baum hatte der Blitz geschlagen (ach, wäre lieber das unserm Akazien-Adam geschehen!); Lehne singt: „Und der Stamm ward immer stammender; er wurde immer flammender; immer gottverdammender.“ Von Zeit zu Zeit wird uns schon noch einiges Andere einfallen; vielleicht wir uns selber.

Alter Gebäude Schemen.

Zu den Geheimnissen von Wien gehören vorlängst abgetragener Häuser luftige Reunionen. Es gibt Nächte, es

gibt Stunden: wer da ohne Augengläſer, oder ſonſt ohne Gucker iſt, und Freund oder Liebhaber war jener alten Gebäude, der unterſcheidet ohne Anſtrengung die wohlbekannten Geſtalten, deßgleichen ihre ſäuſelnden, flüſternden Unterredungen. Es ſind das die geſpenſtiſchen Schemen, die ernſten Schatten jener alten ehrwürdigen Bauwerke, von denen man vergebens würde behaupten wollen, ſie ſeyen unorganiſche todte Dinge geweſen. Iſt doch kein Gebilde complicirter gegliedert, als ein Haus oder ein Schiff, weßhalb denn, Letzteres anlangend, ſeefahrende Leute nicht ſelten derley Geſichte haben. Um wie erklärbarer alſo bey einem Hauſe, an dem mehr oder weniger noch Eindrücke und Spuren jenes geiſtigen Lebens von Tauſenden von Menſchen haften, die im Verlauf mehrerer Jahrhunderte in ihnen gewohnt. So, gewiſſer Maßen auch von jenen beſeelt, gewähren jene luſtig einher ziehenden architectoniſchen Erſcheinungen ein zwar dämoniſch und unheimliches, zugleich aber ein genußreich feſſelndes Schauſpiel, die Seele des erſtaunten Anſchauers mit einer unnennbar ſüßen und erhabenen Magie erfüllend.

In linden, lauen, ſtillen aber mondloſen Nächten ziehen dieſe, nach Jahrhunderte langem Beſtand mit Gewalt dem Daſeyn entrückten Bauwerke durch die Straßen, über die Plätze hin, in majeſtätiſchen Reihen, wie „der Pappeln ſtolze Geſchlechter in geordnetem Pomp,“ ſie, die im Leben einſt getrennt durch weite Zwiſchenräume, im Tode nun vereinigt und in Frieden. Doch nur ſolche, die dann erſt ſeit zwey Decennien aus der Wirklichkeit geſchieden, erkennt man; von den früheren keine Spur: es iſt, als habe der geflügelte Geiſtesfortſchritt der neueſten Zeit

auch dieſe ſtarren Monumente in ſeinen allbelebenden Kreis gezogen.

Den uralten Seitenſtätter- und Gamingerhof, das Landskrongebäude und ſteinerne Kleeblatt; das Ertl'ſche Süßlöchelhaus und die Prandauburg, das Taſchnerhaus, der Fiſchhof, der Seizer- und Füchſelhof, der Domherrn- und Zwettlhof, dieſe und Andere mehr, wallen, wie auf wolkigem Fuße, ſchweben, ja ſchwimmen, wie leichter dünner Rauch in ruhiger Luft, durch die ſchlafende Stadt. Nur dem magnetiſch befreundeten Sinne iſt es gewährt und möglich ihr geiſterähnliches Rauſchen und Geliſpel zu vernehmen. An Stellen, wo das eine oder das andere dieſer Gebäude noch unlängſt geſtanden, machen ſie Halt ihm gegenüber Da betrachten ſie ſich den neuen Bau, ihre moderne Wiedergeburt, ihr neues, o wie ſehr verändertes Ich. Lautlos ſpiegeln ſie ſich im Anblick dieſer ſo ſehr widerſprechenden Metamorphoſe. Ach zufrieden ſind ſie nicht; nicht mit dieſen flachen, glatten, ſymmetriſchen, monotonen, alles echt mahleriſchen Characters entbehrenden Producten des lediglichen Eigennutzes und ſchnöder Gewinnſucht. Alles eng und düſter wie die Herzen der neuen Menſchen ſelbſt; dahin die hellen, ſchönen weiten Räume der Höfe; Alles verrammelt zu kleinen, dunklen, feuchten, muffigen, dumpfigen, ſonneverſagten, kellerähnlichen Gemächern; Alles egoiſtiſch im Fluge aus ordinärſtem Material, wie über Nacht zuſammen geklebt und ineinander gefügt, raſch zu wuchern zu hohen Zinſungen. Ach zufrieden ſind ſie nicht dieſe eiſernen Altvordern. Sie ſchämen ſich ſolcher Verwandtſchaft, und genöthigt ſind ſie, dieſen Nachkommen frühes Siechthum, vorzeitige Auflöſung zu prophezeyen. Die Bauten, wie die Menſchen ſelbſt! Schwächliche, hin-

fällige Hervorbringungen; ſchwächlich, hinfällig von Außen wie von Innen.

Alſo fahren dieſe Hundertjährigen fort, ihre elegiſche Schau zu halten, allmählich wieder zerfließend im Dunſtkreis ſonder Spur.

Am längſten verweilen ſie bey Häuſern wie der Lazhof, der Küßdenpfennig, der Federlhof, das goldene A B C, bey dem ſchon niedergezeerten Matſchatker hof, bey der Stätte des kleinen Wohnhauſes de Lignes, und bey ſo manchen andern Gebäuden hiſtoriſcher Bedeutſamkeit, die ſchon ſtehen auf der Todesliſte, alsbald zu fallen, wie einſt die blutigen Opfer der Conciergerie. Denn noch einmahl, und wieder noch einmahl wollen ſie ihre jahrhunderte langen Zeitgenoſſen ſehen und betrachten in den letzten Tagen, Stunden und Minuten ihrer ehrwürdigen Wirklichkeit, bevor ſie ſelbe aufnehmen in den nächtigen Schooß der Vergangenheit, in Gemeinſchaft mit ihnen dann zu halten fort und fort durch die Zeiten neuer Menſchen-Geſchlechter die geheimnißvolle Bautenſchau, nur empfänglichen Seelen begreiflich.

Maria Thereſia und Voltaire.

Auch die Anecdoten, die wahrhaft große Maria Thereſia betreffend, von der man mit Recht ſagen kann: Sie war ein großer Mann, ſollte man ſammeln, und ſelbſtſtändig herausgegeben, beſonders die, welche ſo gut als nicht bekannt.

Hier eine ſolche:

1756 war die gelehrte Gräfinn Benting in Wien. Unter Anderm fuhr ſie eigens nach Petronell, die dortigen

römiſchen Alterthümer in Augenſchein zu nehmen. In einem Briefe an Voltaire erzählte ſie davon, und beſchrieb jenen claſſiſchen Boden. Voltaire antwortete umgehend und fügte folgende Verſe bey:

Marc Auréle autrefois des Princes le modèle
Sur les devoirs des Rois ecrivoit en ces lieux;
Et Thérése fait à nos yeux
Tout ce qu' écrivoit Marc Auréle.

Dieſe Zeilen gereichen Voltaire um ſo mehr zur Ehre, als ihm recht ſehr wohl bekannt war, daß die reine fromme Kaiſerinn ſeine und ſeiner Schriften entſchiedene Gegnerinn ſey.

Die Gräfinn wies dieſe Verſe in den Wiener-Cirkeln herum. Sie fanden Beyfall, verſteht ſich. Ein Literat überſetzte ſie deutſch, nähmlich alſo:

Marc Aurel hat hier geſchrieben
Was die Fürſten ſollen üben:
Und Thereſ' übt in der That
Was Aurel geſchrieben hat.

Der Mann nahm es aber ſehr genau mit ſeiner Verdeutſchung. Er ſandte ſie dem Orakel Gottſched in Leipzig mit der Anfrage, was er davon halte. Gottſched machte ſeine Bemerkungen. Nach ſeiner und der Freunde Meinung ſollte die Überſetzung lauten, wie folgt;

Hier ſchrieb ſonſt Marc Aurel, der Fürſten Muſterbild
Die theuerſten Regentenpflichten:
Doch Alles, was er ſchrieb, und noch kein Prinz erfüllt,
Sieht man Thereſien verrichten.

Wie einfach, wie leicht, wie hingehaucht Voltaire! Wie ſchwerfällig, wie ſchleppend, wie breit Gottſched. Wahrhaftig hier gebührt dem beſcheidenen **Wiener** der Kranz!

Riedel der Profeſſor.

Baron Sperges hat auch um die Akademie der bildenden Künſte unvergängliche Verdienſte. Mit der Wahl des Erfurter Profeſſors Riedel hatte er jedoch Mißgeſchick. Als aus Trieſt die Nachricht von der Ermordung des großen Winckelmann eintraf, ward beſchloſſen, ſeinen literariſchen Nachlaß ordnen zu laſſen. Es war aber eigentlich niemand da; wenigſtens bildete man ſich das ein. Vergebens ſah man ſich rings um. Weßhalb man ſich nicht augenblicklich an Sonnenfels wandte, muß unbegreiflich ſcheinen. Genug, Baron Sperges verſäumte keine Gelegenheit, einen Redacteur ausfindig zu machen. Eines Tages, in einer Buchhandlung fällt ihm Riedels Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften in die Hände. Er blättert in dem Buche; es gefällt ihm. Er äußert ſich darüber. Der Buchhändler, ein Landsmann Riedels, erzählt ſehr viel Vortheilhaftes von ihm, und erhält vom Baron den Auftrag, nach Erfurt zu ſchreiben. Er ſoll Riedel fragen, ob er nicht Luſt hätte, nach Wien zu kommen, ſich da recht gut anſtellen zu laſſen, und die Reviſion der Winckelmann'ſchen Schriften zu übernehmen. — Der Landsmann ſchmunzelt, reibt ſich die Hände, und ſchreibt geſchwind nach Erfurt. Riedel, man kann denken, beſinnt ſich keinen Augenblick. Er lieſt, er fliegt, er kommt. 1772 iſt er da. Sogleich iſt er k. k. Rath, und Lehrer an der Kunſtakademie. Gleich meldete er ſeinen auswärtigen Freunden, er habe 1500 fl. Gehalt, und dennoch die Stelle nur unter der Bedingung angenommen, Proteſtant bleiben zu dürfen. Als er dem Fürſten Kaunitz ſeine Aufwartung machte, glaubte dieſer, ein Livreebedienter ſtehe vor ihm. Riedel trug einen grünen Frack mit Gold

gallonirt, wie Pütter in Halle einen blauen derley. Dem Fürſten gewährte dieſes Coſtum eigentlich Spaß. Leutſelig und heiter machte er den Pedanten aufmerkſam, daß er ſchwarz hätte erſcheinen ſollen. Baron Sperges war mit der Empfehlung ſeines Buchhändlers nicht ſehr zufrieden. Um ſo mehr nahm er ſich der Winckelmann'ſchen Sache an. Er verfiel auf die Idee, daß es, um den großen Archäologen beſſer zu verſtehen, wohl gerathen ſeyn dürfe, Italien zu bereiſen, Rom zu beſuchen. Er ſprach darüber mit Riedel. Riedel aber gerieth in Verlegenheit, denn, o Jammer, der große Erfurter Gelehrte verſtand nicht Italieniſch. Riedel bath um Zeit, die italieniſche Sprache zu erlernen. Schöne Geſchichte! Es war ihm aber weder um Winckelmann noch um das Italieniſche, noch um Rom zu thun. Bierkrüge, dampfende Tabakpfeifen, Schlarafferey, rohes, wüſtes Treiben, alle möglichen Gemeinheiten waren ſeine Studien. Man ſah ein, dieſer Menſch ſey nicht zu brauchen. Man war aber auch großmüthig, und entfernte ihn mit einem Gnadengehalt von 200 Ducaten. Der Fürſt Kaunitz ſeiner Seits war ſo mitleidig und umſichtig, es mit ihm, als mit einem Vorleſer zu verſuchen. Lange konnte das natürlich nicht währen. Der menſchenfreundliche Gönner erbarmte ſich aber des Unglücklichen, des Verlornen, und fuhr fort, ihn zu unterſtützen. Der Fant, ſtatt ſich aufzuraffen, ſtatt ſich, wie Münchhauſen aus dem Schlamme bey dem langen Haarzopfe heroiſch heraus zu ſchnellen, verſank immer tiefer, verfiel in Wahnſinn, ſtarb wahnſinnig im Spitale zu St. Marks. Was man an der akademiſchen Ausgabe Winckelmanns (2 Bände 776) hat, weiß alle Welt.

Wieder eine Augarten-Viſion.

Alles ſtrömte nach dem Augarten. Der Luſtfeuerwerker Girandolini wollte heute eine außerordentlich impoſante Production geben, Stuwern, ſeinem hitzigen Nebenbuhler im Prater zum Trotz. Die Witterung war köſtlich, wie das ununterbrochene Luftconcert des Chors jener Nachtigallen, die der Kaiſer zum Oſtern anſchaffte, um ſie da ausfliegen, und ſich anſäßig machen zu laſſen.

Viel ſchöne Welt hatte ſich bereits verſammelt. Gar manche Familien hatten beym Hoftraiteur im Augarten ſelbſt zu Mittag geſpeiſt. Liebliche Muſik von Blasinſtrumenten, „Harmonie“ genannt, erſcholl. Die Alleen begannen, ſich zu füllen.

In dem Baumgange, dicht neben dem kleinen, noch beſtehenden Hauſe, welches der Kaiſer während der ſchönen Jahreszeit häufig bewohnte, wandelte die in Jugendreiz, Anmuth, Bildung und Geiſt prangende Frau von Arnſtein mit ihrem Gemahl. In ihrer Geſellſchaft befand ſich der merkwürdige königliche Neger Angelo Soliman in ſeinem durchaus weißen türkiſchen Coſtum, und der General Ayrenhoff in Uniform.

Die Unterredung betraf des Letztern Tags zuvor gegebenes Stück: „die große Batterie.“

Angelo überſchüttete den Verfaſſer mit Lobeserhebungen. Es hat uns, ſagte er, nicht minder auch meinem fürſtlichen Freunde (er meinte den regierenden Liechtenſtein) noch ungleich mehr befriedigt als Ihr Poſſzug, der große Friedrich möge dieſen auch noch ſo ſehr protegiren. Das Stück hat ſehr wirkſame Scenen, und die Charactere ſind trefflich gezeichnet.

Ayrenhoff vernahm selbstgefällig diese Schmeicheley, und zog den Hut davor, ohne Etwas zu sagen, denn er hoffte auf die Fortsetzung.

Dem feinen Sprecher entging das nicht; er war complaisant genug, die augenscheinlichen Erwartungen des eitlen Autors zu erfüllen. Man könnte sagen, fuhr er fort, die Arbeit sey eines Voltaire würdig.

Ayrenhoff nahm abermahls den Hut ab.

Der kluge Arnstein sagte mit gentiler Geberde: Was wird Herr Hofrath Wieland dazu sagen? Gewiß nur Worte der Anerkennung! Obschon; aber ich muß gestehen, unter vielen Dingen, die ich nicht begreife, ist auch dieses, daß Sie Herr General und Wieland nicht die besten Freunde sind.

Frau v. Arnstein lächelte, und kühlte ihr Grazien-Antlitz mit dem kostbaren Fächer. Sie enthielt sich des Wortes.

Auf ihr Wort aber lauerte der Verfasser der großen Batterie. Auf den Ausspruch dieser hochgebildeten Dame, deren Urtheil mit Recht eben so viel galt und noch mehr, als das einer ganzen Akademie, auf dieses Urtheil war Ayrenhoff gespannt.

Als eine negative Aufforderung oder höfliche Einladung sich zu äußern nahm Ayrenhoff, zur Dame gewendet, neuerdings den Hut ab.

Sie aber fuhr fort, mild und süß zu lächeln. Der gefolterte Poet studirte dieses Lächeln; er fand aber nicht den entferntesten Ausdruck critischer Natur, weder des Beyfalls noch der Mißbilligung. Dieser Umstand brachte ihn fast zur Verzweiflung. Von dem Worte der Frau v. Arnstein hing das Schicksal der großen Batterie ab.

Herrn v. Arnſtein und Angelo Soliman entging dieſe Criſis nicht. Sie fingen an, ſich beklommen zu fühlen.

Aber Fanny beſaß Mitleid und Großmuth. Dem peinlichen Zuſtand der drey Männer ein Ende zu machen, öffnete ſie eben die liebreizduftenden Roſenlippen, als ein rieſenhafter Mann in Majorsuniform von der Seite heran tobte, die Hand an dem Degengefäß, auf den General Ayrenhoff zu.

Es war der Baron Trenck.

Die Gruppe, erſtaunt, hielt an. Ayrenhoff ward glühend roth vor Entrüſtung. Trenck aber lachte ihm ſchallend ins Geſicht. Dann erſt machte er der Dame und den beyden andern Begleitern eine kurze trockne Verbeugung.

Man war der Meinung, der exaltirte Trenck werde nach dieſem rohen Anprall, eine ſeiner unrühmlichen Gewohnheiten, vorüber toſen. Allein dem war nicht alſo. Er poſtirte ſich vor die Gruppe, ihr den Weg abzuſchneiden, ſtampfte mit ſeinem ſpaniſchen Rohr, und richtete das ſtentoriſche Wort an Ayrenhoff.

Was haben Sie da, rief er, für eine Batterie gemacht? Ich verſtehe den Teufel von den Regeln der Kunſt, den Teufel von den Syſtemen des Batteux und Ramler und Leſſing. Aber Geiſt verlange ich, Geiſt, und Kraft und Leben, nicht flache, matte franzöſiſche Nachahmerey.

Dieß herauspolternd zog er den Handſchuh ab.

Dieſer Act war zu bedeutungsvoll, als daß Herr v. Arnſtein ſich nicht hätte zurückziehen ſollen. Allein der Baron bath, und zwar mit möglichſter Höflichkeit, zu bleiben, und verſprach, die Geſellſchaft nicht weiter zu beunruhigen.

Man ſetzte alſo den Weg fort, in der Meinung, Trenck werde ſich entfernen. Er ſchloß ſich aber Ayrenhoff an,

drang ihm den Arm auf, und so schritten die beiden Söhne des Mars hinter dem »kaiseraugenblauen« Atlaskleide der Frau von Arnstein, an deren rechte Seite Angelo sich begeben.

Trenck that dergleichen, als bäthe er den General um Entschuldigung. Er führte an, daß man ihm da drinnen im Saale zu viel Champagner aufgenöthigt, sprang aber gleich wieder auf die große Batterie über.

Wie konnten Sie, sagte er, Anfangs ganz gemäßigt, doch in schneller Steigerung immer aufgeregter, als Soldat solch Zeug schreiben? Ich bitte Sie!

Dabey schlug er sich mit dem abgezogenen Handschuh auf die gelbledernen Beinkleider, und rasselte mit der Degenscheide im Sande.

Ayrenhoff hatte sich lange beherrscht; auch jetzt noch. Er dachte mehr an das noch immer nicht vernommene Wort der Dame, als an alles Andere. Er trachtete nur, den unwillkommenen Störer zu entfernen, um sich der Gesellschaft wieder anzuschließen.

Sie erlauben wohl, sagte er mit Anstand zu Trenck, daß ich mich verabschiede; ich habe mit Herrn v. Arnstein in Geschäftssachen dringend zu sprechen.

Nichts da, rief der gährende Trenck; nichts da. Sie gehören jetzt mir. Ich habe mit Ihnen auch in pressanten Angelegenheiten zu sprechen; und da diese die Ehre, und meine Ehre betreffen, so verlange ich, daß Sie mich hören. Wer sich so weit vergißt, den großen Shakspeare einen Höllenbengel zu nennen, muß sich selbst eine kleine Bengeley gefallen lassen. Wissen Sie also, daß Ihre Freunde beym Hofkriegsrath noch immer gegen mich machinieren.

Während dieſer tumultuariſchen Worte, welche wie ſein ganzes Auftreten bereits die Mißbilligung des Publicums erregt hatten, war er ſtehn geblieben und die Geſellſchaft der Frau v. Arnſtein befand ſich ſchon ziemlich weit voraus.

Mittlerweile war der Kaiſer von einem Spazierritte zurück gekehrt.

Seiner Gewohnheit nach hatte er ſich unter die Luſtwandelnden gemiſcht. Da gewahrte er Fanny Arnſtein. Wie er es ſtets zu halten pflegte, wenn er ihrer auf der Promenade oder in der Redoute anſichtig ward, ſo zeichnete er ſie auch jetzt durch Gruß und Anſprache aus.

Er machte den Weg mit, ihr dicht zur Seite.

Girandolini wird brav ſeyn, ſprach er. Alles Mögliche hat er aufgebothen, denn er wußte, daß Sie Zuſchauerinn ſeyn würden.

Und Sie tragen, ſetzte er, auf ihr Kleid blickend, hinzu, meine Farbe.

Ich liebe dieſe Farbe vor allen andern, entgegnete die Dame. Möchte das, was ſie überhaupt ausdrückt: Heiterkeit und Frohſinn, Eurer Majeſtät ſtets beſchieden ſeyn.

Joſeph verſetzte, den Hut leicht lüftend, und in verbeugender Haltung: das iſt leider ſchon deßhalb nicht möglich, weil Sie, die Repräſentantinn dieſer wünſchenswerthen Güter, nicht immer in meiner Nähe ſeyn können.

Fanny ſchlug die Augen nieder. In ehrerbiethigem, ſanftem Tone, ſagte ſie: Um ſo glücklicher muß ich mich ſchätzen, wenn der Zufall es zuweilen herbey führt.

O der Zufall, bemerkte Joſeph in fröhlicher Erregtheit, iſt, dem blauen Himmel ſey Dank, oft klüger und witziger als die Abſicht und der berechnete Plan. Herr

v. Arnſtein, ſind Sie nicht auch meiner Meinung? Und Sie lieber Soliman? Wo haben Sie denn unſern Liechtenſtein gelaſſen?

In dieſem Augenblick vernahm man von dem nahen Gebüſch her, Degengeklirr.

Das Publicum ſtrömte herzu. Ein widerliches Gedränge entſtand.

Ein Duell, riefen die Leute; ein Duell!

Angelo Soliman ſuchte in dieſem Gewühl Bahn zu machen für den Kaiſer. Dieſer aber war viel raſcher und energiſcher. Ehrerbiethig wich die Menge zur Seite.

Nur etwa 20 Schritte waren zu des Kaiſers kleinem Hauſe.

Er both der Dame und ihren Begleitern für den Augenblick Schutz in demſelben an.

Frau v. Arnſtein aber ſchien Anſtand zu nehmen.

Da ſprach Joſeph: Bedenken Sie Sich nicht: die Schönheit iſt überall Königinn.

Duellanten-Rendezvous.

Wie freundlich, wie ſicher iſt es nicht jetzt in der Roſranogaſſe!?

Aber im erſten Drittel des vorigen Jahrhunderts!

Wie der Rendezvouspunct des Phäakismus jetzt der Sperl iſt; wie man gewohnt iſt, ſich auf dem Graben oder Kohlmarkt zu finden; wie man ſich in das Caſino, oder zu Daum, oder auf das Waſſerglacis beſtellt, um ſich da zu unterhalten, oder einander allerhand Verbindliches zu ſagen: ſo war damahls die Roſranogaſſe der

Ort, ſich einzufinden, um ſich ſo gut und ſo ſchnell als möglich — die Hälſe zu brechen.

Es war Mode, es war Ton, es war Manie, erſtens ſich alle Tage, ſich jede Stunde, jeden Augenblick wechſelſeitig dieſe Hälſe zu brechen, und zweytens, ſich alle Tage, jede Stunde, jeden Augenblick wechſelſeitig dieſe Hälſe in der Rofranogaſſe zu brechen.

Dieſe ſchöne Gymnaſtik rührte von den vielen Spaniern, Portugieſen und Niederländern her, die damahls in Wien lebten.

Wurde man gefragt: Wie hat Ihnen die geſtrige Oper gefallen? und man antwortete nicht plötzlich, oder verzog eine Miene, ſo erfolgte ſogleich eine Ausforderung. Um die und die Stunde. Die Beſtimmung des „Wo“ war überflüſſig; es verſtand ſich von ſelbſt, daß auf dem ganzen Erdenrund kein anderer Platz dazu geeignet ſey, als die Rofranogaſſe.

Rofranogaſſe war ein berüchtigter Klang. Jeder Wohlgeartete, jeder Friedliebende wich ihm aus.

„Metaſtaſio hieß eigentlich Trapaſſi“ — Was, was fällt Ihnen ein! Ich werde Sie lehren. Jetzt iſt es 4; um 5 Uhr duelliren wir uns.

Der Cornelius Nepos iſt verflucht langweilig, plauderte ſo im Gedanken ein Studentlein. Sein College hört das. Gleich fordert er den Ketzer heraus, und verſteht ſich in die Rofranogaſſe.

Es wird behauptet, der neue Hofzwerg ſey um einen halben Zoll gröſſer, als der penſionirte. Welche Beſchimpfung des ganzen Hofs, ruft Einer aus der Geſellſchaft aus. Augenblicklich folgen Sie mir; und augenblicklich brachen die Rauflustigen auf in die Rofranogaſſe.

„Wie befindet ſich Ihre Frau Gemahlinn?“ — Meine Frau Gemahlinn? Was geht Sie meine Gemahlinn an? Dieſen Abend, Punct 6 Uhr finden Sie Sich ein. Sie wiſſen wo. — „Um Vergebung, ich bin noch ein Fremder“ — Alſo mögen Sie wiſſen: in der Rofranogaſſe.

Ein alter Herr findet es heut verdammt kühl. Ein junger Menſch erklärt, es ſey eine Hitze zum Erſticken. Das iſt genug. Man wird ſich nicht vereinigen; man verlangt Genugthuung. Der Alte hinkt; man nimmt einen Fiaker, und fährt in die Rofranogaſſe. „Kutſcher ſpute dich!“

„Camerad, an dieſer Weſte haſt Du einen Knopf zu wenig angenäht.“ Der andere Schneidergeſelle wird ſogleich wüthend ob dieſer Beleidigung; nichts begreiflicher; der Erſte auch; auch nichts begreiflicher. Die Söhne der Nadel greifen zum Degen. Schnell das Werkbret verlaſſen, und hinaus in die Rofranogaſſe.

Zwey gute Freunde gähnen. Sie haben Langeweile. Sie ſpatzieren vor dem Burgthor auf und ab. Womit ſoll man die Zeit ausfüllen? Den Degen hat man ja an der Seite. Geſchwind da hinüber in die Rofranogaſſe.

Alles verſteht ſich, auf Leben und Tod. Schon die Zuſchauer würden einen lediglichen Schaukampf, ſo ein blindes, treckenes Scheinduell nicht dulden; die Secundanten noch weniger. Und deren gibt es immer in hinreichender Anzahl, Jedermann zu Dienſten zu ſeyn in der Rofranogaſſe.

Immer iſt auch müſſiges Volk da zugegen, das anhetzt, ſich in den Streit miſcht, in Gruppen, in Schaaren Parthey nimmt; in Maſſe ſich ſelbſt derb herum prügelt, wie colonnenweiſe und nach dem Tact.

Und das Alles einige Hundert Schritte gegenüber der Wohnung des Kaisers, im Angesicht der Hofburg.

Vielleicht nicht gar so arg, als hier erzählt; aber vielleicht doch gar so arg, als hier erzählt.

Führen wir zwey kleine Thatsachen an!

Ein fremder Gesandter fährt bey der Rofranogasse vorüber. Ein bekannter General springt auf den Wagen zu, reißt den Schlag auf, und will den Gesandten zwingen, sich mit ihm auf der Stelle zu schlagen. Wäre dieß unterblieben? Nein! Warum aber unterblieb es dennoch? Weil zufällig ein Hauptmann der Rumorwache da vorüber kam.

Zweytes Stückchen. Diese famöse Gasse vorbey lustwandelten drey Männer. Einer davon, sehr klein, sehr schwächlich, hält immer den Mund offen, und schnupft unaufhörlich Tabak. Einem Lehrjungen mißfällt das. Er fordert den kleinen Herrn heraus. Der kleine Herr lacht; seine zwey Begleiter lachen auch. Der Lehrjunge nimmt von einem der Zuschauer einen Degen zu leihen. Indem kommt ein Wachpiquet vorbey, es präsentirt vor dem kleinen Herrn. Die Leute erkennen ihn: es ist der Prinz Eugen. Der Schusterjunge so um seine Ehrensache gekommen, stößt sich selber den Degen durch den Leib.

Was will man mehr?

Freylich erging an Studenten, Handwerksbursche und dergleichen der Befehl, keine Waffen mehr zu tragen; freylich.

Hingegen jetzt! Jetzt pilgert man ganz unangefochten durch die Rofranogasse, durch das alte in das neue Lerchenfeld, wo man plötzlich um 20 Percent wohlfeiler lebt.

Noch vor 40, noch vor 80 Jahren sagte, schrieb und las man: „Roverani-Gasse.“ Falsch! Rofrano-Gasse

muß es heißen. Der Marchese Rofrano war der Eigenthümer des jetzt Auersperg'schen Palastes.

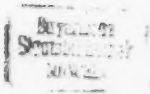
Sidney Smith.

Die Lesewelt wird sich noch an die Zeit erinnern, wo in allen europäischen Zeitungen eine eigene Rubrik etablirt war, mit der Überschrift: „Africanische Raubstaaten.“ Nicht minder ist dieser Raubstaaten förmlicher Handel mit weißen Sclaven bekannt. Dieses empörende Negoz einzustellen war lange einer der lebhaftesten Wünsche des Admirals Sidney Smith. Graf Carl Harrach, der Arzt, dieser unvergeßliche Menschenfreund, seelenverwandt mit dem edlen Grafen Leop. Berchtold, schloß sich mit Eifer diesem Plane an. Nach seiner Idee sollte sogar dahin gewirkt werden, den menschheitentehrenden Sclavenhandel überhaupt auszurotten. Sidney Smith, während des Congresses in Wien anwesend, ging vor der Hand darauf aus, die christlichen Sclaven in der Berberey loszukaufen. Die ersten Mittel dazu sollten durch ein Diner im Augarten herbeygeschafft werden. Es erfolgte eine ausdrückliche Einladung, in welcher es aber lautete, daß die eingegangene Summe zum Ankauf eines großen silbernen Leuchters für das heilige Grab in Jerusalem bestimmt sey; alsbald aber stellte sich der oben erwähnte Zweck heraus. Der Preis für das Diner war 3 Ducaten; der für den Ball 10 Gulden. Sidney Smith unterzeichnete zuerst. Alle Souverains, Minister, Generale traten bey. Der Kaiser von Österreich und der Kaiser von Rußland subscribirten Jeder mit Tausend Ducaten. Aus allen Classen des Publicums fanden sich Theilnehmer ein, und der Hoftraiteur Jahn machte dem

Unternehmer die billigſten Bedingungen. Das Diner kam alſo zu Stande und war völlig entſprechend. Alle Monarchen erſchienen bey der Tafel. Als dieſe beendigt war, fand ein ſonderbarer Auftritt Statt. Ein Kellner erſchien mit einem vergoldeten Teller, von jedem der Gäſte die 3 Ducaten einzuſammeln, wobey einige heitere Scenen erfolgten. Als der Ball begann, dem ſehr viele Bürgerliche beywohnten, entfernten ſich die meiſten der Machthaber. Sidney Smith triumphirte; die eingegangene Summe betrug mehrere 1000 Ducaten. Er hatte dem Congreß auch vorgeſchlagen, eine Seemacht zu etabliren, beſtimmt die »africaniſchen Raubſtaaten« zu vertilgen. Auch ward ſpäterhin erzählt, er habe auf ſein Anſuchen vom Papſt ein Breve erhalten, welches ihn berechtigte, eine »Sclaverey-Vertilgungs-Geſellſchaft« zu ſtiften. Gewiß hatte der philanthropiſche Graf Harrach weſentlichen Theil hieran. Vielleicht haben dieſe Ideen, Wünſche und Beſtrebungen beygetragen, jene gräßliche Rubrik allmählig verſchwinden zu machen. Sie waren wohl mitunter die Ausſaat zu den Früchten, die nun zu reifen beginnen. Faſt Augenzeugen ſind wir jetzt davon, wie wir es in der neueſten Periode, dieſer Weltgeſchichte im Kleinen, in unſrer an unerhörten Erſcheinungen ſo reichen Zeit, von ſo vielen großen Geſchicken der Menſchheit geweſen.

Bey dieſem Anlaß ſey uns geſtattet, der Schwägerinn Sidney Smiths, der Gemahlinn ſeines Bruders Spencer Smiths, engliſchen Miniſters, zu erwähnen, als der Tochter eines öſterreichiſchen Edelmanns, des Freyherrn v. Herbert-Ratkeal, Internuntius bey der Pforte. Dieſe hochgebildete, geiſtvolle und anmuthige Dame ſtarb vor wenigen Jahren zu Wien, den 21. October 1829, wohl in

nicht sehr glänzenden Umständen. Ihren Büchernachlaß fanden wir sehr unbedeutend. Von ihrem Gedichte in 3 Gesängen: **Derniers adieux à la mer**, welches sie 2 Jahre vor ihrem Tode in Wien hatte drucken lassen, fanden sich noch einige Exemplare vor. Constantia hatte poetischen Beruf; aber ihr strebender Geist, ihre schwunghafte Einbildungskraft fanden in einer äußerst schwächlichen Gesundheit bedauernswerthe Fesseln. Wie wahr dieß Erstere sey, davon gibt Lord Byron Zeugniß, der sie in Malta persönlich kennen gelernt. In seinen Briefen an seine Mutter rühmt er hoch ihr Talent; auch widmete er der Tochter unsers Herbert eines seiner wertvollsten Gedichte.



Inhaltsverzeichniſs.

Dritter Theil.

Wohnzimmer, die, des Herrn v. Gentz 1
„Mandl“, vom kothen 4
Zwey Mahl hingerichtet 10
Hofquartiere 13
Schottenkloſter, das, und Maria Stuart 14
Mozart und Schikaneder 21
Gewey 23
Klein-Kinder-Novellen 24
Grabenschau, neuere 29
Orden der Mäßigkeit 34
Magentapferkeit 35
Rebus im Schlafrock (Theaterzeitung) 37
Krato, der Leibarzt (Kleiderordnung) 39
Thereſia, Maria und die Gruft 47
Feuersbrunſt, arge 54
Carl VI. Erholungen 55
Criminal-Geſchichte, eine (Diebshiſtorie) 59
Ehepaar, merkwürdiges 63
Schalmey, der Herzog von (Sonderling) 65
Scharfrichterey 71
Grundbeſitz, ſeltſamer (De Ligne'ſ) 73
Chezy, Frau von 73
Neſtor, ein (1808) 77
Brief, merkwürdiger (Ludw. Phil. v. Orleans an Gentz) 78
Kannes Caffehhaus 80
Thierhetze, pompöſe 83
Caglioſtro und Saint-Germain 88
Treiben, weltlich, in den Kirchen 91
Thereſia und Joſeph 95
Tag, ein, in Wien, vor 400 Jahren 96
Klepperpoſt, die 107
Gewerbe, curiöſe (1779) 108
Gatterhölzel, das 109
Mehlgrube, auf der 110
Coremans 111
Sonnenfels der Vater 112
Verhängniß (die Tirna) 113
Fiakeriſches 115
Weidmann, des Comikers, Naivetät 117
Lanner 119
Local-Ausſtattung 119
Allerheiligen, zu 120
Masken-Phantaſterey (Todtenſchädel) 121
Autographe-Sammlungen, Statuß 127

Geiſt, ein 130
Bäder 132
Ahndung, grelle 132
Vergleichenthurrey (commercielle)134
Lenkey's Weingeſchäft 136
Siegel-Cabinet 137
Ballet 138
Stadt in der Stadt (Univerſität) 139
Commando, ein (Ligne und Reichſtadt) 140
Chelidonius 142
Wien, wann fertig? 142
Saint-Leu, der Herzog 143
Blumauerianer, ein alter 146
Luxus-Verdiage 147
Grabmähler-Schickſal 150
Tabak-Manie 151
Durchhäuſer 152
Enthuſiasmus (Landwehre) 153
Mahler, ein groſser (D. Gran) 154
Winckelmann 160
Wienerinn, eine, dem Helden (Eugen) 162
Vindobona's Wiege 168
Perle der Hofbibliothek (Servete) 170
Phorus 175
Bauten, zwey 176
Iſabey wieder reich 177
Belvedere, im (Eugen's Tod) 179
Cuſpinian 182
Conſumtionsliſte (1700) 191
Hengabelfutteral, ein 193
Wienfluſs, vom 195
Zimmerreiſe (Damberger) 197
Ribaldos 199
Gebethbuch, curiöſes (Laudon's) 200
Phydias (Donner) 204
Kraxſenwäldel, im 205
Tafel Herrn v. Greiners, an der 207
Theaterdirector, ein (Kotzebue) 214
Jakeſch 216.
Bernhard, zwey 217
Zug Thereſiens, erhabener (Seidt)219
Blank der Ermordete 220
Leſſing in Wien 224
Kutſcher-Characteriſtik 233
Volks-Plutarch, bey dem 236
Gebäude, Schemen alter 240
Thereſia, Maria und Voltaire 243
Riedel der Profeſſor 245
Augarten-Biſon, wieder eine 247
Duellanten-Rendezvous 252
Sidney Smith 256